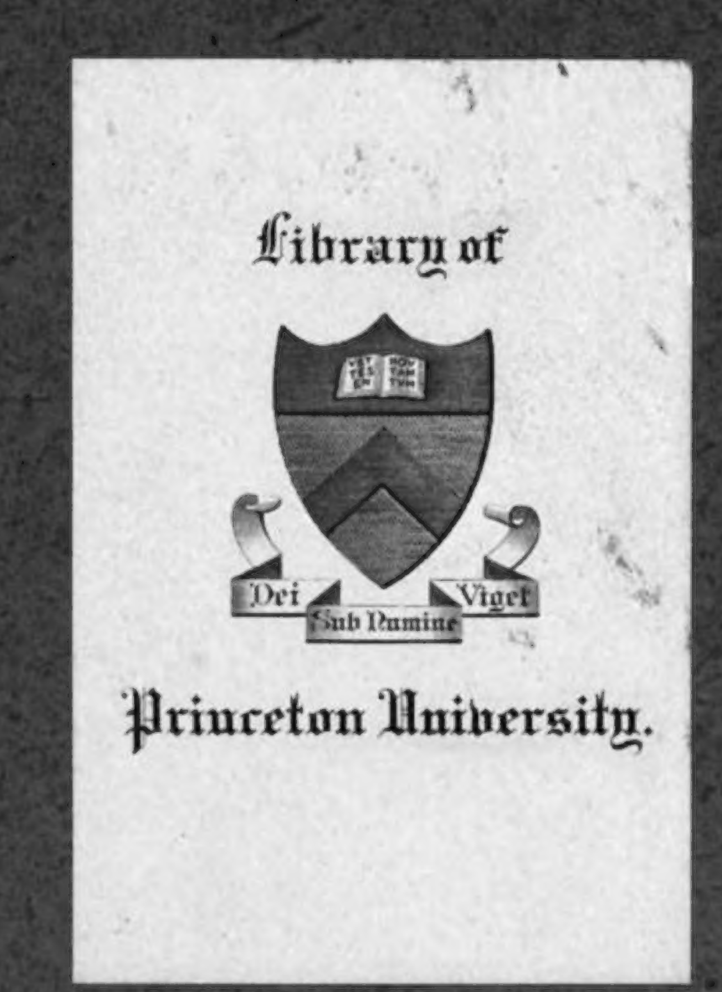
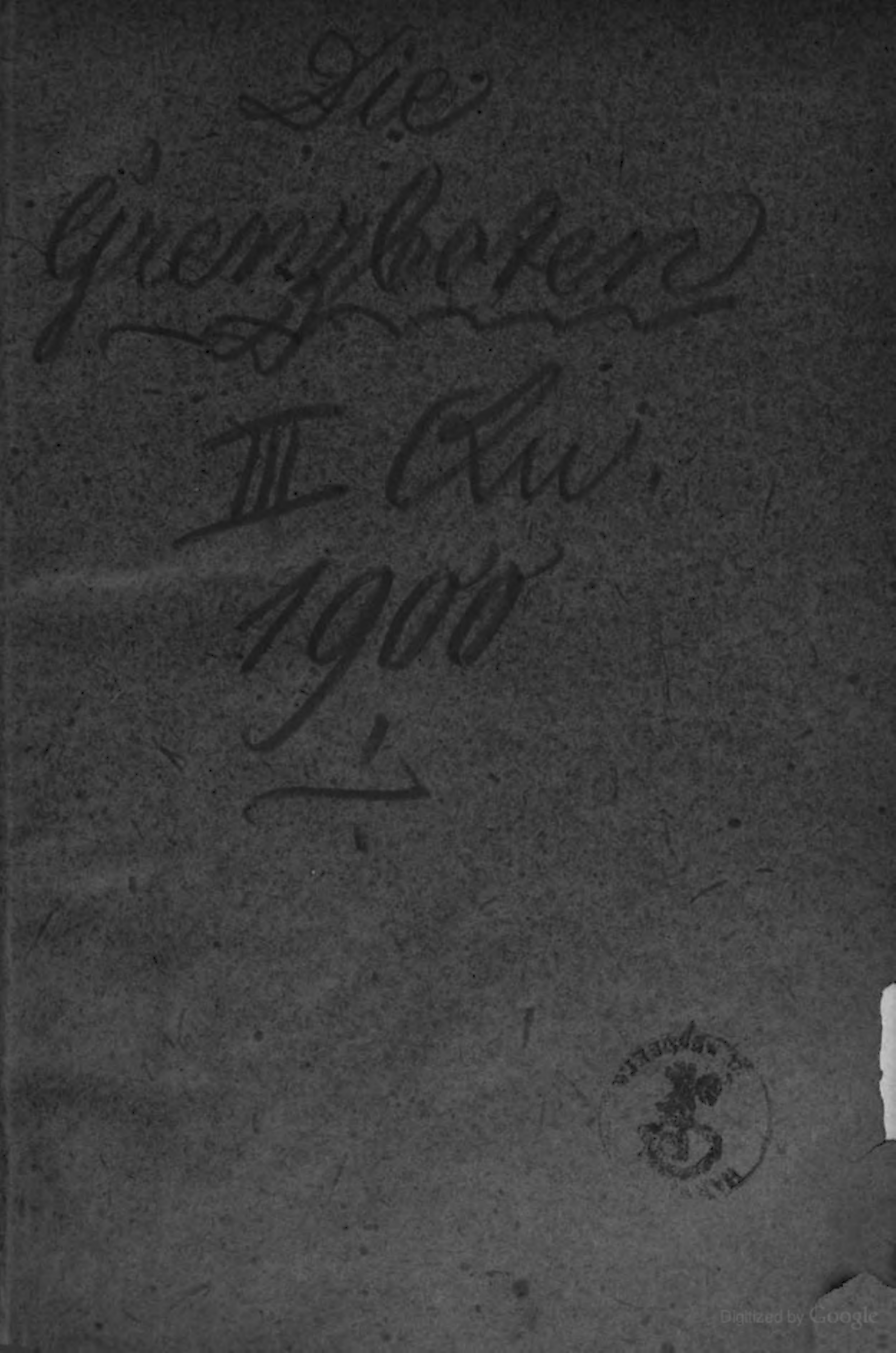
Die Grenzboten


Library of
Dei
Sub Numine
Viget
Princeton University.


Die
Grenzboten
III Qu.
1900

Die

Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Litteratur und Kunst



---

59. Jahrgang

Dritte Vierteljahr

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1900

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1900. Drittes Vierteljahr

Politik, Kolonialwesen, Heer und Marine, Geschichte

Zu dem Rücktritt des Kriegsministers General Gallifet. S. 6.
China. S. 49.
Militärische Randglossen zum Burenkriege. Von Carl von Bruchhausen. S. 65. 104.
Aus Nordschleswig. Von H. Petersen. S. 97.
England und Nordamerika. Von Th. Lenschau. S. 145.
Acht Jahre sächsisch-deutscher Politik. Von Otto Kaemmel. S. 157. 201.
Deutschtum oder Polentum. S. 193. 249. 302.
Die Zukunft der russischen Ostseeprovinzen und die Lösung der baltischen Frage. S. 241.
Katholische Inferiorität und ultramontane Parität. S. 312. 346. 396.
Plaudereien über deutsche Kolonien. Von Max Laenger. S. 353. 444. 486.
Philisterseelen. S. 415.
Vor hundert Jahren. Von Reinh. Günther. S. 433.
Die Retirade aus Peking. S. 481.
Pariser Briefe vom Jahre 1797. S. 529. 584.
Gegen den Strom. S. 577.

Volkswirtschaft, Rechtspflege, Unterrichtswesen

Landflucht und Kornzoll. S. 1.
Die preußischen Forstakademien. S. 55.
Opportunistische Rechtsprechung. Von W. Mannhardt. S. 114.
Die Wirkung der deutschen Arbeiterversicherung. S. 337.
Lebenshaltung und Arbeitsmaß. Von W. Mannhardt. S. 385.
Die Kohlennot. S. 621.

Litteratur und Kunst

Unsre Volksmärchen in Afrika. Von Robert Petsch. S. 127. 167.
Künstlermystik. S. 261.
Weiteres über Ibsen. Die Umsturzdramen. S. 360. Grüblerdramen. S. 492. 537. Schlußwort. S. 591.
Zolas letzte Romane. Von Ernst Groth. S. 404. 458.
Bisher ungedruckte Briefe. S. 452.
Die großen Kunstausstellungen in Berlin. Von Adolf Rosenberg. 1. S. 601.

Verschiednes

Haeckels Schwanengesang. S. 10.
Haarlem, eine Sommerfrische. S. 22. 75.
Mäusegeschichten. Eine kulturgeschichtliche Plauderei von Gustav Jordan. S. 31.
Haarrauch. Von Julius von Ramsloh. S. 120.
Italienische Volks- und Kirchenfeste. Von Hermann Ehrenberg. S. 173. 208.
Skizzen aus unserm heutigen Volksleben. Von Fritz Anders. Dritte Reihe: 7. Altruismus, d. i. die Lehre vom Mitmenschen. S. 219.
Eine Dienstreise nach dem Orient. Erinnerungen von Staatsminister Dr. Bosse. S. 270. 320. 373. 419. 466. 506. 548.
Aus dem kleinsten deutschen Lande. Von Karl Gußmann. S. 289.
Antikes und Altchristliches in Rom. Von Otto Kaemmel. S. 560. 612.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Vorbildung für den Verwaltungsdienst. S. 39. — Die zweijährige Dienstzeit. S. 40. — Felix Stieve. S. 43. — Ein christlicher Lehrer. S. 47. — Mein wunderlicher Freund. Barnum und Bailey in Leipzig. S. 86, Reisende Deutsche in Italien. S. 185, Sprachakademie. S. 280. — Der Stand der Landwirtschaft in England. S. 90. — Nochmals der Tuberkulosekongreß. S. 92. — Paris. S. 93. — Deutschland und China. S. 135. — Die Ergebnisse der Berliner Schulkonferenz. S. 138. — Röntgenstrahlen im Dienste des Wunderglaubens. S. 191. — Der Antipietist. S. 231. — Was leisten unsre höhern Töchterschulen? S. 235. — Wieder ein neuer Heiland. S. 239. — Der chinesische Krieg und die Sozialdemokratie. S. 285. — Wirtschaft und Politik. S. 328. —

Volkswirtschaftliche Schriften. S. 329. — Eine neue zukünftige thüringische Heilige. S. 333. — Über Reisekosten der Staatsbeamten. S. 379. — Chinesisches aus Schwaben. S. 383. — Die Rettung der Gesandtschaften in Peking. S. 430. — Englische Schulfrüchte. S. 478. — Was die Studenten lesen, drucken lassen und sonst noch treiben. S. 480. — „Bedientenseelen." S. 520. — Wie in Breslau der Staat für Arbeiterwohnungen sorgt. S. 522. — Was leisten unsre höhern Töchterschulen? S. 523. — Goethelitteratur. S. 525. — Schriften zur Sozialwissenschaft. S. 570. — Sozialistische Irrlehren. S. 571. — Friedrich der Große als Sammler. S. 574. — Die Kunst in Stuttgart. S. 575. — Kalewipoeg. S. 627.

Besprochne Bücher

(Die mit * bezeichneten Bücher sind in größern Aufsätzen behandelt worden)

Antipietist. S. 231.
Bach, M., Stuttgarter Kunst 1794 bis 1860. S. 575.
Bädeker, Paris. S. 93.
Baldamus und Gaebler, Sammlung historischer Schulwandkarten. S. 334.
Bang, S., Aus fünfundzwanzig Amtsjahren. S. 47.
Board of Agriculture. S. 90.
*Bölsche, W., Ernst Häckel, ein Lebensbild. S. 10.
Conrad, J., Grundriß zum Studium der politischen Ökonomie. S. 333.
Dem neuen Jahrhundert, Musenalmanach Berliner Studenten. S. 480.
Eulenburg, Fritz zu, Ostasien 1860 bis 1862. S. 141.
Fick, R., Auf Deutschlands hohen Schulen. S. 480.
Goethe, Eine Biographie in Bildnissen. S. 528.
*Haeckel, E., Die Welträtsel. S. 10.
Hahn, Ed., Die Wirtschaft der Welt am Ausgang des XIX. Jahrhunderts. S. 571.
Hart, Heinrich und Julius, Vom höchsten Wissen. S. 239.
*Hassel, O., Aus dem Leben des Königs Albert von Sachsen. S. 158.
Heitz, R., Neue Grundsätze der Volkswirtschaftslehre. S. 329.
Hellen, Ed. v. d., Italiens Volkswirtschaft. S. 331.
*Kaßner, R., Die Mystik, die Künstler und das Leben. S. 261.
Köhler, H., Sozialistische Irrlehren. S. 571.
*Laß und Zahn, Einrichtung und Wirkung der deutschen Arbeiterversicherung. S. 338.
Loczy, L. von, China im Welthandel. S. 141.
*Loofs, Fr., Anti-Haeckel. S. 10.
Löwe, F., Kalewipoeg. S. 628.
Mayr, Georg v., Die Pflicht im Wirtschaftsleben. S. 571.
Philippi, A., Die Kunst der Nachblüte in Italien und Spanien. S. 140.
Pilet, O., Ein Rückblick auf mein Leben. S. 332.
Riat, G., Paris, eine Geschichte seiner Kunstdenkmäler. S. 94.
Ruhstrat, E., Aus dem Lande der Mitte. S. 142.
Seidel, P., Kunstsammlung Friedrichs des Großen. S. 574.
Smith, A., Chinesische Charakterzüge. S. 142.
Statistik der Seeschiffahrt für das Jahr 1898. S. 142.
*Steiner, R., Haeckel und seine Gegner. S. 10.
Stieve, Felix, Abhandlungen, Vorträge und Reden. S. 44.
*Stumme, G., Märchen und Gedichte aus der Stadt Tripolis. S. 127.
Vilmar, Zum Verständnisse Goethes. S. 528.
Vogel, Th., Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion. S. 528.
Volkswirtschaft, die deutsche, am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts. S. 94.
Was die Berliner Studenten lesen. S. 480.
Weisengrün, P., Der Marxismus und das Wesen der sozialen Frage. S. 570.
Weltausstellung in Paris 1900. Amtlicher Katalog. S. 143.
Witkowski, G., Goethe. S. 528.
*Zola, Lourdes, Rom und Paris. S. 404. 458.



Landflucht und Kornzoll

Am 11. Juni hat sich der Vorstand der nationalliberalen Partei im Verein mit den nationalliberalen Fraktionen des Reichstags und des preußischen Abgeordnetenhauses in aller Form dem Verlangen des konservativ-klerikalen Agrariertums nach Erhöhung der landwirtschaftlichen Zölle angeschlossen. Es war das vorauszusehen. Die nationalliberale Partei — wohlverstanden: wie sie jetzt ist — kann ohne das Wohlwollen der Agrarier nicht mehr leben, jedenfalls nicht mehr wachsen. Sie ist wohl auch zur Zeit die Hauptrepräsentantin der unerfreulichen Nichtsalsparteitaktik, die der Kaiser in seiner Hamburger Flottenrede vom 18. Oktober vorigen Jahres so treffend gekennzeichnet hat. Man kann daraus den einzelnen Parteigenossen keinen allzu schweren Vorwurf machen. Unser Parteileben ist nun einmal an Haut und Knochen krank und morsch, und die Nationalliberalen sind dadurch vorläufig in eine besonders haltlose Lage geraten. Man braucht deshalb auch nicht einmal die Hoffnung aufzugeben, daß vielleicht doch noch aus den Mittelparteien heraus und um sie herum ein neues gesundes politisches Leben entstehn wird, wenn die Zeit erfüllt sein wird, die Not uns erst beten gelehrt haben wird, und politische Männer mit weitem Blick, klaren Zielen und festen Grundsätzen wieder an die Stelle der heutigen, wohl etwas blasierten und meinungslosen politischen Schachspieler getreten sein werden.

Aber sehr zu bedauern ist dieser neue Kapitulationsakt der Nationalliberalen vor dem Agrariertum im gegenwärtigen Augenblick trotzdem, denn es war wohl niemals dringender nötig als jetzt, den Rest von Widerstandskraft gegen den agrarischen Ansturm, der in der Regierung noch vorhanden ist, zu stützen. Es war nicht nötig und ist deshalb sehr bezeichnend, daß die Nationalliberalen am 11. Juni die im Flottenhandel von den Mehrheitsparteien dem Bundesrat abgerungne, so ziemlich selbstverständliche Zusage „nachdrücklicher Wahrung der Interessen der deutschen Landwirtschaft hinsichtlich des Schutzes

ihrer Erzeugnisse bei der Ausgestaltung des in Vorbereitung befindlichen Zolltarifs" im parteiagrarischen Sinne dadurch übertrumpften, daß sie schon jetzt, Mitte 1900, einen „höhern" Zollschutz für landwirtschaftliche Erzeugnisse von 1903 ab bewilligten. Sie haben sich damit zu Eideshelfern der agrarischen Strömung in der Regierung gemacht gegen die bisher von dem Agrariertum unabhängigen und deshalb von ihm so rücksichtslos angegriffnen Staatsmänner von der bekannten Gesinnung des Fürsten Hohenlohe. Das Bestreiten dieses Unterschieds hat keinen Sinn mehr, denn niemand glaubt es. Der Bund der Landwirte kann sich eines reinlichen Sieges über die Nationalliberalen rühmen. Er jedenfalls hat sich in dem vorangegangnen Kampfe nichts vergeben und sich durch keinen Friedensschluß gebunden. Er wird die nationalliberalen Hand- und Spanndienste schon auszunutzen, die Dienstpflichtigen aber wie unsichre Kantonisten unter der Fuchtel zu halten wissen.

Diese neue Rolle der Nationalliberalen auf dem politischen Brettl hat für den zu objektiver Beurteilung der Zeitläufte noch geneigten gebildeten Mann schon deshalb ein besondres Interesse, weil man wohl nun mit dem ganzen Aufwand advokatorischer Dialektik und auch Rabulisterei, über die die heute bei den Fahnen stehenden Nationalliberalen verfügen — sie haben sich bei den Debatten über die sogenannte Zuchthausvorlage, wo sie nach links ein Kompliment für angebracht hielten, darin sehr tüchtig erwiesen —, daran gehn wird, Gründe für die Getreidezollerhöhung von 1903 aufzutreiben und aufzubauschen, um so eifriger und lauter, je weniger sie wert sind, und je weniger man vielleicht selbst daran glaubt. Den Weg hat ihnen Graf Posadowsky, der aber ein überzeugter, waschechter Agrarier ist, in seiner großen Rede in der Reichstagssitzung vom 9. März gezeigt, in der er die Parole ausgab: Kornzoll gegen Landflucht. Am 11. Juni hat Herr Hammacher, wenn die Zeitungen recht berichten, diese Parole der nationalliberalen Wachtparade weitergegeben, und die Ober- und Unteroffiziere werden die Sache wohl erfaßt haben. Um das Abströmen der Arbeiterbevölkerung vom Lande, um namentlich die Verödung des Ostens mit seinem überwiegenden Großgrundbesitz und die Slawisierung zu verhindern, sollen wir, sagt man, durch höhere Getreidezölle — also künstlich auf Kosten der Nichtlandwirte — den landwirtschaftlichen Unternehmern ein höheres Einkommen, dem landwirtschaftlichen Grund und Boden eine höhere Rente garantieren. Die „Herren" sollen höhere Einnahmen haben, dann würden sie auch den „Knechten" höhere Löhne zahlen, und die Landflucht wäre am Ende.

Es ist klar, wie wunderhübsch es gerade für die Nationalliberalen ist, sagen zu können: Für die deutschen Arbeiter, und daß die Polen Ostelbien nicht wieder nehmen, bewilligen wir die höhern Kornzölle. Aber gerade weil es so wunderhübsch klingt und auf das liebe gebildete Publikum, das noch immer recht naiv gläubig den politischen Plaidoyers zuhört, einen besonders guten Eindruck machen wird, muß die Rabulisterei dieser Advokatenweisheit beizeiten niedrig gehängt werden. Es ist absolut falsch, daß die Erhöhung

des Getreidezolls von 1903 ab, die die Agrarier verlangen und die Nationalliberalen bewilligen wollen, irgendwie im Interesse der deutschen Arbeiter verlangt und bewilligt wird, und es ist völlig ausgeschlossen, daß jemand, der die Lage der Dinge nur einigermaßen kennt, hoffen kann, dadurch dem Abströmen der Arbeiter vom Lande in die Stadt und vom Osten nach dem Westen Einhalt zu thun. In jedem landwirtschaftlichen Verein von Ratzeburg bis Ratibor lacht man unter sich über die neue Parole, aber man hat natürlich nichts dagegen, wenn nur die Aussichten auf bessere Getreide- und Güterpreise dabei gewinnen.

Eins sollte doch jetzt endlich bei allen Diskussionen über die Getreidezölle als res judicata betrachtet werden, daß nämlich jede Erhöhung des Getreidezolls, ja schon jede Aussicht auf eine solche die Bodenpreise — noch viel sicherer als die Getreidepreise, die durch ein Fallen des Weltmarktpreises leicht mehr als um den Zoll gedrückt werden können — in die Höhe treibt. Auch auf die Erhöhung der Pachtpreise ist sichrer zu rechnen als auf die der Produktenpreise. Und wenn die Produktenpreise auch wirklich um den Betrag der Zollerhöhung steigen, so hat zwar der augenblickliche Inhaber des Betriebs, sei er Eigentümer oder Pächter, einen Vorteil, der Nachfolger, der einen entsprechend höhern Kauf- oder Übernahmepreis oder Pachtpreis zu zahlen hat, schon nicht mehr. Dabei hängt die drohende Wiederherabsetzung des Zolls, wie Professor Conrad treffend sagt, als Damoklesschwert über ihm. Sie bedeutet für ihn eine „Kapitalkonfiskation,“ wie die Erhöhung vor der Einführung des Zolls für den Vorbesitzer eine „Kapitalschenkung“ bedeutet hatte. In seiner neusten Äußerung zur Sache*) läßt sich Conrad noch weiter folgendermaßen aus: „Die Hoffnung auf die Wirkung der Zölle hat die Landwirte fast anderthalb Jahrzehnte, von 1880 bis 1895, veranlaßt, zu hohe Pacht, zu hohe Kaufpreise zu bieten. Beide sind dadurch in der unnatürlichen Höhe erhalten, auf die sie durch die hohen Getreidepreise Anfang der siebziger Jahre hinaufgeschraubt waren. Da nun allgemein zugestanden wird, daß eine Hauptursache der neuern Agrarkrisis auf die übertrieben hohen Preise des Grundwerts wie der Pacht zurückzuführen ist, so muß man sagen, daß die Gesundung der Verhältnisse wesentlich durch die Getreidezölle zurückgehalten ist.“ Wir können auf Grund zuverlässiger Belehrung aus dem Kreise der ostelbischen Landwirte, Grundbuchrichter und dergleichen heraus dem hinzufügen, daß seit zwei bis drei Jahren die Aussicht auf höhere Zölle die Güterpreise im Osten schon wieder unverständig in die Höhe treibt und die Schuldenmacherei bei Ritter- wie Bauerngutsbesitzern bedenklich steigert. Dazu wird der Gedanke, durch hohe Bruttoerträge, mögen sie auch durch ganz unverständige Betriebskosten erkauft werden müssen, hohe Kapitalgewinne erzwingen zu können, mehr und mehr zur fixen Idee. Die Meliorationsschulden erhöhen so das Mißverhältnis der Besitzschulden zu den natürlichen Reinerträgen bis zur Unerträg-

*) Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 2. Auflage, Artikel Getreidezölle.

lichkeit. Das Verständnis für die Notwendigkeit gehöriger Kapitalabschreibungen, wenn die Wirtschaft wieder auf einen grünen Zweig kommen soll, ist der Masse unsrer Landwirte dank der parteiagrarischen Agitation wieder vollständig verloren gegangen. Der Haupttrumpf ist eben wieder: „Die unvernünftigen, unnatürlich in die Höhe geschraubten Bodenpreise müssen erhalten, müssen noch gesteigert werden!"

Und damit behauptet man nun der ländlichen Arbeiterbevölkerung helfen, der Landflucht steuern zu wollen? Da wird es einem doch wahrhaftig schwer, ohne den Beweis gröblicher Unkenntnis noch bona fides zuzubilligen. Was man vielleicht damit erreichen kann, ist doch nur eine neue, in die vielen Millionen gehende Kapitalschenkung an die heutigen Grundbesitzer, d. h. die trotz der Schulden immer noch wohlhabende Unternehmerklasse auf dem Lande, im Parteiinteresse, im Interesse der politischen und der klerikalen Reaktion, wobei dann wohl einige hundert Wahlstimmen nebenher auch für nationalliberale Männer abbröckeln können. Die überzeugten politischen und klerikalen Reaktionäre halten die Reaktion natürlich für förderlich für das Gesamtwohl, und es sei uns ferne, ihnen aus ihrer Überzeugung einen Vorwurf zu machen. Aber wie viele unter dem großen Haufen, der hinter ihnen steht, pfeifen nicht auf das Gesamtwohl und auf die politische und die klerikale Reaktion, die ihm dienen soll! Sie suchen nur das ihre, so gut sie auch die gemeinnützigen Schlagworte nachgerade auswendig wissen.

Es ist klar, daß nichts einer wirksamen Bekämpfung der Landflucht hinderlicher ist, als übermäßig hohe und künstlich noch weiter gesteigerte Bodenpreise und eine unverständige, zu kostspielige und deshalb unrentable Betriebsintensität. Das vergeudete Anlagekapital soll natürlich möglichst verzinst werden, und soweit es geborgt ist, muß es nolens volens verzinst werden. Schon dadurch wird das Verlangen nach billigen Arbeitskräften das eigentliche A und O unsrer Landwirte, wenn sie offen sprechen. Sie denken gar nicht daran, höhere Löhne anlegen zu wollen, wenn der Getreidezoll verdoppelt und die Industrie und das städische Gewerbe gelähmt werden, sondern sie wollen dann mehr Arbeiter zu niedrigerm Lohn als jetzt jederzeit zur Verfügung und womöglich an die Scholle — d. h. die des „Herrn" — gefesselt haben. Thatsächlich sind auch die landwirtschaftlichen Löhne schon vielfach recht hoch, teilweise zu hoch, zumal wenn man den Naturallohn gehörig veranschlagt, der bei den sinkenden Produktenpreisen erfreulicherweise mehr in Anwendung gekommen ist, bei steigenden aber leider wieder schnell abnimmt. Die Lohnhöhe an sich ists überhaupt nicht, was die Leute vom Lande vertreibt, auch nicht die Differenz zwischen dem ländlichen und städtischen Geldlohn. Es ist — und das sollte doch eigentlich gar nicht mehr gesagt zu werden brauchen — in der Hauptsache die sonstige soziale Lage der Landarbeiter, was die Landflucht verschuldet. Gott sei Dank, daß man das „oben" jetzt wenigstens soweit einsieht, daß man energisch mit der innern Kolonisation im Osten vorgeht; zum Gotterbarmen aber ist es, daß man sich noch immer stockblind dagegen stellt, daß die übertriebnen Bodenpreise

in den Bezirken des ostelbischen Großbetriebs — auch des großbäuerlichen — den rechten Erfolg der Kolonisation ungeheuer erschweren und immer wieder in Frage stellen müssen, obgleich das doch jeder einsehen muß, der die vier Spezies kennt.

Aber wenn man schon annimmt, daß die landwirtschaftlichen Unternehmer, denen man durch den höhern Zoll die Kapitalschenkung zuzuwenden entschlossen ist, nach der Zollerhöhung die materielle Lage der Arbeiter auf dem Lande viel günstiger gestalten könnten, wenn sie wollten, so heißt es doch die Erfahrungen von Menschenaltern unterschlagen, wenn man den angeblich verfolgten großen politischen und sozialen Zweck so völlig dem guten oder bösen Willen der Unternehmerschaft preisgiebt, wie man das hier zumal in den preußischen Ostprovinzen zu thun sich anschickt. Halten die Herren Nationalliberalen es jetzt für nötig und zulässig, den landwirtschaftlichen Unternehmern die Betriebseinnahmen auf Kosten der Nichtlandwirte zu erhöhen, damit die Arbeitslöhne auf dem Lande erhöht werden, so wird man von ihnen erwarten müssen, daß sie nun auch auf staatliche Garantien für die Erfüllung dieses Zwecks dringen. Will der Staat sich nicht zu einer reglementarischen Festsetzung des Anteils der Unternehmer einerseits und der Arbeiter andrerseits an den Betriebserträgnissen verstehn, so wird er sich doch wohl dem Verlangen nicht länger widersetzen können, auch den landwirtschaftlichen Arbeitern in Preußen die Rechte einzuräumen, die den industriellen schon zum Zweck der Erkämpfung besserer Arbeitsbedingungen zustehn, d. h. vor allem das Koalitionsrecht; ja er würde in diesem Fall billigerweise auch für die schleunige Durchführung einer wirksamen, kräftigen Koalition der ländlichen Arbeiter Sorge tragen müssen. Vielleicht begeistern sich die Nationalliberalen mit dem Zentrum und den Demokraten aller Schattierungen demnächst für diesen Gedanken und sorgen dafür, daß dem Staat auch die Machtmittel gegen den Mißbrauch der ländlichen Koalitionsfreiheit vorenthalten werden. Konsequent wäre es ja, aber zum heillosesten Unfug würde es trotzdem führen, und schließlich wohl zur totalen Polonisierung und Klerikalisierung der preußischen Ostprovinzen als Rettung aus der Not. Der übertriebne und gedankenlose Protektionismus zeitigt eben auch hier die allerschönsten sozialistischen Früchte, nicht nur in der Form des viel beschrieenen Antrags Kanitz. Mit dem allergrößten Nachdruck müssen wir davor warnen, die Bekämpfung der Landflucht als Trumpf für die Erhöhung der Agrarzölle auszuspielen. Viele sozialistische Stimmen wird die Regierung wohl nicht dadurch gewinnen, wohl aber dem Eindringen der sozialdemokratischen Agitation in die Landarbeitermassen den wirksamsten Vorschub leisten.

Die unnatürliche Höhe des Bodenpreises, die unsre seit langer Zeit den kapitalistischen und Unternehmerinteressen ausschließlich dienende Agrarpolitik mit herbeigeführt hat und nun erhalten will, und der Intensitätskoller, der der lieben heimatlichen Erde unnatürliche Erträge abzwingen möchte, sie müssen zur Verödung des Landlebens und des Landes führen, sie müssen auf dem Lande dem heranwachsenden Geschlecht das Heimatsgefühl immer mehr rauben,

den Boden ihm fremd machen. Eine weise Politik sollte die Zeichen der Zeit verstehn und ihnen folgen. Die Zeit steht unter dem Zeichen des Rückgangs der Bodenwerte nach übermäßigem Aufstieg. Das ist die Konstellation, die die innere Kolonisation braucht. Sie künstlich, gewaltsam zu stören und doch kolonisieren zu wollen, ist die verkehrte Welt, das Gegenteil von konservativer Politik. β



Zu dem Rücktritt des Kriegsministers General Gallifet

Wer die politische und die militärische Geschichte Frankreichs während der letzten neunundzwanzig Jahre mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt hat, kennt den häufigen Wechsel, den in dieser Zeit die Ministerien und ganz besonders das Kriegsministerium zu erleiden hatten. Beinahe unglaublich erscheint es im Vergleich zu den andern europäischen Großmächten, daß seit dem 4. September 1870, wo General Le Flô nach dem Sturz des Kaiserreichs das Portefeuille des Kriegs übernahm, am 29. Mai dieses Jahres der einunddreißigste Kriegsminister das mehr dornenvolle als ehrenvolle Amt angetreten hat. Charakteristisch für die ungesunden politischen Verhältnisse, in denen Frankreich seit nahezu dreißig Jahren lebt, ist es, daß jeder dieser Ministerwechsel mehr oder weniger einen Wechsel oder doch eine Schwankung in der innern Politik bedeutet, und vor allem, daß die Stellung des Kriegsministers, also eines Ministers, der ein ganz bestimmtes Ressort verwaltet, der an der Spitze des Heeres steht, das verfassungsgemäß nichts mit der Politik zu thun haben soll, und dessen Wirksamkeit als oberste Kommando- und Verwaltungsbehörde nur ersprießlich sein kann bei einer gewissen Stabilität, daß diese Stellung trotzdem vollständig abhängig ist von der politischen Strömung und von den Kammermajoritäten. Dieser Mißstand, der sich nicht allein in der Armee selbst, sondern in weiten Kreisen urteilsfähiger Männer Frankreichs seit langem fühlbar macht, hat bisher trotz vielfacher Bemühungen nicht beseitigt werden können, und es wird bei der jetzigen Regierungsform auch schwer halten, Wandel zu schaffen, so dringend wünschenswert, ja notwendig es auch im Interesse der Armee und somit des Vaterlands erscheint.

Wenn jeder Wechsel im Kriegsministerium mehr oder weniger als eine Gefahr für das Heer, für dessen festes Gefüge, für dessen planmäßiges Streben, für die Aufrechterhaltung der Disziplin und somit für die Kriegstüchtigkeit zu betrachten war, so wird von einsichtsvollen Franzosen kein Abgang eines Kriegsministers so sehr beklagt als der jüngste des Generals Gallifet. In ihm durfte man glauben, endlich den richtigen Mann am rechten Platze zu

haben: er war unbestritten ein ausgezeichneter Soldat, der in Mexiko sowohl als im Kriege gegen Deutschland reiche Lorbeeren geerntet hatte, ein Mann, der es verstand, der Volksvertretung sowohl wie den Spitzen der Armee gegenüber seine Stellung und seine Autorität durch Energie, Gerechtigkeit und vornehmes Wesen zu wahren, und der vor allem das Prinzip mit größter Energie verfolgte, die Politik aus den Reihen der Armee fern zu halten. Daß er nebenbei und trotz schwacher Gesundheit von unermüdlicher Thätigkeit war und von dem Bestreben erfüllt, an die Organisation der Armee die bessernde Hand zu legen, das beweist die große Zahl von Verordnungen und Gesetzen, die in den elf Monaten seiner Amtsführung veröffentlicht wurden. Er wollte aus dem französischen Heere, das mehr und mehr zu einem von politischen und zwar demokratischen Strömungen und von Kammermajoritäten abhängigen Volksheere geworden war, wieder eine Armee machen, auf die die Politik keinen Einfluß ausübt, aus der die sich in den letzten Jahren vielfach breitmachende Protektion und die sich zeigende Verderbtheit verbannt würden, und an deren Spitze, weil kein Kriegsherr da ist, wenigstens ein Kriegsminister stünde, der nur Soldat und nicht politischer Parteimann sei. Er hat mit eiserner Energie versucht, diesen Grundsätzen in den Reihen der Armee Geltung zu verschaffen, er hat es gewagt, populäre Generale aus den ersten Stellungen zu entfernen, er hat die „Affaire“ Dreyfus als für die Armee „abgeschlossen“ erklärt, er hat den Spionagedienst aus dem Generalstab weggefegt und hat sich redlich bestrebt, die Machtvollkommenheit des an der Spitze der Armee stehenden Ministers so zu erweitern und zu festigen, daß wenigstens in annähernder Weise die für alle so notwendige Autorität eines Kriegsherrn geschaffen wurde. Nach elfmonatiger Thätigkeit hat aber auch er sich überzeugen müssen, daß alle Mühe vergeblich ist, und daß die demokratische Organisation der französischen Republik nicht vereinbar ist mit der Schaffung eines stehenden Heeres, das von politischen Strömungen unbeeinflußt bleibt.

Diese Gefahr wird in Frankreich selbst, namentlich in der Armee, wohl empfunden, aber die Angst, daß ein thatkräftiger General als Kriegsminister einmal eine größere Gewalt an sich reißen, wohl gar Staatsstreichgelüste bethätigen könnte, verhindert, wenigstens zur Zeit noch, jede Bemühung, gesundere Verhältnisse zu schaffen. Ein Wandel könnte, unsrer Überzeugung nach, nur eintreten nach einem Kriege oder einer Staatsumwälzung. An einem zu diesem letzten Schritte geeigneten Manne scheint es aber in Frankreich zu fehlen, und so werden sich die jetzigen Zustände zum Schaden für die militärische und politische Stellung des Landes wohl noch eine Zeit lang erhalten. Jeder neue Kriegsminister verfolgt mehr oder weniger neue Grundsätze und hat meist nichts Eiligeres und nichts Nötigeres zu thun, als die von seinem Vorgänger erlassenen Verordnungen und Bestimmungen aufzuheben oder doch abzuändern. Kaum glaublich erscheint es, daß Minister André schon in den ersten Tagen seiner Amtsführung die wohlüberlegte und sehr richtige Verfügung seines Vorgängers, die den Offizieren das Tragen von Zivilkleidung verbot

oder doch wesentlich einschränkte, wieder rückgängig machte. General Gallifet hatte das sehr richtige Gefühl, daß das stete Tragen von Zivilkleidung ein Mißstand sei, geeignet, das Ansehen der Uniform herabzusetzen und zugleich den Offizieren das Bewußtsein zu rauben, daß man auch außer Dienst Soldat und Offizier sei und sich demgemäß zu verhalten habe. Auch in disziplineller Hinsicht erkannte es General Gallifet für wesentlich, daß der Offizier auch außer Dienst Uniform trage. Wie sehr es die Autorität des obersten Chefs der Armee schädigen muß, wenn eine derartige Verfügung sofort durch den Nachfolger wieder aufgehoben wird, liegt auf der Hand.

Besonders verhängnisvoll und schädigend erscheint die Sitte, daß mit dem Minister in der Regel auch ein umfassender Wechsel innerhalb der zahlreichen Offiziere des Kriegsministeriums eintritt; auch der Chef des Generalstabs wurde in den meisten Fällen durch eine andre Persönlichkeit ersetzt. Im vorliegenden Falle hat augenblicklich schon ein Wechsel des Chef du cabinet stattgefunden (Oberst Percin an Stelle des Generals Davignon), und von den sechzehn(!) Ordonnanzoffizieren sind nur sechs in ihrer Stellung geblieben. Ob die Stellen der beiden Souschefs du Cabinet ebenfalls neu besetzt werden, ist noch nicht bekannt.

Um einen Beweis von der überaus großen Thätigkeit des Generals Gallifet in den elf Monaten seines Ministeriums zu liefern, wollen wir nur einige der wichtigsten von ihm erlassenen Verordnungen erwähnen:

1. Dekret vom 29. Juli 1899, das die Zentraladministration des Kriegsministeriums reorganisierte. Das Ministerium besteht demnach aus zehn Direktoren, neun Subdirektoren, zwölf Bureauchefs, fünfzig Souschefs, drei Oberbeamten zu besondrer Verwendung und dreihunderteinundachtzig Unterbeamten.

2. Dekret vom 24. Oktober 1899, das die Organisation des obersten Kriegsrats (Conseil supérieur de la guerre) abänderte. Dieses Dekret ordnet gegen die bisherigen Bestimmungen an, daß der oberste Kriegsrat in Zukunft zu bestehn hat aus dem Kriegsminister als Präses, dem Chef des Generalstabs als Berichterstatter und aus den Generalen, die für den Krieg als Armeekommandanten in Aussicht genommen sind. Diese letzten sollen in Friedenszeiten entweder an der Spitze eines Armeekorps oder eines Militärgouvernements stehn; nur ein als Vizepräsident bestimmter General soll seinen Wohnsitz in Paris haben, damit er immer zur Verfügung des Ministers ist. Dieser oberste Kriegsrat hat gegenwärtig außer dem Minister als Präsidenten neun Mitglieder mit dem Vizepräsidenten General Jamont (dem in Aussicht genommnen Generalissimus), dem Chef des Generalstabs und seinem Souschef als Sekretär.

3. Dekret vom 6. September 1899, das die Abgrenzung des 7. und des 20. Armeekorps neu regelt.

4. Dekret vom 29. September 1899, das sich auf die Vorschläge zur Beförderung der Generale und der Obersten sowie für die Ehrenlegion bezieht.

Diese Verordnung war von besondrer Wichtigkeit, weil sie den persönlichen Einfluß und die Machtvollkommenheit des Ministers außerordentlich erweiterte. Bisher lagen die Vorschläge zur Beförderung in die obersten Stellen der Armee lediglich in der Hand der Klassifizierungskommission und des obersten Kriegsrats. Die betreffenden Vorschlagslisten wurden im Journal officiel veröffentlicht, und die Regierung war moralisch gezwungen, diesen Vorschlägen zu entsprechen. „Dies bedeutete, sagt Gallifet in seinem an den Präsidenten der Republik gerichteten Bericht, für die Regierung die vollständige Verzichtleistung auf ihre Rechte. . . . Die Regierung und der Kriegsminister sind nichts; die commission supérieure du classement ist alles. . . . Jeder Kriegsminister, der das bestimmte Bewußtsein seiner Pflicht und seiner Verantwortlichkeit hat, muß es ablehnen, seine Funktionen unter einem solchen Zustand der Machtlosigkeit zu erfüllen." Aus diesem Grunde erbat Minister Gallifet vom Präsidenten die Genehmigung eines Dekrets, wonach der Minister allein zu entscheiden habe, welche Beförderungsvorschläge zu den höchsten Kommandostellen dem Präsidenten der Republik zur Unterzeichnung vorzulegen seien.

5. Dekret vom 26. Oktober 1899 über die Neuorganisation des Generalstabsdienstes.

6. Dekret vom 15. Februar 1900 über denselben Gegenstand und die sich darauf beziehende Instruktion vom 20. Februar.

7. Dekret vom 29. März 1900, das die Verwendung der Artillerie im Felde regelt. (Es bezieht sich auf die neuen Schnellfeuergeschütze.)

8. Dekret vom 19. April 1900 über die Einführung von Meldereitern.

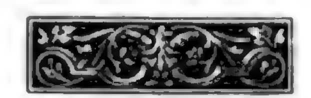
9. Dekret vom 3. Mai 1900, das den Verkauf aller alkoholhaltigen Getränke in sämtlichen Kantinen verbietet.

Wie notwendig es war, gewissen Übelständen, die im Ministerium sowohl wie im Generalstab eingerissen waren, entgegen zu treten, beweist eine Verfügung, die sich General Gallifet veranlaßt fand am 8. August des vorigen Jahres zu erlassen, und die folgendermaßen lautet: „Die bestimmten Vorschriften des ministeriellen Rundschreibens vom 3. März 1893, die es den Militärpersonen unbedingt untersagen, sich beim Minister durch solche Personen empfehlen zu lassen, die der Armee fernstehn, werden sehr ungenügend beobachtet. Der Minister ist fest entschlossen, allen Gesuchen und Empfehlungen keine Rechnung zu tragen, die ihm anders als auf dem Instanzenwege zukommen, und die Militärpersonen streng zu bestrafen, die diesen Vorschriften zuwiderhandeln."

Diese Veröffentlichung des Ministers Gallifet „spricht Bände." Man wußte ja immer, daß das Protektions- und Empfehlungswesen — namentlich durch Deputierte — eine große Rolle im französischen Kriegsministerium spiele; wie arg muß es aber betrieben worden sein, wenn sich der Minister zu einer solchen „Notifikation" im Journal officiel genötigt sieht!

Ob nun Gallifets Nachfolger dessen Grundsätzen treu bleiben oder das in den letzten elf Monaten errichtete Gebäude wieder mehr oder weniger über den

Haufen werfen wird, das wird die nächste Zukunft lehren. Bis jetzt weiß man nicht viel von General André. Sehr zu seinen Gunsten spricht vom militärischen Standpunkt aus, daß er als Kommandant der in Paris garnisonierenden 10. Infanteriedivision das Einschleppen und den Verkauf aller politischen Zeitungen in den Kasernen verboten hat; andrerseits macht aber die oben erwähnte sofortige Aufhebung des Verbots seines Vorgängers, Zivilkleidung zu tragen, keinen allzugünstigen Eindruck. Wir glauben, daß sich Minister André ebensowenig lange im Besitz des Portefeuilles halten wird wie seine Vorgänger, weil man in Frankreich noch nicht weiß, was man eigentlich von einem Kriegsminister verlangen soll. Die verschiednen politischen Parteien und die Kammern verlangen, daß er ein Parteimann, d. h. ihr Parteimann sei, während die urteilsfähigen Glieder der Armee verlangen, daß an ihrer Spitze ein Soldat stehe und kein Politiker. v. W.



Haeckels Schwanengesang*)



er berühmte Vollender des Darwinismus gedenkt mit diesem Buche seine „Studien auf dem Gebiete der monistischen Weltanschauung abzuschließen"; er fühlt sich ganz als ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts und will mit dessen Ende einen Strich unter seine Lebensarbeit machen. Das ist insofern klug, als das zwanzigste Jahrhundert vom Darwinismus nichts mehr wird wissen wollen, ja heute schon nichts mehr davon wissen will. Der Botaniker Reinke sagt in seiner bei der Jahrhundertfeier der Kieler Universität gehaltnen Rede, die Deszendenz halte er zwar, als eine freilich nicht bewiesene aber unentbehrliche Hypothese, noch fest, die Selektion aber gebe er vollständig preis, und er zitiert folgenden Ausspruch von H. Driesch aus dem Biologischen Zentralblatt von 1896: „Der Darwinismus gehört der Geschichte an wie das andre Kuriosum unsers Jahrhunderts, die Hegelsche Philosophie; beide sind Variationen über das Thema, wie man eine ganze Generation an der Nase führt, und nicht gerade geeignet,

*) Die Welträtsel. Gemeinverständliche Studien über monistische Philosophie von Ernst Haeckel, Dr. phil., Dr. med., Dr. jur., Dr. scient., Professor an der Universität Jena. Vierte, unveränderte Auflage (8. bis 10. Tausend). Bonn, Emil Strauß, 1900. — Ernst Haeckel, ein Lebensbild von Wilhelm Bölsche. Dresden und Leipzig, Carl Reißner, 1900. — Haeckel und seine Gegner von Dr. Rudolf Steiner. Minden i. W., J. C. C. Brun, 1900. — Anti-Haeckel, eine Replik nebst Beilagen von Dr. Friedrich Loofs, Professor der Kirchengeschichte in Halle a. S. Dritte, ergänzte und mehrfach veränderte Auflage. Halle a. S., Max Niemeyer, 1900.

unser scheidendes Säkulum in den Augen späterer Geschlechter besonders zu heben.“ Unter allen Büchern, mit denen die Darwinianer ihre Unwissenschaftlichkeit bloßgestellt haben, ist nun, soweit wir sie kennen, dieses das schlimmste; wäre Schadenfreude unser vorherrschender Charakterzug, so würden wir über diesen Schlag jubeln, von dem sich der zu Tode getroffne Phantasus der Affenliebhaber nicht mehr erholen wird; so aber müssen wir gestehn, daß die Lektüre der „Welträtsel“ einen äußerst peinlichen Eindruck auf uns gemacht hat: wir bedauern den Mann, von dessen liebenswürdigem Wesen und unermüdlicher, aufopfernder Forscherthätigkeit sein begeisterter Apostel Bölsche eine so anziehende Schilderung entworfen hat, wir bedauern auch die Hochschule, als deren Stern der vierfache Doktor gilt, und wir schämen uns für beide. Diese „Studien“ sind keine Studien, sondern zur einen Hälfte eine Zusammenstellung der längst bekannten biologischen und philosophischen Ansichten Haeckels, zur andern eine Schmähschrift auf das Christentum und auf die Philosophie. Wir können bei dieser Gelegenheit nicht alles wiederholen, was wir seit zwölf Jahren in unsern kritischen Betrachtungen über Materialismus, Atheismus und Darwinismus in den Grenzboten gesagt haben, und müssen uns darauf beschränken, nur die Hauptpunkte noch einmal hervorzuheben.

Haeckel und Bölsche thun so, wie wenn ihre materialistische Entwicklungstheorie ein neues Evangelium wäre, dem Haeckel unter schweren Kämpfen gegen die von theologischem Aberglauben beherrschte Welt zum Siege verholfen hätte, sodaß jetzt der Aberglaube tot und das Evangelium von allen Vertretern der Wissenschaft bis auf einige unrühmliche Ausnahmen als alleinige und ausschließliche Wahrheit anerkannt wäre. Die Sache verhält sich aber bekanntlich gerade umgekehrt. Der materialistische Atheismus ist so alt wie die Philosophie. In der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts war die ganze litterarische Welt, die doch bei wissenschaftlichen Fragen allein in Betracht kommt, atheistisch, und wenn auch der mit dem Christentum kokettierende spiritualistische Atheismus Hegels eine nicht unbedeutende Partei hatte, war doch der materialistische beliebter beim Bildungsphilister, dessen ganze Philosophie in dem Stolz darauf bestand, daß man im neunzehnten Jahrhundert „nicht mehr so dumm sei, so etwas zu glauben.“ Das wußten die Popularisierer und die Zeitungsredakteure, und deshalb bekam das Publikum keine Ahnung davon, daß es hochgebildete und grundgelehrte Leute gebe, die „so etwas“ noch glaubten. Atheisten müssen natürlich annehmen, daß sich die Welt auf mechanische Weise aus Atomen entwickelt habe, wie sie es denn von Demokrit und Lukrez an wirklich immer geglaubt haben. Wie man sich diese Entwicklung im einzelnen denkt, darauf kommt nichts an. Ich habe als Knabe 1848 oder 1849 in einer alten Naturgeschichte — sollte es nicht die von Buffon gewesen sein? — gelesen, wie sich das Schaf durch Anpassung an die Lebensbedingungen der Wüste zum Kamel entwickelt habe. An den Thatsachen der Anpassung und Vererbung hat ohnehin nie jemand gezweifelt, und so bleibt als Leistung Darwins (neben der Leugnung der festen Arten) nur die artenbildende Selektion durch den Kampf ums Dasein

übrig, die von den heutigen Naturforschern längst wieder aufgegeben ist. Als aber Haeckel in Deutschland verkündigte, daß nun endlich durch Darwin der wissenschaftliche Beweis für das erbracht sei, was man längst glaubte, wurde diese Botschaft mit allgemeinem Jubel aufgenommen und mit betäubendem Lärm als ein Dogma verkündet, dem sich bei Strafe des Ausschlusses von der Gemeinschaft der Gebildeten männiglich zu unterwerfen habe. Nur eben die wirklichen Gelehrten, die Fachmänner, widersprachen oder erhoben Bedenken. Aber davon haben die Leser des Berliner Tageblatts, der Neuen Freien Presse, der Kölnischen Zeitung und sogar viel weiter rechts stehender Blätter nichts erfahren. Ich war ganz erstaunt, als mir in den siebziger Jahren ein Buch von Agassiz in die Hände fiel, aus dem ich ersah, daß der Glaube an den Darwinismus in den Kreisen der Naturforscher keineswegs obligatorisch sei. Erst durch die Opposition Virchows gegen Haeckel auf der Münchner Naturforscherversammlung 1877 erfuhr das Publikum, daß die Lehre des amusischen Engländers nicht widerspruchlos die ganze gelehrte Welt beherrsche, aber die Presse stellte den Widerspruch des berühmten Physiologen und Pathologen als eine Sonderlingslaune dar. Ich würde heute noch nicht wissen, wie klein die Zahl der Anhänger Darwins und wie groß die seiner Gegner unter den Fachleuten ist, wenn mir nicht viele Rezensionsexemplare neuer Bücher und Broschüren zugingen. Es heißt also der andächtigen Laiengemeinde Sand in die Augen streuen, wenn Haeckel auch in seinem letzten Buche den Schein erweckt, als seien alle gegnerischen Ansichten als unwissenschaftlich ein für allemal abgethan. Er kann ja freilich nicht leugnen, daß vom großen Kant bis auf Wundt und Virchow viele Männer, die als Dummköpfe oder Kirchgläubige hinzustellen nicht gut angeht, die konsequent materialistische Weltansicht abgelehnt haben; aber er hilft sich mit der Ausrede, diese ebenso gescheiten und gelehrten wie charaktervollen Männer wären eben als „Zellenstaaten" dem Schicksal aller Zellenstaaten unterlegen; ihr Gehirn sei im Alter der Zersetzung verfallen, und so sei ihre frühere Gescheitheit in Dummheit umgeschlagen. So unhöflich ist er freilich Kollegen gegenüber nicht, von Zersetzung und Dummheit zu sprechen, er nennt es nur Rückbildung und Trübung der Einsicht; bei ihm selbst braucht man wohl keine Rückbildung anzunehmen, da sein Gehirn von Haus aus ein wenig verbildet zu sein scheint. Namentlich Karl Ernst von Baer setzt ihn in Verlegenheit; der habe als Begründer der Embryologie so schön angefangen, aber „teleologische und später damit verknüpfte theosophische Spekulationen" hätten ihn im Alter unfähig gemacht, der großen Reform der Biologie durch Darwin gerecht zu werden. Daß Baer die große Entdeckung Haeckels, das biogenetische Grundgesetz, wonach angeblich der Embryo jedes Tieres, auch des Menschen, die Formen aller Embryonen seiner Ahnen bis hinunter zu den Fischen durchläuft, in seiner Polemik gegen Meckel und Oken schon widerlegt hat, als Haeckel noch in den Windeln lag oder gar noch nicht geboren war, und zwar nicht mit teleologischen oder theosophischen Gründen, sondern durch die Beschreibung der Form der Embryonen, daß er sich auch in

seiner spätern Polemik gegen Darwin nicht irgend welcher mystischer, sondern bloß anatomischer Beweise bedient hat, daß er die Behauptung, der Affe sei anatomisch in allem wesentlichen dem Menschen gleich, mit der aus einer einfachen Beschreibung hervorgehenden Thatsache abweist, daß beide Geschöpfe anatomisch grundverschieden sind, daß er zeigt, wie auch in noch so vielen Millionen Jahren niemals ein Affe durch bloße Anpassung an eine veränderte Umgebung zum Menschen werden könne, von alledem verrät Haeckel seiner gläubigen Gemeinde kein Sterbenswörtchen. Wir aber wollen doch die Worte wiederholen, mit denen wir unsern Aufsatz über Baer im 25. Heft der Grenzboten von 1898 geschlossen haben. „Baer sagt den Darwinianern geradezu, sie gingen nicht von der Beobachtung aus, sondern von der Reflexion; an die Stelle der Beobachtung setzten sie Poesie, Phantasie, Vermutungen, Annahmen, Behauptungen, logische Postulate, und wer neben Haeckels Schriften einiges von Baer gelesen hat, der kann nicht darüber in Zweifel sein, auf welcher Seite die exakte Wissenschaft und die gewissenhafte nüchterne Forschung zu finden ist. Das deutsche Publikum hat sich ein paar Jahrzehnte hindurch von den Popularisierern der Darwinischen Theorie blauen Dunst vormachen lassen; es ist Zeit, daß es sich an die soliden Forscher wende, um von denen zu erfahren, wie weit unsre Naturerkenntnis reicht."

Selbstverständlich reicht sie nicht bis zur Erklärung der Naturerscheinungen und der ganzen Welt; alle Naturwissenschaft ist nur Beschreibung dessen, was gegenwärtig geschieht, nicht Erklärung des Geschehens und noch weniger Aufhellung des ursprünglichen Geschehens; hier heißt es: ignoramus et semper ignorabimus. Der Mensch begreift nur, was er selbst gemacht hat oder wenigstens machen kann; hat jemand eine Maschine begriffen, so kann er sie, die erforderliche Handfertigkeit vorausgesetzt, auch bauen. Niemand kann eine Zelle, eine Monere, geschweige denn ein Gliedertier oder gar ein Säugetier bauen, deshalb ist das Vorgeben, man habe die Natur begriffen, eitel Spiegelfechterei oder Einbildung. Begreifen heißt wissen, wie das Ding gemacht wird. Wir wissen, wie unsre Kleider, Häuser und Maschinen gemacht werden, unsre eignen Geschöpfe begreifen wir natürlich; aber wir werden niemals wissen, wie Gott seine Geschöpfe macht, zu denen wir selbst gehören; wüßten wirs, so könnten wir sie auch machen, wir wären dann die Gottheit. Haeckel gehört noch zu den naiven Leuten, die sagen: So und so fügt sich im Embryo, im Urtier eine Zelle an die andre, oder spaltet sich eine Zelle, oder verschmelzen ein paar Zellen, also — weiß ich, wie die Tiere und die Pflanzen entstehn, und habe ich die Natur erklärt. Der Gedanke, daß aus dem zufälligen mechanischen Spiel blinder bewußtloser Körperatome die ganze unermeßliche Fülle überaus künstlich gebauter und formenschöner Organismen hervorgegangen sein könne, ist durch Darwins natürliche Zuchtwahl um nichts gescheiter geworden, als er zu der Zeit war, wo ihn Cicero mit der Frage zurückwies, ob es wohl denkbar sei, daß, wenn die nötige Anzahl von Buchstaben auf eine Fläche geschüttet würde, sie sich von selbst zu Homers Ilias ordnen würden. Wir haben schon bei einer

andern Gelegenheit bemerkt, daß wir, weit entfernt von Groll gegen die Darwinianer, uns vielmehr ihnen zu großem Dank verpflichtet fühlen. Das Ziel, das sie sich gesteckt hatten, die Welt ohne die Annahme eines Gottes zu erklären, hat sie mit einem unglaublichen Forschungseifer erfüllt. Von diesem beseelt, haben sie eine ungeheure Menge von Thatsachen gesammelt, aus denen das planvolle Walten einer bewußten zwecksetzenden Vernunft viel überzeugender einleuchtet als je zuvor, haben sie aus der Meerestiefe einige tausend Arten der merkwürdigsten Geschöpfe ans Licht gezogen, die uns durch Farben- und Formenschönheit entzücken. Wir geben deshalb Kant jetzt nicht mehr so viel zu wie früher. Wir erkennen noch an, daß er die Grenzen der menschlichen Erkenntnis insofern richtig abgesteckt hat, als wir auf die Hoffnung, uns vom Jenseits eine Vorstellung zu machen, verzichten und anerkennen müssen, daß alles, was wir darüber aussagen, nur Bild und Gleichnis sein kann. Aber das Jenseits selbst, insbesondre die persönliche alles waltende Vernunft und eine allgegenwärtige, allwissende, bis ins mikroskopisch Kleine in jedem Augenblick unmittelbar einwirkende Vorsehung scheint uns jetzt nicht bloß beweisbar, sondern durch die Ergebnisse der Forschungen von Männern wie Haeckel und Weismann bewiesen. Und als wir in Westermanns Monatsheften die Nachbildungen aus Haeckels Radiolarienwerke erblickten, die Bölsche seinem Aufsatz über diese merkwürdigen Tierchen beigegeben hat, da mußten wir innerlich ausrufen: Welcher Narr wird nun noch wagen, zu leugnen, daß es der göttliche Künstler ist, der diese lebendigen Ornamente eigens zu dem Zwecke gebildet hat, seinen Menschen durch ihren Anblick Freude zu machen, ihnen neue Anregungen zu eignem künstlerischem Schaffen zu geben und sie davon zu überzeugen, daß er auch in der Tiefe des Meeres noch waltet, unerschöpflich im Reichtum an Stoff und an Formen!

Steht es nun so um Haeckel im Gebiet seiner Fachwissenschaft, so sieht es noch weit kläglicher aus in seiner Philosophie, zu der er die Biologie zu erweitern versucht hat. Die gelehrte Welt weiß seit Locke, daß die Eigenschaften der körperlichen Dinge nur Zustände unsers Bewußtseins sind, und daß z. B. ein an sich blauer Gegenstand ohne eine Seele, die etwas Blaues wahrnimmt, gar keinen Sinn hat. Von Kant nicht zu reden, haben dann Männer wie Lotze die immaterielle Natur alles Seienden mathematisch und physikalisch bewiesen und so klar gemacht, daß ein Zweifel daran gar nicht möglich ist. Die Materie löst sich dem Denkenden in Punkte auf, an denen nichts Materielles mehr haftet; sie ist nur Erscheinungsform und Werkzeug des geistigen Weltwesens. Diese ganze Bewegung der modernen Philosophie, die den alten naiven Materialismus für immer abgethan hat, ist an Haeckel spurlos vorübergegangen. Er kennt nur den materialistischen und den dualistischen Substanzbegriff; von dem ebenfalls monistischen, wie er sich bei Leibniz, Lotze, Hartmann, eigentlich auch bei dem von ihm hochverehrten Spinoza findet, weiß er nichts, oder nimmt höchstens nebenbei einmal andeutungsweise davon Notiz. Bei ihm ist noch, wie bei dem plumpen Büchner, der Gedanke

ein Gehirnsekret. Er bleibt unzugänglich für den tausendmal geführten Beweis — vielleicht versteht er ihn gar nicht —, daß die Sekrete des Gehirns, mögen sie gasförmig oder flüssig sein, ebenso wie die aller andern körperlichen Organe selbst körperlich sind, und daß die Gesetze von der Erhaltung der Substanz und von der Erhaltung der Kraft auch beim Gehirn nur durch das Gleichgewicht von Aufbau und Zersetzung oder Umbildung und Umlagerung körperlicher Quantitäten zur Erscheinung kommen. Was nach der Veränderung an Hirnmasse und Sekreten da ist, muß zusammen so viel wiegen wie die Hirnsubstanz vor der Veränderung; Gedanken aber sind nicht wägbar. Nicht einmal dadurch wird die reine Körperlichkeit der Kausalreihe aufgehoben oder unterbrochen, daß der Geist in sie eingreift, indem er z. B. mittels des Gehirns den schreibenden Finger oder den redenden Mund in Bewegung setzt. Die körperliche Kausalreihe, die in Umlagerungen von Nerven- und Muskelatomen und in Ausscheidungen wie Schweiß besteht, bleibt dieselbe, mag die Gedankenreihe, die zu dem leiblichen Prozeß den Anstoß gegeben hat und ihn begleitet, die materialistische Haeckels oder die spiritualistische eines theologischen Gegners sein. Diese Gedankenreihe folgt ihren eignen psychologischen Gesetzen und ist von der Lagerung der Hirnatome, von der Gestalt der Hirnwindungen und vom Kräfteverbrauch beim Reden so unabhängig, wie diese körperlichen Dinge es von ihr sind. Nur der Grad der Leidenschaft beim Sprechen hat auf das Leibliche Einfluß, indem ein höherer Grad stärkere Schweißabsonderung und raschere Zersetzungen und Umlagerungen bewirkt, aber ob die Gedanken materialistisch oder spiritualistisch sind, das geht das Gehirn gar nichts an; der Gedanke an sich ist kein Glied in der physischen Kausalreihe.

Allen bedeutenden Philosophen, auch denen, die, wie Lotze und Wundt, von Haus aus Naturforscher sind, steht es heute fest, daß der Geist, dessen wir uns bewußt sind, das einzige Gewisse in der Welt, unser Wille die einzige Kraft ist, die wir wirklich kennen, und daß alle sogenannten Naturkräfte weiter nichts sind als Namen für die uns gänzlich unbekannten Ursachen gewisser beständiger Reihen von Veränderungen. Wenn das auch die Materialisten nicht anerkennen, vielleicht nicht einmal verstehn, so können sie doch die Erscheinungen ihres eignen Bewußtseins nicht leugnen, die nun einmal einen von allem Körperlichen ganz verschiednen Charakter tragen; denn wenn ich denke: zweimal zwei ist vier, oder wenn ich mich an einer schönen Melodie erfreue, so ist das unleugbar etwas andres, als wenn zwei Billardkugeln zusammenprallen, oder wenn sich Wasser in Dampf verwandelt. Auch sie können also, nachdem sie die Entstehung der körperlichen Formen der Organismen erklärt zu haben glauben, der Frage nicht ausweichen: Woher stammt denn nun das Geistige? Und da sie Gott leugnen, sind sie, wie wir schon öfter hervorgehoben haben, gezwungen, den Geist für eine ursprüngliche Eigenschaft der Materie zu erklären, d. h. zu dem alten Hylozoismus ihre Zuflucht zu nehmen. Das thut denn bekanntlich auch Haeckel mit seinen Zellseelen, denen er namentlich Gedächtnis zuschreibt. Bei den Zellen kann er natürlich nicht stehn bleiben,

denn der Geist kann doch nicht plötzlich aus nichts geworden sein, als Atome zur ersten Zelle zusammentraten; die Atome müssen den Geist schon mitgebracht haben. In ihnen waltet er, wie auch in den Zellen und Organismen der niedersten Stufe, noch unbewußt. Nachdem Haeckel die Stammesgeschichte des Menschentiers erzählt hat, erzählt er dann auch noch die der Menschenseele. Natürlich ist diese zweite Geschichte weiter nichts als eine Wiederholung der ersten, nur daß es jetzt nicht Zelle, Gewebe, Pflanze, Nervenmasse, sondern Zellseele, Gewebseele, Pflanzenseele, Nervenseele, Seele der Infusorien, der Wirbeltiere usw. heißt. Gedächtnis bekommt die Seele erst in den „lebendigen Plastidulen," wie er die einfachsten Organismen nennt. Ohne Gedächtnis könnten sie ihre Formen, die erworbnen Organisationsstufen nicht vererben, daß sie aber neue Formen erwerben und sich unter dem Einfluß der fördernden oder ihr Leben gefährdenden Umgebung künstlichere Organisationen anschaffen können, darin besteht ihre „Fassungskraft," womit also wohl Empfänglichkeit für Eindrücke und das Künstlergenie, mit dem sie auf Eindrücke reagieren, gemeint ist. „Für die erstaunlichen Leistungen des unbewußten Gedächtnisses [und der Fassungskraft, des Künstlergenies, muß man doch hinzusetzen] bei diesen einzelligen Protisten ist wohl keine Thatsache lehrreicher als die unendlich mannigfaltige und regelmäßige [zum Teil wunderschöne] Bildung ihrer komplizierten Schutzapparate, der Schalen und Skelette; besonders die Diatomeen und Cosmarieen unter den Protophyten, die Radiolarien und Thalamophoren unter den Protozoen liefern dafür eine Fülle von interessanten Beispielen." In der That erstaunlich! Haeckel wird nicht leugnen, daß er ein gescheiter Mann ist, tausendmal gescheiter als der gescheiteste Gorilla; daß ein Gorilla oder ein Pudel gescheiter ist als ein Ochs, ein Ochs gescheiter als ein Regenwurm, und daß seine wunderbaren Seetiere in der Reaktion auf Eingriffe des Forschers in ihre Lebensgewohnheiten noch weniger Gescheitheit bekunden als der Regenwurm. Und wenn wir nun die Abnahme der Gescheitheit, sozusagen in enharmonischer Verwechslung, als Zunahme der Dummheit auffassen dürfen, so wird es erlaubt sein, die schönen Radiolarien gräßlich dumm zu nennen, was sie uns nicht übel zu nehmen brauchen, da ja auch unter den Menschen und unter den Vögeln die schönsten nicht eben die gescheitesten zu sein pflegen. Nun soll der erzgescheite Herr Haeckel es einmal unternehmen, sich an einer schutzbedürftigen Stelle seines Leibes das kleinste und einfachste Kalkpanzerchen wachsen zu lassen! Und die Radiolarien lassen sich Panzer oder Skelette wachsen, die wie die eleganteste Goldschmiedearbeit aussehen! Diese gräßlich dummen Geschöpfe bringen also mit ihrem unbewußten Gedächtnis etwas fertig, was der gescheiteste Mann in ganz Deutschland so wenig kann, daß schon der bloße Versuch ihn lächerlich machen würde. Das ist in der That erstaunlich. Wir haben bei einer frühern Gelegenheit von den erstaunlichen Leistungen der Bienen gesprochen. Nachträglich haben wir erfahren, daß diese unbewußten Künstlerinnen selbst für Insekten polizeiwidrig dumm sind. Wenn man den Stock ein paar Fuß von seiner alten

Stelle rückt, finden die vom Fluge zurückkehrenden Arbeitsbienen nicht hinein, sondern bleiben, sich zu einem Klumpen ballend, an der Stelle, wo sich früher das Flugloch befand, in der Luft schweben. Und diese stumpfsinnigen Geschöpfe sollen aus eigner Intelligenz nicht allein Zellen von bewundrungswürdiger Regelmäßigkeit und Zweckmäßigkeit bauen — ohne vorhergegangnen Unterrichtskursus, sofort nachdem sie sich aus Nymphen in Bienen verwandelt haben —, sondern sollen es auch verstehn, durch zweckmäßige Auswahl und Bemessung des Futters aus der Brut jederzeit soviel Arbeitsbienen, Drohnen, Weisel heranzuziehn, als der Stock im Augenblick bedarf! Auch durch Vererbung in noch so viel Jahrmillionen könnte sich das wunderbare Kunstgenie der Arbeiterinnen nicht angesammelt haben, da ja diese Tierchen geschlechtlos sind. Was entspricht nun mehr der Vernunft: glauben, daß die aus' Zellseelen zusammengeflossene Bienenseele so gescheit sei, oder glauben, daß das Würmchen nur Werkzeug einer höhern, bewußt und planvoll wirkenden Intelligenz sei?

Hegel, Schopenhauer und Hartmann haben sich dieser Thorheit nicht ganz schuldig gemacht; sie nehmen eine Urintelligenz an, die in den materiellen Geschöpfen zur Erscheinung komme, in ihnen und durch sie wirke, und die Materie ist ihnen nicht etwas Ursprüngliches, für sich Bestehendes, sondern nur eine Erscheinungsform der Urintelligenz oder bei den zwei Pessimisten des in Wechselwirkung mit der Intelligenz schaffenden Urwillens. Aber insofern verstoßen auch diese drei gegen den gesunden Verstand, daß sie die Urintelligenz unbewußt sein und erst in den Tieren zum Bewußtsein, im Menschen zum Selbstbewußtsein kommen lassen. Eine planvoll schaffende unbewußte Intelligenz ist ein ebenso undenkbares Ding wie die unbewußte Vorstellung, mit der die zuletzt genannten Philosophen und auch Haeckel viel operieren. Bei diesem fällt die Sache nun eben darum noch weit unsinniger aus, weil er an Körperatome als das Ursprüngliche glaubt und diese nicht als bloße Energiezentren, sondern stofflich denkt. Daß von einem Stoffklötzchen, dessen einzige Daseinsäußerungen Raumbewegungen sind, keine Brücke zum Bewußtsein führt, versteht er nicht. Eine Ahnung scheint er ja von der Schwierigkeit zu haben, und darum wohl umgeht er an den entscheidenden Stellen das, was das Bewußtsein zum Bewußtsein macht: die Empfindung. Als innere Spiegelung bezeichnet er das Bewußtsein, und da Spiegelung etwas Physikalisches ist, scheint die Schwierigkeit gehoben, wie denn besonders der gewöhnliche Materialist noch immer das Sehen als eine Spiegelung des Gegenstandes auf der Netzhaut für erklärt hält, obwohl Lotze schon lange gezeigt hat, daß von jenem nur sehr uneigentlich so zu nennenden Bilde dort, wo es von der Seele wahrgenommen wird, im Gehirn keine Spur mehr übrig ist. Das Wesentliche am Bewußtsein ist aber, wie gesagt, gar nicht die Spiegelung, nicht einmal die ganz geistige, sondern die Empfindung, die der Gelehrte beim Sinnen, der Kunstfreund beim Anschauen eines Bildes verliert; erst wenn der Versunkne auf die Hühneraugen getreten wird, weiß er wieder von sich. Ähnlich sucht Haeckel die Kluft zwischen

Tier und Mensch dadurch zu vermindern und sich und den Lesern die Schwierigkeit des Übergangs zu verdecken, daß er die Vernunft als die „Gehirnfunktion" definiert, die im Bilden abstrakter Begriffe bestehe. Vorstellungen, Erinnerungsbilder der wahrgenommnen Gegenstände haben ja die höhern Tiere unstreitig: von dem Erinnerungsbilde ists nicht weit zum konkreten, und von diesem nicht weit zum abstrakten Begriff. Aber die höchste Seelenkraft, die wir Vernunft nennen, hat es nicht mit Begriffen, sondern mit Urteilen zu thun, mit den Urteilen über den Wert von Dingen oder Vorgängen, die unser leibliches Befinden nicht berühren. Erst wenn Haeckel einen seiner teuern Gorillas dahin gebracht haben wird, daß er ein Bild von Tizian einem Liebermann vorzieht oder umgekehrt, daß er sich über die Ungerechtigkeit der Engländer gegen die Buren entrüstet, und daß er in Entzücken gerät über die von seinem Fürsprecher entdeckten biologischen Gesetze, also erst, wenn die höhern Tiere intellektuelle, ethische und ästhetische Werturteile fällen werden, erst dann ist auf dem geistigen Gebiete die Brücke geschlagen vom Hund und vom Affen zum Menschen.

Im Zorne gegen den „anthropistischen Größenwahn" der von Theologen verdummten Menschheit, gegen die „Anmaßung, mit der der Mensch sich dem unendlichen Universum gegenüberstellt und als wichtigsten Teil des Weltalls verherrlicht," kann sich Haeckel gar nicht genug thun, und er preist die Astronomen, die uns in Gemeinschaft mit den Biologen den Star gestochen haben. „Unsre Mutter Erde schrumpft auf den Wert eines winzigen Sonnenstäubchens zusammen, wie deren ungezählte Millionen im unendlichen Weltenraum umherjagen. Unser eignes Menschenwesen, das in seinem anthropistischen Größenwahn sich als Ebenbild Gottes verherrlicht, sinkt zur Bedeutung eines plazentalen Säugetiers hinab, das nicht mehr Wert für das ganze Universum besitzt als die Ameise und die Eintagsfliege, als das mikroskopische Infusorium und der winzigste Bazillus." Da sich Haeckel in seiner Bescheidenheit selbst so niedrig einschätzt, thun wir ihm eigentlich zu viel Ehre an, wenn wir ihm zehn Seiten einer abfälligen Kritik widmen. Den Astronomen, die auf solche Dummheiten hineinfallen — es sind ihrer wohl nicht viele, und die größten gehören ganz gewiß nicht dazu —, hat ein andrer Jenenser Professor vor hundert Jahren zugerufen:

> Schwatzet mir nicht so viel von Nebelflecken und Sonnen!
> Ist die Natur nur groß, weil sie zu zählen euch giebt?
> Euer Gegenstand ist der erhabenste freilich im Raume,
> Aber, Freunde, im Raum wohnt das Erhabene nicht.

Ohne die wahrnehmende Menschenseele ist ein ganzes Universum rotierender Sonnen nicht mehr wert als ein Häuflein Kot oder Staub, nämlich gar nichts. Andrerseits erhält auch das Häuflein Staub einen Wert, wenn der Mensch es benutzt oder durchforscht. Nicht nur keinen Wert, sondern streng genommen kein Dasein hat der materielle Kosmos ohne die wahrnehmenden Seelen. Alle körperlichen Dinge haben nur insofern Wert, als sie dem Menschen dienen, für den sie geschaffen sind, wie der Mensch seinerseits Wert und wahres Sein

nur in Gott hat. Wenn Haeckel am Schluß seines Buches eine monistische Religion aufzubauen (Monist sind wir, nebenbei gesagt, selbst) und darin die von ihm zertrümmerten Ideale des Wahren, Guten und Schönen wieder aufzurichten versucht, so ist das eine schwächliche Inkonsequenz, die ihm nichts nutzt; wo soll denn sein entwertetes Menscheninfusorium noch etwas Wertvolles hernehmen? Ob dieses wertlose Geschöpf von einem Steine zermalmt, von Räubern erschlagen oder im sozialdemokratischen Zukunftsstaate als Karrenschieber verwandt wird, das muß doch dem aufrichtig gläubigen Haeckelianer ganz gleichgiltig sein; wenn sich dieses „plazentale Säugetier" mit Idealen spreizt, so macht es sich vor seinen Brüdern, den Affen und Ochsen, nur lächerlich.

Nach der entgegengesetzten Seite hin macht sich Haeckel nicht minder lächerlich, wenn er in wirkungsvollen Kapitelschlüssen ein halbes Dutzend mal feierlich verkündigt, durch das „allmächtige Substanzgesetz" sei „der höchste intellektuelle Fortschritt erzielt, der definitive Sturz der drei Zentraldogmen der Metaphysik: Gott, Freiheit, Unsterblichkeit," und das Welträtsel sei jetzt gelöst. Daß er selbst fortwährend Metaphysik treibt, da er mit dem Äther, den Atomen, den Molekeln, den Zellseelen und ihrem Gedächtnis hantiert, lauter Dingen, die noch niemand wahrgenommen hat, und die man zur Erklärung der Erscheinungen nur annimmt, das merkt er gar nicht. An der vermeintlich vollbrachten Lösung des Welträtsels aber wird er zuletzt selbst ein wenig irre. Die vielen Welträtsel seien auf eins zurückgeführt, das Substanzproblem, aber dieses bleibe freilich ungelöst. „Was ist denn nun eigentlich im tiefsten Grunde dieses allgewaltige Weltwunder, das der realistische Naturforscher als Natur oder Universum verherrlicht, der idealistische Philosoph als Substanz oder Kosmos, der fromme Gläubige als Schöpfer oder Gott? Können wir heute behaupten, daß die wunderbaren Fortschritte unsrer modernen Kosmologie dieses Substanzrätsel gelöst oder auch nur, daß sie uns dessen Lösung sehr viel näher gebracht haben? . . . Ja, wir müssen sogar eingestehn, daß uns dieses eigentliche Wesen der Substanz immer wunderbarer und rätselhafter wird, je tiefer wir in die Erkenntnis ihrer Attribute, der Materie und Energie, eindringen. Was als Ding an sich hinter den erkennbaren Erscheinungen steckt, das wissen wir auch heute noch nicht." Indes er weiß sich zu trösten: „Aber was geht uns dieses mystische Ding an sich überhaupt an, wenn wir keine Mittel zu seiner Erforschung besitzen, wenn wir nicht einmal klar wissen, ob es existiert oder nicht? Überlassen wir daher das unfruchtbare Grübeln über dieses ideale Gespenst den reinen Metaphysikern und erfreuen wir uns statt dessen als echte Physiker an den gewaltigen realen Fortschritten, die unsre monistische Naturphilosophie thatsächlich errungen hat." Ja, wenn ihm das Ding an sich so gleichgiltig ist, warum kämpft er da mit solchem Fanatismus gegen die philosophischen und theologischen Auffassungen dieses Dinges? Warum hat er selbst soviel darüber gegrübelt? Warum hat er sich nicht darauf beschränkt, seine Radiolarien und Medusen und ihre Lebensweise zu beschreiben? Warum hat er sichs in den Kopf gesetzt, herauszubekommen, wie diese Geschöpfe durch die unbewußte Thätig-

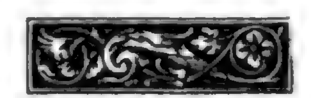
keit seines Dinges an sich, der Urmaterie, der Äther- und Körperatome, geworden sind? Wäre er nicht selbst phantasievoller Metaphysiker, oder hätte er wenigstens seine metaphysischen Dichtungen für sich behalten und nur wirklich beobachtete Thatsachen veröffentlicht, so wäre er auch in der Meinung der Philosophen von Fach ein Philosoph, d. h. ein ehrlicher Erforscher der Wahrheit geblieben.

Wenn vielleicht einige Übung im abstrakten Denken dazu gehört, einzusehen, wie sehr Haeckel den Wert seiner Biologie für die Welterklärung überschätzt, so wird dagegen wohl jeder schlichte Mann aus dem Volke imstande sein, über die ungeheuerliche Überschätzung ihres praktischen Werts zu lachen, die man gleich auf den ersten Seiten des Buches findet. Wenn unsre heutigen Richter, wie vielfach behauptet wird, Anlaß zu gerechten Klagen geben, wenn, wie ebenfalls behauptet wird, unsre Staatsmänner, sowohl die Minister wie die Volksvertreter, unfähig sind, so soll daran der Umstand schuld sein, daß unsre Juristen nicht Biologie studieren; die Philosophen, und demnach auch die Pädagogen, sollen von Psychologie nichts verstehn, weil sie das Gehirn nicht kennen, dessen Funktion doch die Seele sei, und ohne genaue Kenntnis des Gehirns soll Psychologie nicht möglich sein. Sowohl die Juristen wie die Staatsmänner und Pädagogen werden sich den ihnen gemachten Vorwurf nicht sehr zu Herzen nehmen. Die guten Schulmeister von Sokrates bis Pestalozzi, Herbart und deren in unsern Schulen so erfolgreich thätige Jünger, die großen Demagogen von Kleon bis Danton, Bebel und Herrn Ruppert auf Ranfern, die Herzensbezwinger unter den Staatsmännern von Cäsar bis zum Alten Fritz und Bismarck, die großen Dichter von Homer bis Shakespeare und Goethe, sie haben alle die Menschenseele so ziemlich gekannt und darum ihre Sache leidlich gut gemacht, ohne auch nur an das Gehirn zu denken. Was könnte es dem Staatsmanne, dem Lehrer helfen, wenn er, anstatt die Menschen nach ihren Mienen, Gebärden, Worten und Thaten zu beurteilen, ihnen ein Stück Hirnschale ablöste und durch ein Fenster ersetzte? Und wenn er das Hirn mit Röntgenstrahlen durchleuchtete und alle seine Windungen schaute, und wenn er sähe, was noch kein Anatom und kein Physiolog gesehen hat: die das Denken, Wünschen und Wollen begleitenden Bewegungen der Gehirnmolekeln, so würde ihm das für seine Praxis nicht das mindeste nützen, denn er könnte die Sprache dieser Molekularbewegung nicht deuten. Daß körperliche Ermüdung die Seelenthätigkeit hemmt und geistige Ermüdung den Leib angreift, haben verständige Pädagogen von jeher gewußt und berücksichtigt, und den allgemeinen Grundsatz: Mens sana in corpore sano, haben sie ebenfalls von alters her gekannt; mit diesen beiden naturwissenschaftlichen Erkenntnissen sind die Pädagogen bisher recht gut ausgekommen. Wie die Rechtsprechung von dem Umstande nachteilig beeinflußt werden sollte, daß selbst unsre größten Juristen von der Beschaffenheit der „kugeligen Eizelle,“ aus der sich der Mensch entwickelt, keine Ahnung haben, das müßte uns Haeckel erst klar machen, vorläufig können wir uns nichts dabei denken. Was er meint,

soll vielleicht der Ausdruck: „wunderliche Ansichten von Willensfreiheit, Verantwortung usw.“ andeuten. Aber wenn er meint, durch das rein mechanische Werden der Seele sei der Gedanke ausgeschlossen, daß der Mensch einen freien Willen habe und für seine Handlungen verantwortlich gemacht werden könne, muß er nicht die Reform des juristischen Studiums, sondern die Abschaffung der Strafgerichte fordern.

Vom „theologischen Teile“ des Buchs sagen wir lieber gar nichts. Das Nötige darüber hat Professor Loofs gesagt, zuerst höflich in der Christlichen Welt und dann, nach einer illoyal ausweichenden Antwort Haeckels, grob in der genannten Schrift. Loofs spricht Haeckel das wissenschaftliche Gewissen ab in einer so unzweideutigen Form, daß Haeckel seine Ehre vor Gericht zu verteidigen gezwungen sein wird. Loofs sagt ausdrücklich, daß er ihn dazu zwingen wolle. Die Hauptsache ist, daß Haeckel, was er vom Urchristentum sagt, aus einer Schmähschrift niedrigster Gattung geschöpft hat, deren Verfasser er für einen großen Theologen hält, und daß er sich über die Geschichte von der Geburt Jesu in unanständiger Weise lustig macht. Daß Haeckel Atheist und demnach selbstverständlich kein Christ ist, würde unsrer Hochachtung vor ihm keinen Eintrag thun. Wir wissen nur allzugut, wie man durch die Betrachtung des Weltelends, der Widersprüche des Lebens, der Weltgeschichte und ganz besonders der Kirchengeschichte den Glauben an Gott verlieren kann. Wir wissen ferner auch, daß die naiven Vorstellungen von der Persönlichkeit Gottes und vom Leben der Seelen im Jenseits nur Bilder sind, und daß es äußerst schwierig ist, sich ohne Widerspruch gegen die Vernunft einen persönlichen Gott und leibliche Seelen zu denken, von der Auferstehung des Fleisches gar nicht zu reden. Statt des Mottos von Savage, das Haeckel dem Kapitel über die Unsterblichkeit der Seele vorgesetzt hat, hätte er auch ein Wort des Idealisten Schiller wählen können, der im vierundzwanzigsten seiner Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts schreibt: „Früchte dieses Baumes [einer in verkehrter Richtung wachsenden Vernunft] sind alle unbedingte Glückseligkeitssysteme, sie mögen den heutigen Tag oder das ganze Leben oder, was sie um nichts ehrwürdiger macht, die ganze Ewigkeit zu ihrem Gegenstand haben. Eine grenzenlose Dauer des Daseins und Wohlseins, bloß um des Daseins und Wohlseins willen, ist bloß ein Ideal der Begierde, mithin eine Forderung, die nur von einer ins Absolute strebenden Tierheit kann aufgeworfen werden.“ Wir leugnen endlich nicht, daß dem christlichen Denken das Rätsel der Tierseele unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet; namentlich die Thatsache, daß eine treue Hundeseele mehr wert zu sein scheint als rohe, stumpfsinnige oder bösartige Menschenseelen, wie es deren sogar unter den christlichen Kulturvölkern Millionen giebt, kann förmliche Qualen verursachen. Wer, von diesen Schwierigkeiten überwältigt, alle Glaubenssätze preisgiebt, der hört dadurch nicht auf, ein ehrenwerter Mann zu sein, und wir bestreiten ihm nicht das Recht, die Glaubensmeinungen zu bekämpfen, die er für falsch hält. Aber das Recht hat er nicht, diese Glaubensmeinungen, denen die erleuchtetsten

und ehrwürdigsten Männer zweier Jahrtausende gehuldigt haben, und die heute noch mehr als hundert Millionen zivilisierter Menschen heilig sind, zu beschimpfen und zu verspotten, und wenn er sich auf das Theologische einlassen will, so hat er schon als gebildeter Mann, geschweige denn als Universitätsprofessor und vierfacher Doktor, die Pflicht, seine Beweisgründe aus ernsten theologischen Werken und nicht aus gemeinen Pamphleten zu schöpfen. Es thut uns aufrichtig leid, daß Haeckels Schwanengesang so mißtönend ausgefallen ist, denn es ist immer betrübend, zu sehen, wie ein hochbegabter Mann ein unwürdiges Ende nimmt, und wir fühlen uns ihm noch dazu verpflichtet, weil er, wie schon hervorgehoben worden ist, sowohl unser Wissen bereichert als unsern religiösen Glauben gestärkt hat, und dieses doppelte Verdienst hat er sich ja um Unzählige erworben. Durch die Art seiner Polemik aber bewirkt er, daß sein zweites Verdienst in Mißverdienst umschlägt. Er ist sehr unzufrieden mit der gegenwärtigen geistigen Verfassung der Kulturvölker, die in vieler Beziehung, namentlich auch in religiöser, als Reaktion bezeichnet werden kann, und wir beklagen es selbst, daß die Reaktion die Grenzen ihrer Berechtigung überschreiten zu wollen scheint, daß die katholische wie die protestantische Orthodoxie stolzer als je ihr Haupt erhebt, daß der religiöse Glaube vielfach in krassen Aberglauben ausartet, und daß sich dem kirchlichen Aberglauben ein wüstes Gewirr abergläubischer Sektenlehren zugesellt. Aber wer ist schuld an dieser übermäßigen Reaktion? Der Fanatismus einiger atheistischen Naturforscher und ihrer Popularisierer, die mit ihren maßlosen Angriffen auf das Christentum und auf die idealistische Philosophie die geistigen Führer der Gegenpartei erschreckt haben, sodaß sie den jederzeit zum Übermaß und zum Unverstand drängenden Massen nicht halt zu gebieten wagen, aus Besorgnis, sie möchten durch Widerstand gegen die religiöse Strömung dem immer noch drohenden Atheismus wieder zur Macht verhelfen. C. J.



Haarlem, eine Sommerfrische

Von A. P.

Wer von Norddeutschland über Osnabrück und Rheine nach Holland hinein auf Amsterdam zufährt, durch endlose Strecken von Heide und Moor, der ahnt nicht, daß er in ein schönes Land kommen soll, ein Land, das man vom Süden her, von Antwerpen aus durchfährt wie einen einzigen grünen und blühenden Garten; man muß ihn sich nur groß genug denken, sodaß die Dörfer und Städte, an denen man vorüberkommt, Wirtschaftsgebäude und Herrensitze bedeuten können.

Amsterdam wird dem Ankommenden zuerst einige Enttäuschung bereiten. Es gilt für eine schöne Stadt und ist es ja wohl auch, wenigstens in seinen neuen, außen gelegnen Teilen. Die von diesen umschlossene innere Stadt, das historische Amsterdam, das der Fremde vom Hauptbahnhof aus zuerst betritt, und in dem er auch wahrscheinlich einen Teil seiner Zeit zubringen wird, stellt sich ihm nicht vorteilhaft vor. Es hat nicht mehr genug Altertümliches, daß es dadurch Eindruck machen könnte, und als moderner Aufenthaltsort angesehen ist es wenig einladend. Von der See, das heißt also dem Amsterdamer Y, und dem Schiffsverkehr sieht man hier nichts mehr, alles das ist durch hohe Bahnhofsbauten verdeckt. Der Dam wirkt nicht als Platz, einige weniger berühmte Plätze sind sogar geräumiger, und der Haupteindruck bleibt immer: wenig Raum und viel Verkehr. Man kann mitten auf dem Fahrdamm Herrschaftsmägde ihre Teppiche klopfen sehen, gewiß nicht unpraktisch, aber hier geschieht es doch wohl aus Not, weil die Häuser keine Höfe haben. Die Straßen sind eng, die Häuser schmal und tief, und in den Gasthöfen gehn die meisten Zimmer auf Luftschachte hinaus, sodaß man sich schon bei Tage sein elektrisches Licht anmachen kann. Ich verließ aus diesem Grunde ein Haus, worin ich übrigens vortrefflich aufgehoben war, und zog in ein freier gelegnes, am Damrak, The Bible Hotel. Der erbauliche Name hatte eine schwere Menge Engländer hereingelockt, von der bekannten lästigen Sorte, die alles billiger hat, weil sie mit Rabattmarken bezahlt, und die sich dafür zum Frühstücksthee ein Extraei leistet und selbiges allmorgendlich möglichst hörbar ausschreit. Die ganze Verpflegung war bei guten Preisen in einer für Holland unerhörten Weise knauserig, aber ich hatte wenigstens ein luftiges Zimmer, in dem ich lesen und schreiben konnte, und ich wollte nicht noch einmal umziehn.

Laudabunt alii — ich möchte solchen, die zu ihrem Vergnügen oder auch um der Kunst willen Amsterdam aufsuchen, raten, es ähnlich zu machen wie die reichen Amsterdamer Kaufherren, die sich ihren Sommersitz in Haarlem halten und von dort morgens zu den Geschäften hereinfahren. Man hat dann früh nach einer ungestörten Nacht frische Nerven für den Lärm des Verkehrs und findet abends oder am Nachmittag wieder die wohlthuende Ruhe eines beinahe idealen Aufenthalts. Als ich zum erstenmale vor das südliche Thor von Haarlem hinaustrat und den Blick auf das Haarlemer Holz hatte, traute ich meinen Augen kaum; ich hatte nicht gedacht, daß es so etwas geben könnte. Unmittelbar vor der Stadt, und zwar einer bis an die letzte Häuserreihe ordentlich gehaltnen, ansehnlichen alten Stadt — ohne eine Zwischenzone von geringen, häßlichen oder im Entstehn begriffnen Quartieren —, kaum zehn Minuten von dem Großen Markt und den Hotels entfernt, liegt die freie Natur, soweit das Auge reicht. Zunächst empfängt uns ein gepflegter Park mit schattigen Spaziergängen, unterbrochen von Rasenflächen mit Boskets, Blattgewächsen und den schönsten blühenden Pflanzen. Denn Haarlem ist noch immer die Blumenstadt wie vor Zeiten, als man ganze Vermögen in Tulpen

und Hyazinthen verlor; überall vor den Fenstern und in den Höfen und draußen in den Gärten sieht man die gut gehaltnen Blumen. Hübsche Landhäuser bis zu den einfachsten begleiten die Fahrstraßen, und weiter zurück einsam im Gebüsch liegen die ganz feinen Herrensitze. Dann kommen wir an das eigentliche Haarlemer Holz, einen kleinen Naturwald, der sich noch etwa eine Viertelstunde lang südwärts hinzieht; westlich davon liegen die Dünen und das Meer. Diese Gegend finden wir manchmal bei Hobbema, dem letzten bedeutenden holländischen Landschaftsmaler (er starb 1709); er hatte bei Jacob van Ruisdael, der von Haarlem nach Amsterdam gezogen war, gelernt und suchte die Heimat seines Lehrers bisweilen auf, um nach der Natur zu malen, z. B. das Haarlemer Holz. Gewöhnlich zeigt er uns einen Waldrand mit lichten Baumreihen und den Ausblick auf ein Dorf, häufig setzt er in den Mittelgrund seiner Bilder eine Wassermühle. Zu seiner Zeit schätzte man diese einfachen Naturporträts gering, und der Maler mußte froh sein, mit dreißig Jahren eine Stelle am städtischen Eichamt in Amsterdam zu bekommen; er malte auch von da an nicht mehr viel. Jetzt kostet eine „Mühle", wenn sie überhaupt in den Handel kommt, nicht viel weniger als ihre hunderttausend Mark*); den Umschwung aber haben die Engländer bewirkt, die Hobbema über hundert Jahre nach seinem Tode in die Mode brachten.

Gleich vor dem Haarlemer Holze liegen einige villenartig gebaute gute Pensionshäuser. Wer sich hier für einige Zeit einmietet, der kann inmitten dieser paradiesischen Natur ein Herrenleben haben. Er kann früh in Zandvoort baden, wo der Strand schöner ist als in Scheveningen, und wenn der Naturgenuß seinen Tag nicht ausfüllt, so hat er von seiner Villa aus nur eine Viertelstunde bis in eine interessante und kunstreiche Stadt. Der Haag mit seinem Bosch und den baumumkränzten Wiesenflächen, den weidenden Kühen unmittelbar an den Straßen der Stadt wirkt durch diesen Gegensatz als Kulturbild noch erstaunlicher, die Natur ist nicht weniger schön und die städtische Verfeinerung noch bedeutend gesteigert — aber diese friedliche, zum Ausruhen und Erholen geschaffne Stille kann er nicht bieten. Daß man in Holland nicht billig lebt, ist ja im allgemeinen bekannt; beispielsweise ist eine Cigarre zu siebzehn Pfennigen (zehn Cents) auch für den unverwöhnten Geschmack noch nicht rauchbar; aber man hat auch etwas für sein Geld, namentlich im Essen, und von den Getränken ist wenigstens der Thee von einer Beschaffenheit, mit der man uns in Deutschland nicht zu verwöhnen pflegt.

Nach Zandvoort und an die See überhaupt hat man eine ganze Anzahl von Verbindungen. Besonders angenehm ist eine erst vorigen Herbst eröffnete elektrische Bahn, die westlich vom Haarlemer Holz an Kanälen und Gräben entlang durch Weiden und offnes Gelände führt; die Abfahrtstation ist gleich hier am südlichen Stadtthor. Eine Fahrt frühmorgens durch die noch frische

*) So noch vor wenig Jahren; kürzlich ist die Mühle der Schubartschen Sammlung für 66000 Mark, also recht billig verkauft worden. (Nach Dietle.)

Natur im mäßig besetzten Wagen mit der ungehinderten Aussicht nach allen Seiten ist ein einziger Genuß. Der Blick reicht weit, denn die Gegend ist flach, nur in der Ferne wird er da und dort durch die Linien einer Dünenkette gehemmt; aber diese Gegend ist auch schön, weil sie von einem mit Natursinn begabten Volke in vielhundertjähriger Arbeit gepflegt worden ist. Das Schöne offenbart sich hier vornehmlich in der Form von Ordnung und Reinlichkeit überall, an Landsitzen und Bauernhäusern, in Baumreihen und Pflanzgärten, es muß nur zugleich ein wenig nutzbringend sein. Rechts und links durch unsre Spiegelscheiben sehen wir prächtiges Vieh weiden; es kann uns daran erinnern, daß sich einst Paul Potter aus Amsterdam als Siebzehnjähriger hier eine Weile aufhielt, wenn wir auch nicht sehen, unter wem er sich gerade zum Tiermaler ausbilden konnte. Das Rindvieh ist noch dasselbe, nur die Potters haben sich geändert. Sie malen jetzt wundervolle lebensgroße Kühe mit breiten Farbenflecken, leuchtendes Wasser und grasgrüne Büsche, in denen die Sonnenstrahlen tanzen; man lernt sie im Amsterdamer Stadtmuseum kennen und wird sie dort nach Gebühr bewundern: die Holländer Bilders, Mauve und Maris, den Brüsseler de Haas. Aber die intimen kleinen Bilder, in deren Größe und Form die Tierfiguren mit feinem Raumsinn eingepaßt sind, so aber, daß sie doch natürlich und lebendig dastehn, in scharfer Silhouette gegen den klaren Himmel abgesetzt und vor einem wie mit der Nadel umrissenen fernen Horizont, diese Bilder sieht man da nicht mehr.

Nun durchschneidet unsre Bahn die Dünen von Overveen. Dem Ingenieur ist der Bauspekulant gefolgt. Eine Anzahl kleiner Villen liegt längs der Bahn und wartet auf Käufer oder Sommergäste, hie und da auch ein bescheidner Kaffeegarten, vor dem dann wohl als lebendiges Aushängeschild ein sauber aufgeputztes Frauenzimmer steht, nicht jung und nicht alt, regungslos und mit dem Gattungsgesicht, das wir bei wer weiß wie vielen alten Genremalern schon gesehen zu haben meinen. Auch das Naturbild innerhalb dieser Dünenmulden ist uns bekannt: der gelbe Sandweg und das Buschwerk, die niedrigen Bäume und dahinter die mit ihrem Dache beinahe an die Erde stoßende Hütte. Oder vielmehr, hier haben wir das Quellgebiet der um 1620 entstehenden Haarlemer Landschaftsmalerei; jetzt begreifen wir erst, was der glänzende Pferdemaler Philips Wouwerman mit seinem Terrain ausdrücken will, dessen Grundlage fast immer die Dünengegend von Haarlem ist. Noch reiner und ganz unkünstlerisch giebt diese Natur sein jüngerer Bruder Jan in seinen nicht häufigen Bildern wieder, namentlich aber Jan Wynants, den man als Philips Lehrer anzusehen pflegt, der jedoch jünger als er ist; Wynants starb nach 1682, Wouwerman schon 1668. Auf Wynants kleinen Tafeln haben wir den Sand und den blaugrünen Dünenwuchs und das ganze Einförmige eines solchen Naturausschnitts so treu wie nur möglich vor Augen, und heute wird diese Treue auch besser bezahlt als zu des Künstlers Lebzeiten, obwohl es sich hier durchaus nicht um Liebhaberbilder handeln kann. Es giebt noch eine andre Art, wo ein mit Nachdruck behandelter Vordergrund ausgeführte Baumstämme,

Buschwerk und Blattpflanzen zeigt, auch Wasser mit Schwimmvögeln darauf — wahrscheinlich malte er dergleichen, weil er einsah, daß es mit den Haarlemer Dünenbildern allein nicht mehr ging. Er war schon vor 1660 nach Amsterdam gezogen, wo er später eine Schankwirtschaft aufmachte, die ihn jedenfalls besser ernährte. Landschaften aber malte er immer noch, und angesehene Figurenmaler setzten ihm die Staffage hinein, wie es früher sein Freund Wouwerman gethan hatte, der sein Leben in Haarlem beschließen durfte; er war dort sehr angesehen, und seine „Figurenlandschaft" mit ihren vortrefflichen Pferden und den nicht sehr ausdrucksvollen, aber geschickt gezeichneten Menschen stand schon damals gut im Preise. Hier von der Höhe der Overveener Düne aus hat auch Jacob van Ruisdael wohl zwanzigmal den Blick auf seine Vaterstadt gemalt mit Dünengras, niedrigem Gebüsch und einigen Häusern im Vordergrunde, den Wiesenflächen und Bleichen von Haarlem in der Mitte und ganz hinten den Stadttürmen vor einem Wolkenhimmel, der mehr als die halbe Höhe eines solchen Bildes einzunehmen pflegt. Diese Flachlandschaften seiner Jugendzeit hat man in ihrer schlichten Wahrheit erst etwa seit einem Menschenalter erkannt; das damalige Publikum hielt sie für etwas ordinäres, die Maler gingen also mit ihren Entdeckungen dem Geschmack ihrer Zeit weit voraus. Ähnliche Ansichten malte der ungefähr gleichalterige Jan van der Meer van Haarlem, der erst in unsrer Zeit entdeckt und zunächst überschätzt worden ist (er erreicht Ruisdael in dieser einen Gattung, aber er übertrifft ihn nicht), sowie ein nur wenig älterer Landschafter derselben Richtung, Cornelis Decker, dessen Bilder seltner sind; beide haben jedenfalls mit von Ruisdael gelernt. Ruisdael war noch nicht dreißig Jahre alt, da zog er schon nach Amsterdam (1655) und malte dort andre Sachen: Wald und Wasser, herrliche alte Bäume, Wasserfälle und sogar Gebirge, die er niemals gesehen hatte; dergleichen verlangte man jetzt. Er mußte in seinen Gegenständen mannigfaltiger werden und suchte sich seine Motive auf Studienreisen bis jenseits der deutschen Grenze zusammen. In diese Zeit gehören die köstlichen komponierten Bilder unsrer großen Galerien, das „Kloster" und der „Judenkirchhof" in Dresden, der „Sumpf" in Petersburg. Aber es half ihm alles nichts. Während Everdingens norwegische Ansichten, die uns heute langweilen, begehrt und bezahlt wurden, konnte der größte holländische Landschafter in der Hauptstadt verhungern, und schließlich kehrte er in seine Heimat zurück und starb ein Jahr darauf im Armenhause (1682).

In den ersten Jahrzehnten des siebzehnten Jahrhunderts und nachdem der Waffenstillstand mit Spanien eingetreten war (1609), hatte sich Amsterdam nicht nur materiell gehoben, sondern auch verfeinert, es zog die Künstler der andern Städte an sich, und um 1650 hätte es keine mehr als Kunstmittelpunkt mit der heutigen Landeshauptstadt aufnehmen können. Beinahe alle Maler Hollands lebten wenigstens eine Zeit lang hier, und es war eine Ausnahme, wenn bedeutende Talente — wie der Feinmaler Gerard Dou in Leyden oder Aalbert Cuyp, der Meister der Tierlandschaft, mit seinem Vater

und seinem Oheim in Dordrecht — ihrer Heimat erhalten blieben. Wir sahen ja, daß auch Wouwerman Haarlem nicht aufgab; ebensowenig that es der angesehene Adriaen van Ostade, der hier viele Schüler bildete, darunter seinen Bruder Isack (Figurenmaler fanden damals leichter ihr Brot als Landschafter), und auch der größte Künstler Haarlems, Frans Hals, blieb in seiner Heimat ansässig. Haarlem versorgte Amsterdam hauptsächlich mit Malern seiner eigentlichen Spezialität, der Landschaft; alle, die etwas darin bedeuteten, hatten sich wenigstens vorübergehend hier aufgehalten, Esaias van de Velde aus Amsterdam, Goyen aus Leyden, Everdingen.

Man wüßte gern, wie Haarlem zu dieser Richtung gekommen ist. Ob durch die Gunst des Orts, den anmutigen Wechsel seiner Umgebung und die Nähe der See, die auch den Himmel und die Wolkenbildung reicher und lebendiger macht? Eine ausgesprochne persönliche Begabung für diese Gattung findet sich unter den Ältern, die bald nach 1600 erwachsen waren, soviel wir sehen, nur bei einem: Pieter de Molyn, der 1616 in die Lukasgilde eintrat und 1661 starb. Seine Bilder sind selten, eine nicht gerade charakteristische kleine Plünderung eines in Brand gesteckten Dorfes von 1630 besitzt das Haarlemer Museum. Der älteste einheimische Landschafter von Bedeutung, den wir hinreichend kennen, ist Salomon van Ruysdael, Jacobs Oheim (er schreibt sich mit einem y), er wird erst 1623 selbständig und stirbt 1670. Seine Bilder sind ganz anders als die seines Neffen, sie stellen meistens Kanäle und Grachten dar mit Baumreihen und einzelnen Häusern, mit gutem Wasser, das allmählich klarer und leuchtender wird, mit Vieh und menschlichen Figuren, die er selber malt; sie sind gewöhnlich fein komponiert — Landschaft und Himmel sind durch eine ansteigende Diagonale von einander getrennt —, sie sind blond und bräunlich in der Farbe, weniger grün als die seines Neffen. Seine Bilder sind neuerdings sehr im Preise gestiegen, sie müssen aber auch schon zu seiner Zeit geschätzt worden sein, denn er änderte seine Art nicht und blieb zeitlebens in Haarlem, wo er zahlreiche Schüler bildete. Er hatte also mehr Glück mit dieser nationalen Landschaft als sein größerer Neffe. In Amsterdam bevorzugte man eine andre, italisierende Richtung, neben der die einheimische, in Haarlem gepflegte einen schweren Stand hatte. Ihr Hauptvertreter ist Claes Berchem, der 1620 in Haarlem geboren, wahrscheinlich in Italien gewesen war und später nach Amsterdam zog, wo er 1683 starb. Er malt höchst flott und breit Wald- und Berglandschaften von italienischem Charakter mit Wasser und in warmer Beleuchtung; sicher gezeichnete Figuren, Vieh und halb italienische, halb holländische Menschen treten hier nachdrücklicher hervor, als es die übliche Staffage einer Landschaft zu thun pflegt. Zwischen Berchem und den nationalen Landschaftern hält die Mitte Adriaen van de Velde, der 1672 in einem Alter von nur sechsunddreißig Jahren starb, der Sohn eines Amsterdamer Marinemalers und kein Angehöriger des Esaias van de Velde, aber ein Haarlemer Zögling; er hatte bei Wynants und Wouwerman gelernt. Seine Gattung ist, äußerlich gesehen, die Berchems, Landschaft mit Vieh, aber

die Art ist verschieden; seine der Mehrzahl nach kleinen Bilder sind zarter empfunden und sorgfältiger ausgeführt; er ist ein Feinmaler, was Berchem nicht ist. Seine Landschaft ist holländisch, aber sie hat oft einen italienischen Anflug, obwohl er gewiß nicht in Italien gewesen ist; wenn der italienische Charakter fehlt, hat sie doch in der Zeichnung etwas feines und im Malwerke etwas duftiges, was sie von den kräftigern Bildern der nationalen Landschafter unterscheidet, und dasselbe gilt von seinen Tierfiguren, die denen Berchems an Feinheit überlegen sind und zugleich mit ihrem Ausdruck das Landschaftliche überwiegen. Seine Fachgenossen wußten ihn zu schätzen; vielen Landschaftern und Architekturmalern setzte er seine unübertrefflich feine Staffage so sicher und glücklich in ihre Bilder, als wäre sie von ihnen selbst erfunden — aber er gewann nur sein kärgliches Auskommen. Wir stellen ihn jetzt über Berchem, aber damals war dieser ihm weit voraus; das Italienische galt höher, und sogar der gleichnamige Sohn des Jan van der Meer, des nationalen Landschafters, wandte sich Berchem zu und malte wie dieser Landschaften mit Vieh im italienischen Geschmack. Das ist eine seltsame Erscheinung, die sich noch mit vielen Zügen verdeutlichen ließe. Der Amsterdamer Aert van der Neer malte damals kleine Landschaften mit Stadtansichten bei Mondschein oder im Abendlicht, auch von einer Feuersbrunst beleuchtet, und zur Winterszeit mit fallendem Schnee, so fein und so echt im Ausdruck, daß wir sie heute für einzig in ihrer Art halten. Er war Schenkwirt, und bei seinem Ableben wurden Bilder aus seinem Nachlaß für drei Gulden verkauft.

Die Haarlemer Landschaftsmaler haben uns weit weggeführt von unserm Ausgangspunkt, der Bahnstation an der Overveener Düne. Wir wollen unsre Fahrt nicht bis nach Zandvoort fortsetzen, weil unsre Begleiter uns dahin nicht folgen würden; Marinen, die uns heute befriedigen können, haben erst die Amsterdamer und nicht die Haarlemer gemalt, und zu den Strandbildern haben sie ihre Studien nicht in Zandvoort, sondern hauptsächlich in Scheveningen gemacht. Wir kehren also nach Haarlem zurück. Es ist wohl die schönste Stadt in Altholland. Sie wird von einem breiten Fluß durchzogen, und die Grachten sind zum Teil noch nicht zugeworfen („gedempt"), Baumreihen ziehn sich an ihnen hin, und kleinere Schiffe kommen bis in die Stadt. Der Grundriß ist übersichtlich, die Hauptstraße führt von Norden, vom Bahnhof her über den Großen Markt durch das südliche Thor an das Haarlemer Holz; man findet sich leicht zurecht, eine Stadt zum Spazierengehn geschaffen. Sie ist still, aber nicht tot, von mäßigem Verkehr belebt — man bekommt den Eindruck, daß hier viel wohlhabende und ruhige Leute wohnen — und wohlthuend reinlich, beinahe so wie Leyden, das alle Städte, die ich kenne, an Reinlichkeit übertrifft. Es ist eine Lust, zu sehen, wie sich die Bewohner Haarlems am Morgen auf den Tag rüsten; man braucht dazu nicht früh aufzustehn, denn die Holländer sind späte Leute. Alles fegt und klopft und wäscht und putzt, dazwischen kommen die Milchkarren und die Wagen mit Gemüse und Obst und Blumen; die köstlichsten Stillleben werden in den Läden

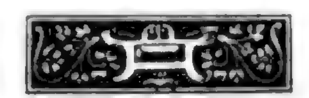
aufgebaut, und Holländerinnen mit weißen Schürzen und Markteimern umstehn sie wie auf den Bildern von Metsu, Brekelenkam und Slingeland. Auf dem Großen Markt verstärkt sich dann dieses Leben; es kommen die Fischer und die Geflügelhändler, halb Haarlem ist auf den Beinen, und man kann sich kaum satt sehen an dem nahrhaften Treiben, dessen letzter Zweck uns dann am besten an unsrer Table d'hôte zum Bewußtsein kommt.

Bei solchen Menschenansammlungen fiel mir auf, daß man keine Armut sieht, und ich bin niemals bei meinen Gängen um etwas angesprochen worden. Haarlem ist bekannt wegen seiner vielen Wohlthätigkeitsanstalten, von denen das Eigentümlichste die Versorgungshäuser für die nicht ganz Mittellosen sind. Wir treten von der Hauptstraße nahe bei dem südlichen Thor durch ein altes Portal in einen von Bäumen umstandnen Hof, in dessen Mitte ein großes Blumenviereck liegt. Rings um dieses stehn kleine Tische, jeder gehört zu einer der freundlichen Wohnungen, deren Fenster und Thüren auf diesen entzückenden Hof gehn; es ist später Nachmittag, einfache alte Damen sitzen da mit einer Handarbeit, weißköpfige Männer trinken ihren Thee, ein junges Mädchen liest aus einer Zeitung vor. Ein Bild des Friedens, einer selbst für diese stille Stadt ungewöhnlichen Ruhe! Ein behaglich gestimmter Arbeiter oder Aufwärter macht sich an den Blumen zu schaffen. „Habt ihrs aber gut im Leben," sagte ich zu ihm aus vollem Herzen und ließ mir dann von ihm berichten, unter welchen Umständen man das Glück haben könnte, an einem dieser kleinen Tische zu sitzen. Da nun hierzu der Census eines nach Haarlem in die Sommerfrische Reisenden aller Wahrscheinlichkeit nach schon zu hoch ist, so mag er an diesem Vorzug der Minderbegüterten wenigstens lernen, daß manches in unsrer unvollkommnen Welt doch auch ganz zweckmäßig eingerichtet und verteilt ist.

Das Architekturbild einer holländischen Stadt hat im ganzen nichts großartiges. Wer aus Belgien kommt, der vermißt hier vor allem die Pracht der gotischen Kathedralen und Rathäuser. Es giebt zwar alte Kirchen, die mit ihrem Raume sehr bedeutend wirken — beispielsweise ist die Große Kirche in Haarlem länger als irgend eine deutsche oder französische Kathedrale, beinahe so lang wie der Dom von Florenz —, aber die Form ist für unser an die klassische Gotik gewöhntes Auge immer irgendwie zu kurz gekommen, in dem Verhältnis der tragenden Teile zu der Decke oder in dem fehlenden Gewölbe, und das Äußere ist schmucklos. Auch die Frührenaissance mit dem italienischen Ornament hat sich in Holland lange nicht so reich entfaltet wie in Belgien, und das Barock, das sich dann dort noch zuletzt gleichzeitig mit der Malerei des Rubens auch in der Architektur einfand, ist in Holland ausgeblieben. Die mit dem bloßen Anschauen nicht zufriedne Betrachtung hat für das alles zwei Gründe ermittelt, über deren Stärkeverhältnis der Einzelne nach seiner Weltauffassung verschieden denken kann: den holländischen Backstein und den Eigensinn des Mynheers, der das Neue nur bis an einen gewissen Punkt mitmacht. Beide zusammen haben jedenfalls zu einem echt nationalen

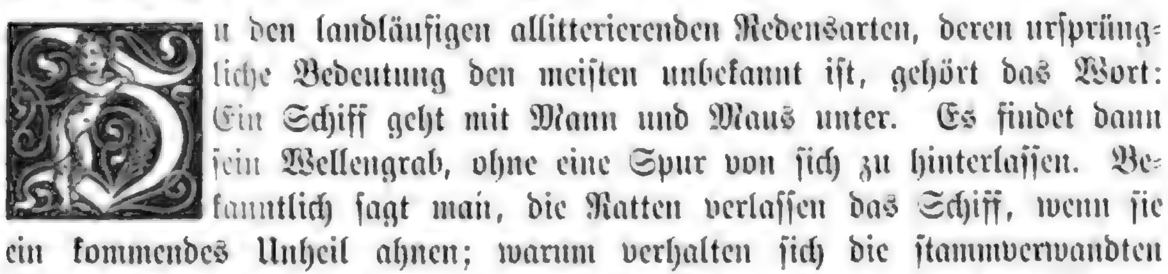
Wohnhaus geführt. Mit seiner schmalen Front und dem aufgetreppten Giebel darüber, mit der von Hausteinen eingefaßten und zuweilen auch noch schichtweise quer durchzognen Ziegelwand und den einfachen Ornamenten, die sich in Bändern und Linien wie Metallbeschlag an die Flächen legen, hat dieses Haus zwar kaum noch etwas an sich von der Renaissance Italiens, nach der man es zu benennen pflegt, aber es entsprach nicht nur den Bedürfnissen seiner Menschen so sehr, daß es weiter ostwärts wanderte und sich einen Teil von Deutschland eroberte, sondern es hat auch wie alles natürlich vernünftige seine eigne Schönheit. Eine Reihe solcher Häuser vor einer mit Bäumen bestandnen Gracht, einigermaßen reich ausgeführt und gut gehalten wie hier in Haarlem, macht ohne Frage ein originelles und reizvolles Stadtbild. Zu Monumentalbauten eignet sich dieser Stil nicht, denn er hat keine Mittel, große Flächen in Gruppen zu teilen, aber das beste, was sich damit in größerm Maßstabe erreichen läßt, finden wir gerade hier. Haarlem hatte im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, also zur Zeit des Frans Hals und der ältern unter den früher erwähnten Malern, einen Stadtbaumeister von ausgesprochnem Talent und von Erfindung, Lieven de Key. Sein berühmtes, 1603 vollendetes Schlachthaus am Großen Markt ist nicht bloß ein vergrößertes Wohnhaus, sondern ein schon durch sein Portal charakterisiertes öffentliches Gebäude; die ganze Fassade hat Raumverhältnisse, auf die man das Wort Schön wird anwenden dürfen, und im Zierwerk ist alles Fremdländische und Antike, was die italienische Renaissance nach Belgien hereingebracht hatte (Lieven de Key kam aus Gent nach Haarlem), beseitigt und durch Formen ersetzt, die dem einheimischen Material angepaßt sind. Kurz vorher hatte Lieven de Key in Leyden das Rheinländische Gemeindehaus gebaut (1598), einen Giebelbau von ähnlichem Charakter. Aber ein in Zeichnungen erhaltnes, zurückgelegtes Projekt zeigt uns einen noch schönern Bau, reicher und in den Zierformen ganz der holländischen Art entsprechend, höchst originell; er würde in seiner Ausführung das Haarlemer Schlachthaus durch die echt nationale Schönheit seiner Fassade noch übertroffen haben. Haarlem hat ferner zwei Gebäude derselben Gattung von ihm, die Stadtwage an der Ecke der Damstraße (1598) und das etwas frühere Alte Rathaus dem Schlachthause gegenüber, sodann den Turm der Annenkirche von 1613 (das Schiff rührt nicht mehr von ihm her). Ein für unsre Vorstellungen von Kirchenarchitektur eigentümliches Bauwerk! Kraus und barock, würde der oberflächliche Betrachter sagen; wer es aber näher ansieht, findet hier denselben konsequent durchgeführten Ausdruck mit einheimischen, nationalen Formen wie bei jenen Hausfassaden. Zu derselben Zeit, als sie entstanden, erhielt auch das Rathaus in Leyden seine glänzende Mittelfassade (1597). Sie erinnert mit ihrem Hauptgiebel und auch in einigen Einzelheiten an die Haarlemer Bauten, aber sie ist doch mit ihrer Freitreppe, den Pilastern, Halbsäulen, Balustraden und mit ihren Ornamenten — alles in Sandstein ausgeführt — von jenen so verschieden, sie hat noch so viel antik-italienisches festgehalten, daß Lieven de Key unmöglich, wie eine Über-

lieferung will, ihr Erbauer gewesen sein kann. Er würde sich diesen Zwang nicht angethan haben, seine Sprache war anders. Er ist gerade deswegen der originellste holländische Baumeister geworden, weil er sich am weitesten von der italienischen Formensprache entfernt hat. Was das sagen will, lehrt ein Blick auf Belgien. Cornelis Floris, der Erbauer des Antwerpener Rathauses (1565) und andrer Werke, die noch auf reichere Weise verziert sind als dieses, war eines Bildhauers Sohn und der Bruder eines Malers. Der Maler Rubens gehört zu den Erfindern der Barockarchitektur. Die Kunst des Lieven de Key hat mit der Malerei seiner Haarlemer Zeitgenossen keinen innern Zusammenhang. Sie malen in ihren Stadtansichten Häuser, wie er sie gebaut hat oder bauen würde; aber an und für sich betrachtet ist diese holländische Fassade mit ihren geraden Linien und leeren Flächen und der ausgesprochnen Vertikalrichtung so unmalerisch, daß ihre Entstehung nur aus dem praktisch nüchternen Sinne, der diesem für alles Malerische hochbegabten Volke innewohnt, einigermaßen erklärlich wird.



Mäusegeschichten

Eine kulturgeschichtliche Plauderei von Gustav Jordan



Zu den landläufigen allitterierenden Redensarten, deren ursprüngliche Bedeutung den meisten unbekannt ist, gehört das Wort: Ein Schiff geht mit Mann und Maus unter. Es findet dann sein Wellengrab, ohne eine Spur von sich zu hinterlassen. Bekanntlich sagt man, die Ratten verlassen das Schiff, wenn sie ein kommendes Unheil ahnen; warum verhalten sich die stammverwandten Mäuse so ganz anders und bleiben der Mannschaft bis in den Flutentod treu?

Unsre Allitteration Mann und Maus ist ein Überbleibsel von uralten religiösen Vorstellungen, in denen die Maus mit den Mächten der Finsternis, der Nacht, des Todes in Zusammenhang gebracht wird. In der Nacht beginnt das zierliche und geschmeidige Tier seine nagende Thätigkeit, bei der ihm sein blinkender, fester und harter Zahn zu manchem Erfolge verhilft. Es liegt sehr nahe, daß die Naturreligionen — und alle Religionen fußen schließlich auf Naturanschauungen — die Maus den dunkeln Gewalten zuteilen. Der indische Yama als Gott des Todes, Rudra als Gott der Finsternis, die ägyptische Göttin Nephtys als Göttin der Nacht sind die Gebieter der Mäuse. Der Nephtys wurden zu Buto heilige Mäuse gehalten. Auch beim Kultus der Semiten findet sich die Maus vor. Als die Philister dem Volke Israel

zur Zeit Elis die Bundeslade geraubt hatten, wurden sie für diesen Frevel durch allerlei Plagen heimgesucht. Da entschlossen sie sich, die Lade, die für sie so verhängnisvoll geworden war, zurückzusenden, und wandten sich wegen des Wie an ihre Priester und Weissager. Diese rieten ihnen, das kostbare Gerät nicht leer zu senden, sondern dem Gotte Israels ein Schuldopfer zu erstatten, und zwar: „Fünf goldne Beulen und fünf goldne Mäuse, nach der Zahl der fünf Fürsten der Philister, denn es ist einerlei Plage gewesen über euch alle und über eure Fürsten. So müßt ihr nun machen gleiche Gestalt euern Beulen und euern Mäusen, die euer Land verderbet haben, daß ihr dem Gott Israels die Ehre gebet" (1. Sam. 6, 4 ff.). Die Mäuse gelten hier als Unheilspender und als Unheil selbst, das durch Opferung des goldnen Abbilds zum Einhalten gebracht werden kann. Der Prophet Jesaia sieht die Mäuse als einen Greuel an, denn es heißt im letzten Kapitel seiner Prophezeiungen: „Die sich heiligen und reinigen in den Gärten, einer hier, der andre da, und essen Schweinefleisch, Greuel und Mäuse, sollen geraffet werden miteinander, spricht der Herr."

Die Maus, deren unterirdisches, verborgnes Wohnen und nächtliches Treiben den Menschen unheimlich ist, wird seit Urzeit als Unheils- und Trauerbote aufgefaßt. Im Sanskrit bedeutet mush Maus und Finsternis, in der Hieroglyphenschrift zeigt die Maus die Vernichtung an, und ein leiser Anklang an diese Beziehungen ist in der volkstümlichen Redewendung geblieben, die jemand für „mausetot" erklärt.

Ach Gott in dem siebenten Himmel,
Das Mägdlein war mauseleintot.

So klagt ein altes Lied. Natürlich wird die Meinung von der unglückverhängenden Maus dadurch verstärkt, daß diese Tiere, wenn sie in Menge vorhanden sind, in Wirklichkeit viel Schaden anrichten. Der Gegensatz zwischen ihrer Kleinheit und ihrer Unwiderstehlichkeit läßt zudem ihre Kräfte als übernatürlich erscheinen.

Selbstverständlich ist dieses Nachttier den Gottheiten des Lichts verhaßt, und es sind auch Pallas Athene und die ägyptische Göttin Bubastis der Maus feind. In eigentümlicher Weise aber steht die Maus mit andern Licht- und Lebensgottheiten in naher Beziehung, nämlich mit Apollo und Freya. Bekannt ist der asiatische Apollo Sminthios oder Smintheus, d. h. der Vertilger der Feldmäuse. In der Landschaft Mysien, deren Namen man von der Maus herleitete, wird Apollo dargestellt, wie er seinen Fuß auf eine Maus setzt. Während bisher der Lichtgott als ein Feind der Maus erscheint, so tritt ein solcher Gegensatz nicht mehr hervor, wenn sich auf Münzen — und zwar von der Insel Tenedos, der trojanischen Küste gegenüber — neben dem Kopf des Apollo eine Maus findet; auf Münzen aus Alexandria steht eine Maus vor ihm; auf andern hält er drohend in seiner Rechten eine Maus und in der Linken einen Pfeil. So ist denn die Maus zu seinem Attribut geworden. Apollo, der Wecker des Lebens, ist zugleich der Sender des Todes. Als Gott

des Lichts und des Lebens setzt er den Fuß auf die Maus, er überwindet den Tod. Aber gerade Apollo ist auch der furchtbare Todesgott, und als solcher hat er Pfeil und Maus bei sich. Mit seinen Pfeilen erlegt er plötzlich die Jugend, wie die Blume unter den versengenden Sonnenstrahlen schnell ihr Haupt niedersinken läßt. Wohl erscheint der unvermutete Tod wie eine vom lichten Gotte gespendete Wohlthat. Als Hekabe um Hektor klagt, sagt sie von ihrem auch im Tode schönheitstrahlenden Heldensohne:

> Lieb auch warst du den Göttern, so lange du lebtest, und sorglich
> Nahmen sie deiner sich an, sogar im Todesverhängnis . . . nun aber liegst du
> Hier im Gemache, so frisch, wie bereit zu trautem Gespräche,
> Ähnlich dem, den Apoll, der Schütze der silbernen Pfeile,
> Unversehens entseelt mit seinen Strahlengeschossen. (Ilias 24, 749 ff.)

Und wie eine köstliche Tröstung über das Allgemeingeschick des Todes klingt, was Homer vom Tode der greisen Leute auf der Insel Syria singt:

> Wann in der Stadt die Geschlechter die Tage des Alters erreichen,
> Naht mit dem silbernen Bogen Apoll und Artemis ihnen,
> Um sie mit lindem Geschoß entseelt daniederzustrecken. (Odyssee 15, 409 ff.)

Aber Apollo tritt auch seinen Feinden und den Feinden seines Volks mit furchtbarer Majestät entgegen und schießt, ein unerbittlicher Würgengel, ganze Reihen mit seinen Pfeilen nieder. Er sendet die verheerende Seuche, die im feindlichen Lager Tausende hinrafft, und dieser Apollo ist es, dem die Maus besonders zugehört. Diese Nachttiere, deren nagender Zahn das Festeste zerstört, treten ja auch oft urplötzlich in unendlichen Scharen auf, verzehren und vernichten, was ihnen in den Weg kommt, und können so als eine Verkörperung epidemischer Krankheiten gelten. Besonders lehrreich ist, was Herodot vom ägyptischen König Sethos erzählt (I, 141): Es zog wider Ägyptenland mit großer Heeresmacht Sanacharibos, der Araber und Assyrier König; in seiner Angst ging Sethos in den Tempel und jammerte vor dem Bilde des Gottes. Im Traume wurde ihm aber göttliche Hilfe verheißen. So zog er denn gegen den großen Heerführer. In der Nacht aber kam ein Schwarm Feldmäuse über die Widersacher, die zernagten ihre Köcher und Bogen und auch die Schildhaben, also daß sie am folgenden Morgen, da sie wehrlos geworden, flohen, und kamen viele ums Leben. Diesem ägyptischen König ward nach Herodots Bericht auch beim Tempel des Gottes, der ihm Hilfe gesandt hatte, ein Bild von Stein errichtet, und zwar hat der König eine Maus in der Hand. Der Sanacharibos Herodots ist niemand anders als der Sanherib der Bibel, jener assyrische König, dessen gewaltiges Heer vernichtet wurde, nachdem König Hiskia den Herrn um Rettung angefleht hatte. Übereinstimmend wird der Vorgang im zweiten Buch der Könige und vom Propheten Jesaia so erzählt: Und in derselben Nacht fuhr aus der Engel des Herrn und schlug im Lager von Assyrien hundertundfünfundachtzigtausend Mann. Und da sie sich des Morgens früh aufmachten, siehe, da lag es alles voll toter Leichname (2. Kön. 19, 35,

Jes. 37, 36). Der Würgengel des Herrn wird bei Herodot durch die Mäuse vertreten, die die Bogensehnen, d. h. die Lebensfäden der Assyrier zernagen. Hätten sich diese Vorgänge auf einem Boden abgespielt, auf dem der griechische Götterglaube heimisch war, so wäre Apollo der Gott gewesen, der die Mäuse gesandt hätte. Es wird uns auch thatsächlich berichtet, der sminthische Apollo habe auf das Gebet seines Priesters Krinis verderbenbringende Mäuse ins feindliche Lager gesandt. Der ägyptische Priesterkönig, dessen Gebet so erfolgreich gewirkt hatte, heißt Sethos und erinnert an Seth, wie auch der vernichtende Gott Typhon genannt wird, und Typhons Abbild war die Maus.

Wir sehen, die Maus galt als Todessymbol. Diese Anschauung kehrt auch in christlichen Zeiten wieder, denn nicht selten findet man die Maus auf Grabmonumenten zu Füßen frommer Kirchendiener. Wahrscheinlich haben da altgermanische Überlieferungen mitgewirkt. Freya, die Herrin über Leben und Tod, die Schicksalsspinnerin, wird gedacht mit Mäusen zu ihren Füßen. In christlicher Zeit trat an ihre Stelle die heilige Gertrud, und es giebt Bilder von ihr, auf denen sie einen Faden spinnt, an dem ihr zu Füßen zwei Mäuse nagen. In ihr sind die Parzen vereint. Sie knüpft den Faden, spinnt ihn weiter und reißt ihn ab: die Maus, die den Lebensfaden zernagt, ist der Tod. Und Gertrud, der bei ihrer verhängniswebenden Thätigkeit die Maus treulich zur Seite steht, tritt auch sonst zu diesem Tier in bedeutungsvolle Beziehung. Wer den Gertrudstag (23. März) nicht ehrt und an ihm spinnt, also der Schutzherrin sozusagen in ihr Handwerk pfuscht, dem schleicht Unheil ins Haus und kommen Mäuse in die Felder. Warum aber werden der heiligen Gertrud zwei Mäuse beigegeben? Jedenfalls sind da die Mäuse der sichtbare Ausdruck der alles verzehrenden Zeit, deren Zahn alles Irdische zernagt, wie es im kleinen unsre Nagetiere auch thun. Und der Wandel der Zeiten in seinem unabwendbaren Fortschreiten zeigt sich am sinnfälligsten im Kommen und Gehn von Tag und Nacht, die abwechselnd, aber mit gleichem Erfolge, die Arbeit der Zeit verrichten. Diese Thätigkeit der Zeit, als ununterbrochne Geschäftigkeit von Tag und Nacht aufgefaßt, hat schon in einer alten arabischen Erzählung ihre Verkörperung in den beiden Mäusen gefunden, die Rückert in seiner Parabel so volkstümlich einfach und darum so eindringlich mahnend verwendet. Die weiße Maus bedeutet den Tag, die schwarze die Nacht.

> Es nagt die schwarze, wohl verborgen,
> Vom Abend heimlich bis zum Morgen;
> Es nagt vom Morgen bis zum Abend
> Die weiße wurzeluntergrabend.

Und wenn der Mäusezahn in einer Anzahl von Sprüchen und abergläubischen Bräuchen bedeutsam hervortritt, so ist der Gedanke daran nicht von der Hand zu weisen, daß hierbei die Vorstellung von der Maus als Zerstörerin des Lebens mitwirkt, als tempus edax, die gefräßige Zeit, deren Zahn alles verwüstet und selber unverwüstlich bleibt. War einem Kinde ein Zahn ausgefallen, so mußte es ihn in ein Mäuseloch werfen und dabei sagen: „Mäuschen,

ich geb dir einen alten Zahn, gieb mir einen neuen," oder „Mäuschen, ich geb dir einen knöchernen Zahn, gieb mir einen eisernen," oder:

Maus, da hast du einen hölzernen Zahn,
Gieb mir einen beinernen dran.

Herodot hatte, wie wir oben erwähnt haben, von einer Schar Mäuse gesprochen, die den Feinden Köcher und Bogensehnen zernagte. Die Mäuse waren, wie sich ja auch aus der Übereinstimmung mit der Bibel ergiebt, auf eine Seuche zu deuten, die das Heer der Feinde vernichtend traf. Und so gelten auch im Mittelalter die Mäuse, wenn sie zahlreich auftreten, als Verderbenbringer. Viel Mäuse, viel Tod — viel müs, wenig lüt, so hieß es. Wenn sich aber einmal die Mäuse auffallend schnell vermehrten, so galt das als Vorzeichen einer Epidemie. Schon Strabo berichtet etwas derartiges aus Spanien. Auf dasselbe zielt der Glaube hin, daß plötzliche Vermehrung der Mäuse, namentlich wenn sie widrigen Geruch verbreiten, auf kommenden Nebel deute. Und dieser Nebel ist die Pest, die man sich als einen Dunst vorstellte, dessen Gifthauch alle Lebewesen vernichte. Wohl niemals mag die Furchtbarkeit dieses Todesnebels erschütternder geschildert worden sein als in Theodor Storms so stimmungsvoller Erzählung: Noch ein Lembeck oder Das Fest auf Haderleevshus. Die Kinder haben den Dunst zuerst bemerkt und stürzen entsetzt zu dem Vater. Nacht! rief Dagmar, es wird Nacht! und aus dem schmalen Gesichtlein sahen die schwarzen Augen zu ihm auf. Der Ritter blickte um sich: die Sonne war erloschen; die Wände des Gemachs standen öd und lichtlos. Ja, Herr, sagte der Schreiber, es fällt wie Asche auf die Schrift. Nein, nicht wie Asche, rief der Knabe; ich sah es: im Norden, weit hinaus, stieg schwarzer Nebel aus der Erde und schwimmt wie eine Wolke auf uns zu; seht nur, es wird ganz finster hier! Kommt, kommt mit hinaus. . . . . Sie stiegen alle auf den Turm . . . und schon hatte das schwarze, von Norden kommende Dunstgespenst sich über sie gebreitet und sank in furchtbarem Schweigen auf die Erde. . . . Die Schloßbewohner gingen in die Burgkapelle. . . . Drinnen aber zogen schwarze Nebelflocken unter der gewölbten Decke und verbargen das Antlitz des crucifixus über dem Hauptaltar; und vor dem der Mutter Gottes scholl die zerrissene Stimme der alten Schaffnerin: O heilige Jungfrau, deine Augen, wo sind deine Augen? Alle lagen auf den Knieen in den Stühlen und beteten stumm oder schrieen mit gerungnen Händen zu Gott und allen seinen Helfern. Sie hätten es sich sparen können; denn der schwarze Tod war gekommen, der die Welt leer fraß, und gegen den nichts half als sterben.

Für die Erzeugung der nötigen Stimmung, in der uns das Grauen vor dem geisterhaft und doch so sicher heranschreitenden Unheil packt, ist der Nebel besonders geeignet; aber auch die Mäusenot als Künderin des schwarzen Todes hätte Storm äußerst eindrucksvoll verwenden können, das beweist der tolle Hexensabbath, den Ratten und Mäuse in seinem Märchen Bulemanns Haus aufführen.

Die Maus ist uns als Verkörperung der Vernichtung, des Todes bekannt. Wenn der Tod den Menschen antritt, erlischt die Seele. Aber unsern Altvordern war eine andre Vorstellung geläufig; ihnen war die Seele nicht ein Licht, ein heiliges Feuer, das ausgeht, und dessen Verlöschen ewige Dunkelheit zur Folge hat, ihnen war die Seele ein selbständiges Wesen, das seine körperliche Hülle im Augenblicke des Todes verläßt und aus dem Leibe entweicht. Und man stellte sich diesen Vorgang sinnfällig sichtbar vor. So entweicht die Seele dem Sterbenden in Gestalt einer Maus. Und Kinderseelen in ihrer Unschuld, sowie die der Frommen dachte man sich als weiße Mäuse, die der Gottlosen als rote. Auch nahm man vielfach an, daß die Seele mitunter durch den offnen Mund Schlafender herauskomme und wieder zurückkehre, weshalb man genau darauf achtete, den Kindern während des Schlafens den Mund zu schließen. Schlafenden Hexen läuft ihre Seele in Gestalt einer roten Maus heraus. Diesen Aberglauben verwertete Altmeister Goethe auf das wirkungsreichste in der Walpurgisnacht. Faust beteiligt sich in voller Hingebung am Tanze mit den verführerischen Hexen, tritt aber plötzlich aus dem Reigen. Mephisto fragt ihn verwundert:

> Was lässest du das schöne Mädchen fahren,
> Das dir zum Tanz so lieblich sang?

Faust erwidert:

> Ach! mitten im Gesange sprang
> Ein rotes Mäuschen ihr aus dem Munde.

Der Schrecken hatte aber tief auf die Seele Fausts gewirkt; der gemeine Genuß, dem er sich hingegeben hat, wird ihm zum Ekel, und vor seinem reuevollen Bewußtsein steigt das Schmerzensbild Gretchens auf.

Als Faust stirbt, beklagt sich Mephisto darüber, daß es jetzt so viele Mittel gebe, dem Teufel die Seelen zu entziehn. Früher war es mit der Seele einfacher:

> Sonst mit dem letzten Atem fuhr sie aus,
> Ich paßt ihr auf, und wie die schnellste Maus,
> Schnapps! hielt ich sie in fest verschloßnen Klauen.

Im Zusammenhang damit, daß die Maus des Menschen Seele verkörpert, steht der Glaube, daß die Mäuse im Gewitter geboren werden, denn im Gewitter wird nach alter, eine gewisse Großartigkeit atmender Vorstellung der himmlische Funke der Seele geboren, den dann der Storch aus der Unterwelt auf die Erde bringt. Und so wird auch der Maus eine Blitzgeburt zugeschrieben. Zu diesem Glauben mag der blinkende Zahn dieses Tierleins beigetragen haben, der blitzgleich aus seinem Gehege hervorleuchtet.

In vielen Volksüberlieferungen stehn die Mäuse mit den Zwergen und elbischen Wesen in Verbindung. In der Julzeit halten die Elben in Mausgestalt ihren Umzug, und man soll während der heiligen zwölf Nächte (von Weihnachten bis zum Dreikönigstag) die Mäuse nicht bei ihrem eignen Namen nennen, sondern Bönlöper (Bodenläufer) sagen. Erdgeister und Zwerge sind

eben auch lichtscheuer Natur wie die Mäuse, und die unterirdischen Gänge, die die Mäuse unter den Äckern aufführen, werden als Wohnungen jener Wesen gedeutet. Und wenn Zwerge und Erdmännlein Schätze hüten, so wird natürlich von den Mäusen dasselbe behauptet. Zudem werden die Elben oft als Geister der Verstorbnen gedacht und sind auch hierin den Mäusen seelenverwandt.

Die Mäuse sind Seelen; sie sind es, die der Sage nach an dem grausamen Hatto von Mainz Rache nehmen, der seine Unterthanen hatte verbrennen lassen. Kaum hatte er über das Jammergeschrei der Unglücklichen gespottet, indem er ausrief: Wie schön können die Kornmäuse singen —

Von Stund an sah er Abenthewr
Die Meuß liefen zu ihm vom Fewr.

So heißt es in Rollenhagens Froschmeuseler. Die Mäuse erscheinen hier als Werkzeuge Gottes, es sind die Seelen der elendiglich Verbrannten, es sind zugleich die verfolgenden, nagenden Gewissensbisse. Man beachte wohl, daß der Dichter nur als Sinnestäuschung, als Gesicht auffaßt, was später die weiter bildende Sage sich wirklich ereignen läßt. Auch der wohlbekannte Rattenfänger von Hameln gehört hierher. Die Ratten vertreten lediglich ihre zartern Vettern, die Mäuse. Der Rattenfänger ist der Führer der Seelen, der Totengott; die Pest kommt und geht, sowie die Nagetiere massenhaft auftreten und verschwinden. Nun treten an ihre Stelle die Kinder, die durch des Spielmanns Pfeife in den Berg gelockt werden. Das sind die Opfer der Seuche, die der Totengott in die andre Welt führt. Der Rattenfänger erinnert an den antiken Hermes Psychopompos, der die Seelen der ermordeten Freier in das Totenreich führt; auf finstern Wegen zieht er voran mit seinem magischen Stabe, und sie folgen ihm wie Nachteulen schwirrend. Der magische Stab gehört auch der heiligen Gertrud, die in sich so viele Züge Freyas vereinigt, und an diesem Stabe laufen Mäuse hinauf. Damit ist gesagt, daß sie die Herrschaft (Stab) über die Unterwelt als Seelenaufenthalt (Mäuse) führt.

Freya ist die Gemahlin des Sturmgotts Wuotan, der als Gewittergott die blitzerzeugte Maus zu seiner Gefolgschaft zählt. Wenn Wuotan später als wilder Jäger erscheint, so tritt er als grüner Spielmann auf, der den Totentänzen voranschreitet. Das wütende Heer besteht aus Seelen Verstorbner, und mit ihm ist das Erscheinen großer Mäusescharen gleichbedeutend; beides weist auf kommendes Unheil, Krieg oder Pest, hin. Der Rattenfänger und Seelenführer lockt mit seiner Pfeife; auch das Pfeifen der Mäuse in nächtlicher Weile deutet auf den Tod.

Gehörte die Maus dem Tode, so war sie auch des Teufels. Peucer, der hochgebildete Schwiegersohn Melanchthons, behauptete gesehen zu haben, daß bei einer Frau der Teufel in Gestalt einer Maus unter der Haut hin und her gelaufen sei. In Wirklichkeit bildet sich bei jedem Menschen an der Innenseite des Oberarms eine Anschwellung, wenn man den Arm anzieht;

dieser Anschwellung kann man durch Strecken und Anziehen eine Art laufender Bewegung geben, die an die Maus erinnert. Kräftige Männer lassen ihre „Muskeln spielen." Und was bedeutet Muskel ursprünglich? Mäuschen! hergeleitet vom lateinischen mus, die Maus, Diminutivform musculus, das Mäuschen, der Muskel. Ein derartig lebhaftes Muskelspiel konnte aber in den sogenannten guten alten Zeiten namentlich dem schönern Geschlecht gefährlich werden und es mancher Frau unmöglich machen, an Altersschwäche zu sterben. Die Hexe, die Mäuse unter ihrer Haut trug, konnte auch Mäuse machen und sich in sie verwandeln. Trat eine plötzliche Mäusevermehrung ein, so wurde in Zeiten der Seuche eifrig nach dem Schuldigen gefahndet, und die peinliche Frage beschäftigte sich bei den Inquisitions- und Hexenprozessen stehend damit, ob die Angeklagten auch Mäuse hervorgebracht hätten. Gegen die Mäusevermehrung suchte man sich übrigens auch dadurch zu schützen, daß man den Mäusen bei der Ernte einen freiwilligen Tribut zahlte. Versäumte man es, ihnen bei der ersten Erntefuhre drei Ähren zu spenden, so war die Rache der Mäuse zu befürchten, die sich in schlimmen Verwüstungen zeigte.

Wenn sich Hexen und Hexenmeister in Mäuse verwandeln konnten, so war die natürliche Folge davon, daß man auch manchmal gegen die Mäuse vorging, als gehörten sie zur species homo sapiens. So wird mehrfach von einem gerichtlichen Verfahren gegen Mäuse berichtet. Die Gemeinde Stilfs in Tirol klagte gegen Lutmäuse (Feldmäuse). In Glurns, zu dessen Gerichtssprengel Stilfs gehörte, wurde gegen die Mäuse verhandelt. Es wurde für sie ein Verteidiger ernannt, und es erhob sich Klage und Antwort, Rede und Widerrede. Aber die Schädlichkeit der Mäuse war zu offenbar, und so wurde für Recht erkannt, daß die schädlichen Tiere die Äcker und Wiesen von Stilfs binnen vierzehn Tagen verlassen und zu ewigen Zeiten nicht mehr dahin zurückkehren sollten. Auf Antrag ihres Fürsprechers wurde den Mäusen, die noch gar zu jung waren, und denen, die Mutterfreuden entgegensahen, vierzehn Tage lang freies und sicheres Geleit gewährt. Welche tierfreundliche Entscheidung! Mit den Menschen, die in den Verdacht des Mäusemachens geraten waren, ging man weniger menschlich um.

Aber nicht alle Mäuse stehn mit den finstern und unheilvollen Mächten in Verbindung. Die weiße Maus deutet auf Licht, Leben, Segen, und sie gilt, ähnlich wie die weiße Schlange, als Glücksbote. Und auch bei uns findet die weiße Maus Gnade vor den Augen eines Liebhabers; im allgemeinen aber sind wir gewöhnt, mit den Mäusen kürzern Prozeß zu machen als die biedern Glurnser, und unser Urteil fällt auch strenger aus. Dafür ist unser Verfahren gegen die Menschen um so menschlicher geworden — das kann uns trösten!



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Vorbildung für den Verwaltungsdienst. Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung vom Sonntag, dem 3. Juni 1900 Nr. 128 sagt:

„Die Erörterungen innerhalb des Staatsministeriums über die Verbesserung der Vorbildung für den höhern Verwaltungsdienst hatten schließlich zu der Überzeugung geführt, daß im Rahmen des Gesetzes von 1879 über die Befähigung zum höhern Verwaltungsdienst sich eine völlig befriedigende Lösung der gestellten Aufgabe nicht erreichen läßt, daß vielmehr, wenn man sich an die Bestimmungen jenes Gesetzes gebunden halten wollte, die Gefahr bestehen bleibt, daß der Anwärter für den höhern Verwaltungsdienst weder in der Verwaltung, noch in der Justiz eine gründliche Ausbildung erhält. Will man sich nicht mit halben Maßregeln begnügen, sondern dafür sorgen, daß die Aspiranten für den höhern Verwaltungsdienst eine gründliche theoretische und praktische Vorbildung in dem erhalten, was man früher unter dem Ausdruck Cameralia zusammenfaßte, so erscheint es vielmehr unerläßlich, durch Abänderung des Gesetzes von 1879 Raum für eine gründlichere praktische Vorbereitung im Verwaltungsdienste zu schaffen. Wenn aber doch einmal an der bestehenden Gesetzgebung geändert werden muß, so wirft sich von selbst die Frage auf, ob mit jenem Gesetze, welches eine besondre Vorbildung für den höhern Verwaltungsdienst vorsieht, ein glücklicher Griff gemacht ist, und ob nicht denn doch der von dem Minister Grafen Friedrich Eulenburg eingeschlagne Weg vorzuziehen sei, die Beamten des höhern Verwaltungsdienstes aus den Gerichtsassessoren zu rekrutieren. Die Erfahrungen, welche mit diesem Verfahren gemacht worden sind, waren bekanntlich nicht schlecht, aber es fällt dagegen ins Gewicht, daß sich trotzdem Regierung und Landesvertretung zur Wiedereinführung einer besondern Vorbildung für den höhern Verwaltungsdienst bewogen fanden. Jedenfalls bedarf es, ehe man sich nach der einen oder andern Seite entscheidet, sehr eingehender Prüfung. Aus diesem Grunde sind die Regierungspräsidenten, denen ja naturgemäß die gründlichste praktische Erfahrung auf diesem Gebiete beiwohnt, zu einer eingehenden gutachtlichen Äußerung aufgefordert worden. Diese gutachtlichen Äußerungen dürften jetzt in der Hauptsache bei dem Ministerium des Innern eingegangen sein, sodaß voraussichtlich in naher Zeit über diese nunmehr seit einer ganzen Reihe von Jahren schwebende Frage ein endgiltiger Beschluß innerhalb der Staatsregierung wird gefaßt werden können."

Nach dieser offiziösen Äußerung geht in Regierungskreisen eine Strömung dahin, die jungen Verwaltungsbeamten aus der Zahl der Gerichtsassessoren zu wählen und ihnen nach der Übernahme Gelegenheit zur praktischen Vorbereitung im Verwaltungsdienste zu geben. Es wäre damit genau der Zustand hergestellt, der bei allen preußischen Spezialverwaltungen besteht. Dort hat sich diese Einrichtung überall wohl bewährt. Wenn unsrer Eisenbahnverwaltung der sogenannte Assessorismus entgegengehalten wird, so richtet sich der darin liegende Vorwurf doch nur gegen die angebliche Zurücksetzung der Techniker gegen die Juristen; daß anstatt der Juristen, soweit Nichttechniker für unentbehrlich gehalten werden, Verwaltungsbeamte genommen werden müßten, ist noch von keiner Seite gefordert worden.

Es ist nun nicht einzusehen, weshalb eine Einrichtung, die sich in allen übrigen Zweigen der Staatsverwaltung erprobt hat, nicht auch bei der allgemeinen Verwaltung mit Nutzen Anwendung finden sollte. Daß bei der jetzt vorgeschriebnen Vorbildung die Referendare in der Regel nicht das für ihren spätern Beruf not=

wendige Maß von Rechtskenntnissen gewinnen, wird wohl kaum bestritten werden können. Diese Lücke durch die Praxis auszufüllen gelingt nur einer beschränkten Zahl besonders tüchtiger und strebsamer junger Beamten. Der Beirat des sogenannten Justitiars ist auch nicht imstande, diesen Mangel völlig auszugleichen, da dieser Rechtsbeistand die Entstehung der Streitfragen nicht immer genau zu durchschauen und bei der Mannigfaltigkeit und Verschiedenartigkeit der zahlreichen ihm vorgelegten Sachen nicht immer ein sicheres Urteil zu den Akten zu bringen vermag. Nach alledem kann es nicht auffallen, daß eine lediglich aus Verwaltungsbeamten zusammengesetzte Behörde immer hinter einem Kollegium zurückstehn muß, das aus Juristen besteht, wenn diese längere Zeit als Verwaltungsbeamte praktisch thätig gewesen sind. Wenn diese Erscheinung seither noch nicht allzusehr hervorgetreten ist, so hat dies darin seinen Grund, daß bei den Regierungskollegien meist noch ältere juristisch vorgebildete Beamte vorhanden sind; sobald diese verschwunden sein werden, wird sich die Thatsache, daß die Regierungen in ihren Leistungen den übrigen Provinzialbehörden nicht gleich kommen, so klar erweisen, daß man auf schleunige Abhilfe wird Bedacht nehmen müssen. Eine solche wäre aber nach der Natur der Sache unmöglich.

Wenn am Schlusse der offiziösen Kundgebung besondrer Wert auf die gutachtlichen Äußerungen der Regierungspräsidenten gelegt wird, denen ja „naturgemäß" die gründlichste praktische Erfahrung auf diesem Gebiete „beiwohne," so läßt sich dagegen nichts wesentliches einwenden. Es wäre aber doch wohl zu erwägen, ob nicht auch den Leitern der übrigen Verwaltungszweige, z. B. der Eisenbahndirektionen, Generalkommissionen usw. Gelegenheit gegeben werden sollte, sich darüber zu äußern, welche Erfahrungen sie mit den juristisch gebildeten Mitgliedern ihrer Behörden gemacht haben; sie würden sich auch wohl darüber äußern können, wo sorgfältiger, gründlicher und praktischer gearbeitet wird: von den Behörden, die nur aus kameralistisch vorgebildeten Mitgliedern bestehn, oder von denen, die (abgesehen von den Technikern) aus juristisch geschulten, durch die Praxis zu Verwaltungsbeamten ausgebildeten Mitgliedern zusammengesetzt sind. Das Bild, das die Berichte der Regierungspräsidenten liefern werden, würde durch die Äußerungen der übrigen Provinzialbehörden gewiß eine wünschenswerte Vervollständigung und eine hellere Beleuchtung erhalten.

Die zweijährige Dienstzeit. Das Militärwochenblatt Nr. 105 von 1898 enthält einen Aufsatz, der sehr beherzigenswerte Vorschläge macht, die Aufrechterhaltung der zweijährigen Dienstzeit zu ermöglichen. Der Aufsatz gipfelt darin, den Truppen Arbeitsdienste aller Art abzunehmen. Ein andrer Vorschlag in der Allgemeinen Militärzeitung vom Dezember 1898 will die unzureichend ausgebildeten Leute, die sich infolge der Einführung der zweijährigen Dienstzeit in den Regimentern finden würden, bei Eintritt der Mobilmachung aus den Feldtruppen ausscheiden und „andern Formationen, in denen sie weniger schädlich sind," zuweisen. Eine Rückkehr zur dreijährigen Dienstzeit erwartet er nicht.

Eine Rückkehr zur dreijährigen Dienstzeit scheint mir unmöglich. Denn die Zahl des Heeres hat von jeher in einer gewissen Wechselbeziehung zur Dienstzeit bei der Fahne gestanden. Je länger diese ist, desto geringer ist die Zahl. Mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht mußte die Dienstzeit kürzer werden, weil man die Männer im kräftigsten Alter unmöglich so lange ihrem bürgerlichen Beruf entziehn konnte, wie das bei den angeworbnen Mannschaften, die bis zum vollen Verbrauch ihrer Körperkräfte dienten, der Fall war. Diesem Gedanken trug schon Friedrich Wilhelm I. Rechnung in dem 1733 von ihm neben dem Werbesystem eingeführten Kantonwesen, wo noch die dienstfähigen Mannschaften je eines

Kreises, Kantons, einem bestimmten Regimente zur Verfügung standen, alljährlich aber nur wenige Monate zum Dienst eingezogen und dann wieder beurlaubt wurden. Das vom Großen Generalstabe herausgegebne vortreffliche Werk „Die Kriege Friedrichs des Großen" enthält in seinem ersten Teile ausführliche Mitteilungen über das Kantonwesen. Schon damals ist in der preußischen Heeresorganisation der innere Zusammenhang zwischen der Ausbildung zum Wehrmann zu der Verteidigung des Vaterlands und zwischen dem bürgerlichen Berufe als Mann der Wissenschaft, des Kaufmannstandes, als Handwerker und Landmann zu erkennen. Dieser Zusammenhang muß aufrecht erhalten werden, und er kann auch bei der zweijährigen Dienstzeit aufrecht erhalten werden, wenn der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht völlig durchgeführt wird.

Ich betrachte die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht erst dann als erreicht, wenn unser ganzes Unterrichts- und Erziehungswesen von der Volksschule an bis zu der Ausbildung im Heere in Einklang gebracht ist. Das ist bis jetzt noch nicht durchweg geschehen. Der Gedanke dafür drückt sich bis jetzt nur im Einjährig-Freiwilligendienst aus, sowie in den Bestimmungen über den Freiwilligendienst überhaupt. Der Einjährige hat durch seine wissenschaftliche Vorbildung Kenntnisse erworben, die im Kriege für das Heer nutzbar gemacht werden können, er sorgt außerdem in den meisten Fällen für seine Verpflegung und Bekleidung während des Friedens selbst. Dafür dient er nur ein Jahr, und dieses Jahr genügt zunächst für seine erste militärische Ausbildung, die ja dann, wie bei allen Reservisten, durch wiederholte Einberufungen ergänzt und auf dem Laufenden erhalten wird. Der einfache Freiwillige verzichtet auf die Losung, die ihn unter Umständen ganz vom Dienste bei der Fahne im Frieden befreit. Er darf deshalb die Truppe, in der er im Frieden dienen will, selbst wählen, vorbehaltlich in der Voraussetzung, daß er körperlich für die gewählte Waffe geeignet ist, und er darf seine Dienstzeit bei der Fahne früher erledigen als der gewöhnliche Militärpflichtige, da er, wenn tauglich, schon nach seinem sechzehnten Lebensjahr eintreten kann. Aus diesen Freiwilligen, die meistens infolge ihrer bessern häuslichen Verhältnisse eine bessere Schulbildung mitbringen, ergänzt sich vielfach unser Unteroffizierkorps.

Entsprechend diesen Vorgängen müßte unser Schulunterricht, namentlich in den Volksschulen, im Hinblick auf die spätere Ausbildung im Heere für alle Wehrfähigen eingerichtet werden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die heutige Ausbildung des Mannes schon bei der Infanterie, noch mehr bei der Feld- und Fußartillerie und bei den Pionier- und Eisenbahntruppen innerhalb des Zeitraums von zwei Dienstjahren nicht in hinreichendem Maße geleistet werden kann. Deshalb muß das Gebiet der Ausbildung, die in den zwei Jahren geleistet werden soll, beschränkt werden auf das eigentliche militärisch-technische Gebiet, das heißt, der Mann muß körperlich und geistig besser auf seinen Beruf als Verteidiger des Vaterlands vorbereitet in den Dienst treten. Das kann wohl geschehen, wenn zunächst der Turnunterricht in unsern Volksschulen, Gymnasien usw., ferner der Schwimmunterricht und alle körperlichen Übungen genau nach den im Heere geltenden Vorschriften betrieben werden. Dadurch ist es zu erreichen, daß der Rekrut körperlich vollständig ausgebildet und mit vielen Kommandoworten bekannt in das Heer eintritt. Die vielen Stunden, die jetzt bei der Rekrutenausbildung auf Freiübungen und Turnen verwandt werden müssen, um dem Mann die nötige Gewandtheit für den Gebrauch der Waffen beizubringen, können dann zum großen Teile für die Einübung im Gebrauche der Waffen, insbesondre für die Ausbildung im Schießen verwandt werden. Wenn ferner den vielen Turnvereinen auferlegt wird, mit ihren Turnfahrten auch Übung im Tragen von Gepäck, in der Überwindung von Hindernissen zu verbinden, so wird das eine weitere nützliche Vorbereitung für die Marschfähig-

keit des spätern Soldaten sein. Thatsache ist es, daß zur Zeit des dreijährigen Verbleibens bei der Fahne und der Beurlaubung zur Disposition nach zweijährigem Dienste vorzugsweise die Angehörigen der Turnvereine den Vorteil der nur zweijährigen Dienstzeit genossen haben, ein Beweis, daß die Übung im Turnen sie für die militärischen Übungen gut vorbereitet hatte. Eine weitere Entlastung der Offiziere und Unteroffiziere würde erreicht werden, wenn schon in den Schulen, wie das ja auch der Kaiser wiederholt angeregt hat, der Unterricht in der vaterländischen Geschichte im Hinblick auf den spätern Heeresdienst mehr und so betrieben würde, daß der Soldat in dieser Hinsicht besser vorbereitet in den Dienst einträte, und ein weiterer Unterricht darüber in der Instruktionsstunde wegfallen könnte. Den Schulen wäre auch aufzuerlegen, daß sie in den höhern Klassen die Einteilung des Heeres in Friedens- und Kriegsformation den Schülern einprägten. Entsprechend ausgeführte und in den Lehrsälen aufgehängte Wandtafeln würden solchen Unterricht fördern. Den Lehrern kann es nicht schwer fallen, ihn zu erteilen, da viele selbst gedient haben, ja sehr viele Gymnasial- und Realschullehrer Reserveoffiziere sind. Auch dadurch würde für den eigentlichen Waffenunterricht bei der Militärdienstzeit manche Stunde verfügbar.

Die berittnen Truppen, mit Ausnahme der fahrenden Feldartillerie, haben die dreijährige Dienstzeit noch. Für sie, namentlich aber für die auf nur zwei Dienstjahre beschränkten Fahrkanoniere der fahrenden Feldartillerie ließe sich ebenfalls besser vorsorgen, wenn sich, wie schon der „Niederrheinische Pferdezuchtverein" in Wesel, auch andre Vereine bilden wollten, die sich die Hebung der Zucht und die Beförderung der Dressur von Pferden für den Dienst in der Armee zum Ziele setzten. Der genannte Verein hält seit vielen Jahren unter dem Vorsitze des Reichstagsabgeordneten Freiherrn von Plettenberg-Mehrum alle Jahre abwechselnd bei Wesel und bei dem naheliegenden Alpen auf der sogenannten Bönninghardt Besichtigungen ab, bei denen auch Reiten der vorgestellten Pferde nach Kommandos der im Heere eingeführten Vorschrift für den Reitunterricht stattfindet. Daß derartige Vereine sowohl zur Vorbildung der jungen Leute für den Dienst zu Pferde als auch zur Erhaltung der Reservisten berittner Truppen in der Übung von Nutzen sind, kann keinem Zweifel unterliegen. Dabei will ich aber nicht unerwähnt lassen, daß die zweijährige Dienstzeit für Fahrer der fahrenden Feldartillerie zu gering ist. Für sie müßte unbedingt die dreijährige Dienstzeit eingeführt werden. Am besten wäre es und auch mit nicht allzu großer Erhöhung des Pferdestands zu erreichen, wenn man die ganze fahrende Feldartillerie, bei der ja nur die Bedienungskanoniere unberitten sind, als berittne Truppe ausbildete. Damit wäre der Ersatz von Fahrern, der im Kriege erfahrungsgemäß weit häufiger nötig wird, als umgekehrt der Ersatz von Geschützbedienern durch Fahrer, weit mehr gesichert.

Was hier von der Ausnutzung des Vereinswesens für die Ausbildung der berittnen Truppen gesagt ist, könnte in viel höherm Grade noch für die Infanterie und für Fußtruppen überhaupt durch die vielen Schützenvereine geschehn, wenn diese ihre Übungen mit den im Heere eingeführten Schußwaffen abhielten. In der Schweiz und in Italien geschieht das und wird vom Staate durch Preise unterstützt. Selbstverständlich bin ich ein entschiedner Gegner der Ausbildung in Schützenvereinen von jungen Leuten, die noch nicht gedient haben, oder gar von sogenannten Jugendwehren. Mein Gedanke geht nur dahin, durch Turnunterricht, und wo es die Verhältnisse zulassen, auch Reitunterricht, sowie auch Schulunterricht in Geschichte, Geographie und Heereseinteilung vor dem Eintritt und bis zum Eintritt in das Heer das Pensum der Ausbildung im Dienste, der eigentlichen militärischen Ausbildung, zu erleichtern, sodaß die ganze Dienstzeit lediglich dem Waffengebrauch, der Bewegung in geschlossener und geöffneter Ordnung und dem Felddienste zu gute

kommen kann. Dann wird bei den Truppen zu Fuß auch mit einer zweijährigen Dienstzeit ausgereicht werden. Der ganze Unterrichtsgang soll mit der Schule anfangen und mit dem Heeresdienste abschließen. Nach diesem soll die Vereinsthätigkeit noch ausgenutzt werden zur Ergänzung der Ausbildung im Reserveverhältnis, alles aber nach einer bestimmten von oben vorgeschriebnen Ordnung, durch die sich der Gedanke an den Krieg wie ein roter Faden durchzieht. Man hat dem „deutschen Schulmeister“ schon den Sieg bei Königgrätz zugeschrieben. Darin liegt schon der von mir hier angeregte Gedanke einer systematischen Durchführung unsrer kriegsmäßigen Ausbildung. Die zweijährige Dienstzeit läßt sich nicht mehr abschaffen, die Ausbildung des Heeres darf aber unter keinen Umständen leiden, also muß ein Teil davon, da sie in der Zeit von zwei Jahren nicht zu leisten ist, auf die Zeit vor dem Eintritt in das Heer verlegt, und ein Teil der spätern Wiederholung und der Sicherung besondern Einrichtungen nach Ablauf der Dienstzeit, neben der bestehenden Einberufung, dem Vereinswesen auferlegt werden.

Außer dieser andern Verteilung des Ausbildungsstoffs ist es aber nötig, durch gänzliche Abschaffung von Arbeitsdienst, durch andre Einrichtung des Offizierburschenwesens usw. die ganze Dienstzeit von Mann und Pferd lediglich für die militärische Ausbildung, den Waffengebrauch und den Felddienst, zu verwenden. Das läßt sich recht wohl erreichen, wenn den Regimentern besondre Abteilungen von Mannschaften und Pferden zugefügt werden, die die Arbeitsdienste zu besorgen, Burschen, Ordonnanzen usw. zu stellen haben und im Kriege in den Formationen zweiter Linie Verwendung finden. Das wird allerdings größere Ausgaben verursachen, aber da man im Interesse der bürgerlichen Berufe, angesichts der Massenheere der Gegenwart, eine längere Dienstzeit nicht wieder einführen kann, so muß der Reichstag, der sicher nicht für die Wiederherstellung einer längern Dienstzeit zu haben ist, die Kosten bewilligen. Eine weitere Hilfe, die Ausbildung unsers Heers trotz der Verkürzung der Dienstzeit auf ihrer Höhe zu erhalten, würde eine Vermehrung der Offiziere und Unteroffiziere sein. Ebenso könnte man die abgegangnen Offiziere bei der Einziehung und der Ausbildung der Reserven zeitweise verwenden, sodaß die Ausbildung der aktiven Mannschaften durch die Reserveübungen nicht beeinträchtigt würde.

Die Ausbildung der Reserveoffiziere könnte gleichfalls durch höhere Offiziere z. D. oder a. D. innerhalb des Landwehrbezirks, auch außerhalb der Zeit, wo die Reserveoffiziere zum Dienste bei aktiven Truppenteilen eingezogen sind, gefördert werden, indem die höhern Offiziere z. D. oder a. D., soweit sie dazu befähigt und bereit wären, Vorträge über Kriegsgeschichte, Taktik, Waffenwesen hielten, auch kleine Übungsreisen mit taktischer Unterlage, Übungen im Quartiermachen u. dergl. mit den Reserveoffizieren machten. Auch dies würde zur Entlastung der aktiven Truppenteile, insbesondre der Chargen beitragen und der Ausbildung der bei der Fahne stehenden Truppen zu statten kommen. C. v. H.

Felix Stieve. Nicht gar viele Grenzbotenleser werden den Namen kennen; desto besser kennen ihn die Historiker, sowohl aus seinen Leistungen als von den Historikertagen her, deren Seele er gewesen ist. Strenge Pflichttreue ist es, was ihn verhindert hat, in weitern Kreisen bekannt zu werden. Von populären Zeitschriften ist die Beilage der Allgemeinen Zeitung die einzige, der er hier und da einmal einen Beitrag gönnte; seine gewaltige Arbeitskraft wurde anfangs vollständig, und nachdem er eine Professur am Münchner Polytechnikum erhalten hatte, soviel davon ihm die übernommne neue Verpflichtung übrig ließ, durch eine Arbeit in Anspruch genommen, deren Früchte nur von Fachmännern genossen werden: in Gemeinschaft mit Freunden, von denen die beiden, die ihm am nächsten standen, Max

Lossen und Druffel, wie er selbst in der Vollkraft des Mannesalters aus dem Leben geschieden sind, erforschte, sammelte und veröffentlichte er als Mitglied der bayrischen Historischen Kommission Briefe und Akten zur Geschichte und Vorgeschichte des Dreißigjährigen Kriegs; auch seine kleinern kritischen Abhandlungen sind Früchte dieser Forschungen. Hätte er länger gelebt, so würde er allgemein bekannt geworden sein. „Als Felix Stieve [geboren am 9. März 1845] am 10. Juni 1898 nach rasch verlaufender Krankheit für immer die Augen schloß, mit denen er klar und frei in die Welt, tief und eindringlich, aber doch voll Güte und mitfühlender Teilnahme den Menschen ins Herz geschaut hatte, war er eben mit einer innern Entwicklung zum Abschluß und dadurch zu einem Arbeitsplane gelangt, der seinem Wirken neue Wege eröffnen sollte und deshalb seiner weitern wissenschaftlichen und schriftstellerischen Thätigkeit ein neues höheres Ziel, eine größere Bedeutung verliehen hätte. Nach Vollendung [der »Briefe und Akten« und einer für die »Allgemeine deutsche Biographie« bestimmten Arbeit über Wallenstein] gedachte er die Richtung, in der sich sein Schaffen bis dahin fast ausschließlich bewegt hatte, zu verlassen und sich der Bearbeitung und Darstellung großer Zeiträume, der Lösung welt- und volksgeschichtlicher Probleme zuzuwenden. In den letzten Stunden, die ich wenige Wochen vor seinem Tode im gewohnten vertrauten Gespräch mit ihm zubringen durfte, eröffnete er mir, daß er fest entschlossen sei, die Leitung der ihm zugewiesenen Abteilung der Historischen Kommission niederzulegen, um sich mit ganzer Kraft dem Wallenstein, der zu einer umfassenden Monographie ausgestaltet werden sollte, und der Kulturgeschichte zu widmen, die zwar in der Form von Vorlesungen, gehalten an der Technischen Hochschule, schon bestand, aber in völliger Neugestaltung seine welthistorischen Ideen und Anschauungen zusammenzufassen bestimmt war. Wenn dies gelungen sein sollte, dann mochte wohl mit den Vorlesungen zur deutschen Geschichte, die seit Jahren einen sich stetig erweiternden Zuhörerkreis zu begeisterter Bewundrung hingerissen hatten, ein ähnlicher Umwandlungs- und Vervollkommnungsprozeß erfolgen. Schüler und Freunde begrüßten diesen Entschluß mit aufrichtigster Freude, denn nun sollte das wahre Wesen und das ganze Können des Mannes, dessen Beruf für die höchsten Aufgaben der Geschichtschreibung ihnen längst feststand, vor der Nation, die er mit so starker Liebe umfaßte, offenkundig werden, nun sollte die Künstlerschaft des Darstellers, die nur zu sehr von der strengen Methode des Forschers zurückgedrängt worden war, ihre Triumphe feiern. Zu dem unermeßlichen Schmerze des persönlichen Verlustes trat daher nach Stieves ungeahnt raschem Ausgange die Trauer über das unvermittelt hereingebrochne Geschick der begonnenen und unvollendeten, ja unwiederbringlich verlornen geistigen Schöpfungen, die bittere Erkenntnis, daß die Macht seines Geistes für alle, die ihm nicht durch eine glückliche Fügung näher getreten waren, unerkannt bleiben müsse." Der das schreibt ist Hans von Zwiedineck, im Vorwort zu den Abhandlungen, Vorträgen und Reden von Felix Stieve (Mit dem Porträt des Verfassers, Leipzig, Duncker und Humblot, 1900), die er mit Hilfe der edeln Gattin des Verstorbnen herausgegeben hat, um ihm ein Denkmal zu setzen und den Gebildeten des deutschen Volkes wenigstens einen Begriff davon zu geben, was sie an Stieve verloren haben. Die bedeutendsten der Vorträge sind in Sitzungen der Königlichen Akademie der Wissenschaften gehalten worden; unter den übrigen sind auch einige patriotische: Reden zu Ehren Bismarcks und des Kaisers Wilhelm I.

Stieve hat das Gebiet, das er erforschte, wirklich aufgehellt, und schon mit diesen kleinen Bruchstücken erschließt er uns, festgewurzelte Vorurteile beseitigend und die herkömmlichen Darstellungen berichtigend, das innerste Getriebe der wilden, verwirrten und in vielen Beziehungen unerfreulichen, aber höchst interessanten und

für unser Volk so verhängnisvollen Zeit, die in den schrecklichsten aller Kriege ausmündet. Wir erhalten u. a. ein Charakter- und Lebensbild des unglücklichen Kaisers Rudolf II., das uns zeigt, wie dieser hoch- und reichbegabte Mann allein durch ererbte Geisteskrankheit verhindert worden ist, ein großer Monarch zu werden. Wir erkennen, wie es zugegangen ist, daß Bayern der Reformation verschlossen blieb: vor allem war es der revolutionäre Charakter der religiösen Volksbewegung, was den Herzog Wilhelm IV. und seinen Bruder vom ersten Augenblick an mit Abneigung gegen sie erfüllt hatte, und der Ritter- und Bauernaufstand von 1525 zeitigte ihren Entschluß, Bayern gegen die Bewegung abzusperren. Wir erhalten eine Charakteristik der Staatsmänner jener Zeit, die den bekannten wenig schmeichelhaften Ausspruch Oxenstiernas bestätigt. Man kann, schreibt Stieve, „mit einiger Übertreibung geradezu sagen, daß man, um die Geschichte zu verstehn, weniger mit der Klugheit als mit der Dummheit der Menschen zu rechnen habe.“ Das gilt zwar für alle Zeiten einigermaßen, aber für die frühern Zeiten in weit höherm Maße als für die heutigen, „denn da die Hilfsmittel zur Erlangung umfassenden geschichtlichen und politischen Wissens fehlten, war dieses meist ein sehr beschränktes, und der gegenwärtig durch Philosophie und Unterricht fast zum Gemeingut geworden Trieb, über das Nächstliegende hinauszublicken, die Bedeutung und den Wert des Geschehenen und Geschehenden festzustellen und die Richtung einer im Fluß begriffnen Bewegung vorauszuerkennen, war vielen Jahrhunderten der Vergangenheit völlig fremd.“ Der Geschichtsforscher müsse demnach auf die auf allgemeinen Grundsätzen beruhende konstruierende Methode verzichten und auf dem mühseligen Wege eindringender Untersuchung dem wechselnden Walten und Wirken der Individualitäten nachgehn. Dabei werde er erkennen, „daß der Gang der Geschichte allerdings durch allgemein wirkende Ideen, Strömungen und Verhältnisse wesentlich beeinflußt wird, daß aber für Siegen oder Unterliegen der aus jenen allgemeinen Elementen hervorgehenden Bewegungen in der Regel Individualitäten entscheidend sind, und daß für die Thätigkeit dieser statt großer Gesichtspunkte [so!] häufig persönliche Eigenart, mangelnde Erkenntnis, Leidenschaft, ja sogar Stimmungen und Launen, sowie Zufälle und fremde Einflüsse maßgebend wirken.“ Den letzten Satz beleuchtet er durch zwei Episoden des Jülich-Klevischen Erbfolgestreits: des Eingreifens des Erzherzogs Leopolds und Heinrichs IV. Nach der herkömmlichen Darstellung sollte jener einen großartigen gegenreformatorischen Plan der verbündeten spanischen und österreichischen Habsburger ausführen, und hatte der französische König einen noch weit großartigern Plan zur vollständigen Umgestaltung Europas entworfen. In Wirklichkeit hat Leopold, ein ebenso armer als ehrgeiziger und thatendurstiger Prinz, auf eigne Faust gehandelt, Heinrich IV. aber nichts andres beabsichtigt, als auf dem Umwege über Jülich nach Brüssel zu gelangen und das letzte seiner sechzig Liebchen von dort zu holen, wohin es der junge Gatte vor des toll verliebten Königs Lüsten geflüchtet hatte. Freilich würde er auf dieser militärischen Minnefahrt nebenbei Europa in Brand gesteckt haben. Dem Messer Ravaillacs war es zu danken, daß der große Krieg, für den der Brennstoff und die Spannungen schon reichlich vorhanden waren, nicht schon im Jahre 1610 ausbrach. Sein berühmter Plan ist eine Erdichtung Sullys. Aus dem erwähnten Wallensteinfragment ersieht man mit Staunen, mit welchem Leichtsinn und welcher Nachlässigkeit bisher die Geschichtschreiber, Ranke und die Spezialisten nicht ausgenommen, unsichre Traditionen für gewiß genommen und Quellenlücken mit Phantasien ausgefüllt haben, zu denen die von der Volksmeinung geschaffne Idealgestalt Wallensteins den Stoff lieferte. Die Darstellung bricht leider schon im Anfang der Untersuchung ab, woher Wallenstein das Geld genommen habe zu seinen Güterkäufen nach der großen böhmischen Konfiskation. Stieve leitet diesen Abschnitt mit den charakteristischen Worten ein: „Wer

das in Selbstsucht und äußerlichem Kirchentum verkommne Adelsgesindel, das den Aufstand in Böhmen und den Nebenländern machte und leitete und am Hofe des unselbständigen und beschränkten Ferdinand II. herrschte, kennt, wird Wallenstein nicht für einen Schuft sondergleichen halten, wenn er sich ebenso habgierig, gewaltthätig und bedenkenlos zeigt wie seine Standesgenossen, und wenn ihm Ehrbegriffe, wie sie unsre Zeit als Gesetze wenigstens aufstellt, ebenso fremd waren wie jenen."

Stieve war ein Mitbegründer der Altkatholikengemeinschaft und ein entschiedner Gegner des jesuitischen Katholizismus, wie er sich seit dem Konzil von Trient gebildet hat. Aber diese seine Stellung hat ihm auch in den Jahren leidenschaftlichster konfessioneller Erregung nie einen Augenblick die Klarheit des Blickes getrübt und noch weniger sein Historikergewissen in Versuchung geführt. Er hat keine der umlaufenden Jesuitenfabeln weiter getragen, hat die Führer der Gegenreformation nicht herabgesetzt und denen der protestantischen Partei nicht geschmeichelt. Er schildert die beiden Ferdinande als persönlich achtungs- und liebenswerte Männer, die ihre Sittenreinheit und Pflichttreue vor den meisten Großen jener Zeit auszeichnete, und er läßt zwar den guten und glänzenden Eigenschaften Gustav Adolfs, den er als das Urbild eines echten Germanen zeichnet, volle Gerechtigkeit widerfahren, mißbilligt es aber entschieden, daß er in Deutschland als Nationalheld gefeiert wird. „Ob er den deutschen Protestantismus vor der Vernichtung gerettet hat, darüber läßt sich streiten. Ich erinnere nur daran, daß schon Ranke einmal bemerkt hat, jener verdanke eigentlich dem Kardinal Richelieu seine Erhaltung." — Daß das Denkmal für Stieve auch ein Bildnis Lossens trägt, freut mich um so mehr, da ich beiden Männern zu dankbarer Erinnerung persönlich verpflichtet bin. Zwiedineck hat auch den in der Allgemeinen Zeitung veröffentlichten Artikel „Max Lossen und sein Kölnischer Krieg"*) aufgenommen. Lossen war ein Mann von gleich ausgezeichnetem Charakter wie Stieve und doch eine von diesem grundverschiedne Persönlichkeit. Er hat eine Zeit lang zwei Thätigkeiten vereinigt, die jedermann von vornherein für unvereinbar halten würde: die historische Forschung und die Leitung einer großen Tabakfirma. Dem Publikum außerhalb Münchens ist er noch weniger bekannt geworden als Stieve, da er die ganze Kraft seines Mannesalters an die Erforschung der von ihm erwählten Episode des Reformationszeitalters und dann an die Darstellung gesetzt hat; über der Anfertigung des Registers zum zweiten Bande ist er unter fürchterlichen Schmerzen fünf Monate vor Stieve gestorben. Außer dieser Arbeit hatte er sich 1882 das Sekretariat der Akademie der Wissenschaften und damit den Geschäftsbetrieb dieser gelehrten Gesellschaft aufgeladen und mit kaufmännischer Umsicht, Genauigkeit und Geschäftsgewandtheit alles in Ordnung gebracht, was die gelehrten Mitglieder und Präsidenten hatten in Unordnung geraten lassen. — Als Schluß der Sammlung fügt der Herausgeber die Aktenstücke über ein merkwürdiges Erlebnis Stieves bei, das für die Regierung und das Volk von Frankreich charakteristisch ist und die Pariser Zustände im Sommer 1869 beleuchtet, wo angesichts der schwindenden Popularität Napoleons seine Polizei anfing, nervös zu werden. Stieve, der in Paris archivalischen Forschungen oblag, wurde wie alle andern friedlichen Passanten der betreffenden Straße in dem gewählten Augenblick ohne die geringste Spur eines Anlasses verhaftet und samt seinen Leidensgefährten ein paar Tage lang abscheulich mißhandelt. Die Bestialität der Polizeibeamten war ebenso empörend, wie die Humanität, das gesittete Benehmen, die Ordnungsliebe und Selbstbeherrschung der gefangnen Pariser bis zum geringsten Arbeiter herab musterhaft.

C. J.

---

*) Der Kölnische Krieg von Max Lossen. Vorgeschichte 1565 bis 1581. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1882. Geschichte des Kölnischen Kriegs 1582 bis 1586. München und Leipzig, G. Franzscher Verlag, 1897.

Ein christlicher Lehrer. Wie in allen Berufsständen, die idealen Zwecken dienen, giebts auch in der Lehrerschaft Handwerker, und zu den Verrichtungen, bei denen auch der aufrichtige Idealist manchmal ins Handwerksmäßige verfällt, gehören die Schulreden, die leicht zu einer bloßen Förmlichkeit werden; deshalb erregt eine Sammlung solcher Reden mehr Mißtrauen als Leselust. Aber unter den fünfzig Schulreden, die der Schneeberger Direktor S. Bang unter dem Titel: Aus fünfundzwanzig Amtsjahren (Gera, Theodor Hofmann, 1900) herausgegeben hat, findet sich auch nicht eine, die bloß Gemeinplätze enthielte, und aus der man nicht Belehrung, Anregung und Erbauung schöpfte. Die nach heutigen Verhältnissen kleine Stadt Schneeberg scheint eine Oase zu sein. Selbst in dem durch die Vortrefflichkeit seines Schulwesens berühmten Königreich Sachsen glänzt sie noch vor andern Orten als Schulstadt. „In der wenig über achttausend Einwohner zählenden Stadt wurden innerhalb zweier Jahrzehnte zwei Bürgerschulgebäude errichtet, eine Realschule, ein Lehrerseminar, ein Gymnasium, eine Gewerbezeichenschule, eine Handelsschule, eine Spitzenklöppelmusterschule ins Leben gerufen. Für die Opferwilligkeit, die nicht nur die Stadtvertretung, sondern auch Privatpersonen beseelt, mag die eine Thatsache zeugen, daß ein Bürger für die Errichtung des (Königlichen) Gymnasiums 100000 Mark spendete.“ Nicht die Fabrik, sondern das Handwerk scheint vorzuherrschen, die Bevölkerung religiös und gläubig, die Sozialdemokratie noch nicht eingedrungen zu sein. Man merkt aus Bangs Reden, daß die Luft, die er atmet, und in der er wirkt, dem Geiste entspricht, der ihn beseelt, daß die Gefahren, vor denen er die Jugend gelegentlich warnt, nicht am Orte selbst drohen, daß die Lehrerkollegien einmütig wirken; wie weit vielleicht diese Einmütigkeit gerade ihm zu danken ist, kann ein Fernstehender nicht beurteilen; jedenfalls, das geht aus den Reden hervor, übt er Einfluß in einem Grade, der bei einem Bürgerschuldirektor ganz ungewöhnlich ist, wie denn auch seine Bildung die eines gewöhnlichen Volksschulleiters hoch übersteigt. Er benutzt jede Gelegenheit zu Ansprachen, in denen er immer etwas Bedeutendes zu sagen weiß. Die Ansprachen an die Mütter bei der Aufnahme der Kinder hat er zu einer stehenden Einrichtung gemacht. „Für vieles, sagt er, was sonst auf taube Ohren und verschlossene Herzen stößt, sind die Eltern in der Aufnahmestunde empfänglich. Die Mühe, die ich in Gemeinschaft mit meinen Kollegen zur Veranstaltung eines kurzen Aufnahmeaktus aufgewandt habe, ist uns stets reichlich vergolten worden und hat uns die ganze Jahresarbeit erleichtert. Die Teilnahme des Elternhauses am Schulleben ist sichtlich gewachsen; die Zahl erwachsener Besucher der Aufnahmefeiern ist allmählich weit über die der Kinder hinausgewachsen; in manchen Fällen nimmt die ganze Familie des kleinen Ankömmlings an der Feier teil.“ Bei einer andern Gelegenheit sagt er: „Und nun noch ein kurzes Wort über die Gesundheit des Leibes! Es ist ja eine weit verbreitete Klage, daß die Schule die Gesundheit beeinträchtige — Kurzsichtigkeit, Schiefhaltung und alles mögliche wird auf das Konto der Schule gesetzt. Aber ob man da nicht oft den Splitter in des Bruders Auge sieht, den Balken im eignen Auge nicht sieht? Darf ich einmal fragen: Wo fertigen die Kinder daheim ihre Arbeiten an — in welcher Tageszeit, in welcher Beleuchtung, in welcher Körperhaltung? Wann suchen sie ihr Nachtlager auf? Wo verbringen sie ihre Abende, in welcher Umgebung? Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß wir an keinem Tage müdere Kinder haben, als an dem Tage, an welchem sie am ausgeruhtesten und frischesten sein sollten, am Montage, daß wir an keinem Tage so zahlreiche Versäumnisse haben. Woran liegt das?“ Der Geist, aus dem Bang wirkt, ist der Geist lutherischer Gläubigkeit. Aber nicht ein toter, starrer, hochmütiger orthodoxer Glaube ist sein Glaube, sondern ein inniger, feuriger, liebreicher, starker und entwicklungsfähiger. Vieles gefällt ihm nicht an unsrer Zeit, er findet

unter anderm, daß wir die ungeheuern materiellen und geistigen Reichtümer, über die wir heute verfügen, mit Verarmung des Gemüts erkaufen. Er eignet sich das Wort eines andern Pädagogen an: „Es blühen die Blumen, es rauschen die Wälder, es glänzen die Sterne, aber der moderne Erwerbsmensch hat keine Zeit mehr, sich ihrer still zu freuen; es zieht der Strom des Geisteslebens, aus allen Bächen der Wahrheit und Poesie genährt, vorüber, er hat keine Zeit, sich aus ihm zu laben." Dennoch verzweifelt er nicht, sondern hofft und glaubt, daß wir einer bessern Zukunft entgegengehn. Er müht sich, „die Aufgabe der Schule aus den Aufgaben der Zeit zu lesen," bleibt in lebendiger Fühlung mit allen die Schule berührenden Strömungen und Wandlungen des geistigen, gewerblichen, sozialen und politischen Lebens und würdigt alle neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der Pädagogik. Den Handfertigkeitsunterricht z. B. mißbilligt er entschieden, dagegen sagt er bei der Erwähnung der skandinavischen Volkshochschulen: „Wir werden über lang oder kurz diesen weitern Schritt zur Vollendung unsers Volksschulwesens auch thun müssen; nicht die Schultheoretiker werden etwa vom grünen Tische aus dazu drängen, sondern das Leben selbst wird ihn gebieterisch fordern." Und vor allem hat seine Gläubigkeit nichts düsteres an sich. Wiederholt bemerkt er, es könne zwar auch in der Schule nicht immer schön Wetter sein, und manchmal müsse es sogar donnern und einschlagen, aber für gewöhnlich sei auf Sonnenschein und freundlichen blauen Himmel zu halten. „Wenn dir dein Kind lieb ist, so hüte sein Lachen und dessen heiligen Quell, seinen Frohsinn; Heiterkeit ist der Himmel, unter dem alles gedeiht, Gift ausgenommen," sagt er mit Pestalozzi und Jean Paul. — Die Erfahrung, daß der Religionsunterricht heutzutage im großen und ganzen seinen Zweck verfehlt, stellenweise sogar — sei es durch Übermaß, sei es durch falsche Methoden, oder weil die Lehrer selbst ungläubig sind — die Religion geradezu zerstört, quält ihn wie alle Gläubigen, die es mit den Kindern gut meinen. Für die wirksamste, ja für die allein wirksame Art des Religionsunterrichts hält er einen, der mit Liebe zur Person Jesu erfüllt, und durch tiefes Studium hat er eine Ansicht von der Person Jesu, von Jesu menschlicher Entwicklung und von seinem Lebensgange gewonnen, die an den Schneeberger Schulen dem Religionsunterrichte zu Grunde gelegt wird, und zwar, wie man aus gelegentlichen Andeutungen schließen darf, mit erfreulichem Erfolg. Seinen Plan für den Religionsunterricht entwickelt und begründet er in einem Buche, das in der Fachpresse eine sehr lebhafte Diskussion hervorgerufen hat: Das Leben Jesu, ein dringlicher Reformvorschlag, mit beigegebnen Lehrplänen. 3., vermehrte Auflage. Leipzig, Ernst Wunderlich, 1899.



Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig



China

Die Nachrichten, die aus China vorliegen, sind wohl dazu angethan, unser Blut in Wallung zu bringen. Umsomehr ist nüchterne Betrachtung der Dinge geboten. Daß sie an verantwortlicher Stelle nicht fehlt, dafür bürgen die Personen, die der Kaiser auf sie berufen hat, die Namen Hohenlohe und Bülow, zur Genüge.

Schon vor der Erwerbung Kiautschous haben wir in den Grenzboten die allzu vorlauten Sänger im weltpolitischen „Cant" daran zu erinnern gewagt, daß es besser ist, das Fell erst zu verteilen, wenn man den Bären hat. Der Gedanke der Erschließung Chinas statt seiner Aufteilung, meinten wir, sei für uns Deutsche doch nicht so ganz von der Hand zu weisen. Herr von Brandt, der die Lage kennt, hat sehr recht, wenn er daran erinnert, wie seit längerer Zeit die Aufteilung Chinas in der europäischen Presse besprochen wird, und daß dabei schließlich auch ein Chinese nervös werden muß, wo es sich um die Unabhängigkeit und die Erhaltung seines Vaterlands handelt. Wir stehn vor sehr ernsten Fragen, in denen Deutschland hinter dem Kaiser und den verbündeten Regierungen stehn muß, nicht in augenblicklicher Erregung und Illusion, sondern dauernd fest und klar, wie es deutscher Art entspricht.

Die Politik des Kaisers und der verbündeten Regierungen, wie sie Graf Bülow in Ostchina verwirklicht hat, hat an den blutigen Konflikten, von denen wir wohl immer nur noch unvollkommne Kunde haben, keine Schuld. Das ist von vornherein mit aller Bestimmtheit zu sagen. Daß demokratische und sozialdemokratische vaterlandslose Herren jetzt in die urteilslose Menge hinausschreien, das Deutsche Reich habe durch die Besitznahme Kiautschous die Katastrophe herbeigeführt, verdient insofern keine Widerlegung, als die, die es sagen, selbst nicht daran glauben. Sie handeln einfach nach der alten Taktik politischer Brunnenvergifter, deren Hauptwaffe von je die Lüge war. Es wäre die allergröbste Unterlassungssünde gewesen, wenn das Deutsche Reich sich nicht in Kiautschou festgesetzt hätte, als es in friedlicher Weise dazu Ge-

legenheit fand. Es mußte einen völkerrechtlich anerkannten und praktisch tauglichen Stützpunkt in den ostchinesischen Gewässern haben, wollte es die großen Interessen des deutschen Handels und der deutschen Industrie, und damit doch des ganzen deutschen Volks, an der Erschließung Nordchinas nicht völlig der hastig zugreifenden Konkurrenz der andern Mächte für immer preisgeben. Gerade die gegenwärtigen Wirren sollten auch blöden Augen diese Notwendigkeit klar machen. Die Besitznahme von Kiautschou hat sie nicht herbeigeführt, vielmehr uns ihnen gegenüber erst die Stellung gegeben, die wir brauchen, damit wir nicht wieder macht- und achtlos in dem sogenannten Konzert der Mächte die Flöte auf den Tisch legen und beiseite treten müssen.

Und auch wenn sich — was noch nicht beurteilt werden kann — die Gesandtschaften in Peking leichtsinnig und zu vertrauensselig benommen hätten, oder wenn die Führung der zu ihrem Entsatz eilenden Truppen zunächst unvorsichtig und ungeschickt operiert haben sollte, so könnte deshalb von einem Verschulden der deutschen Politik und der deutschen Truppenleitung keine Rede sein. Unsre Gesandtschaft mußte in Peking ausharren mit den andern, und wenn ihr Chef dabei den Tod gefunden hat, so ist er als Opfer treuer Pflichterfüllung gefallen. Wir Deutschen haben bisher den Tod im Dienst, den Tod für Kaiser und Vaterland nicht in überschwenglichen Äußerlichkeiten gefeiert. Die Pflichterfüllung bis zum Tode galt uns selbstverständlich, und es ist zu wünschen, daß das auch in Zukunft deutsche Denkart bleibe. Aber darüber soll im Inland und im Ausland doch niemand im Zweifel bleiben, daß vom Kaiser bis zum ärmsten Landwehrmann wir alle neben herzlicher Trauer um die Gefallnen die ehrlichste, stolzeste Freude darüber empfinden, daß die Deutschen auch in Peking, vor Taku und bei Tientsin ihre Pflicht gethan haben, treu bis zum äußersten, wie immer. Diesem urkräftigen, tiefinnerlichen Gefühl gegenüber ist, Gott sei Dank, das giftige Gerede jener vaterlandslosen Herren wirkungslos bis zur Lächerlichkeit. Die Notwendigkeit des Eingreifens unsrer Schiffe und Landungstruppen ist zu klar, als daß selbst Böswilligkeit sie zu bestreiten wagte, und daß es sich dabei nicht um ein Friedensmanöver mit blinden Schüssen handelte, daran war doch nichts zu ändern. Wenn die Herren mit Recht darüber Zeter schreien könnten, daß jetzt in China deutsches Soldatenblut vergossen wird, dann wäre unser ganzes Wehrwesen eine müßige Spielerei, und das Geld dafür wäre zum Fenster hinausgeworfen. Aber die Herren verdienen eigentlich gar keine Antwort; wir haben ihnen schon zu viel Ehre angethan.

Welche militärischen Maßnahmen durch die Vorgänge weiter notwendig werden können, ist noch gar nicht abzusehen. Maßgebend dafür kann allein die Lage draußen sein, die nicht nur von dem Verhalten der Chinesen, sondern auch von den zur Zeit mit uns operierenden Mächten abhängt. Zunächst mußten natürlich die Landungstruppen für den bisherigen Kriegsschauplatz verstärkt werden, so gut es in der Eile ging. Stellt sich heraus, daß mehr, sogar sehr viel mehr Truppen aller Waffen nach Ostchina geschickt werden

müssen, so hat das natürlich so schnell wie möglich zu geschehn. Wir wollen auf die staatsrechtliche Seite der Frage hier nicht näher eingehn. Dem formellen Recht kann und soll genügt werden, aber vor allem: Salus publica suprema lex!

Mit besondrer Freude muß der schnelle Entschluß des Kaisers zur Mobilmachung und Entsendung einer Division der Schlachtflotte begrüßt werden. Wir haben nie daran gezweifelt, daß die feste Basis, die allein Schlachtschiffe allen bedeutendern maritimen Operationen zu geben vermögen, auch in den fernen Gewässern nicht entbehrt werden können. Mit der kindlichen Vorstellung — wenn es nicht überhaupt die reine Gedankenlosigkeit ist —, daß für das „Ausland“ einige wenige Kreuzer genügen zu gelegentlichen Nachtwächter- und Schutzmannsdiensten, muß angesichts der Lage in den chinesischen Gewässern doch endlich völlig gebrochen werden. Im Augenblick halten wir die schleunigste Entsendung von vier erstklassigen Linienschiffen für ganz unerläßlich, aber ob sie genügen werden, für zweifelhaft. Ein weiterer Nachschub sollte schon jetzt in Aussicht genommen werden.

Die Aufgabe, die zunächst gelöst werden muß, besteht in der Herstellung und Sicherung geordneter Rechts- und Machtverhältnisse in China, die uns und den übrigen Kulturvölkern den friedlichen wirtschaftlichen Verkehr im Reich der Mitte möglich machen. Dazu ist natürlich zuerst die strenge Bestrafung für die uns zugefügten Gewaltthätigkeiten unerläßlich. Daß sie uns Deutschen in besondrer Schärfe zugedacht und zugefügt sein sollten, das anzunehmen liegt vorläufig kein Anlaß vor. Die Ermordung unsers Gesandten ist an sich keiner. Das europäische Konzert mit Japan und den Vereinigten Staaten zusammen steht dem ganzen Handel, auch wenn die übrigen Gesandten noch leben, vorläufig in der Hauptsache gleichmäßig und solidarisch gegenüber, und es wird — wie dies erfreulicherweise bisher allseitig anerkannt zu sein scheint — alles aufgeboten werden müssen, die Solidarität, d. h. die Einheit der Aktion unter einstweiliger Zurückstellung der bekannten sehr mächtigen Sonderinteressen möglichst lange zu erhalten. Das Deutsche Reich wird sich natürlich auch durch die Ermordung des Herrn von Ketteler nicht in der Pflicht beirren lassen, für diese Einheit der Aktion zu sorgen. Es hat keine Veranlassung, in diesem Falle einen besondern Rachezug zur Sühne einer besonders ihm angethanen Schmach zu unternehmen. Aber es hat alle Veranlassung, in diesem Falle mit dem größten Nachdruck für den Zusammenhalt des Konzerts bis nach erfülltem Zweck einzutreten, und wenn es dazu statt einer Division ein Geschwader der Schlachtflotte nach China schicken und die ganze Flotte mobil machen müßte. Wir dürfen bei diesem Debut in der Weltpolitik unter keinen Umständen einen Mißerfolg riskieren. Bringen wir hier unsre Stimme im Konzert nicht zur vollsten Anerkennung, so wäre das eine schwere dauernde Niederlage, die alle Flottenvorträge und Flottenvereinsbeschlüsse niemals wieder wett machen könnten. Man muß da mit Herrn von Brandt das Dichterwort zitieren: „Was du von der Minute ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück.“

Wie die Ordnung der Rechts- und Machtverhältnisse in China praktisch und in den Einzelheiten durchzuführen sein wird, darüber enthalten wir uns aller Vermutungen. Daß keine Aufteilung in Betracht kommt, sondern die Politik der offnen Thür, das scheint ja jetzt von den ernsthaften Politikern, auch von den verantwortungslosen, nicht mehr angezweifelt zu werden. Die äußern Anordnungen, die getroffen und dauernd gesichert werden müssen, werden für das Deutsche Reich jedenfalls den Gegenstand lohnender Mitarbeit und verdienstlicher Einwirkungen sein, wobei die ihm zur Verfügung stehenden besonders tüchtigen, land- und leutekundigen Kräfte ausgiebige Verwendung finden sollten. Nur jetzt keine bureaukratische Kleinlichkeit! Die Aufgabe, die uns gestellt ist, ist viel zu ernst und viel zu groß.

Selbstverständlich wird sich die Schaffung der Garantien für dauernde, friedliche, wirtschaftliche Arbeit deutscher Intelligenz, deutscher Fähigkeit und deutschen Kapitals nicht auf Nordchina oder gar auf Schantung beschränken dürfen. Der noch junge, aber sachkundige Professor Hermann Schumacher in Kiel hat kürzlich sehr mit Recht darauf hingewiesen, daß wie heute unsre deutschen Interessen in den andern Teilen Chinas unvergleichlich viel bedeutender seien als in Schantung, das als unmittelbares Hinterland Kiautschous betrachtet werden könne, so würden sie es auch in aller Zukunft bleiben, wenn nicht durch willkürliche Gewalt die Entwicklung zu unsern Ungunsten unterbrochen werde. Es wird sich wohl bald herausstellen, ob zur Sicherung dieser gewichtigen deutschen Interessen in dem übrigen China für uns der Besitz eines weitern Stützpunkts außer Kiautschou nötig werden wird, und wenn, was unsers Erachtens nicht unwahrscheinlich ist, die Frage bejaht werden muß, so wird eben die gepanzerte Faust zugreifen müssen, so schnell als möglich, ganz im Sinne der Weltpolitik des Grafen von Bülow, nicht im Sinne der Eroberung, wohl aber im Sinne der friedlichen Ausdehnung unsers Handels und seiner Stützpunkte.

Einer gründlichen Revision wird man im Interesse eines dauernd bessern modus vivendi zwischen Europäern und Chinesen wohl auch das Verhältnis des Staats zu der kirchlichen Missionsthätigkeit und das Verhalten dieser selbst unterziehn müssen. Es kann nicht mehr bezweifelt werden, daß Herr von Brandt mit seinem erst kürzlich wiederholten scharfen Urteil über die Missionare in sehr vielen Beziehungen Recht hat und auch, Gott sei Dank, in der deutschen, ja auch in der englischen — wo doch die Heuchelei in solchen Fragen noch viel mächtiger ist — öffentlichen Meinung immer mehr Recht bekommt. Wir sind die letzten, die die Ausbreitung des Christentums für die Kultur der Menschheit unterschätzen, und wir wissen auch den persönlichen Opfer- und Glaubensmut unsrer Missionare zu würdigen. Aber ganz unerträglich, ja für die verkehrte Welt müßten wir es erklären, wenn dem Unverstand und der Tollkühnheit der deutschen Missionare in China auch nur ein moralischer Anspruch auf Schutz durch die gewappnete Faust des Deutschen Reichs zugesprochen werden sollte. Das wäre ein Standpunkt, mit dem kein Minister

des Auswärtigen, am wenigsten der einer Groß- oder gar einer Weltmacht — wie man heute sagt — vernünftig und ehrlich wirtschaften könnte. Ganz abgesehen davon, daß unsre protestantische Kirche in Deutschland, zumal in Preußen, sehr viel in sich selbst aufzuräumen hat, was durch orthodoxe Intoleranz allein nicht mehr geleistet werden kann, wie man immer noch zu glauben scheint.

Wenn sich Herr von Brandt und andre Sachkenner der Hoffnung hingeben, daß bei weisem Vorgehn der vereinigten Mächte eine ernstere Gefährdung oder Vernichtung dessen, was in China schon an deutscher Arbeit geleistet und an deutschem Kapital schon angelegt ist, vermieden werden kann, so haben sie offenbar gute Gründe dazu. Auf Rückschläge muß man bei der Entwicklung des Geschäfts in solchen Ländern nun einmal gefaßt sein. Die eigentümliche, aber doch nicht zu unterschätzende Kultur der Chinesen, ihre unbestreitbare Klugheit und ihre geschäftlichen Anlagen haben sie schon in ziemlich weitem Umfang zum Verständnis der Vorteile gebracht, die ihnen aus dem friedlichen Verkehr mit den Fremden erwachsen können. Aber gerade einem Volke wie den Chinesen gegenüber muß das Deutsche Reich die „Stützpunkte der friedlichen Ausdehnung seines Handels," wie Graf von Bülow sagt, so ausstatten, daß der Chinese sie als stark erkennt und respektiert, auch wenn seine Klugheit ihm die Hauptschwäche der fremden Teufel, ihren Neid, ihre Uneinigkeit, und man darf wohl sagen, ihre politische Unehrlichkeit untereinander, immer wieder vor Augen führt. Und daß das nach einigen Erfolgen der jetzt vereinten Freunde aus Europa, Amerika und Japan bald genug wieder geschehn wird, wer könnte sich darüber Illusionen hingeben!

Die schleunige und starke Ausrüstung von Kiautschou sowohl zu Lande wie namentlich auch auf dem Wasser durch eine angemessene Zahl dort stationierter Kriegsschiffe ist deshalb dringend geboten. Der für den Augenblick als nötig erkannten Entsendung einer größern Zahl von Truppen und von Schiffen wird sicher der dauernde Aufenthalt entsprechender Verstärkungen als unerläßlich folgen.

Das leitende Preßorgan der Parteiagrarier, die Deutsche Tageszeitung, hat kürzlich Veranlassung genommen, sich zur Sache folgendermaßen zu äußern: Es sei vorauszusehen, daß die Handelskreise unsrer Seestädte, die Interessen in Ostasien zu vertreten hätten, sowie die, die ohne Besinnen jede Gelegenheit ergreifen wollten, einen Fetzen Land in überseeischen Gebieten in Besitz zu nehmen, einen furchtbaren Lärm in der Presse vollführen würden, um das Deutsche Reich in die weitausschauendsten Unternehmungen zu treiben. Die hanseatischen Großkaufleute hätten dem Prinzen Heinrich schon den Bau einer „Auslandflotte" als dringende Notwendigkeit ans Herz gelegt. Es sei solchen Reden gegenüber geboten, „nachdrücklich und entschlossen immer wieder darauf hinzuweisen, daß nun endlich einmal auch eine Bindung der Regierung durch das Flottengesetz erfolgt sei, und daß von neuen Forderungen einer Auslandsflotte usw. keine Rede sein könne . . ." „Unsers Erachtens — heißt es

zum Schluß — wäre es geboten, daß, wenn unsre leitenden Kreise zu der Überzeugung gelangen sollten, daß wir in China zu weitergehenden Unternehmungen in unserm Interesse gezwungen seien, der Reichstag darüber befragt würde. Wir sind überzeugt, daß die Neigung, Tausende und aber Tausende deutscher Soldaten nach China zu werfen, im Reichstag nur einen geringen Wiederhall finden würde, und daß er sich gleich uns darauf beschränken würde, im fernen Osten das Notwendige zur Sühne der schnöden Gewaltthat zu thun, mehr aber nicht."

Es ist solchen Ergüssen gegenüber, deren weitreichender Einfluß bekannt genug ist, endlich an der Zeit, einmal „nachdrücklich und entschlossen" darauf hinzuweisen, daß sie genau den Standpunkt vertreten, den die Herren von der Demokratie und Sozialdemokratie zu dem ihren gemacht haben. Wir hoffen, daß Fürst Hohenlohe und Graf Bülow angesichts der chinesischen Wirren die bisher viel zu weit getriebne Schwäche der verbündeten Regierungen gegen die parteiagrarische Fronde, die kein Mittel unbenutzt zu lassen entschlossen ist, der kaiserlichen Politik ein Bein zu stellen, endlich zu überwinden wissen werden. Unsre Bauern und die Masse der adlichen und bürgerlichen Junker im Lande glauben den parteiagrarischen Unwahrheiten und Entstellungen ebenso aufs Wort, wie die Sozialdemokraten dem Vorwärts. Die Regierung wird in Zukunft die Schuld daran tragen, wenn das, was der Kaiser und seine verantwortlichen Räte pflichtmäßig als zum Heil des Reichs und seiner Zukunft geboten erkennen, dem Volke immer wieder als unnötiger Sport oder Liebedienerei gegen den Handelsstand vorgestellt wird. Es ist eine unerhörte Fälschung kaum erlebter Thatsachen, wenn behauptet wird, die Regierung sei durch das Flottengesetz an der Schaffung einer hinreichend starken Auslandflotte bindend verhindert. Das neue Gesetz enthält keine Bindung in diesem Sinne, und die Mehrheitsparteien haben das ausdrücklich anerkannt. Wollen sich die verbündeten Regierungen dem „unentwegt" aufrecht erhaltnen Votum der Agrarier, wonach die Politik des „größern Deutschlands" vor dem deutschen Volke immer wieder als Unsinn und sündhafte Vergeudung deutschen Bluts und deutschen Guts verurteilt wird, fügen, so mögen sie es offen und ehrlich sagen. Wir würden dann wissen, daß wir im Deutschen Reiche nicht nur bei einer parlamentarischen, sondern auch bei einer Parteiregierung angelangt seien, daß der Kaiser dem Agrariertum zuliebe auf die Weltpolitik, die er für seine Pflicht hält, verzichten müsse.





Die preußischen Forstakademien

Die Grenzboten brachten 1892 in den Nummern 14 und 15 einen Aufsatz über die Vorbildung der höhern Forstbeamten, besonders in Preußen. Der Aufsatz ging in mehrere Zeitschriften für Forstwesen über und fand mit Recht Anerkennung; man kann ihn, wie auch dort geschehn ist, als ruhig und sachlich bezeichnen. Der Verfasser möge es nicht übel nehmen, wenn wir das Folgende als Fortsetzung seines Artikels ansehen, insofern als darin die preußischen Forstakademien während des letzten Jahrzehnts besprochen werden.

Mit dem Anfange der achtziger Jahre trat die Blütezeit der beiden Forstakademien ein. Wenn wir bildlich sprechen, war die Zeit bis 1890 eine Periode der Vollmast. Aber wie bei dem Baume des Waldes nach einem Samenjahre die Ringbreite zurückgeht, so ist es immer und in allen wissenschaftlichen Zweigen mit der Zahl der Beflissenen, und so war es auch beim Forstfach. Nach dem natürlichen Verlauf gehn durch die Zeitungen zunächst Warnungen vor diesem oder jenem Studium, dann raten Eltern und Lehrer ab, und allmählich vermindert sich der Andrang, ja es wirken, wie bei der magnetischen Hysteresis, die Abmahnungen noch nach, wenn schon längst wieder ein Mangel an Anwärtern herrscht. Dies tritt jetzt klar in die Erscheinung bei manchen Schulwissenschaften, für die man in dem Vakanzenanzeiger offne Stellen zu Dutzenden findet. Die Gymnasiallehrer scheinen wie unzufriedne Agrarier mit ihren nachhaltigen Abschreckungen auf ein ferneres Ziel loszusteuern; es ist aber fraglich, ob sie es damit erreichen. Sie vermindern dadurch die Achtung vor ihrem Stande, und trotz ihrer Agitation wird doch bald wieder ein starkes Zuströmen zum Studium der Schulwissenschaften eintreten.

Im Forstfache war es nicht die allgemeine Kenntnis von der ungeheuern Überfüllung, die die jungen Leute von der Wahl des Forstberufs zurückhielt; dazu ist dieser Beruf in jeder Beziehung zu verlockend. Es wurde vielmehr durch eine Verfügung der Behörde vom 17. Dezember 1888 die Zulassung erschwert und eingeschränkt; in Bayern besteht diese Einschränkung seit 1896, und in den kleinern Staaten geschieht sie ohne besondre Verordnung. Man kann über solches Vorgehn denken, wie man will, jedenfalls ließe sich diese Maßregel nicht ohne weiteres auf viele andre Fächer übertragen, ohne daß Wissenschaft und Staat dabei Schaden litten. In Preußen wird also seit zehn Jahren nur eine ministeriell bestimmte Zahl von ausgewählten Anwärtern

für den Forstverwaltungsdienst zugelassen, jetzt zwanzig bis fünfundzwanzig, früher weniger. Da die Beflissenen zwei Jahre auf der Akademie studieren, so würde bei gleicher Verteilung die Zahl 25 auf jede der beiden Forsthochschulen entfallen. Zu dem Vorschlage eines zwangsweise auferlegten Besuchs jeder Akademie hat man sich seiner Zeit vom Ministertische aus ablehnend verhalten. Abgesehen von der akademischen Freiheit, wenn man überhaupt davon beim Forstfach reden kann, würde eine solche Überweisung doch zu tief in die Selbstbestimmung des einzelnen eingreifen, auch würde dadurch eine annähernd gleiche Besuchszahl für beide Akademien doch nicht verbürgt und eine Verschiebung bei der jetzigen Studienordnung immer eintreten. So wird denn durch den Universitätsbesuch, durch die militärische Dienstzeit, durch den Aufschub der Referendarprüfung oder durch Nichtbestehn ein Auf- und Absteigen der Besuchszahl hervorgerufen, soweit die Staatsanwärter in Frage kommen.

In den ersten Jahren des verflossenen Jahrzehnts wirkte die allgemeinere Zulassung durch die Provinzialbehörden noch nach bis zum Frühjahr 1892, dann erfolgte der steile Absturz der Frequenzkurve. Mit diesem Zeitpunkte erscheinen auffälligerweise die Ausländer besonders in Eberswalde auf der Bildfläche. Das Sommersemester 1891 verdient als kritisches Semester erster Ordnung für Münden eine kurze Sonderbetrachtung. Es war für den damaligen Direktor das letzte Semester und wurde nach den Worten des Ministers in der Sitzung vom 26. Januar 1893 des Abgeordnetenhauses beinahe verhängnisvoll für die Akademie überhaupt. Die forstwissenschaftlichen Berater des Ministers vermochten für diesesmal das drohende Verhängnis abzuwenden. Der Kurator der beiden Forstakademien äußert sich in seinem Werke: Die forstlichen Verhältnisse Preußens 1894 also: „Abgesehen von dem ungünstigen Eindruck, den die Auflassung der Akademie zu Münden in der Provinz Hannover machen würde, und von dem Umstande, daß die Stadt Münden sich bei Errichtung der Akademie mit Geldopfern beteiligt hat, kommt in Betracht, daß die aus Staatsmitteln hergegebne Summe von nahe an 192000 Mark und die bedeutenden, inzwischen zur Vervollständigung der Lehrmittel nötig gewesenen Beträge mit der Auflösung der Akademie verloren sein würden. Auch müßten die Dozenten in Ermangelung andrer Verwendung etwa mit halbem Gehalte zur Disposition gestellt werden. . . . Inzwischen würden die Sammlungen und sonstigen Lehrmittel ihrem Verfall entgegengehn, während es sehr wahrscheinlich ist, daß nach einem Jahrzehnt die Akademie von neuem mit vergrößertem Kostenaufwande ins Leben gerufen werden müßte. Denn sie erfüllt im Gegensatz zu Eberswalde die besondre Aufgabe, den Studierenden die typischen Verhältnisse der Forstwirtschaft des Berglandes im Anschluß an den Unterricht vorzuführen und tüchtige Gebirgsforstwirte zu erziehn." Außerdem werden noch die Gemeinde- und Privatforstbeamten als Besucher der Akademie erwähnt, und endlich wird das wissenschaftliche Forschen, das dem allgemeinen Wohle dient, ins Feld geführt.

Zur Beleuchtung der vorstehenden Gründe sei kurz bemerkt, daß sich die

politischen Ansichten in der Provinz Hannover seit der Gründung der Akademie 1868 gewaltig geändert haben. Die kaufmännischen Bedenken sind bei einiger Überlegung nicht stichhaltig und würden sich für den Staat erledigen lassen, wobei auch die Stadt Münden nicht zu kurz kommen würde. Die volle Verwendung der Dozenten würde in dem großen Staate nicht schwierig sein, und der vorläufigen Doppelbesetzung einzelner Fächer an der Akademie Eberswalde hätte bei der Ersparung der Assistenten nichts im Wege gestanden. Besonders interessiert uns hier der Punkt, der auch bei der Gründung der Akademie Münden eine Rolle spielte. Im Jahre 1898, also vier Jahre nach der obigen Niederschrift, schreibt Danckelmann in seiner Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen: „Für Forsthochschulen entbehrt sie — nämlich die Ansicht, daß die typischen Waldverhältnisse eine besondre Berücksichtigung beim Unterrichte der Hochschulen erfordern — des zureichenden Grundes." Es läßt sich hinzufügen, daß bei der Besetzung der Oberförster- und Forstratsstellen dann auch Rücksicht auf die Vorbildung in Eberswalde oder Münden genommen werden müßte.

Mit der Neubesetzung des Direktorpostens traten für Münden wieder ruhige Tage ein. Es war hohe Zeit. Die Katastrophe von 1891 war für die Akademie eine heilsame Krisis und konnte ihren Freunden nur willkommen sein; denn ohne sie wäre die Akademie in kurzer Zeit der Schwindsucht aus Mangel an Nahrung erlegen. Der Besuch der Akademie konnte sich unter der Nachwirkung der unerquicklichen Verhältnisse und infolge der obigen Verfügung nur langsam heben; er schwankte elf Semester zwischen 30 und 40, dann zwischen 40 und 50 und überschritt in den letzten zwei Semestern die Zahl 50. Münden hat die absolute Zahl von Eberswalde freilich nicht erreicht, aber seit einer Reihe von Jahren kommt auf Münden die größere Zahl der Staatsanwärter von Preußen, Braunschweig und dem Reichsland. Die Behauptung Graners war also etwas voreilig, daß der zwischen den Akademien „entstandne Wettkampf zu Ungunsten Mündens ausgefallen" sei. Die Zahl der Ausländer war von jeher in Münden verschwindend klein. Soweit die Russen in Frage kommen, war für die Wahl der Akademie die Entfernung allein nicht ausschlaggebend. Wer Borggreve kennt, muß sich wundern, daß er den Zuzug der Ausländer nicht begünstigte durch die Einführung der Eberswalder Einrichtungen für die Diplomprüfungen. Eberswalde wurde überhaupt von den Ausländern bevorzugt, und seitdem in Rußland die Erkenntnis von der Bedeutung des Waldes durch das kräftige Steigen der Waldrente tiefer eingedrungen ist, sind es besonders die Russen, die in den letzten zehn Jahren Eberswalde bevölkern. Es sind das junge Leute aus den baltischen Provinzen, die später bei den Großgrundbesitzern der Heimat ihr Brot um so leichter finden, als es dort an Forstleuten mangelt. Sie sind der deutschen Sprache mächtig, sodaß sich der Mündner Professor B. keine Sorge zu machen braucht, wie die Kollegen von der andern Akademie die russische Grammatik erlernen. Die Vorbildung der jungen Russen ist freilich nicht derart, daß

der Professor ohne Mühe darauf weiter bauen kann. Für den Besuch einer Hochschule setzen wir etwas mehr voraus, wenn auch nicht geleugnet werden soll, daß auf unsern landwirtschaftlichen Hochschulen die mitgebrachten Kenntnisse auch nicht erschütternd sind. Die Forstakademien sind jedoch nach den Bestimmungen mit den genannten Hochschulen nicht auf eine und dieselbe Stufe zu stellen. In Eberswalde war im letzten Jahrzehnt ein gutes Drittel der Studenten Ausländer, vorwiegend Russen, während auf Münden noch nicht ein Zehntel kommt. Herr von Pappenheim-Liebenau ist mit dem jetzigen Zustande zufrieden; er sagte am 31. Januar dieses Jahres im Abgeordnetenhause: „Der Besuch der Forstakademien war befriedigend. Besonders ist es ein günstiges Zeichen für die Entwicklung dieser Anstalten, daß sie von Ausländern häufig besucht werden." Das Urteil vom grünen Tische!

Danckelmann sagt in seiner Zeitschrift 1898: „Forsthochschulen sind im Deutschen Reiche über Bedürfnis vorhanden." Er nimmt als Ersatzprozentzahl vier und rechnet auf Grund der Berufszählung von 1895 für jede der neun Forsthochschulen eine Inländerfrequenz von vierzig heraus. Schon diese Zahl veranlaßt ihn zu der Erklärung: „Das steht in keinem Verhältnisse zum Kostenaufwande." Die wirklichen Zahlen zieht er nicht heran. Was würde er erst sagen, wenn er die Besuchszahlen einer jeden Forsthochschule aus den letzten zehn Jahren genommen und sie mit dem zugehörigen Reduktionsfaktor multipliziert hätte? Ihm würde wahrscheinlich der passende Ausdruck für die Steigerung der obigen Erklärung gefehlt haben. Er fügt hinzu: „Vier bis fünf Forsthochschulen würden vollständig genügen, die dann mit Lehrkräften und Lehrmitteln in bester Weise ausgestattet werden könnten. Weniger würde hier mehr sein."

Der kundige Leser braucht sich nicht übermäßig anzustrengen, um die Gedanken zwischen den Zeilen zu erraten. Auch die Zahlen allein scheinen es dem Direktor der Eberswalder Akademie nicht angethan zu haben; seine Empfindungen als Lehrer haben wahrscheinlich die angeführten Worte diktiert. Man braucht die Professoren nicht zu fragen, von welchen Gefühlen sie beseelt werden, wenn sie vom Katheder aus ihre Weisheitkörner auf notorisches Ödland streuen müssen. Und umgekehrt kann man dem Lehrer die begeisternde Anregung nachfühlen, die von einem Auditorium wohl vorgebildeter Jünglinge wie ein unsichtbares Fluidum auf ihn überströmt. Je dichter der Hörsaal gefüllt ist, desto besser; aber auch mit wenig Zuhörern sind die Professoren der orientalischen Sprachen zufrieden; denn sie wissen, daß ihre Lehren Erfolg haben. Eine Nutzanwendung soll hieraus für die Forstakademien nicht gefolgert werden, das hieße rütteln an dem ganzen Lehr- und Stundenplane der Anstalten und an der Studienordnung überhaupt.

„Weniger würde hier mehr sein." Nun gut, so wollen wir die forstwissenschaftlichen Anstalten von Karlsruhe und Gießen mit der von Tübingen vereinigen. Werden dann außerdem die Forstbeflissenen des Reichslands angewiesen, dort mindestens zwei Semester zu studieren, so wird Württemberg

gern die Kosten für eine wohlausgestattete forstwissenschaftliche Fakultät übernehmen. Es stehn der Verwirklichung dieses Vorschlags ohne Zweifel große Schwierigkeiten entgegen, aber deshalb ist er nicht a limine abzuweisen. Dasselbe läßt sich von Eisenach in Bezug auf Tharand sagen.

Für Preußen macht Danckelmann eine besondre Aufstellung (weshalb?) und rechnet einen jährlichen Bedarf von achtundsiebzig heraus. Diese Zahl ist offenbar zu hoch. Ohne die Zahlen der vergangnen zwanzig Jahre und der zur Verfügung stehenden Kräfte heranzuziehn, wird man nach dem Forstkalender mit etwas Zuschlag fünfzig Mann herausrechnen als Ersatz für die Stellen, die eine höhere Vorbildung erfordern. Bei zweijähriger Studienzeit und gleicher Verteilung würde also nach Verbrauch der verfügbaren Kräfte, d. h. nach etwa fünfzehn Jahren, fünfzig die Normalbesuchszahl jeder Akademie sein. Für eine einzige Akademie würde das Doppelte eine schöne Zahl abgeben, und manche Übelstände der jetzt schwach besuchten Akademien ließen sich heben. Die Radikalen des forstwissenschaftlichen Unterrichtswesens und Professor Slaby werden sofort einen Schritt weitergehn und den gesamten Unterricht unter Fachleitung auf die Universität oder das Polytechnikum verlegen, sie werden in Eberswalde und Münden Waldbauschulen errichten und dorthin auch alle In- und Ausländer verweisen, die nicht die genügende Vorbildung haben. So schnell geht es nun nicht. Bis auf weiteres werden, das muß man leider gestehn, die beiden Akademien ihr Dasein den Nichtpreußen zu verdanken haben. Denn das große und auch das kleine Publikum und danach die Abgeordneten würden ihrer Ansicht von der Notwendigkeit zweier Akademien einen Stoß geben müssen, wenn es hieße, jede Akademie wird von dreißig Mann besucht, und für diese sechzig leistet der Staat einen Zuschuß von 170000 Mark.

Auf wie schwachen Füßen die Akademien überhaupt stehn, haben wir 1891 an Münden gesehen. Zur Zeit liegt kein Grund zu irgend welcher Befürchtung vor. Die Leitung beider Akademien ist Männern anvertraut, die in jeder Beziehung hohes Ansehen genießen und mit Geschick den Geist und das Gemüt der beweglichen Jugend zu lenken verstehn. Auch die Dozenten haben, obgleich sie keine Kollegiengelder und Prüfungsgebühren wie die andern Hochschullehrer beziehn, ein Interesse daran, nicht auf das tres faciunt collegium herabzusinken. Jeder sucht seine Kenntnisse und seine Wissenschaft weiterwerbend zu übertragen und die Arbeiten der Beflissenen nach jeder Richtung zu fördern. Ein bischen Rivalität bestand von jeher zwischen den beiden Akademien und besteht auch heute. Münden hat bisher eine genügende Anziehungskraft auf die Staatsanwärter bewiesen und wird es auch ferner thun. Aber wenn der Kampf ums Dasein bei der einen oder der andern Akademie schärfer wird und zu einer Entscheidung drängt, oder sich der Minister von der Notwendigkeit zweier Akademien nicht überzeugen kann, dann wird Münden fallen.

Danckelmann hat in den oben mitgeteilten Sätzen offenbar das Richtige getroffen und auch eine deutliche Schlußfolgerung hinzugefügt; bestimmte Vor-

schläge wagt er jedoch nicht zu machen, wie früher schon angedeutet worden ist. Er ist sonst so schüchtern nicht, aber er ist vorsichtig und rechnet nicht von heute auf morgen. Der Blitz, der zünden soll, muß etwas Zeit haben, sonst wird es ein kalter Schlag. Was vor dreißig Jahren von den Akademien vorausgesagt wurde, geht an der Akademie Eberswalde langsam aber sicher in Erfüllung: die Akademie wächst sich zu einer kleinen Universität aus, ohne freilich die Mängel einer Akademie abzustreifen, wie man dreist hinzufügen kann. Und der Vater, der seinen Ältesten mit Mühe und Not nach der Unterprima gebracht hat, wird schließlich seinen begabten Untertertianer von der Schule nehmen, um die auf den ersten verwandten Geldopfer einbringen zu können. Wahrscheinlich hätte er besser gethan, beide Söhne überhaupt von der Schule fern zu lassen.

Die neuste Erweiterung der Eberswalder Akademie besteht in der Errichtung einer etatsmäßigen Professur für Mykologie. Ob neben der vor einigen Jahren gegründeten biologischen Abteilung für Land- und Forstwirtschaft am Kaiserlichen Gesundheitsamte diese Professur in Eberswalde ein Bedürfnis ist, läßt sich vom Schreibtische eines Provinzialen nicht entscheiden. Der Inhaber der neuen Professur geht die Stufenleiter des Professorengehalts durch und soll „für die Abhaltung von Vorlesungen“ eine pensionsfähige Zulage erhalten. Er war Revierverwalter. Ob er durch die Zulage entschädigt werden soll für die bis dahin bezogne pensionsfähige Dozentenzulage oder für aufgegebne sonstige Bezüge, die für die forsttechnischen Lehrer beider Akademien zum Teil eine recht bedeutende Höhe haben, kann man aus dem Etat nicht ersehen. Wenn sich schon so wie so die technischen Dozenten, wohl infolge ihrer bessern materiellen Stellung, infolge der Unterstützung bei großen Studienreisen usw. in bevorzugter Stellung zu dünken scheinen, so wird dem Dünkel durch die außerordentliche Ausstattung der neuen Professur frische Nahrung zugeführt. Es ist nicht gesagt, wie es sich mit der Zulage verhalten wird, wenn später einmal ein „Zivilprofessor“ den Lehrstuhl für Mykologie einnehmen wird.

Das ist auch so ein Übelstand, den die Akademie mit sich bringt, sei es Forst-, Berg- oder Kriegsakademie. Damit müssen sich die Herren Professoren nun ein für allemal abfinden: die Fachleute werden überall auf den Fachhochschulen von oben und unten mit andern Augen angesehen als die Lehrer der Hilfswissenschaften. Man versetze sich in seine Studienjahre zurück. Wenn der mathematische Bergprofessor, ohne vor Ort gewesen zu sein, über das Ansetzen des Schusses nur nach Büchern über Tage mitreden kann und das „Gezähe“ des Skatspielers nicht kennt, oder wenn der chemische Forstprofessor die Tannen des Schwarzwaldes nicht gesehen hat und nicht aus der Wunde „schweißt,“ oder der physikalische Kriegsprofessor nicht ab und zu in Artillerieuniform erscheinen kann und gelegentlich das Hurra! zu lang zieht, dann wird er nicht für voll gerechnet. Das Arschleder, der Hirschfänger, der Säbel machen oft den Mann und heben die Achtung vor seiner Wissenschaft. Aus

den Vorlesungen der Professoren wissen der junge Assessor und der Leutnant tausend Geschichtchen zu erzählen, aber die entgleiste Weisheit des Forstmeisters, des Bergrats und des Majors wagt er nicht auf den Biertisch zu bringen. Der Eindruck, der sich beim jungen Studenten bildet, setzt sich fest und erhält sich in das spätere Alter hinein, auch bei der Frage: Akademie oder Universität? Sieht der Student der Akademie den Professor nur hin und wieder im Kolleg, so betrachtet er ihn schließlich nur als unangenehmes Hindernis im Examen. Auf der Universität steht jeder Dozent höher in den Augen der Studenten, auch wenn sie nicht in der dritten Person Pluralis mit ihm zu reden pflegen.

Andrerseits ist das Leben der Professoren auf den Fachschulen recht angenehm, und über den „direktorialen Satteldruck" hört man keine Klagen. Der Direktor der Forstakademie leidet am meisten unter seiner Stellung, er hat die größte Sorge um das Gedeihen seiner Anstalt, und ihm wird an erster Stelle die Verantwortlichkeit dafür zugeschoben. Bei den kleinen Verhältnissen der beiden Forstakademien ist ein harmonisches Zusammenwirken von Direktor und Dozenten im Dienst und in der Gesellschaft und ein gegenseitiges Vertrauen ganz unerläßlich, wie die Geschichte der Akademie Münden warnend erzählt.

Die Forstpolitik ist im allgemeinen konservativ; die Beamten bis in die untern Schichten sind ruhig und bedächtig. So ist auch der Lehrgang der Forstbeflissenen seit 1883 derselbe geblieben. Ihre Ausbildung ist ja recht zerstückelt. Das praktische Lehrjahr ist eine segenreiche Einrichtung, wenn sich der Lehrherr seines Zöglings mit Liebe annimmt. Dann kommt das Studium mit der Danckelmannschen Erfindung der zwei Universitätssemester, die der Student nach eignem Ermessen in die Studienzeit hineinlegt. Inzwischen wird der Militärpflicht genügt, und die Übungen sorgen für weitere Zerreißung der Studien. Die Referendarprüfung schließt die vierjährige Vorbereitungszeit ab, sodaß die Staatsanwärter mit Einschluß des Dienstjahres meist fünf Jahre nach dem Verlassen der Schule als Beamte vereidigt werden. Nach weitern zwei Jahren, die der Verwaltung, dem Försterdienste und der Betriebsregulierung gewidmet sind, und worüber ein Tagebuch zu führen ist, erwirbt sich der Referendar durch das Bestehn der Staatsprüfung in Berlin die Anwartschaft auf eine Anstellung als Oberförster.

In den ersten Hochschulsemestern giebt der mangelhafte Fleiß, wie bei den Studenten andrer Fakultäten, im allgemeinen gerechten Anlaß zu Klagen; das eifrige Streben in den letzten Akademiesemestern verdient dagegen volle Anerkennung. Die Zahl der zu bewältigenden Fächer ist groß, und die Reue über die verlorne Zeit kommt oft zu spät. Es kann deshalb den jungen Forststudenten nicht dringend genug ans Herz gelegt werden, sich frühzeitig einen Überblick über die einzelnen Lehr- und Lernfächer zu verschaffen. Das ist freilich nur durch den Besuch der Vorlesungen zu erreichen. Nach dem Ausfall der Prüfungen sind die Leistungen der Kandidaten ohne Zweifel zufrieden-

stellend. Man hört wohl die Ansicht, das Examen müsse durch selbständige Arbeiten über forstwissenschaftliche Aufgaben erschwert werden, damit man die Prüflinge mehr zum Studium der Litteratur zwinge. Nach dieser Richtung könnte ja, wie die Geschichte der Jägerschen Formel und der Fall Borggreve-Fresenius zeigt, manches geschehen. Aber wenn man die Wichtigkeit der Praxis bedenkt und dorthin den Schwerpunkt verlegt, wenn man ferner einen gleichzeitigen Abschluß des Studiums der Beflissenen wünscht und dabei die Schwierigkeit und Umständlichkeit des geänderten Prüfungsverfahrens erwägt, so wird man es bei der einmaligen größern Arbeit des Tagebuchs bewenden lassen. Bei der Überfülle von Stoff, der nach den Vorschriften zur Referendarprüfung verarbeitet werden soll, würde die jetzige Studienzeit zur Anfertigung einer größern Hausarbeit nicht genügen. Die Forstleute haben soviel als Student zu lernen, daß sie fleißig und vorsichtig zu Werke gehn müssen, ehe sie Geschriebnes in die Welt geben. Später wird das Studium der Litteratur schon nachgeholt werden, wie es auf allen übrigen Wissensgebieten auch geschieht. Die umfangreichen Arbeiten vieler Forstvereine beweisen, daß der Forstmann wohl imstande ist, die Aufgaben seines Fachs mit Ernst und Verständnis zu behandeln; der Oberregierungsrat a. D. Padberg erklärt übrigens die preußische Forstverwaltung für den tüchtigsten Teil der allgemeinen Verwaltung Preußens.

Ein gewisser übermütiger Verkehrston in wissenschaftlichen Sachen wird wohl hier und da bei der grünen Farbe angetroffen, auch wird gern das vorhandne Wissen an den Mann gebracht. Man findet sogar nicht selten in der Litteratur einen Überklugen, in dessen Augen nur das Wert hat, was er selbst hervorbringt, der alles früher wußte und besser kennt als andre. Aber im allgemeinen ist das Urteil eines hohen sächsischen Forstbeamten zu hart: „Daß . . . ohne nähere Kenntnis über fremde Verhältnisse geurteilt wird, ist leider ein im ganzen Forstfach weit verbreiteter Fehler.“ Man muß doch den Forstleuten auch mildernde Umstände zubilligen, die in der Eigentümlichkeit ihres Faches liegen. In jedem andern Berufe giebt es gelegentlich einen fühlbaren Dämpfer. Der junge aufgeblasene Arzt, der heute mit verächtlicher Miene über Naturheilkunde und Kneipp spottet, erhält vielleicht schon morgen in der Praxis einen Denkzettel, der ihm unvergeßlich bleibt. Dem Richter kommen in vielen Fällen die hohen Kosten zu Hilfe, durch die die Parteien von der Verfolgung ihrer Sache abgeschreckt werden; er hat aber doch als Korrektiv den Anwalt und die öffentliche Meinung vor sich, und eine entgegengesetzte Entscheidung der höhern Instanz läßt ihn auch nicht kalt. Beim Gewerbe des Rechtsanwalts spielt die Selbsterhaltung den Regulator an Fleiß und Vorsicht. Der Techniker wird durch das Publikum und sein eignes Werk kontrolliert und durch gesetzliche Bestimmungen verantwortlich gemacht. Der Gymnasiallehrer wird bei der jährlichen Durchforstung und bei dem neunjährigen Umtriebe durch Vorgesetzte und Eltern sorgfältig überwacht, und wehe ihm, wenn er seine Schuldigkeit nicht thut. Anders beim Forstmann; das fühlt schon der

junge Eleve. Der Oberforstmeister macht mit dem Forstrat und dem Oberförster eine Revierbereisung; man kommt an einen Bestand, den der Revierverwalter mit aller Sorgfalt ausgezeichnet hat. Welche Verschiedenheit der Ansichten, bis der oberste Beamte den Ausschlag giebt! Die Plenter-Streitaxt Borggreves ist kaum begraben, so füllen Kilometeraufsätze über dänische Waldwirtschaft die Zeitschriften. Soviel Schriftsteller, soviel verschiedne und wohlbegründete Ansichten mit Zugabe einiger Seitenhiebe! Der Tag der Entscheidung, der für den Landmann nach wenig Monaten fällig ist, wird vom Forstwirt nicht erlebt. Damit tröstet man sich, obgleich die Verantwortung dadurch um so größer wird. Die oberste Verwaltung beobachtet grundstürzenden Ideen gegenüber weise Vorsicht. Bei dem einzelnen Forstmann dagegen, der durch die schädlichen Folgen seiner Maßnahmen nicht getroffen wird, schleicht sich leicht das Gefühl der Gleichgiltigkeit und Überhebung ein, auf die das obige Urteil zutreffen kann. Das manete in Jericho, donec crescat vobis barba könnte von vielen jungen und auch manchen alten, in der Verwaltung erstarrten und selbst graubärtigen Forstleuten beherzigt werden; aber auf das „ganze" Fach darf man die Mahnung nicht ausdehnen. Geradezu beleidigend klingt der Ausspruch eines Königlichen Forstmeisters in der Deutschen Forstzeitung vom 10. Juni dieses Jahres: „Heute herrscht im großen und ganzen die absoluteste ödeste Teilnahmlosigkeit in Wirtschaft und Wissenschaft!" Und „auch auf dem Felde der ausschließlich praktischen Wirtschaft herrscht dieselbe Teilnahmlosigkeit und Gleichgiltigkeit." Sollte wohl die Vorbildung dreier Generationen auf einer Akademie nicht auch etwas Schuld haben?

Hinzu kommt noch eins: der oft hervortretende Widerstreit von Theorie und Praxis, besonders in den Fällen, wo die benachbarte Industrie, Erfindungen und neue Verkehrsmittel die auf Jahre ausgearbeiteten Wirtschaftspläne über den Haufen werfen. Und wohl dem Besitzer, dessen Revierverwalter sich in veränderte Verhältnisse und Anforderungen schnell hineinfinden und sich vom Schema losmachen können. Da gilt weder Boden- noch Waldreinertrag, da wird nicht lange der durchschnittliche mit dem jährlichen Zuwachse verglichen, da wird nur untersucht, ob sich der Bestand als solcher oder in Form von barer Münze besser verzinst, und ob für diese oder jene Holzart der Absatz günstiger ist. So interessant der vor vierzig Jahren entfachte Streit im Anfang war, und soviel sich die Sachsen darauf zu gute thun mögen, die Preßlerschen Formeln in den Wald getragen zu haben – auch ohne Preßler und Heyer und trotz Borggreve und Baur würde man heutzutage in Sachsen wirtschaften, wie man wirtschaftet; und der westfälische Bauer legt sich eine Sparkasse in Form von Grubenholzbeständen an, statt seinen Urenkeln Eichen zu hinterlassen, die jene mit hundert Mark das Festmeter verkaufen könnten. Die Bewegung auf dem Geldmarkte, die Nachfrage und die Absatzverhältnisse für das Holz, in welcher Form es immer sein mag, sind bestimmend für die Wirtschaftsführung. Kann der Bauer in der Nähe der Stadt mehr Geld aus Gemüse und Milch ziehn, so verzichtet er auf den Stolz der Roggen-

und Weizenfelder. Auch der große Staatsbetrieb bleibt von solchen Erwägungen nicht unberührt. Im Walde ist ein Wechsel des Betriebs nicht so schnell durchzuführen, aber er vollzieht sich auch dort, wie ein Blick in die forstwissenschaftlichen Zeitschriften des Jahrhunderts lehrt. Die Brennholznot bis zur Mitte dieses Jahrhunderts hat die Imprägnierungskünste der Neuzeit gefördert, hat uns die Eichen erhalten, und wiederum nach hundert Jahren wird vielleicht zur Freude von Forstrat Eberts Nachkommen der Schnee der Akazienblüte große Waldflächen bedecken.

Die theoretischen Lehren und Litteraturstudien auf der Akademie sind damit noch lange nicht überflüssig, wie auch der Philologe den Aristophanes und der Mathematiker die höhern Kurven bearbeiten muß, ohne beim Schulunterricht eine Anwendung davon zu machen. Aber wenn das Obige richtig ist, so trifft auch das zu, was Danckelmann über die typischen Waldverhältnisse für den Unterricht auf den Forsthochschulen sagt, und was jetzt bei der geplanten Verlegung der Forstlehranstalt zu Weißwasser hervorgehoben wird. Man kann vielleicht noch einen Schritt weiter gehn und im Sinne Graners sagen: Für viele Studenten sind die typischen Verhältnisse der Lehrreviere sogar schädlich, weil sie sich durch die zweijährige Beschäftigung zu sehr daran gewöhnen und auch später noch an den dort gehörten Lehren kleben, während sie sich durch die Bekanntschaft mit vielerlei Revieren einen freien Blick für die Vielgestaltigkeit der Wirtschaft mit ihrer Anpassung an allerlei Verhältnisse erwerben. Diesem Zwecke dienen die größern Exkursionen, die unter abwechselnder Leitung von Eberswalde und Münden aus jährlich am Ende des Sommersemesters stattfinden und zehn bis zwölf Tage dauern. Auch den „isolierten“ Dozenten der grundlegenden Wissenschaften kann nur empfohlen werden, an derartigen Studienreisen teilzunehmen. Bei einem wohl vorbereiteten Reiseplan usw. und ohne lästige Plackereien bieten solche Studienreisen Genuß, und es läßt sich bei dem Besuche fremder Gegenden und Reviere vieles lernen, was sich fruchtbringend und anregend beim Unterricht verwenden läßt, der ja „mit spezieller Beziehung auf die Forstwirtschaft“ erteilt werden soll. Unter der Anpassung der Grundwissenschaften an die Fachzwecke wird die Wissenschaft nicht leiden, wie Graner befürchtet, im Gegenteil wird das Interesse der Forststudenten geweckt durch Beispiele und Anwendungen, die man aus ihrem Hauptfache herüberholt.

Die Berechtigung zum Eintritt in den Forstverwaltungsdienst ist inzwischen auch den Abiturienten der Oberrealschulen zuerkannt worden. Wie viele von dieser Berechtigung Gebrauch gemacht haben, ist augenblicklich nicht festzustellen. Bei dem heutigen erbitterten Kampfe um humanistische und realistische Schulen dürfte jedoch die Aufstellung eines Mündner Professors über die dort abgehaltnen Referendarprüfungen von Interesse sein. Danach haben die Abiturienten vom Gymnasium auf 100 berechnet günstigere Ergebnisse erzielt als die von der Realschule, obgleich das Studium der Forstleute überwiegend ein mathematisch-naturwissenschaftliches ist. Dazu paßt auch eine kürzlich veröffentlichte

Statistik der technischen Hochschule in Hannover, nach der auf Grund des Prüfungsausfalles das Gymnasium den Realschulen in vollem Maße gleichwertig ist.

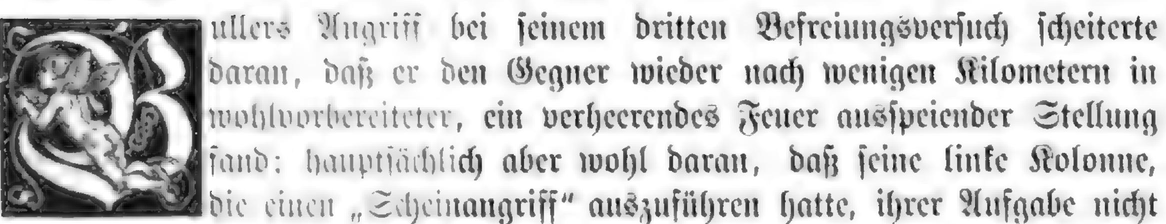
Nach den im Forstkalender angeführten Zahlen ist der Bedarf an Oberförstern auf die nächsten zwölf Jahre gedeckt; kommen jährlich zwanzig Assessoren hinzu, so ist nach Ablauf dieser Zeit wiederum für eine Reihe von Jahren gesorgt. Es wird also das Gleichgewicht bei kleiner Basis und hochliegendem Schwerpunkte für beide Akademien labil bleiben. Sollte eine Erschütterung dieses Gleichgewicht stören und Münden davon getroffen werden, so kann sich die „teure" Stadt mit der neuen Garnison und dem Vollgymnasium trösten, vielleicht auch die Errichtung einer Waldbauschule erhoffen dürfen, auf der sich dann Forstleute die Dozentensporen verdienen mögen. Der Herr Landforstmeister Danckelmann aber wird dann nicht mehr sagen: „Weniger würde hier mehr sein."



Militärische Randglossen zum Burenkriege

Von Carl von Bruchhausen

(Fortsetzung)



Bullers Angriff bei seinem dritten Befreiungsversuch scheiterte daran, daß er den Gegner wieder nach wenigen Kilometern in wohlvorbereiteter, ein verheerendes Feuer ausspeiender Stellung fand; hauptsächlich aber wohl daran, daß seine linke Kolonne, die einen „Scheinangriff" auszuführen hatte, ihrer Aufgabe nicht gerecht wurde und sich bald wieder über den Tugela zurückzog. Der Hauptzweck eines Scheinangriffs ist der, daß die ihm gegenüberliegenden feindlichen Streitkräfte festgehalten und somit verhindert werden, dorthin zu Hilfe zu eilen, wo der Hauptangriff geschieht. Darum ist es völlig unklar, wie die Londoner Blätter diesen Scheinangriff als ein überaus „feines Manöver" mit vollen Backen preisen konnten! Bullers Entsatzversuch hätte vielleicht gelingen können, wenn er mit rücksichtsloser Wucht in einem Zuge durchgeführt worden wäre, unbekümmert um die Opfer. Da Buller aber eine zwecklose Kanonade aus all seinen Geschützen stundenlang vorzog und sich am ersten Tage darauf beschränkte, die besetzten Höhen nördlich vom Flusse zu halten, fanden die Buren hinreichend Zeit, sich auf die neue Lage einzurichten. Es half nichts: der Delikateßwagen mußte über den Fluß zurück, und mit ihm Bullers Angriffstruppen nach mehrtägigem Kampfe. Am 8. Februar waren sie wieder südlich vom Tugela. „Aber nur zeitweilig — so ließen sich die englischen Blätter am

10. drahten —; der Rückzug bedeutet nur eine Änderung der Taktik(?), deren Notwendigkeit sich aus den Informationen ergab, die durch die Vorwärtsbewegung gewonnen wurden. Die ganze Truppenmasse wird bald wieder in Thätigkeit treten. Die englischen Verluste sind nicht nennenswert." Was diesen letzten Punkt anbetrifft, so sind 25 Tote und 344 Verwundete doch ein grausames Blutopfer, wenn dadurch so rein gar nichts erreicht wird. Nicht einmal ein ernstlicher Verlust war dem Feinde zugefügt: die Buren behaupten in den Tagen vom 5. bis 8. Februar nur 4 Tote und 8 Verwundete gehabt zu haben. Buller selbst giebt als Hauptgrund für das Abbrechen der Unternehmung an, daß die steinige Oberfläche der besetzten Kopjes die Anlage von Schützengräben nicht zugelassen habe. Wäre nicht die Burenartillerie, wie auch von mehreren Seiten offen zugestanden ist, der englischen entschieden überlegen gewesen, so hätte das wenig geschadet.

Daß die englischen Waffen am Val Krans abermals eine empfindliche Niederlage erlitten hatten, durfte unter keinen Umständen eingestanden werden. Darum die ebenso köstliche wie verlogne Reutermeldung: „Der englische General beschloß, die Stellung der Buren nicht zu forcieren." Das hieße soviel als: er wollte nicht; während es heißen mußte: er konnte nicht. So zog denn Bullers Heer reuevoll in das alte Lager bei Frere, Vorposten bei Chieveley zurücklassend. Alsbald kamen die Buren wieder über den Tugela und wurden den englischen Vortruppen höchst unbequem. Einige Tage nur, dann verschwanden sie; und nun raffte sich auch Buller wieder auf und that, nachdem die Buren schon im Abzuge waren, das, was bei seinen Versuchen zum Entsatze von Ladysmith das allererste hätte sein müssen: er „säuberte" — ein immer wiederkehrender anmaßender Ausdruck der englischen Berichterstattung — das rechte Ufer des Tugela vom Feinde. Diesesmal nahm er das Gebiet östlich von Colenso aufs Korn. Ein Herumtappen sondergleichen! Aber endlich war er an die richtige Stelle gelangt, und die Schwächung der Burenstreitkräfte vor Ladysmith der Ereignisse wegen, die sich inzwischen auf dem westlichen Kriegsschauplatze vorbereiteten und abspielten, erleichterte ihm sein Unternehmen. Gleichwohl sollte es noch Ströme von Blut kosten.

Da lag nordöstlich Colenso, aber auf dem südlichen Tugelaufer der Hlangwanaberg, von dessen Höhen Burengeschütze den Angriff Bullers bei Colenso am 15. Dezember auf das verhängnisvollste flankiert hatten. Seitdem war kein Versuch gemacht worden, dieses vorgeschobne Bollwerk den Buren zu entreißen und als Stützpunkt für die Überschreitung des Flusses, sowie für das Vordringen nordwärts zu benutzen. Festländische und — um der Gerechtigkeit willen sei es nicht verschwiegen — auch englische Kritiker hatten schon früher auf diese für den englischen Angriff besonders vorteilhafte Gegend hingewiesen, und der französische Oberst Villebois-Mareuil hatte, am 15. Dezember vorigen Jahres von einer Höhe der Burenstellung bei Colenso auslugend, bedenklich gesagt: Wenn sie nur nicht von dort kommen! Aber sie kamen nicht. Bis es ihnen zwei Monate später doch einfiel. Wie ein englischer Offizier später

mitgeteilt hat, glaubte man im Oberkommando der englischen Natalarmee bis dahin, daß der Hlangwana auf dem nördlichen Ufer des Tugela liege! Das ist trotz der schlechten Karten ein starkes Stück, aber so erklärt sich eben Bullers früheres Verhalten.

Am 14. Februar begann er also, höchstwahrscheinlich mehr einem Befehl von Roberts gehorchend als dem eignen Triebe, die Operationen gegen den Tugela östlich von Colenso und insbesondre auf den Hlangwanaberg. Bis zum 28. wurde mit Ausnahme von notwendigen Gefechtspausen und einer eintägigen Waffenruhe zur Beerdigung der Gefallnen fast täglich gekämpft. Am 19. meldete Buller telegraphisch: „Die Füsilierbrigade nahm gestern den Hlangwanaberg. . . . Der Feind hatte alle seine Truppen nordwärts vom Tugela zurückgezogen . . .“ Die ungenaue Fassung der Depesche ist geeignet, zunächst den Glauben zu erwecken, als ob der Berg, was nicht der Fall war, mit dem Bajonett genommen sei, während er doch einfach besetzt wurde, nachdem die Buren ihn verlassen hatten, wie auch aus dem zweiten Satz erhellt. Aber der erste Satz genügt vollständig zur Legendenbildung. Der Anfang dazu ist schon gemacht: in der A. a. N. G. (vom 24. Februar) wird erzählt, die englischen Bataillone hätten den Berg mit dem klangvollen Namen assaulted! Harte Kämpfe gab es dann nach Überschreitung des Tugela hauptsächlich beim Bahnhof Pieters, wo Bullers Truppen am 26. und 27. schwere Verluste erlitten, schließlich aber einen wichtigen Berg erstürmten. Das Burenhäuflein, das ihnen entgegentrat, scheint sehr schwach gewesen zu sein. Und als sich die Londoner Klub- und Zeitungsstrategen noch darum stritten, ob die Buren sich zwischen Pieters und Ladysmith noch einmal entgegenstellen würden, waren diese fast unbemerkt mit ihrem gewaltigen Wagentroß und mit den schweren Belagerungsgeschützen abgezogen. Fühlten sie sich geschlagen? Wir glauben nicht. Ein Teil von ihnen war durch höhere Rücksichten nach einem andern Kriegstheater gerufen worden; der englischen Ausstreuung, daß die Freistaatler ohne Erlaubnis des Höchstkommandierenden abgezogen seien, um ihr Vaterland gegen den Einbruch von Lord Roberts zu schützen, haben wir gar keine Veranlassung Glauben zu schenken. Glaubwürdiger erscheint dagegen eine Äußerung von Burenseite aus dem Lager von Glencoe (3. März), wonach ein Kommandant versehentlich eine wichtige Stellung aufgegeben habe. Hierdurch sei die Aufrechterhaltung der Einschließung unmöglich geworden. So sollte die fast reife Saat bei Ladysmith von den Buren nicht geerntet werden. Bei Entfaltung einer stärkern offensiven Kraft hätten sie, namentlich in der letzten Zeit, den Widerstand des Generals White wohl bezwingen und die Zahl der englischen Gefangnen in Pretoria verdreifachen können, ohne freilich den schließlichen Ausgang des Kriegs dadurch wesentlich zu beeinflussen. Sie haben es bei dem einen verunglückten nächtlichen Angriff vom 5. zum 6. Januar bewenden lassen. Gegen alle Erwartung und sonstige Gewohnheit fanden sie die Engländer auf dem Posten. Wie ein im Petit Bleu (Brüssel) veröffentlichter Brief aus Pretoria besagt, „erfuhren die Buren aus dem

Munde einiger englischer Gefangnen, daß die Belagerten von dem beabsichtigten Ansturm gewußt hätten. Man ist überzeugt, daß White oder Buller von Pretoria aus darüber verständigt waren. Die englischen Blätter in Kapstadt erklären, daß die Engländer unter den Europäern in Pretoria etwa zwanzig Spione besolden, die die britischen Generale über alles, was in Pretoria erzählt und gethan wird, auf dem Laufenden erhalten." Wie dem auch sei: der Angriff scheiterte, kostete den Engländern aber nach ihrer eignen Angabe einen schweren Verlust. Wie sie meinen, hätten die Buren dabei 2000 bis 3000 Mann eingebüßt. Der Privatbrief eines deutschen Mitkämpfers berechnet den Verlust auf Burenseite dagegen auf 54 Tote und 130 Verwundete. Nach Ansicht dieses Deutschen wäre der Nachtangriff auch nicht einheitlich und straff genug durchgeführt worden: wieder ein Merkmal der Volksaufgebote, mögen die einzelnen Leute noch so tüchtige Kämpfer sein. Aber den einen Ruhm kann den Buren niemand nehmen, daß sie in der Einschließung Ladysmiths und in der Abwehr des Ersatzheeres großartiges geleistet haben. Und beides zugleich. Ausnahmsweise pflichten wir einmal dem vielgenannten Generalmajor Bengough bei, der im Br. A. vom 10. Februar seinem Erstaunen darüber Ausdruck giebt, daß 25000 bis 30000 Buren*) bei Ladysmith 32000 Engländern (Buller 24000 und White 8000) erfolgreich die Stirn bieten konnten, und zwar unter Aufrechterhaltung der Einschließung. „Ist eine Seite des Burenrings stark, so muß notwendigerweise eine andre schwach sein bei einem Umfang von mehr als 50 Kilometern und einer Abwehrlinie noch von 25 Kilometern Länge!"

Aber auch den Engländern unter White müssen wir uneingeschränkte Anerkennung zollen. Sie haben, 120 Tage lang eingeschlossen, unablässig mit schweren Granaten beschossen (wenn diese auch nicht sehr wirkungsvoll waren), von Krankheiten mitgenommen und seit Wochen auf schmale und unbekömmliche Rationen gesetzt, wobei Pferde- und Maultierfleisch die Hauptrolle spielten, eine schwere Zeit durchmachen müssen. Sie büßten für die Fehler politischer Machthaber daheim und an der Spitze der Kolonien. Die englischen Zeitungen wußten bis in die letzten Tage hinein allerlei unterhaltende Dinge aus Ladysmith zu berichten, wo angeblich bis Ende März noch ausreichendes Verpflegungsmaterial sei: da wurde das Polospiel und Cricket geübt, wobei die Buren — „von Naturanlage allen sportlichen Bestrebungen hold" — von den umliegenden Höhen mit Ferngläsern zuschauten, das Feuern vergaßen und auf die einzelnen Parteien — wetteten; da wurde geangelt, Wettrennen auf Maultieren wurden abgehalten, und es wurde gebadet. Das letzte aber gefiel den Buren nicht, und der „lange Tom" sandte dann alsbald eine Granate unter die nackten Gestalten . . . mit einem Wort: „ein fideles Gefängnis." In Wahrheit aber: hohläugige, abgezehrte Gestalten, mitgenommen von dem Höhlenleben; die Kavallerie aus Mangel an Pferden mit der Infanterie zusammen in

*) Es werden nicht mehr als 15000 bis 20000 gewesen sein.

den Schützengräben verwandt; die Feldartillerie ohne Gespanne. So nur war es möglich, daß die Buren nord- und westwärts abziehn konnten, ohne daß Whites 9000 Mann auch nur einen Finger rührten. Verloren hatten sie während der 120 Einschließungstage angeblich 24 Offiziere, 235 Mann waren tot, 70 Offiziere, 520 Mann verwundet, 6 Offiziere, 340 Mann an Krankheiten gestorben: das ergiebt einen Gesamtverlust von 100 Offizieren und 1095 Mann, wobei die von den Buren gefangen genommnen gar nicht einmal mitgerechnet sind. Ebenso nicht die Privatpersonen. Und wie viele Opfer sind noch an den Folgen der Entbehrungen und Erkrankungen später zu beklagen gewesen und werden es noch ferner sein. Die langen Spalten der englischen Verlustlisten reden unter der Überschrift: „Tod infolge von Krankheiten" eine beredte Sprache. Lassen wir dies alles außer Betracht und ebenso die Abgänge des Bullerschen Heeres durch Krankheit, so ergiebt sich (einschließlich der während der Einschließung an Krankheit in Ladysmith Verstorbnen) ein Opfer etwa von 7500 Köpfen. Waren die 8000 bis 9000 Mann Whites solche Opfer wert? Wir glauben nicht. Aber die militärische Ehre Englands?

Über den Zustand der Truppen Whites meldete Buller am 1. März (am 28. Februar war General Dundonald mit leichten Reitern ungehindert in Ladysmith eingeritten): „Die Besatzung wird einiger Pflege bedürfen, ehe sie wieder feldtüchtig sein wird." Aber schon am 3. nimmt Herr Buller den Mund wieder voll und setzt die Geschichtsfälschung munter fort: „Ich finde, daß die Niederlage der Buren vollständiger ist, als ich anzunehmen wagte." Warum? „Außer einigen Wagen am Eingang des van Reenenspasses ist von ihnen keine Spur mehr zu entdecken. Ihr letzter Zug verließ den Bahnhof Modderspruit um ein Uhr gestern nachmittag, worauf sie die Eisenbahnbrücke in die Luft sprengten. Ihre Wagen hatten sie schon vor sechs Tagen gepackt. . . . Auch alle ihre Geschütze haben sie bis auf zwei fortgeschafft." General Buller straft sich also selbst Lügen, wenn er den geordneten Rückzug eines Heeres mit schwerem Geschütz aus einer Stellung, in der es vier volle Monate gehaust hatte, mit dem schimpflichen Namen „Niederlage" bezeichnet. Eine „vollständige" Niederlage hinterläßt auch bei der besten Truppe andre Spuren.

Übertrumpft wurde er noch von der delirierenden Presse daheim, die den dreimal am Tugela geschlagnen General mitsamt seinem „siegreichen Heere" geradezu in den Himmel erhob. In der A. a. N. G. (vom 3. März) ist zu lesen: „Der Entsatz von Ladysmith war eine glänzende That, ausgeführt angesichts der erstaunlichsten Schwierigkeiten." Und nach der U. S. G. von demselben Tage erkennen die Klubmitglieder — die müssen es ja wissen! — an, „daß Bullers Aufgabe eine herkulische war, und daß er verdiene, als ein geschickter General und ein großer Kriegsmann gepriesen zu werden." Über die Buren hieß es, daß sie sich auf einer überstürzten und völligen Flucht befänden (A. a. N. G.); Joubert sei mit seinen Leuten nach Pretoria geeilt, um die Verteidigung der Landeshauptstadt vorzubereiten; die Buren würden jetzt auseinander laufen, ohne Verhandlungen abzuwarten (Morning Post); die

Buren würden jetzt einsehen, daß das Spiel zu Ende sei, und daß sie sich den einzigen möglichen Erfolg im Felde hätten entgehn lassen (Daily Mail); England sei jetzt am letzten Wendepunkte des Kriegs angelangt (Times) usw.

Und wie lagen die Dinge in Wirklichkeit? Trotzdem daß Buller es fertig brachte, am 5. März dienstlich nach London zu melden, daß jetzt „ganz Natal" vom Feinde gesäubert sei, sind die Buren im Nordosten von Ladysmith nie weiter als bis auf die 50 bis 60 Kilometer, das sind nach unsern Begriffen zwei Tagemärsche, entfernten Biggarsberge zurückgegangen, indem sie Vortruppen schon bei Waschbank zurückließen. Dort haben sie, nach englischen Angaben 10000 bis 14000 Mann stark, unentmutigt gestanden, bis sie am 10. März das englische Lager bei Elandslaagte mit Granaten — eine schlug in das Zelt der gerade frühstückenden Offiziere — überschütteten. Warum sie den Gegnern diese lange Erholungszeit gönnten, bedarf noch der Aufklärung; ebenso, warum sich General Buller seit dem 1. März, das sind beinahe sechs Wochen, nicht rührte, bis ihn die Kanonenschüsse der Buren unsanft aus seiner beschaulichen Ruhe aufstörten. Es müssen dort Verhältnisse vorliegen, die sich der öffentlichen Kenntnis entziehn. Die am 15. März von englischer Seite verbreitete Nachricht, die Eisenbahn durch den van Reenenspaß werde zur Zeit wiederhergestellt, erwies sich bald als eitel Flunkerei, denn sämtliche Pässe im Osten, Norden und Westen von Ladysmith werden nach wie vor von den Buren besetzt gehalten, ganz entgegen einer bestimmten Prophezeiung der A. a. N. G. (vom 24. Februar): „Der Bur verträgt keine Kälte(!); deshalb sind alle Operationen in den Höhen der Drakensberge für ihn ausgeschlossen. Er wird nicht wagen, den Laings Nek- und van Reenenspaß zu verteidigen. Wegen des im März (richtiger: Ende April) einsetzenden graslosen Winters wird er bestrebt sein, die weitern Operationen bis zum nächsten Sommer zu vertagen. Wir aber werden ihm das nicht erlauben." Die Zeit wird lehren, ob diese Voraussage einst ebenso zu Schanden wird, wie das folgende schöne Zukunftsbild der U. S. G. (vom 24. März): „Redvers Buller wird einige Truppen zurücklassen, um Joubert (drei Tage später schied er dahin!) zu beobachten, und dann über Harrysmith und Standerton operieren. Nach der Vereinigung mit Roberts hat das englische Heer für den Marsch auf Pretoria 100000 Mann. Methuen wird auf Mafeking marschieren und sich nach dem Entsatz des Platzes über Krügersdorf gleichfalls auf Pretoria vorbewegen." — Auch die A. a. N. G. (vom 17. März) meinte: „Von Buller werden wir voraussichtlich bald hören, daß er dem Oberbefehlshaber durch den van Reenenspaß die Hand gereicht hat." Aber Buller rührte sich nicht. Man nahm ihm Mitte März die Division Warren und brachte sie auf Schiffe, um sie nach dem Norden der Kapkolonie zu senden; dann wurde sie schleunigst nach Ladysmith zurückgerufen. Drei Wochen später stiegen dann wieder mehrere Bataillone Bullers in Durban auf die Transportschiffe — ordre, contreordre, désordre. Ist das die Hand des zielbewußten Generalstabschefs Kitchener? Oder schlotterten die Zügel in Lord Roberts Hand?

Um nun Bullers erstaunliche Unthätigkeit dem großen Publikum etwas erklärlicher zu machen, wurde in englischen Blättern verkündet: Buller wartet absichtlich mit dem Vormarsch, bis sich Lord Roberts wieder nach Norden in Bewegung setzt. Auch das ist nicht eingetroffen.

Machen wir den Sprung über die Drakensberge nach dem südlichen Kriegsschauplatz. Hier dauerte auch während der Ära Roberts-Kitchener die „schwindsüchtige Kriegführung“ — das Wort ist eine Erfindung Francesco Crispis aus dem Jahre 1896, ersonnen zur Anstachlung seines Duzbruders Baratieri —, abgesehen vielleicht von der linken englischen Kolonne, bis Anfang März fort! Ganz rechts war Dordrecht bald in den Händen der Buren, bald in denen der Engländer, ohne daß bemerkenswerte Zusammenstöße stattgefunden hätten. Ende Februar konnte der englische Großgrundbesitzer und Freischarenhäuptling Brabant — er hat aus heiterm Himmel vor kurzem das Generalmajorspatent erhalten — im Triumph dort einziehn, was alsbald als großer Sieg in die Welt posaunt wurde. Thatsächlich waren die Buren auch hier unter dem Drucke der Einschließung Cronjes bei Kudus Rand nordwärts abmarschiert.

In der Mitte spielte General Gatacre nach wie vor eine klägliche Rolle. Mit wechselndem Glück wurde — wenig hitzig — bei Molteno gefochten, aber die Engländer vermochten den Burenverschanzungen beim Bahnhofe Stormberg, einem wichtigen Eisenbahnknotenpunkte, nicht näher zu kommen.

Etwas mehr Erfolg hatte rechts die Kolonne des Generals French bei Colesberg aufzuweisen, wenngleich es hier nicht an empfindlichen Rückschlägen fehlte. Wir erinnern nur an die Niederlage des Suffolkbataillons bei einem der von den Engländern beliebten nächtlichen Angriffe. Beim ersten Anprall stiebt das Bataillon auseinander. Wie kam das? Ein englischer Soldat kann doch niemals feige sein? Also muß eine Erklärung gefunden werden. Der Berichterstatter eines englischen Blattes war so glücklich, eine gefunden zu haben. „Gleich anfangs fiel der Oberst des Bataillons. Unmittelbar darauf erschallte der Ruf: Kompagnie zurück! Wie man glaubt(!), ging er von den Buren aus. Die englischen Soldaten hielten ihn aber für ein Kommando ihrer Offiziere und stürmten hastig zurück, was in eine Flucht Hals über Kopf ausartete.“ Es steht nicht gut um eine Truppe, in der solche Dinge möglich sind, oder aber — falls diese versuchte Bemäntelung der Niederlage geistiges Eigentum des glücklichen Erfinders sein sollte — um ein Land, wo so etwas geglaubt werden kann! Aber das war keineswegs die einzige Tatarennachricht, die von Colesberg den Weg über die Meere fand. Anfang Januar: Colesberg ist von den Truppen des Generals French besetzt; am 26. Januar: General French zieht mit der äußersten Vorsicht das Netz um die Buren täglich fester; er könnte Colesberg bombardieren und nehmen, wenn er nicht die Frauen und Kinder darin schonen wollte (ein mitleidiger Engländer! Vergl. die Beschießung Alexandriens 1882 und die Verweigerung der Erlaubnis zur Entfernung der Frauen und Kinder aus dem Lager bei Kudus Rand); am 6. Februar: Die Buren sind jetzt bei Colesberg völlig „umzingelt“; bis sich dann am 10. Februar

herausstellte, daß nicht die Rede davon war, sondern ihnen der Weg nach Norden jederzeit offen stand. Und sobald die englischen Truppen bei Colesberg vermindert worden sind, da sie zum Teil an andrer Stelle verwandt werden sollen, brechen die Buren vor, verjagen die Engländer von dem noch ein paar Tage zuvor mit Nachdruck als „uneinnehmbar" bezeichneten Coleskop, nehmen Rensburg und Arundel und bedrohen den wichtigen Eisenbahnknotenpunkt und Lebensmittelstapelplatz Naauwport! Zwei Kompagnien des Wiltshireregiments nehmen sie gefangen, ein englisches Maximgeschütz fällt in ihre Hände. Dann freilich erleidet ihr Siegeszug ein jähes Ende. Cronjes Schicksal am obern Modder ruft sie zurück. Ob sie ihm nicht am besten geholfen hätten, wenn sie ihre Vorwärtsbewegung unter Bedrohung der Eisenbahn de Aar-Kimberley „unentwegt" fortgesetzt hätten? Es läßt sich das bei dem mehr als lückenhaften Material, das hierüber vorliegt, heute noch nicht beurteilen. Jedenfalls gingen die Buren in einem Zuge bis über den Oranjefluß und weiter zurück, ohne, wie die englischen Blätter mit großer Sicherheit voraussagten, zwischen den Mühlsteinen Clements—Gatacre—Brabant einerseits und Roberts andrerseits zermalmt zu werden. Sollen Mühlsteine „gute Arbeit thun," so dürfen nicht einige hundert Kilometer zwischen ihnen liegen.

Jede Gefahr einer aufständischen Erhebung der Kapkolonie ist vorüber! So verkündete anfang März die Times. Von allen Seiten lassen sich die englischen Blätter melden, daß sich die Afrikander bemühn, ihre Loyalität auf jede Art an den Tag zu legen, daß sie jede Gemeinschaft mit den Stammesgenossen der verbündeten Republiken weit von sich weisen usw. Wir lassen uns nicht durch diese schönen Worte und bestellten Meldungen überzeugen: der Charakter des zum Afrikander gewordnen Holländers spricht nicht für ihre Wahrheit. Gleichwohl muß zugegeben werden, daß eine weitere thatkräftige Unterstützung der Buren aus dem Nordosten des Kaplands für die nächste Zeit unterbunden war. Es mögen ihnen 5000 Streiter zugeströmt sein. Aber trotzdem hat die U. S. G. (vom 24. Februar) die Stirn, zu schreiben: „Alle Hoffnungen der Buren auf Hilfe von den Afrikandern sind vergeblich gewesen: nicht ein einziger Dutchman hat sich gerührt!"

* * *

Noch einen raschen Blick nach dem Norden, bevor wir uns dem Kriegsschauplatze zuwenden, wo die Entscheidung in diesem langwierigen und opferreichen Kriege voraussichtlich fallen wird.

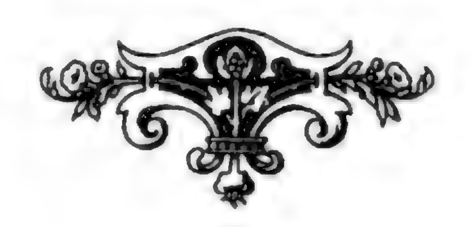
Im Norden hatte sich der englische Oberst Plumer mit seinen 2000 Mann meist Irregulärer vom Fort Tuli im Laufe der Monate bis zur Eisenbahn Buluwayo-Kimberley und an dieser entlang in südlicher Richtung bis Gaberones geabenteuert. Nicht weit davon führte er angeblich günstige, dann recht ungünstige Scharmützel gegen nach Hunderten zählende Buren. Die von englischen Sanguinikern von ihm erwartete Befreiung Mafekings blieb aber, so oft sie mit

der größten Bestimmtheit als vollzogen gemeldet wurde, immer aus. Inzwischen ließen es sich die Belagerten gut sein. Nach Morning Post und Daily Mail (Nachrichten aus Mafeking vom 9. bis 11. Februar) hatte die Stadt damals noch Brotnahrung für drei Monate. „Dagegen fehlt es an Fleisch, und was die Getränke anbetrifft, so sind die wackern Verteidiger lediglich auf Wasser angewiesen. Auch an Kleingeld herrscht Mangel, doch hat Oberstleutnant Baden-Powell (der Kommandant) sich auch in Bezug auf diesen Punkt zu helfen gewußt, indem er Papiernoten im Betrage von 1, 2 und 3 Schilling in Umlauf setzte. Auch ging die gute Laune bisher keineswegs verloren, und für Bewegung wird durch allerlei athletische Spiele gesorgt. Am 4. Februar wurde ein Wettkampf im Fußballspiel zwischen den Reitern der Schutztruppe und den Mannschaften der berittnen Kapschützen ausgefochten, wobei jene den Sieg davon trugen. Das war am Sonntag; am Montag wurde ein Cricketpreis ausgespielt. Nachmittags fanden Wettkämpfe auf dem Zweirad statt, und abends war großes Konzert, um den überstandnen achtzehnten Sonntag der Belagerung zu feiern. Am Sonntag war versehentlich ein Kanonenschuß abgefeuert worden, was gegen den von beiden Parteien gehaltnen sonntäglichen Gottesfrieden geht. Oberstleutnant Baden-Powell sandte darum einen Parlamentär in das feindliche Lager, um den Vorfall zu erklären und sich zu entschuldigen. Dabei kam ein Tauschgeschäft zustande: die Engländer rückten eine der allerletzten Flaschen Whisky heraus, um dagegen einen Packen Zeitungen zu erhalten. Diese machten ihnen indes wenig Freude, da sie nur von englischen Niederlagen zu berichten wußten. Selbstverständlich fanden sie keinen Glauben. Die unverheirateten Offiziere waren mit den Vorbereitungen zu einem Ball beschäftigt, als sie — am 6. und 7. Februar — mit einem Artilleriekampf auf der ganzen Linie alle Hände voll zu thun bekamen . . .“ usw. Sollte man da nicht das alte Soldatenlied umändern in: „O welche Lust, belagert zu sein“? Übrigens waren in letzter Zeit, wie früher schon erwähnt worden ist, aus dem am Ende seiner Kraft angelangten Ladysmith Nachrichten gekommen, die — auf denselben frivolen Ton gestimmt — diesem lustigen Bericht gleichen, wie ein Ei dem andern. Wie glaubwürdig versichert wurde, hat Feldmarschall Roberts dem Oberstleutnant Baden-Powell baldigen Entsatz schriftlich versprochen. Wie das gemacht werden sollte, war auch nach den englischen Erfolgen von Kudusrand bis Bloemfontein nicht recht einzusehen. Aber die fröhliche Stimmung der Verteidiger Mafekings wird beim Eintreffen dieser guten Nachricht noch um ein Erkleckliches höher geschnellt sein. Vielleicht ist das gestörte Ballvergnügen doch noch zustande gekommen. Auch zu einem merkwürdigen Fangballspiel fand sich bald Gelegenheit. Oberstleutnant Baden-Powell trieb die eingebornen Fresser mit dem Bajonett und dem drohenden Hohlspitzengeschoß im Rücken aus der belagerten Stadt den Burenlinien zu. Merkwürdig! Seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts ist es ein Grundzug, nicht der englischen Humanität, sondern der Politik gewesen, die Schwarzen Südafrikas als in jeder Beziehung gleichberechtigte Erdenbürger gegen die Buren auszuspielen. Und nun wirft der

englische Oberstleutnant sie wie Ballast über Bord, unbekümmert, was aus den schon halbverhungerten armen Teufeln wird — denn daß die Buren, deren Endziel die Bezwingung der Stadt gerade durch Hunger war, diesen Ausbruch nicht dulden würden, lag doch auf der Hand. So kam es denn auch, und Baden-Powell mußte wohl oder übel den — Rest wieder aufnehmen. Aber es waren ihrer doch weniger geworden — und daheim, im geflissentlich menschenfreundlichen England, war man außer sich über solch grausames Beginnen? Nein; man fand alles ganz in der Ordnung. Die That aber schreit nach Vergeltung.

Zum Teil stellte sie sich in Gestalt böser Hungertage auch ein. Statt der mit Zuversicht erwarteten Hilfe kam anfang April, nachdem die Behörden Kapstadts schon Ende März einen Feiertag für die vermeintlich unmittelbar bevorstehende Befreiung angeordnet hatten, eine Botschaft von Lord Roberts an, worin er „befiehlt," daß sich Mafeking bis zum 18. Mai zu halten habe. Was sollte der gute Lord auch anders thun, als „befehlen," nachdem ihm — Quelle: die Liverpool Daily Post — seine Königin kategorisch „befohlen" hatte, Mafeking zu befreien? Die bösen Buren erwiesen sich den Robertsschen Befehlen gegenüber ganz unzugänglich und ließen Lord Methuen, der mit einer Truppenabteilung vom entsetzten Kimberley aus nordwärts gezogen war, wieder einmal nicht über einen Fluß, diesesmal den Vaal. In drei Monaten vermochte Methuen den Übergang bei Warrenton nicht zu erzwingen, und erst als in den ersten Tagen des Mai eine von Natal herbeigeholte Division (Hunter) in dieser Gegend eingriff, gewannen die Dinge ein andres Gesicht. Einer weit nach Westen ausgreifenden Kolonne Berittener von etwa 3000 Mann gelang es nach tapfrer Gegenwehr seitens der schwachen Burenkommandos, die sieben Monate eingeschlossen gewesene Stadt zu entsetzen. Der kurz zuvor von Krügers Enkel Sarel Eloff unternommne Sturmangriff scheiterte, weil die nachrückenden Abteilungen fehlten, die in solchen Fällen das Gewonnene zu sichern haben. Am 17. Mai wurde die militärisch ganz wertlose Stadt befreit; da Roberts aber den 18. als Erlösungstag vorhergesagt hatte, blieb die englische Legende dabei, die Berechnungen des großen Strategen — selbstverständlich kann von solchen gar nicht die Rede sein — zu preisen und am 18. festzuhalten. In London neues Dilirium; Oberst Baden-Powell wurde mit Überspringung von 190 Vorderleuten zum Generalmajor befördert. Nicht immer ist „der Finger Gottes in der Weltgeschichte" erkennbar.

(Schluß folgt)





Haarlem, eine Sommerfrische

Von A. P.

(Schluß)

Haarlem hatte einst im spanischen Kriege furchtbar gelitten. Nach langer Belagerung im Jahre 1573 erobert und verwüstet, wurde es bald darauf noch durch einen großen Brand heimgesucht, in dem auch köstliche Werke einer ältern Malerei — von Dirck Bouts, Aelbert Ouwater und Geertgen van Sint Jans — zu Grunde gegangen sind. In dem neuen Jahrhundert blühte die Stadt schnell wieder auf, 1622 hatte sie schon 40000 Einwohner, also zwei Drittel ihrer heutigen Zahl. Das neue Leben führte eine neue Kunst mit sich, die nicht an die frühere Heiligenmalerei anknüpfte, sondern ganz in den Anregungen der Gegenwart stand. Die Landschafter und die Maler kleiner Figuren haben wir schon kennen gelernt. Aber es giebt noch eine Großmalerei, die mehr bedeutet, ihr wichtigster Vertreter ist Frans Hals, der 1580 oder 1581 in Antwerpen, wohin seine Eltern aus Haarlem geflüchtet waren, geboren, als Zwanzigjähriger in seine Heimat zurückkehrte und hier bis an seinen Tod 1666 lebte. Er hat nichts gemalt als Köpfe und Körper, Porträts, wie die systematisierende Kunstbetrachtung sagt, aber er hat diese Gattung auf eine Höhe gebracht, die ihm seinen Rang neben den größten Malern überhaupt gegeben hat. Wenn man seine Bildnisse in Galerien, wo er gut vertreten ist, z. B. in Kassel oder auch in Berlin kennen gelernt hat, so hat man doch nur einen unvollkommnen Begriff von ihm, solange man noch nicht das Haarlemer Museum gesehen hat. Sind wir in diese bescheidnen, aber gut gehaltnen Räume in dem Rathaus am Großen Markt eingetreten, so umfängt uns eine historische Stimmung; der Geist der Vergangenheit lebt hier. Wenig Städte haben ein solches Archiv von lebendigen Urkunden ihrer Vorzeit, und wie anders wirken sie hier an ihrem Ursprungsort, als wenn wir sie uns in einer großen Galerie aus vielem ähnlichen heraussuchen müßten! Ein freundlicher alter Aufseher mit einem großen Brillanten in der Krawatte (jeder Holländer, der etwas vorstellt, hat wenigstens einen Diamanten an sich) sitzt hinter seinem Büchertisch und läßt uns diskret gewähren. Solche Äußerlichkeiten sind nicht gleichgiltig für den Eindruck. In dem herrlichen alten Brügge ist beispielsweise das sogenannte Museum in einem schämenswerten Zustande, und in dem weltberühmten Johannisspital dort läuft ein imbeciller alter Fex herum, elendet uns mit seinen tellergroßen Vergrößerungsgläsern und schneidet Gesichter, wenn man ihm nicht

einen halben Franken in die Hand drückt. Hier in Haarlem stimmt alles; genießen wir es denn.

An der Lichtwand des Hauptraums hängen in einer Reihe acht riesige Breitbilder von Frans Hals, jedes mit vielen lebensgroßen Figuren, die fünf ersten mit Schützen, die übrigen drei mit Hospitalvorstehern. Es kann nichts einfacheres und natürlicheres geben als diese ernsten Männer, die sich hier im Schmucke ihrer Waffen zusammengefunden haben, ohne jede historische Pose, zu den Freuden des Mahls, oder auch wie vor einem Auszug, immer in dem Gedanken, daß ihre Gemeinschaft ernsten Zwecken dient, denn der Friede ist noch nicht geschlossen; darum halten sie ihre Fahnen hoch und ihre Waffen scharf, ein lusus pro patria. Bei einem andern Volke hätten wir Schlachtenbilder und kriegerische Aufzüge bekommen, etwas, woran die Phantasie und der Wunsch, das Geschehene möglichst ruhmwürdig zu gestalten, einen Hauptanteil haben. Diese schlichte Wirklichkeitsdarstellung der Holländer hingegen hat schon eine lange nationale Vorgeschichte, aus der uns noch manches erhalten ist.

Schon im sechzehnten Jahrhundert bestand in den einzelnen Städten die Sitte, daß sich die Offiziere der Schützenkompagnien in Gruppenbildern malen ließen, zunächst nur im Brustausschnitt, jeder bezahlte dazu seinen Beitrag, je mehr von ihm zu sehen war, desto mehr; ein einzelner Kopf im Hintergrunde kostete nur wenige Gulden. Die frühesten dieser Bilder hat das Amsterdamer Reichsmuseum, zum Teil von Malern, über die unsre Kunstgeschichten nichts zu sagen wußten, bis ihre Werke aus wenig bekannten Aufbewahrungsorten zusammengebracht und der allgemeinen Aufmerksamkeit zugänglich gemacht wurden. Auf der ältesten Tafel von 1529 oder 1532 im breiten Format sehen wir in zwei Reihen übereinander siebzehn Brustbilder, meistens mit gut gezeichneten Händen, bartlos, noch nicht mit Hüten, sondern mit Baretts, die Köpfe sind ernst, alle sehen zum Bilde heraus, eine innere Verbindung der Dargestellten ist ebensowenig versucht wie eine äußere Gruppierung; der Hintergrund besteht aus einer einfarbigen dunkeln Fläche. Der Eindruck dieses Bildes ist ungemein altertümlich. Es ist von Dirck Jacobsz, von dessen Vater Jacob Cornelisz van Oostsanen, einem Künstler von Ruf, wir Madonnen und Heilige haben mit lachenden Landschaftshintergründen. Sie muten uns moderner an als dieses Schützenbild seines Sohnes; die neue Gattung muß sich ihre Freiheit, ihren Stil erst schaffen. Dann folgt Cornelis Teunissen mit einem ähnlichen Bilde von siebzehn Köpfen, einige tragen schon Vollbärte, es ist von 1557; ein etwas altertümlicheres von 1533 ist noch auf dem Amsterdamer Rathause. Dirck Barentsz giebt uns 1564 in drei Reihen übereinander vierzehn Schützen, die allerlei Geräte und Embleme in den Händen halten, das Ganze ist als Gastmahl gedacht. Die Köpfe sind gut modelliert, lebendiger im Ausdruck, bräunlich warm im Fleisch, ein wenig italienisch. Dirck war erst kürzlich aus Italien zurückgekehrt, er war jahrelang in Venedig gewesen und hatte in Tizians Hause gelebt. Er war ein sehr gebildeter und zu seiner Zeit sogar gefeierter Mann. Ebenso Cornelis Ketel, der in Frankreich und Eng-

land gewesen war und sich 1581 in Amsterdam niederließ; er war so geschickt, daß er ohne Pinsel mit den Fingern und sogar mit den Fußzehen zu malen verstand. Unter seinen Schützenstücken hat eins von 1588 dreizehn ganze Figuren, aufrecht in freier Stellung, prächtig und mannigfach gekleidet, mit Waffen und Fahnen wie zu einem Appell versammelt. Sie sind miteinander beschäftigt und sehen nicht mehr alle den Beschauer an; es ist ein wirklicher Vorgang, und wir sehen auf einen ausgeführten Hintergrund mit der Fassade des Doelenhauses. Die Gesellschaft macht einen gesucht manierlichen Eindruck; alle sind barhäuptig, was bei den Holländern nicht gewöhnlich ist. Der nächste dieser Reihe, Cornelis van der Voort, ist uns seiner Person nach beinahe unbekannt. Er war aus Antwerpen gekommen und starb 1624 in Amsterdam. Vielleicht bildete er sich nach Ketel, und nach ihm selbst scheint sich wieder der berühmte Thomas de Keyser gerichtet zu haben. Das Reichsmuseum besitzt von Voort gute Einzelporträts und Gruppenbilder, unter diesen ein frühes — zwischen 1600 und 1616 — mit einundzwanzig Geharnischten, in zwei Reihen; die vordern stehn bis zu den Knieen sichtbar im ersten Glied, über ihnen, hinter einer Brüstung, erscheinen links und rechts je fünf Brustbilder, zwischen denen der Mittelraum durch aufrecht gehaltne Lanzen gefüllt ist, wie auf Velazquez „Übergabe von Breda" in Madrid. Fast alle sehen zum Bilde heraus, die Anordnung ist steifer und der Eindruck strenger als auf der doch frühern Tafel Ketels, das Ganze kräftig und voll Würde.

Mit Nicolaes Elias treten wir auf eine höhere Stufe. Bei ungezwungner Auffassung und Anordnung ist der Vortrag flüssig und leicht geworden, die Farben der Kleider sind zu einer kühlen Harmonie zusammengestimmt, und durch das Ganze geht ein Zug von Feinheit und Eleganz. Als er seine vier großen Schützenstücke malte, war er nicht mehr jung. Neben ihm stand der an Jahren jüngere Thomas de Keyser, der gesuchteste Bildnismaler Amsterdams, der schon Helldunkel anwandte, sogar noch vor Rembrandt. Keysers Stärke lag aber in dem Porträt kleinern Maßstabes; die größern Schützenstücke, deren das Reichsmuseum zwei besitzt (von 1632 und 1633), gelangen ihm nicht so gut. Sie sind steif komponiert, kühl, beinahe fahl in den Farben, ohne den warmduftigen Schmelz so manches seiner kleinen Bildnisse. Elias dagegen hat sich wohlgefühlt vor seinen großen, flott hingeworfnen Figuren; ob sie stehn, bis zu den Knieen sichtbar und mit einer Reihe von Brustbildern hinter einer Balustrade über sich, oder bis zu den Füßen herab, oder ob sie beim Gastmahl versammelt sitzen, immer sind sie frei und natürlich angeordnet, und festlich heiter geht es bei ihnen zu. Er muß selbst ein Mann des Lebensgenusses gewesen sein. Ohne Frage kannte er Frans Hals, und er hat manches aus dessen Bildern gelernt, so für diese Freiheit der Anordnung und für die Natürlichkeit der Einzelmotive, aber sein Schüler war er nicht, denn seine Auffassung und sein Vortrag sind durchaus anders. Elias bereitet uns vor auf den kühl sachlichen, sein Ziel niemals verfehlenden Bartholomeus van der Helst, vielleicht war er auch sein Lehrer, denn Frans Hals war dies wiederum

ganz gewiß nicht, so verschieden ist ihre Kunst. Van der Helst stammte aus Haarlem, aber er kam jung nach Amsterdam. Seine zwei Hauptwerke hängen hier im Reichsmuseum einander gegenüber: die bekannte Schützenmahlzeit zur Friedensfeier von 1648 und ein Aufmarsch zur Bewillkommnung eines Fähnrichs im Freien vor einer Brauerei, friesartig auseinandergezogen zu der ungeheuern Breite von achtehalb Metern (1639). Man weiß nicht, welches man vorziehn soll; das frühere hat die starke Bewegung voraus und vielleicht auch eine noch größere dekorative Wirkung für sich; als er es malte, war er noch nicht dreißig Jahre alt. Beide sind gleich fertig, sicher und dabei eingehend modelliert von den Köpfen bis hinab zu den Details der Geräte und dem Stillleben des Gastmahls, beide im höchsten Grade lokalfarbig, nicht tonig oder helldunkel, und doch nicht bunt oder grell. Als Harmonie wirkt die Färbung kalt, und etwas Kühles hat auch diese unerbittliche Sicherheit der Ausführung, die nichts halbgesehen lassen will, eine Art von Realismus, die das Gegenteil ist von der scheinbaren Sorglosigkeit eines Frans Hals. Wenn dieser uns beobachtete, würden wir es vielleicht kaum merken; der andre würde uns so scharf fixieren, daß uns unbehaglich dabei werden müßte. Den einen hätte man sicher liebenswürdig genannt, den andern wahrscheinlich nicht. Es sind zwei Richtungen, die beide auf einem festen Grunde ruhen, auf einem künstlerischen Prinzip. Der Einzelne wird zwischen Frans Hals und van der Helst wählen, aber er hätte damit noch nicht entschieden, welcher der größere Porträtmaler wäre, und wenn jemand hier Frans Hals auf den ersten Platz stellt, so müßte er jedenfalls Bartholomeus den zweiten geben. Als dieser 1670 starb, war es mit der holländischen Großmalerei überhaupt zu Ende. Frans Hals war tot, und 1669 starb auch Rembrandt, dessen „Nachtwache“ von 1642 nun im Reichsmuseum zwischen jenen beiden Hauptwerken des Bartholomeus hängt. Ein schärfrer Gegensatz läßt sich kaum denken.

Rembrandt war 1631 aus Leyden gekommen, als Elias und de Keyser an ihren Schützenstücken malten, und als man von van der Helst, der damals vielleicht bei Elias in der Lehre war, überhaupt noch nicht redete. Zehn Jahre später arbeitete der Zauberkünstler des Helldunkels an einer gleichartigen Aufgabe. Sechzehn Schützen hatten jeder hundert Gulden gezeichnet und erwarteten dafür recht ansehnlich abgeschildert zu werden; der Preis war hoch, aber der Künstler auch sehr gesucht. Der aber sah sich noch nach einer Anzahl von Nebenfiguren um und malte nun den Aufbruch einer Schützenkompagnie aus ihrem Doelenhause zum Schießplatz mit einem Aufwande von Phantasie und Kraft, als gälte es der Zerstörung von Troja, und die Schattenmassen, aus denen er wenig grellbeleuchtete Lokalfarben hervorglühn ließ, brachten dem Bilde später eine Benennung, deren Sinn ihm ganz fern gelegen hatte. Das merkwürdige Bild, das großartigste des Jahrhunderts, wie wir heute sagen, wo es doch nachgedunkelt, übermalt und sogar an den Seiten verstümmelt ist, wurde einfach mißverstanden, und seine wesentliche Qualität, die Helldunkelkunst, wurde gar nicht erkannt. Die Schützen werden über das künstliche

Feuerwerk wenig froh gewesen sein, denn Rembrandt bekam keinen ähnlichen Auftrag wieder, und sein Schüler Govaert Flinck, der in seinen alttestamentlichen Geschichten den Geist seines Lehrers walten ließ, hielt es doch für geraten, sein fünf Meter breites Schützenstück von 1648, eine Friedensfeier in Form eines Empfangs, mit prächtigen Kleidern und starrenden Lanzen, wie bei van der Voort und Velazquez — etwas mehr in den Gewohnheiten der Wirklichkeit zu halten. Ebenso verfuhr dann Rembrandt selbst viel später bei seinen „Staalmeesters" von 1661: Warmes, farbiges Helldunkel, dessen Lichtflecke uns schon von weitem treffen und fassen, aber die Herren Vorsteher der Tuchmacherinnung sitzen ordnungsmäßig um ihren Tisch, wie die Personen der von andern Künstlern gemalten Regentenstücke; die Formen sind klar und deutlich, und durch seinen künstlerischen Gesamtausdruck ist der einfache Gegenstand auf eine solche Höhe gehoben, daß dieses Bild, das letzte gutgemalte von Rembrandt, zugleich als das beste Regentenstück der holländischen Malerei überhaupt zu gelten hat.

Wenn wir uns, um für den Haarlemer Schützenmaler Frans Hals einen weitern Hintergrund zu gewinnen, in den südlich gelegnen Städten umsehen, so bewahrt das benachbarte Leyden, das am spanischen Kriege hervorragend beteiligt war und einst gleichzeitig mit Haarlem eine schwere Belagerung aushalten mußte, in seinem Stadtmuseum noch acht solcher Bilder eines einheimischen Malers, von dem wir übrigens kaum etwas wissen. Joris van Schooten (1587 bis 1651) ist kein eigentümlicher Künstler, sondern nur ein Mann des bessern Durchschnitts. Seine ältern Schützenstücke von 1626 und 1628 sind handwerksmäßig schlicht, altertümlich und gedrängt, ohne Komposition und Farbenwirkung; das letzte aber von 1650 mit sechs Offizieren macht schon einen andern Eindruck. Die Figuren sind auseinander gestellt, mit Luftzwischenraum, in lebendiger Gruppierung, die Farben haben Tiefe und Glanz und einen silbernen Gesamtton, etwa in der Weise des van der Helst, nur fehlt den Köpfen die sichere Modellierung und der feste Strich. Das Bild ist für ihn, der es als alter Mann malte, eine tüchtige Leistung, aber für die Zeit (1650) bedeutet es nicht viel. Andre Maler geringerer Ordnung haben es unter dem Einfluß bedeutender Vorbilder weiter gebracht, z. B. der ungefähr gleichaltrige Hendrik Gerritsz Pot, der mit seinem Hauptwerk, den Offizieren der Adriaensgilde, die zum Schießen ausrücken (1630, im Haarlemer Museum), Frans Hals sogar recht nahe kommt. Höheres dieser Art finden wir aber in dem Gemeindemuseum des Haag. Dort lernen wir vor allem den großen Jan van Ravesteyn († 1657) kennen, einen Bildnismaler, gegenüber dessen persönlicher Bedeutung und Leistung die Frage nach dem etwaigen Verdienst seiner einzelnen Lehrer — geradeso wie bei Frans Hals — gar keine Bedeutung hat. Er sucht sich seinen Weg unter einer Anzahl von Mitstrebenden, dem Delfter Mierevelt und den Amsterdamern, die wir kennen gelernt haben, und ganz früh schon steht er dann vor unsern Augen als ein dem Frans Hals durchaus ebenbürtiger Künstler mit zwei riesigen

Breitbildern von 1616 und 1618. Auf dem einen schreiten fünfundzwanzig Offiziere in lebhafter Unterhaltung von der Treppe ihres Doelenhauses hinab, sodaß sich für die Gruppierung höchst ungezwungen eine untere und eine obere Reihe ergiebt. Das andre ist noch lebendiger komponiert: vierzehn Ratsherren sitzen um einen Tisch und empfangen neun Schützenoffiziere, deren Hauptmann einen Willkommbecher entgegennimmt. Im Kostüm und in der ernsten, gewichtigen Haltung entsprechen diese Bilder dem ältesten Schützenstück von Frans Hals in Haarlem (1616). Die Farben sind kräftig bunt wie dort und in der Harmonie ebenfalls warm, die Gesichter noch bräunlicher, die Zeichnung und der Auftrag womöglich noch fester und sicherer. Zwei spätere Bilder Ravesteyns an derselben Stelle, Ratsmitglieder um einen grünen Tisch von 1636 und sechs Offiziere von 1638, zeigen eine andre Haltung. Der Vortrag ist leichter und lockrer, der Gesamtton kühl und ruhig, besonders reizvoll auf dem ersten Bilde; wir sehen keine bunten Farben mehr, neben dem Schwarz und Weiß der Kleidung nur noch Grün und Grau. Nun findet sich aber noch ein bedeutendes und in Anbetracht seiner frühen Entstehungszeit (1617) doppelt verdienstliches Bild in diesen Räumen: ein braunroter Fähnrich mit einer roten Fahne, sicher und keck in Form und Farbe, so meisterlich, daß, der es gemalt hat, Evert Crynsz van der Maes, wohl Ravesteyns Vorbild gewesen sein könnte. Er war Karel van Manders Schüler und 1604 aus Italien zurückgekehrt; es ist dies sein einziges bekanntes Bild, ein auf Bestellung gemaltes Schützenporträt, während Rembrandt seinen Bürgerfähnrich von 1636 (Rothschild in Paris) mit seinen eignen Gesichtszügen aus künstlerischem Behagen gemalt hat. Seltsamerweise ist von diesen Herrlichkeiten des Haager Gemeindemuseums nichts photographiert, was jedenfalls längst geschehen wäre, wenn sie sich unter Bredius Obhut im Moritzhaus befänden. Der Aufseher, dem ich auf seine Auskunft den Gedanken äußerte, ich möchte selbst gern einiges aufnehmen lassen, holte zu einem Vortrag über die dazu erforderliche Permission aus, den ich kurz abschnitt: Ach, ihr mit eurer ewigen Permission, ihr solltet froh sein, wenn jemand das thun will, was ihr lange selbst hättet thun müssen.

Diese Schützen- und Regentenstücke sind die einzige Bilderklasse, die man auch jetzt noch nur in Holland selbst kennen lernen kann. Sie wurden zunächst von den Korporationen, die sie bestellt hatten, festgehalten, später nach deren Auflösung reizten sie nicht den Geschmack der nach Kabinettsbildern suchenden ausländischen Liebhaber, und heute, wo man sie als Sehenswürdigkeiten gesammelt hat, könnte natürlich nur noch ausnahmsweise ein derartiges Bild in den Handel kommen. Die Meister haben einst mit ihnen keine guten Geschäfte gemacht. Nicht einmal Bartholomeus van der Helst, der doch ganz die Ansprüche seiner Zeit traf, ist ein wohlhabender Mann geworden, Ravesteyn, der für sein Hauptwerk von 1618 mit dreiundzwanzig lebensgroßen Figuren 500 Gulden bekam, stand sich besser bei den Porträts von Prinzen und Prinzessinnen oder von Offizieren des Hofs in einer etwas weniger fleißigen Ausführung, und Frans Hals ist bekanntlich in Armut gestorben.

Kehren wir nun nach Haarlem zurück, so begegnen wir dort im Museum zuerst zwei einheimischen Künstlern, die das Schützenstück auf seiner frühern Stufe vertreten. Cornelis Corneliß van Haarlem (so zubenannt zur Unterscheidung von dem oben erwähnten Corneliß van Oostsanen) stand zu seiner Zeit in hohem Ansehen wegen seiner manierierten Historien mit überlebensgroßen nackten Figuren, die wir heute abscheulich finden: Peleus und Thetis, Adam und Eva, Bethlehemitischer Kindermord und dergleichen, aber sie zeigen uns immerhin eine ganz bedeutende Fertigkeit eines noch nicht Dreißigjährigen. Dieser gefeierte und hochbegabte Künstler ließ sich auch einigemale herbei, Schützen in den damals üblichen angereihten Brustbildnissen zu malen, die ein Festessen vorstellen sollten. Zuerst 1583, als er gerade aus der Fremde zurückgekehrt war und sich in seiner Vaterstadt selbständig gemacht hatte, erst einundzwanzig Jahre alt. Für dieses Alter ist das Bild, eine ziemlich breite Tafel, merkwürdig gut: noch altertümlich und gebunden, aber sprechend im Ausdruck der Köpfe. Ein späteres Schützenstück, beinahe in Quartformat, von 1599, ist ganz mit Figuren überfüllt und wirkt nicht mehr bildmäßig, sondern landkartenartig. So malte er denn lieber seine Mythologien und alttestamentlichen Geschichten für sein Publikum weiter, und es wird für beide besser gewesen sein. — Mit vier derartigen Schützenmahlzeiten zeigt sich uns sein Stadtgenosse Frans de Grebber (dessen Sohn Pieter durch farbenprächtige und lebendige Galeriebilder aus der biblischen Geschichte im italienischen Geschmack mehr bekannt geworden ist), sie sind von 1600 bis 1619 datiert, fallen also schon in eine Zeit, wo für das nationale Gruppenporträt durch Ravesteyn, Frans Hals und die Amsterdamer ein ganz andres künstlerisches Aussehen gewonnen war. An diesen Fortschritten nimmt der 1570 geborne Grebber nicht mehr teil, und das wird uns gerade hier in dem kleinen Haarlemer Museum vortrefflich klar, wo Bilder von guten Schülern und Nachahmern des Frans Hals hängen, z. B. das schon erwähnte, großartig lebensvolle Offizierstück, das Pot 1630 malte, als er auf seiner Höhe war, mit fünfundvierzig Jahren.

Von den fünf Schützenstücken des Frans Hals sind die drei ersten Gastmähler, die beiden letzten als Versammlungen zum Appell oder vor dem Abmarsch gegeben: jene gehn in Innenräumen vor sich, deren Behandlung lebhaft zum Ganzen mitspricht, diese im Freien draußen vor dem Doelenhause, und hier trägt die Landschaft sehr mit zum Ausdruck bei. Die drei Mahlzeiten sind einander ziemlich ähnlich in der Form, der Personenzahl, elf und zwölf, der Anordnung und dem Hauptmotiv eines Fähnrichs, der seine Fahne diagonal aufwärts nach rechts gestreckt hält, so ähnlich, daß, wenn man sie mit den beiden ganz anders gehaltnen, lang auseinander gezognen Versammlungen vergleicht, ihre Unterschiede beinahe zurücktreten. Aber sie sind doch da. Das älteste Bild von 1616 (Nr. 85; der Deutlichkeit und der Kürze wegen gebrauche ich hier öfter die Galerienummern) ist das kräftigste von allen; auf keinem andern tritt uns die innere Gesundheit dieser derbknochigen Menschen und ihre harmlose, bäuerliche Fröhlichkeit so entgegen, daß man unwillkürlich

an ihre Nachfahren denken muß, unsre heldenmütigen Freunde, die südafrikanischen Buren. Die Modellierung ist sehr energisch, obwohl der Auftrag vielfach, z. B. im Fleisch, nicht gestrichen ist, wie man bei Frans Hals erwarten wird, sondern vertrieben; der Ton ist ganz warm, im Fleisch fast braun, und das Rot der rotweißen Schärpen treibt die warme Skala noch entschiedner heraus.*) Erst nach zehn Jahren (1627) kommen die zwei andern Mahlzeiten, eine, Nr. 86, der Georgsschützen, wie auch Nr. 85, eine mit Adriaensschützen, Nr. 87. Man sieht es beiden an, daß soviel Zeit verflossen ist, nur muß man genau acht geben, denn beide sind unter sich auch wieder sehr verschieden. Der Künstler gruppiert leichter und freier, und auch die Menschen sind in diesem kurzen Zeitraum etwas anders geworden, sie sind weniger klobig. Nicht nur in den Äußerlichkeiten der Kleidung zeigt sich das, sodaß z. B. statt des Steinkragens die geteilte Krause oder der liegende lange Kragen der jüngern Mitglieder überhand nimmt, sondern es hat sich auch der Gesichtsausdruck geändert, was namentlich auf Nr. 86 bemerkbar ist, und vielleicht auch ein wenig die Bewegung der Hände. Übrigens hat nun der Künstler das eine Bild (86) in der kühlen Skala, das andre (87) ganz warm gehalten, sodaß dieses hierin wieder dem ältern, Nr. 85, ähnlich wird, umso mehr, als in beiden der Raum mit seiner Tiefe und mit einem Fensterdurchblick auf Häuser und Bäume zur Geltung kommt, besonders schön und luftig in Nr. 87. Dagegen besteht auf Nr. 86 der Hintergrund nur aus einer mit Stoff verhängten Wand, sodaß die Figuren noch mehr zur Hauptsache werden; sie sind enger zusammengedrängt, denn diese Tafel ist die schmälste, und bei dieser Anordnung hätte eine intimere Ausstattung des Raums zerstreuend gewirkt. Man wüßte gern, wie die beiden Kompagnien sich von dem Künstler behandelt glaubten, und ob sie bei dem Vergleich der beiden Bilder von 1627 ebenso geurteilt hätten wie wir. Nr. 87 ist freundlicher und traulicher, mehr malerisch gedacht. Nr. 86 ist kühl wie seine Färbung, anspruchsvoller, plastischer im Figürlichen, auch wohl gesellschaftlich noch etwas höher gehalten. Wer 87 vorzieht, den wird seine Vorliebe vielleicht noch weiter zurückführen zu dem tiefwarmen, bräunlichen Bild von 1616, das einen ganz einheitlichen Ausdruck hat. Die zwei von 1627 sind Übergangsbilder. Was sie mehr geben als Nr. 85, in der Auffassung und technisch, das wird dann doch hoch überboten von den zwei folgenden, die uns auf noch breitern Tafeln die Schützen aufrecht gestellt zeigen, und zwar als Kniestücke, denn nur die „magere Kompagnie“ von 1637 im Amsterdamer Reichsmuseum, die Pieter Codde vollendete, hat ganze Figuren bis zu den Füßen.

---

*) Auf den folgenden Bildern finden wir blaue und orange Schärpen (orange-weiß-blau sind die alten Oranierfarben). Es scheint, daß sich die beiden Kompagnien an den Farben und überhaupt an der Uniform nicht unterscheiden ließen (so seltsam das auch an einer Uniform sein mag!), sodaß man auch heute die Georgs- und die Adriaensschützen gar nicht bestimmen könnte, wenn es nicht für die Bilder überliefert wäre. In Haarlem wußte man mir weiter nichts zu sagen.



Die Adriaensschützen (Nr. 88, 1633), im ganzen vierzehn, sind vor ihrem Doelenhause wie zum Appell versammelt, stehend und zum Teil sitzend, aber nicht an gedeckter Tafel, sondern an einem kleinern Tische, auf dem das von einem der Männer aufgeschlagne Album liegt; die Anordnung ist von einer großen, ungezwungnen Schönheit, mannigfach in Einzelgruppen zerlegt und doch zusammenhängend. Die Figuren sind feiner als auf den frühern Bildern, die Köpfe edler, die Zeichnung graziös, die Farbe sicher und leicht, aber nicht nachlässig hingestrichen. Die Färbung, im Gesamteffekt blaugrün, wird von ausgesprochnem Helldunkel beherrscht. Kühle und warme Töne wechseln miteinander ab, jene liegen hauptsächlich auf den Figuren, diese in der Landschaft mit ihrem dämmrig angehauchten Himmel; hier wird Frans Hals sogar ein wenig Poet. Alles zusammengenommen ist dieses das schönste Bild nicht nur von ihm, sondern überhaupt innerhalb der ganzen Gattung. Aber das nächste, Nr. 89 von 1639, mit neunzehn Georgsschützen, ist doch keineswegs geringer, nur anders und wieder ganz neu, sowohl in der Anordnung als im Charakter und in der Färbung; der beinahe Sechzigjährige ist noch jung und frisch. Die Gruppierung ist einförmiger, weiter auseinander gezogen auf dieser noch breitern Tafel. Sämtliche Schützen stehn aufrecht, vorn zwölf in zwei Reihen hinter einander in der ganzen Breite des Bildes, links über ihnen auf einer bewachsenen Anhöhe die übrigen sieben in einem dritten Gliede bis zur Bildmitte, wo die Landschaft einsetzt und ein größeres Stück freien Himmels sichtbar wird, mehr Licht also als auf Nr. 88 und völlige Tagesbeleuchtung, nicht Dämmerung. Diese Lichtöffnung rechts oben, in die die Lanzen der vordern Glieder zum Teil hineinragen, macht eine bedeutende Wirkung, und die herkömmliche Dreireihenanordnung der ältesten Schützenstücke ist hier doch gut weitergebildet. Hier bei dem Aufmarsch haben die Schützen auch ihre Hüte aufgesetzt, unter deren Rändern man das Haar lang herabhängen sieht, wie es jetzt getragen wurde (das Bild von 1616 zeigte uns noch lauter kurz geschorne Köpfe); sie haben energische Gesichter, bei deren Zug und Strich man an Rembrandt denkt, und an ihn erinnert auch das starke und noch etwas wärmere Helldunkel. Vergleicht man nun dieses Bild mit Nr. 88, so wird man den Eindruck gewinnen, daß jenes schöner ist, aber dafür sprudelt hier das Leben trotz der einförmigen Anordnung doch noch kräftiger. Man hat es immer mit Recht als etwas merkwürdiges angesehen, daß zwei Männer auf engem Raume nebeneinander wirken, dieselben Gegenstände und zum Teil für dieselben Räume malen, und daß dann doch ihre Bilder so verschieden geraten, als hätte keiner von dem Treiben des andern Kunde gehabt. In diesem einen Falle nun läßt sich ein Eindruck Rembrandts auf Frans Hals nicht verkennen. Aber noch mehr. Wir bemerkten auf diesen Bildern eine bis 1633 zunehmende Verfeinerung des Typus, der ja auch in einem Porträt niemals rein auf sein Urbild, sondern immer auch mit auf den Künstler zurückgeht. Sehen wir uns nun noch einmal darauf hin einzelne Köpfe an, auch Handbewegungen und die Haltung einzelner Figuren in Nr. 86 und 88 und in der „magern Kompagnie"

des Amsterdamer Reichsmuseums von 1637, so fällt uns, wir mögen wollen oder nicht, noch ein andrer ein. Als Nr. 86 und 87 gemalt wurden (1627), kehrte gerade van Dyck aus Italien zurück, wo er sich zum Porträtisten der vornehmen europäischen Welt ausgebildet hatte. Im Jahre 1632 ging er nach England, aber vor seinem Tode (1641) kam er noch zweimal zu längerm Aufenthalt in die Niederlande, und schon 1630 soll er vom Haag aus Frans Hals in Haarlem aufgesucht haben. Daß die beiden Männer voneinander Kunde nahmen, ist sicher. Man wird sich in unserm Falle das Verhältnis nicht bloß grobmateriell als eine Beeinflussung von Person zu Person vorstellen. Es lag im Zuge der Zeit, auch das Genrebild der Holländer verfeinerte sich, und so verlangte der Mynheer, wenn er sich malen ließ, schon von sich aus, daß er etwas stattlicher aussähe als sein Vetter oder Onkel vor zehn und zwanzig Jahren. Die Veränderung des Geschmacks geschah unter dem Einfluß der südlichen Niederlande, wo die feinere Kultur herrschte, wo die Porträtisten, an der Spitze van Dyck, das Niveau des Bildnisses erhöht hatten, und von wo sich dieses, was wir nun vorwiegend als das Vandyckische empfinden, allmählich auch dem Norden mitteilte. Wollte sich Frans Hals für einen solchen Zwang entschädigen, so malte er den lachenden „Mann mit dem Schlapphut“ in Kassel, oder er mietete sich irgend ein Individuum für sein Geld, zog es an und malte es, wie er wollte; das sind dann seine sogenannten Sittenbilder oder sittenbildartig aufgefaßten Figuren. Und was nun noch die ganze Klasse der Schützenstücke betrifft, so stellen sie ja freilich keine Historienmalerei im höchsten Sinne dar, aber die Höhe der „Eroberung von Breda“ des Madrider Hofmalers Velazquez erreichen sie doch allenfalls, und das Lanzenmotiv, das dem weltberühmten Bilde seinen Namen gegeben hat, kann nicht einmal für originell gelten.

Auf unsern Haarlemer Bildern von Frans Hals schließen sich nun zeitlich an die uniformierten Schützen angesehene Bürger, die in schwarzer Zivilkleidung um einen Tisch sitzen, „Regenten,“ wie man damals die Vorsteher von Spitälern und ähnlichen Wohlthätigkeitsanstalten nannte. Es bezeugt doch diesem derben und praktisch gerichteten Volke einen feinen und auch idealen Sinn, daß sich Inhaber eines keineswegs mühelosen Ehrenamts noch obendrein für ihr gutes Geld von den besten erreichbaren Künstlern malen ließen, nicht um die Bilder für sich zu behalten, wie wir es mit unsern Gruppenphotographien machen, sondern um sie dem Gemeinwesen, dem sie dienen wollten, zu schenken. Auch Bilder von Frauen sind darunter, Regentinnen also, „Damen,“ wie wir heute mit Betonung sagen; damals hatte die Frauenfrage ein andres Gesicht. Daß die Männer, die auf solchen Bildern rechnend oder Geld zählend um den Tisch sitzen, ihre Hüte auf den Köpfen haben (nur der Spitalverwalter oder der Diener erscheint barhäuptig), während doch sogar Schützen manchmal unbedeckten Hauptes speisen, gehört zu dem Ritus von Altholland. Der Hut ist dem Mynheer, was die Krone dem Märchenkönig, das Zeichen seiner Selbstherrlichkeit. Wenn er in seinem Hause Gäste empfangen muß und er ihn nicht

zufällig schon auf dem Kopfe haben sollte, so setzt er ihn sich ganz gewiß vorher eigens dazu auf, und auf den Genrebildern sehen wir ja vielfach die jungen Herren mit ihren Hüten in Gesellschaft sitzen, und zwar in einer Weise, die man heute flegelhaft nennen würde. Gegen das Ende des Jahrhunderts ändert sich dann das, die Allüren werden zierlicher, das Haar wird immer länger getragen und darum auch gern gezeigt, und zuletzt kommt die Perücke und mit ihr der Chapeau bas. Das Amsterdamer Reichsmuseum hat die umfassendste Sammlung dieser Regentenbilder von großen und kleinen Künstlern, bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein, wo die Kleidung wieder hell und farbig geworden und das natürliche Haar durch die lange weiße Perücke ersetzt ist. In dieselbe Klasse gehören auch die Darstellungen von Gildenvorstehern, deren schönstes Beispiel Rembrandts schon erwähnte „Staalmeesters" sind. Sodann finden wir angesehene Ärzte, namentlich Chirurgen um ein Gerippe versammelt, an dem einer demonstriert, oder auch um einen Leichnam. Das sind die sogenannten Anatomien, die berühmtesten von Thomas de Keyser (1619) und Rembrandt (1632, diese im Moritzhaus des Haag). Oder die Medizinmänner sitzen auch ganz undramatisch um einen Tisch, wie Spitalherren und Gildenvorsteher, und ihnen haben sich dann auch wohl einige Apotheker zugesellt, die aber einfacher gekleidet sind und lange nicht so selbstvertrauend aussehen. Der Gegensatz wirkt manchmal recht komisch. Die Doktors als Herren über die Lebensordnung ihrer sterblichen Mitmenschen sind an ihrem ascendant ohne weiteres erkennbar. Die Zeit der Quacksalber und Marktschreier, über die sich ein Maler lustig machte, war zwar noch nicht vorüber, aber er versetzte sie in die Sphäre des niedern Volks, wo sie dieselbe Verehrung genossen wie in den höhern Kreisen die Dargestellten dieser Gruppenbilder.

Das wäre etwa der Hintergrund für die drei Regentenstücke von Frans Hals. Die fünf schwarzgekleideten Herren vom Elisabethspital vor einer schlichten Wand, an der eine Landkarte hängt, mit dem grünen Tisch im Vordergrunde, alle mit Hüten und liegenden Kragen, von 1641, sind als Gegenstand sowohl wie an Lokalfarbe das Einfachste, was sich denken läßt. Die Wirkung liegt in der wundervollen Zusammenstimmung, einem ganz einheitlichen, goldwarmen Ton, wie ihn der Künstler noch nicht und auch später auf keinem seiner Bilder mehr angewandt hat. Es gelüstete ihn diesesmal, Rembrandts Skala zu versuchen, und er hat damit ein gutes Bild geliefert, so gut, daß ihm innerhalb dieser ganzen Bilderklasse nur noch ein Werk den höhern Platz vorwegnimmt, die zwanzig Jahre später gemalten „Staalmeesters" von Rembrandt. Bald nach diesen entstanden dann die letzten Bilder von Frans Hals, die hier in Haarlem hängen: fünf Regenten und vier Regentinnen des Altmännerhauses, jene nebst einem Verwalter, diese mit einer Aufwärterin, beide 1664 gemalt, aber wie? Die Köpfe kümmerlich, die Körperform zum Teil verzeichnet, die Farbe ganz stumpf und grau. Er war nun vierundachtzig Jahre alt, aber die Jahre allein hatten es ihm nicht angethan. Er hatte allezeit gut gelebt und war niemals ein sichrer Haushalter gewesen; den Gerichtsvollzieher hatte

er schon vor Jahren bei sich gesehen, jetzt empfing er sogar Armenunterstützung. Manche meinen, der alte Schalk hätte sich noch hier auf diesen Bildern, vielleicht sogar aus dem Spital heraus, über die Herren und namentlich über die Frauen des Vorstands lustig gemacht; andre haben gedacht, er hätte sie im Zorn so schlecht gemalt. Das ist zuviel Scharfsinn. Er that sicherlich, was er konnte, aber es war nicht mehr viel, und die Aufträge waren ein Almosen.

Wir haben einen langen Weg gemacht, und der Leser, dem nur eine Sommerfrische versprochen war, hat sich zuletzt in eine mühsame Diatribe über holländische Porträtkunst verwickeln lassen müssen. Sollte er aber die Sommerfrische aufsuchen, so würde er selbst kaum anders handeln, als ihm hier geschehn ist, er würde inmitten der schönen Natur und der alten Stadt auch ihrem berühmtesten Bürger, wie die Haarlemer Frans Hals nennen, in seinen Gedanken nachgehn, er könnte jetzt auch das schöne Denkmal sehen, das sie ihm draußen im Park errichtet und in diesen Tagen enthüllt haben unter Ansprachen und Kränzen mit Widmungsschleifen (wozu Goethe vielleicht gesagt haben würde: Was räucherst du nun deinem Toten, hättst dus ihm im Leben so geboten), und für solche und andre Studien sei ihm dann wenigstens noch als angenehme äußere Unterlage ein vortrefflicher Gasthof in der Stadt empfohlen: Hotel zur Lerche, an der Hauptstraße, wenig Minuten vom Museum. Gute Zimmer, noch besseres Essen und freundliche nette Wirtsleute. Auf denn also nach Haarlem!



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Mein wunderlicher Freund. Holla, da sind Sie ja wieder, rief ich mit großer Freude. Wir waren uns geradezu in die Arme gelaufen, als ich um die Ecke der Universitätsstraße bog und er mit seinen Siebenmeilenschritten die Schillerstraße herabkam.

Das ist ja nett, sagte er, daß ich Sie treffe. Nun kommen Sie nur ein Stückchen mit! Er faßte mich unter den Arm und drehte mich auf die Promenade zu.

Natürlich, nun soll ich gleich ein Stückchen mitkommen, sagte ich, während ich mich willig ins Schlepptau nehmen ließ, in beleidigtem Tone, aber ich konnte es ja nicht verbergen, wie ich mich freute, ihm wieder in seine lachenden blauen Augen zu sehen. Wieviel Wochen waren Sie weg? Es ist eine Ewigkeit, ohne Abschied — denn eine Zweipfennigkarte mit ein paar magern Zeilen ist kein Abschied; und nicht eine Zeile Nachricht in der ganzen Zeit, als gäbe es nicht auch in Italien Ansichtskarten an jeder Straßenecke. Pfui, Sie Bummler! Nun erzählen Sie aber auch, genau, Kilometer für Kilometer, Tag für Tag, wo Sie sich herumgetrieben haben außer auf der Bibliothek in Florenz; was haben Sie alles gesehen, während wir hier im Schweiße unsers Angesichts —

Nein nein, sagte er lachend, ich war nur in Florenz und habe so gut geschuftet und „geschnorpst und gewärgt“ wie Sie betriebsamer Mann. Was ich ausgerichtet habe, erzähle ich Ihnen noch. Aber jetzt sollen Sie mir erst erzählen. Ich bin ganz starr über das, was mich hier empfangen hat.

Leipzigs großer Tag! sagte ich, mit stolzer Gebärde um mich weisend. Da sehen Sie es ja, drüben an der Rathausbauplanke hundert Meter lang, und überall, wo was anzukleben geht, an allen Straßenecken, in jedem Cigarrenschaufenster, wohin Sie sehen, überall muß es Ihnen doch in die Augen springen mit den schauderhaften Bildern und greulichen Farben: Barnum und Balley. Sie sind da! Und gestern hatten wir unsern großen Tag, da zogen sie um!

Jawohl, ich habe es wohl gemerkt, ich bin vorgestern abend zurückgekommen, aber ich hatte ja keine Ahnung. Als ich gestern früh zum Fenster hinausguckte, weil mir der Lärm auffiel, und die Leute strömen sah, dachte ich, es sei was los, ein großer Brand oder Gott weiß was, bis mir meine Haushälterin, die mir das Frühstück brachte, zitternd vor Aufregung mitteilte, was es wäre, und daß es gleich anfinge; die ganze Stadt sei auf den Beinen, und wenn der Herr Rat erlaubten, wollte sie einmal einen Sprung — na natürlich, ich ließ sie laufen. Und Sie waren selbstverständlich auch dabei und mitten darunter, und nun erzählen Sie mir einmal, denn ich bin gestern wegen des Auspackens und Ordnens keinen Schritt vor die Thür gekommen, was ihr großen Leipziger Kinder —

Nun ja, gewissermaßen bin ich wirklich eins gewesen, sagte ich; als Onkel, was kann man da machen — ich danke meinem Schöpfer, daß dieser Rummel endlich zu Ende ist. Seit vier Wochen habe ich mich vor meinen Nichten und Neffen, den kleinern natürlich, nicht retten können. Ich sollte durchaus bei meinen Freunden vom Rat dafür intriguieren, daß man den Mädels und Jungen bei dieser weltgeschichtlichen Begebenheit frei gebe, und ich gutmütiger alter Kerl habe denn auch wirklich wenigstens unserm guten Rektor zugesetzt, daß er die Bande losließe. Natürlich wußten die Gymnasiasten ganz sicher, daß die Volksschulen geschlossen würden, und die Volksschüler ganz genau, daß die Gymnasiasten frei hätten, und ich argumentierte auch ganz logisch, daß, wenn der Rat einmal den Umzug erlaube, er auch für Publikum sorgen und den Schulen freigeben müsse. Denn für wen sollte denn der Umzug sein?

Der Professor war freilich ganz andrer Ansicht und sagte, es wäre doch geradezu abgeschmackt, wegen eines solchen Schwindels den Unterricht zu unterbrechen, vollends wo das Semester schon so kurz sei. Nämlich — das werden Sie noch gar nicht wissen, das Ministerium hat sich zu der großen That aufgeschwungen, endlich fünfwöchige Sommerferien einzuführen; ich glaube, weil es gerade selbst schulpflichtige Angehörige hat. Freilich hat es dafür, um die Wissenschaft besorgt, den Weihnachts- und Osterferien ein paar Tage abgezwackt, als wären die nicht erst recht für Kinder und Lehrer eine dringend nötige Erholungspause. Ohne solche — Nebenerscheinungen kommt ja aber überhaupt kein Fortschritt zustande, hingegen darf man wohl erwarten, daß diese Abzwackung nicht wirklich perfekt wird. Aber also unser Barnumumzug. Zunächst war es ja noch gar nicht sicher, daß der Rat ihn erlauben würde. Mein Einwurf, daß es doch, möge nun die ganze Sache ein antiquierter Schwindel sein, eine ganz interessante Erinnerung für unser zukünftiges Deutschland sein würde, wenn es noch einmal so eine mittelalterliche Schaustellung gesehen hätte, verhallte ungehört. Aber andre Kräfte setzten sich in Bewegung, ganz abgesehen von den Eltern, die sich von ihren Jungen zu Petitionen an den Rat verleiten ließen. Man hatte Barnum gänzlich unterschätzt! Inzwischen fing sein Apparat an zu arbeiten. Ich will nichts Böses von unsern Zeitungen sagen. Aber sie wurden gleichgiltig gegen die Buren, und wegen der Chinesen hatten sie

noch keine Angst; sie fingen an, Barnum und Bailey ernsthaft zu behandeln. Schwarz auf weiß wiesen sie nach, daß dieser Umzug dieses Weltcirkus für die Jugend von eminent bildendem Wert sei, daß die ganze Märchenpoesie vor ihren Augen entfaltet werden würde, daß das, was sie aus der Kulturgeschichte der Menschheit nur durch Abbildungen sähen, leibhaftig in bestrickender Wahrheit vor ihren Augen erscheinen werde usw. Sie glaubten es jedenfalls selbst und waren selbstverständlich durch keine Inserate beeinflußt — unsre Leipziger Blätter! Nein, es war der Brustton der Überzeugung. Ich möchte nur wissen, wo sie ihre Weisheit her hatten. Na, jedenfalls ging es wochenlang mit Artikeln, Notizen, Berichten, die das Publikum auf das Großartige, Niedagewesene vorbereiteten, das ihm bevorstünde, von den Triumphen erzählten, die es inzwischen in andern Städten feiere. Und dazu kamen nun die Reklamekünste des Herrn Barnum, und so etwas war allerdings noch nicht dagewesen. Jeden Tag tauchten neue Plakate auf, immer mehr, immer größere, mit immer wunderbarern Darstellungen, in immer mehr Schaufenstern — man sah nichts andres mehr: Barnum und Bailey! Es schrie einem förmlich in die Augen.

Daß die liebe Jugend über alle diese Menageriesszenen, Tierkämpfe, Clownspäße, Pferderennen, griechische Wagenrennen, Mißbildungen usw. nach und nach in die größte Aufregung und Spannung geriet, war kein Wunder. Ich dachte, diese verrückte Aufregung würde bei der jungen Gesellschaft bleiben; aber das Volk, der große Bengel, der sonst nicht so leicht aus seiner phlegmatischen Ruhe zu bringen ist, fing auch an, die Augen aufzureißen und die angemalten Wunder anzugaffen, und endlich wurde alle Welt von dem Fieber ergriffen. Auf der Elektrischen, in der Kneipe, wo sie zusammenkamen, unterhielten sich die Leute von Barnum und Bailey. 30000 Mark Unkosten jeden Tag — das zog. Der eine übertrieb, und der zweite übertrieb noch mehr, und so wälzte sich die Lawine der Reklame von Person zu Person, bis sie die Behörden erreicht hatte und alle ruhige Erwägung mit sich fortriß. Wird die Behörde den Umzug gestatten oder nicht? Diese Frage lastete auf Leipzig wie ein Schicksal, und wie ein Jubelschrei ging es durch die Stadt, durch die Vororte, und mit Windeseile in dem Umkreise von zehn Meilen durch alle Dörfer und Städte, als es hieß, die Erlaubnis sei erteilt: Barnum und Bailey werden in Leipzig einen großartigen, noch nie dagewesenen Umzug halten — so was kriegt man im Leben nicht wieder zu sehen. Und dann wurde es doch angekündigt: an allen Schulen fällt der Unterricht aus, und nun war kein Halten mehr. In den Fabriken hätte der Streik gedroht, wenn die Arbeiter nicht hätten Schicht machen dürfen; die Geschäftsleute ließen von ihrem Personal laufen, was sie entbehren konnten, die Eisenbahnen verlegten ihre Züge, um den Kunstfreunden vom Lande den Abendbesuch des Cirkus zu ermöglichen, ganze Fensterreihen wurden für schweres Geld, Platz fünf Mark, vermietet, Holzgerüste für die Zuschauer erbaut — die ganze Stadt stand auf dem Kopfe.

Und dann kam also der große Tag. Und Sie haben von allem nichts gesehen? fragte er.

Doch, ich war auf der Straße —

Ganz zufällig? fragte er, indem er mich mit seinem bekannten Lächeln von der Seite ansah.

Allerdings, sagte ich; ich hatte einen Weg zu machen. Ich will aber ehrlich sein. Der Barnumzug hätte mich nicht hinausgelockt, aber ich dachte, wenn du jetzt gehst, siehst du den Menschenrummel. So etwas macht mir Spaß, und ich war wirklich etwas neugierig, ob der Zusammenlauf so toll sein würde, wie erwartet worden war. Das hatte ich ja schon von meinen Fenstern aus gesehen, wie die Völkerwandrung aus den Vororten schon früh um sieben anfing, ganze Familien schön aufgeputzt vorbeizogen, obwohl der Himmel ein höchst verdrießliches

Gesicht zu der Sache machte und gelegentlich Thränen über die Leipziger vergoß; und dazwischen schaffte man Bockleitern, Schemel, Kisten und alle möglichen Erhöhungsmittel auf die Straße. Wie ich nun also nach neun Uhr auf den Roßplatz komme, stehn die Menschenmauern dick, undurchdringlich an der Fahrstraße, dahinter Dutzende von Wagen, von der herrschaftlichen Equipage bis zum Bierwagen herab, alle vollgerappelt mit Menschen jedes Alters und Geschlechts, und alle Fenster dicht besetzt. Ich wollte durch nach der innern Stadt — keine Möglichkeit! Ein Bekannter, der dasselbe Bestreben hatte, und zwar nicht als Bummler wie ich, sondern im Dienst, denn er wollte in der Universität Kolleg lesen, gab es auch auf; er äußerte seine Gefühle höchst unverhohlen — ich habe ihn noch nie so aufgeregt und empört gesehen — und gab der Meinung Ausdruck, wir wären ja wahrhaftig in Krähwinkel, aber nicht in Leipzig; so was könne nur in Krähwinkel passieren. Und dann ertönten die Klänge einer höchst wunderlichen Musik, Blech und Dudelsäcke, die ihren indianischen Ursprung unsern erstaunten Ohren klar offenbarte, und ich war Zeuge des großen Ereignisses, mit einer tausendköpfigen Menge, die stumm, starr, paff dastand und immer längere Gesichter machte.

Nanu?

Ja, so etwas hatten sie wirklich nicht erwartet, es war etwas noch nie dagewesenes: für so etwas auf die Beine gebracht zu sein.

Mein Lieber, jetzt übertreiben Sie wohl etwas.

Na, die Pferde schienen mir ganz hübsch zu sein, davon verstehe ich nichts. Es war eine ganze Menge. Aber das Übrige? Etliche Kamele und in Käfigen ein paar schüchterne Tiger und Hyänen, die sich sehr unbehaglich zu fühlen schienen; die Elefanten hatte man als gemeingefährliche Bestien weglassen müssen wegen ihrer mangelhaften gesellschaftlichen Erziehung. Die Hauptsache war etwa ein Dutzend „Prachtwagen,“ geschmacklose lange Kasten, grell rot oder blau angemalt, mit großen goldnen Verzierungen und zwecklosen Spiegeln, an den Ecken kleine Fähnchen in den Farben der verschiednen deutschen Vaterländer, des Deutschen Reichs, oder vielmehr von Germany, den United States und der umliegenden Bierdörfer, oben drauf meist nicht gerade verführerische „Artistinnen und Artisten“ mit gelangweilten, ermüdeten Gesichtern, in buntem Flitterstaat, auch einige höchst zeitgemäße Chinesen darunter, auf einzelnen Wagen angeblich deutsche Märchengestalten und buntscheckig aufgeputzte Musiker, zwischen den Wagen einige Gruppen in sogenannten historischen Kostümen, das Ganze einfach langweilig und vieles herzlich geschmacklos. Das schönste war zum Schluß das Dampfklavier à la Düngerexportaktiengesellschaft; es roch zwar nicht, aber es klang um so schauderhafter. Glücklicherweise dauerte es kaum eine Viertelstunde. Es war zum Lachen, als der Zug vorbei war, und die Menschen sich mit ihren enttäuschten Gesichtern nach dem genossenen Schauspiel umwandten und sich wie die begossenen Pudel zerstreuten und abzogen.

In den Zeitungen stehn doch aber glänzende Berichte; auch vom Jubel der Jugend war da die Rede.

Na, in meiner Gegend habe ich nichts von Jubel bemerkt, keinen Ton, sondern nur lange Gesichter. Ein paar Jungen hörte ich zu einander sagen: Das war nischt! — Nee, das war nich der Mühe wert! — Na und die Kostieme, die nimmt kee Maskenverleiher mehr an; und mein Neffe brach, als er nach Hause kam, in die geflügelten Worte aus: War das ein Schwindel! Ich sage Ihnen, jeder anständige Schützenfestzug ist bei uns interessanter und geschmackvoller, von historischen Umzügen gar nicht zu reden. Diese greatest show of the world mag was für die Wilden und die Yankees sein, für uns ist es nichts. Und dafür hat man nun sämtlichen Schulen freigegeben — es ist alles Mögliche, daß nicht auch die Universität geschlossen hatte — und diesen ganzen Spektakel gemacht. Wie erhebend

für Geist und Gemüt! Ich habe mich einfach geschämt, so blamiert fühlte ich mich als Leipziger.

Er schüttelte den Kopf. Was ich nicht verstehe, sagte er, ist, daß man sich nicht vorher erkundigt hatte, ob die Sache es wert sei, daß man sie zuließ. Man hätte doch leicht jemand in eine der andern Städte schicken können, wo diese Amerikaner vorher ihr Wesen getrieben hatten.

Ja, das ist mir auch unverständlich, antwortete ich. Den Sedanfestzug hat man aufgegeben, weil man den Meßverkehr nicht stören will, denn die Messe ist Tabu; einem deutschen Cirkusunternehmer hätte man ins Gesicht gelacht und die Bitte um einen Umzug rundweg abgeschlagen, aber dieser Barnum aus Amerika scheint heiliger zu sein als die Messe und verdient offenbar mehr Rücksicht als irgend ein Deutscher und als aller Straßenverkehr. Man denke nur! An einem Werkeltage sperrt man an einem Platze wie Leipzig zwei Stunden lang die innere Stadt von der äußern Stadt und dazu die Bahnhöfe hermetisch ab! Und das wegen eines solchen geschmacklosen Sammelsuriums von Cirkus, Menagerie, Mißgeburten und Schlangenmenschen, das durch nichts wirkt als durch seine Massenhaftigkeit. Unbesehen! Nur weil eine kecke Reklame gemacht wird und die Tagespresse die Backen voll Wind nimmt. Vorhin habe ich zufällig einen Bekannten aus — na, ich will den Namen der Stadt höflich verschweigen — getroffen, der sagte mir: Na, ihr Leipziger seid auch so helle gewesen, reinzufallen? Seid nur froh, daß es bei euch nicht so gegangen ist wie bei uns. Da ist ein Kamel aus dem Zuge ausgebrochen, und man hat es aus dem Publikum nicht wieder herausfinden können. — Hier will ich Ihnen übrigens auch noch etwas vorlesen, was mir ein andrer Freund draußen vom Lande schreibt: „So was von allgemeiner Landflucht habe ich meiner Lebtage noch nicht gesehen. Auf den Landwegen und Chausseen war die reine Völkerwanderung; ein Heerwurm, durch die Reklame erzeugt und in Bewegung gesetzt, zog sich seit fünf Uhr morgens an unserm Hofe vorbei, denn um neun Uhr war ja der Umzug angeordnet. Auf der Station sausten die fahrplanmäßigen Züge vorbei ohne anzuhalten; alle waren gestopft voll, und was hier befördert werden wollte, bekam Extrazüge. Und was habe ich davon gehabt? Ich habe mein Heu nicht reingekriegt, denn als meine Leute ins Dorf zurückkamen, fing es an zu regnen — und nun liegt der Quark noch draußen auf der Wiese und verfault. Hol der Teufel euch Leipziger mit eurer unzeitigen Liebe für die Amerikaner, ihren Trichinenspeck und ihre Koloradokäfer! Ich hab einen Schaden von 1700 Mark — wer ersetzt mir das? Als der Kaiser nach Leipzig kam, zur Einweihung des Reichsgerichts, habt ihr Leipziger nicht halb so viel Lärm gemacht, wie jetzt beim Umzug von Barnum und Bailey. Ihr seid eben auch amerikanischer Speck! Ich freue mich, daß ihr so reingefallen seid! Aus meinem Dorf kommt keiner mehr nach Leipzig, wenn ihr wieder einmal einen Rummel macht."

Der Arme! sagte er. Die Sache war freilich „nischt"!

Der Stand der Landwirtschaft in England. Über den Stand der Landwirtschaft in Großbritannien und Irland enthält der kürzlich ausgegebne Jahresbericht des Board of Agriculture Angaben, die bei der zunehmenden, vielfach unberechtigten Neigung, unsre landwirtschaftliche Entwicklung mit der britischen zu vergleichen, besondre Beachtung verdienen. Der Bericht zeigt zunächst, daß die Zunahme des Getreidebaus im Jahre 1897 nur als eine vorübergehende Erscheinung zu beurteilen ist, da die schon 1898 wieder eingetretne Abnahme der Anbaufläche sich auch 1899 fortgesetzt hat. Man kann auch kaum annehmen, daß das Tempo der Abnahme des Getreidebaus (Weizen, Gerste, Hafer, Roggen) langsamer zu werden anfängt. Die Abnahme betrug (ohne Bohnen und Erbsen) gegen den Jahresdurchschnitt des vorhergehenden Jahrfünfts in den Perioden:

	1876/80	1881/85	1886/90	1891/95	1896/99
für das Vereinigte Königreich	4,3 Proz.	5,0 Proz.	5,3 Proz.	4,3 Proz.	3,6 Proz.
für Großbritannien	3,3 „	4,6 „	5,0 „	4,8 „	3,3 „
für England (ohne Wales)	5,0 „	5,4 „	5,3 „	4,2 „	5,5 „

Die Zunahme der intensiven Wiesenwirtschaft (Permanent Pasture) in England hat sich nach einer Unterbrechung (1897) fortgesetzt. In Wales und in Schottland scheint seit 1891 ein Stillstand eingetreten zu sein, doch sind bei der Ungenauigkeit der Erhebungen in dieser Beziehung keine Schlüsse auf die fernere Entwicklung zu ziehn. Außer der Wiesenwirtschaft ist stark vertreten und hat zugenommen der Grünfutterbau (Klee, Esparsette, Gras) unterm Pflug, dessen Fläche zum Acker (Arable Land) gerechnet ist.

Das Verhältnis der Wiesen (Perm. past.) zum Acker (Arab. L.) überhaupt war folgendes:

		in England	in Wales	in Schottland
1871/75	Wiesen	10216981 Acres	1581558 Acres	1084983 Acres
	Acker	13695437 „	1070925 „	3473842 „
1899	Wiesen	13324160 „	1919610 „	1386977 „
	Acker	11411801 „	903846 „	3510713 „

Die Verhältnisse in Schottland können mit denen in England und Wales nicht recht verglichen werden; die Grenzen zwischen Wiesen und wilder Weidewirtschaft sind in Schottland nicht so scharf gezogen.

Zu den dieser Entwicklung der Anbauverhältnisse entsprechenden landläufigen Anschauungen von dem stark fortschreitenden Übergang der britischen Landwirtschaft vom Getreidebau zur Viehwirtschaft stehn nachstehende Daten über den Viehstand in einem gewissen Gegensatz. Es sind nämlich in Großbritannien die landwirtschaftlich benutzten Pferde von 1087146 im Jahre 1891 auf 1085305 im Jahre 1899 zurückgegangen. Nur in Schottland zeigt sich eine kleine Zunahme. Die noch ungebrauchten Pferde sind allerdings durchweg ein wenig zahlreicher geworden. Auch die Zahl des Rindviehs ist in Großbritannien von 6852821 auf 6795720, und zwar in allen drei Landesteilen zurückgegangen. Die Schafe haben in Wales etwas zugenommen, sonst und im ganzen sind ihrer weniger geworden. Die Zahl der Schweine ist in allen drei Landesteilen zurückgegangen. Allerdings ist wohl die Qualität und das Gewicht des Viehs besser geworden, aber immerhin scheint doch auch in Großbritannien die Steigerung der Viehzucht ihre Schwierigkeiten zu haben und Grenzen zu finden.

Von Interesse sind noch folgende Daten.

Die Erntemenge wurde geschätzt per Acre in Bushels für Großbritannien:

	Weizen	Gerste	Hafer
1890	30,74	35,02	41,40
1891	31,26	34,14	38,77
1892	26,38	34,61	38,80
1893	25,95	28,69	35,59
1894	30,69	34,50	41,64
1895	26,23	31,69	37,06
1896	33,68	33,63	36,83
1897	29,08	32,82	38,49
1898	34,74	35,75	40,76
1899	32,75	34,16	38,77

An Weizen und Gerste weist Schottland im Durchschnitt die höchsten Erträge auf, an Hafer England. Wales steht in allen drei Getreidearten an letzter Stelle. Irland hat an Weizen in sieben von den zehn Jahren größere Erträge als Großbritannien gehabt, an Gerste und Hafer in allen zehn Jahren.

Die Einfuhr an Weizen und Weizenmehl (das Gewicht auf Weizen reduziert) stellte sich im Vereinigten Königreich wie folgt:

dem Gewicht nach (Cwts.)				dem Wert nach (Pfd. St.)			
1890	82381591	1895	107261636	1890	32658132	1895	30210189
1891	89539355	1896	99637368	1891	36633091	1896	30906862
1892	95604589	1897	88685554	1892	37125355	1897	32963159
1893	93806666	1898	94418359	1893	30831438	1898	37692699
1894	96702072	1899	98506017	1894	26755178	1899	32983691

Im Durchschnitt der Jahre 1871/75 belief sich die Einfuhr dem Gewicht nach auf 50495127, aber dem Wert nach schon auf 30953009.

Von der Einfuhr an Weizen und Weizenmehl kamen aus britischen Besitzungen 1894: 13817881 Cwts.; 1895: 17491309 Cwts.; 1896: 8421951 Cwts.; 1897: 7532415 Cwts.; 1898: 17509777 Cwts.; also immerhin ein kleiner Teil.

Die Preise für britisches Korn stellten sich im Jahresdurchschnitt in England und Wales per Quarter in Schilling wie folgt:

	1890	1891	1892	1893	1894	1895	1896	1897	1898	1899
Weizen . .	31,11	37,00	30,03	26,04	22,10	23,01	26,02	30,02	34,00	25,08
Gerste . .	28,08	28,02	26,02	25,07	24,06	21,11	22,11	23,06	27,02	25,07
Hafer . .	18,07	20,00	19,10	18,09	17,01	14,06	14,09	16,11	18,05	17,00

In Preußen (alten Bestands) war der Weizen teurer als in England für die Tonne zu 1000 Kilogramm: 1876/80 um 4,4 Mark; 1881/85 um 8,6; 1886/90 um 31,1; 1891/95 um 37,3; 1896 um 29,1; 1897 um 23,2 und 1898 um 25,0 Mark. 1871/75 dagegen war er in Preußen noch um 11,2 Mark billiger als in England. -γ

Nochmals der Tuberkulosekongreß. In den Bemerkungen zum ersten Tuberkulosekongreß (Grenzboten 1899, III. Quartal, S. 99) wird ausgeführt, daß ich in meinem Vortrag gesagt hätte, ich erwarte nichts vom Reich oder von den Organen der Selbstverwaltung, vielmehr alles von der freiwilligen Bethätigung opferwilliger Kreise und von der thatkräftigen Nächstenliebe.

Weder im Wortlaut noch in der Tendenz meines Vortrags (Bericht über den Kongreß, S. 477 ff.) ist etwas derartiges zu finden. Ich muß die Auffassung des Herrn Dr. Steinthal als irrtümlich bezeichnen und nicht minder den Zweifel zurückweisen, der sich gegen meinen vermeintlichen „Optimismus" richtet.

Ich hatte mir die Aufgabe gestellt, zu untersuchen, ob für irgend eine behördliche Körperschaft eine gesetzliche Verpflichtung zur Schaffung von Lungenheilstätten, nachdem deren Bedürfnis allenthalben anerkannt worden sei, bestehe, und war zu einem verneinenden Ergebnis gelangt. Allein ich hatte auch auf Grund eingehend entwickelter Erwägungen mit meiner Überzeugung nicht zurückhalten können, daß eine legislatorische Regelung der Heilstättenangelegenheit gegenwärtig gar nicht einmal opportun erscheine, die sich, durch bureaukratische Fesseln nicht beengt, kraftvoll und gesund ausgestaltet habe. So war ich folgerichtig zu der Frage gekommen, wem die Initiative und die energische Förderung zustehe, und meine Antwort ging dahin, daß zuerst die unmittelbar Interessierten, d. i. die Arbeitgeber, die Krankenkassen, die Berufsgenossenschaften und Versicherungsanstalten einzutreten hätten, daß aber auch die kommunalen Körperschaften aus Gründen der Armenfürsorge und nicht zum wenigsten der Staat „behufs Sicherung und Erhaltung der Volksgesundheit sowie Mehrung der Volkswehrkraft und des Volkswohlstands" stark beteiligt seien. Habe der Staat bisher eine gewisse Zurückhaltung geübt, so sei dies einer noch nicht vollerprobten Heilmethode gegenüber sehr wohl berechtigt; bestehe diese jedoch durch wachsende Erfolge ihre Prüfung, dann könne der Ausbau

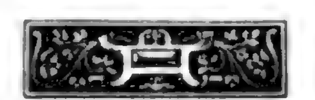
der geplanten Maßnahmen nicht größere Staatsunterstützungen entbehren. Und daß die Hoffnung auf solche keine bloße Illusion sei, das meinte ich durch den Hinweis auf die kostspieligen zur Abwehr und Tilgung andrer Seuchen vom preußischen Staate bewilligten Mittel und auf die von andern Bundesstaaten schon gemachten Aufwendungen zur Errichtung und Erhaltung von Heilstätten nachdrücklich hervorgehoben zu haben. Nur die Rolle des Bauherrn wollte ich dem Staat nicht auferlegt sehen, weil aus allzugroßer Zentralisation unerwünschte Hemmungen hervorgehn könnten, und weil ich der Meinung bin, daß die unterstützende, fördernde und anregende Mitarbeit des Staates vollauf unsern Zwecken genügte, wenn der territorialen Thätigkeit möglichste Selbständigkeit und richtige Anpassung an die örtlichen hygienischen und sozialen Verhältnisse gesichert bleiben solle. Die Errichtung von Heilstätten sei deshalb kapitalkräftigen Kommunalverwaltungen und Versicherungsanstalten zu überlassen, während die freiwillige Liebesarbeit, die sich auch auf diesem Gebiete schon außerordentlich bewährt hat, an der Erhaltung und segensreichen Entfaltung vollen Anteil haben solle.

Landesrat Meyer

Paris. Einst, vor mehr als hundert Jahren, ehe noch die große Revolution anbrach, pflegten reiche junge Leute aus vornehmen Häusern zu ihrer Ausbildung Paris aufzusuchen, und wenn sie es dann ganz reich und lang geben wollten, so gingen sie wohl auf einer großen Tour zuerst nach Holland, wo (wie es in einem Bädeker jener Zeit heißt) Höflichkeit und Grobheit untereinander gemengt, und man als in einer freien Republik die Versehen der fremden Wandrer nicht so regardiert, übrigens aber alles proper und wohl eingerichtet ist. Von Holland ging es dann nach England. Diese Nation ist nach der Meinung unsers Gewährsmanns schon etwas mehr poliert, sie wäre jedoch noch einmal so angenehm, wenn sie nicht so wankelmütig, wenn sie sich nicht allen andern präferierte, wenn sie die unerhörten Debauchen nachließe und dabei nicht von einem etwas grausamen Naturell wäre. Stimmt auffallend! Nun erst soll der junge Herr nach Paris gehn. Hier kann man sich in seinen Sachen perfektionieren, das Gute, so man in andern Ländern angetroffen, behält man, das Böse legt man ab, und somit kann man sich formieren, wie man sich seine Lebtag gedenkt aufzuführen. Das stimmt schon nicht mehr. Heute geht jedermann nach Paris, um in kurzer Zeit möglichst viel zu sehen, und darum muß ein heutiger Bädeker hauptsächlich von den Sehenswürdigkeiten der anziehungsreichen Stadt handeln. Diese Aufgabe erfüllt der wirkliche Bädeker in seiner neusten Auflage meisterlich. Das Buch ist ganz umgearbeitet, nicht bloß revidiert, und die Topographie zu einer Klarheit und Übersichtlichkeit gebracht, nicht bloß in der Fassung des Ausdrucks, sondern auch im Druck mit verschiednen Lettern, die nicht mehr übertroffen werden kann. Alle Angaben über alte und neue Gebäude, über Kirchen und Museen, über historische Plätze und moderne Anlagen sind von der zuverlässigsten Genauigkeit. Der Abschnitt über den Louvre, 70 Seiten, ist musterhaft. Ein lebendig geschriebner Aufsatz über die französische Kunst von Walther Gensel enthält viele Beobachtungen von selbständigem Wert. Vortrefflich sind auch die zahlreichen Pläne, scharf gezeichnet und praktisch in einzelne Blätter zerlegt, und außer den Umgebungen von Paris sind noch die Städte Nordfrankreichs in besondern Routen behandelt. Ein Anhang über die Ausstellung mit ausführlichen Beschreibungen von Julius Lessing bedarf keiner weitern Empfehlung. Daß alles Technische und Äußerliche denkbar praktisch und zuverlässig gegeben ist, versteht sich bei den Erfahrungen und Hilfsmitteln des verdienten Verlags von selbst. Dahin gehören auch Winke über die Lebensweise und ihre Unterschiede von der unsrigen, die Formen der Anrede, z. B. daß man nicht jedermann nach dem Wege fragen darf, wann man den Cylinder aufzusetzen hat, wo und wie man

speist usw. Wichtig ist die Rang= und Quartierliste der Bierhäuser und Cafés, interessant beinahe für solche, die nicht nach Paris reisen können; die Schilderung der allerfeinsten Restaurants, wo man in Gesellschaftstoilette zu speisen pflegt, möchte man sogar schmackhaft nennen im Sinne des Geizhalses, der nach einer bekannten Anekdote an Sonn= und Feiertagen sich allemal eine Güte that, indem er ein paar Seiten seines abgegriffnen Kochbuchs las. Wir wollen also diesen besten aller Bädeker nicht nur unsern Reisenden, sondern auch den Zuhausebleibenden als ein sehr unterrichtendes Buch über Paris empfehlen. Ihm fehlt nur eins, die Bilder!

Diese findet man in dem kürzlich bei E. A. Seemann in Leipzig und Berlin erschienenen „Paris, eine Geschichte seiner Kunstdenkmäler vom Altertum bis auf unsre Tage" von Georges Riat (Nr. 6 der Berühmten Kunststätten). Das Buch ist gut disponiert nach historischen Kapiteln (Mittelalter, Renaissance, Klassische Kunst, Neunzehntes Jahrhundert), der Verfasser schildert lebhaft, kurz und angenehm, eine Glanzleistung ist seine warme, liebevolle Beschreibung des gotischen Paris; hier fühlt man die Größe jener Zeit durch: viele Franzosen sind ja wohl mit dem Verfasser der Ansicht, daß eine solche Kunst voll nationaler Kraft und tiefem poetischem Gehalt zugleich noch nicht wieder erschienen ist. Den meisten unsrer Leser, auch denen, die jetzt nach Paris gehn, wird es mehr um die neuere Kunst zu thun sein. Auch hier ist ihnen der Verfasser ein Führer von Urteil und Geschmack. Es war nicht leicht, den Überfluß in übersehbare Grenzen einzuschließen, aber es ist ihm gut gelungen. Die Auswahl der 177 Abbildungen verdient ebenfalls Lob. Man bekommt einen deutlichen Begriff von Paris, und es ist nicht zuviel gesagt, daß uns gerade ein solches Buch bis jetzt gefehlt hat. Es wird sicher auch ohne unsre Empfehlung seinen Weg machen.



Litteratur

Die deutsche Volkswirtschaft am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts. Auf Grund der Ergebnisse der Berufs= und Gewerbezählung von 1895 und nach andern Quellen bearbeitet im Kaiserlichen Statistischen Amt. Berlin, 1900, Puttkammer und Mühlbrecht. Ladenpreis 1 Mark. (VII, 209 S.)

Als dem Kaiser das achtzehnbändige, Ende 1899 fertig gewordne Werk über die Ergebnisse der Berufs= und Gewerbezählung von 1895 vorgelegt wurde, hat er sich dahin geäußert, „daß es sich empfehlen würde, die wichtigsten Resultate der Arbeit in einer kurzen, gemeinverständlichen Form zusammenzufassen und zu veröffentlichen, um sie so der Allgemeinheit in weiterm Umfange nutzbar zu machen, als dies bei der jetzt vorliegenden umfangreichen Publikation möglich sei." Diesem Wunsche hat der Direktor des Kaiserlichen Statistischen Amts, Geheimer Oberregierungsrat Dr. H. von Scheel, in dem oben bezeichneten kleinen Buche entsprochen.

In fünf Hauptabschnitten bespricht er unter Einfügung mustergiltig angelegter tabellarischer Übersichten folgende Gegenstände: die Bevölkerung, die Landwirtschaft, die Industrie, Handel und Verkehr, Produktion und Verbrauch. Soweit die Ergebnisse der Berufs= und Gewerbezählung der Gegenstand der Darstellung sind, ist des Kaisers Wunsch in vortrefflichster Weise erfüllt. In unsrer schnelllebigen

Zeit voll der allerverschiedensten „statistischen Interessen“ war es ein sehr guter Gedanke, auch die Statistik des Deutschen Reichs, soweit sie andre wichtige Gebiete betrifft, mit heranzuziehn und die Betrachtung auch auf die Zeit nach 1895 bis in die Gegenwart auszudehnen.

Die Ergebnisse der Berufs- und Gewerbezählung von 1895 sind schon wiederholt in den Grenzboten besprochen worden. Es ist dabei auch schon hervorgehoben worden, wie sehr sich die vom Kaiserlichen Statistischen Amt geleistete statistische Arbeit von der stark in die Mode gekommnen, zum Teil ja auch in ihrer Art sehr verdienstlichen Privat- und sozusagen Seminarstatistik mancher Professoren der Nationalökonomie und vollends von der Partei- und Interessenstatistik unterscheidet, mit der heute das Zeitungs- und sonstige gebildete Publikum überschüttet wird, auch wenn sie von den durch die Behörden organisierten „Interessenvertretungen“ ausgeht. Das neue Buch des Herrn von Scheel zeigt die hohen Vorzüge unsrer amtlichen Statistik, wie nicht anders zu erwarten war, besonders deutlich, und schon in dieser sozusagen methodologischen Hinsicht verdient es die größte Beachtung des gebildeten Publikums, der Fachleute, der Politiker und nicht am wenigsten der Regierung.

Die auf der peinlichsten Selbstkritik beruhende, überall die Grenzen der eignen Erkenntnisfähigkeit dem Leser anzeigende Methode unsrer amtlichen Statistik verleiht ihr auf der einen Seite einen im besten Sinne wissenschaftlichen Charakter. Es wird das, wie es uns scheinen will, von manchen, auch sehr bedeutenden Lehrern der Nationalökonomie bisweilen unterschätzt. In Wirklichkeit dürfen die Leiter der amtlichen Statistik des Deutschen Reichs einen ganz hervorragenden Teil des Verdienstes an den Fortschritten der nationalökonomischen Wissenschaft in der letzten Zeit für sich und ihre amtlichen Leistungen in Anspruch nehmen, auch wenn sie für staatswissenschaftliche Vorlesungen und Seminare an Universitäten und andern Hochschulen keine Zeit übrig haben. Schmoller sagt in seinem jüngst erschienenen Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre in gewissem Sinne mit Recht: „Die Statistik ist und bleibt ein roher Apparat, in der Hand des Dilettanten ein Mittel des Mißbrauchs und des Irrtums, nur in der Hand des Kenners und Meisters, des nüchternen, wahrheitsuchenden Gelehrten ein Schlüssel zu tieferer Erkenntnis.“ Und weiter: „Sie hat das naturalistische Wirtschaften mit Phrasen und halbwahren Hypothesen auf dem ganzen Wissensgebiet eingeschränkt, die Fragestellung überall verschärft, ein gelehrtes systematisches Verfahren an die Stelle des Räsonnierens aus dem Handgelenk gesetzt.“ Mit Recht nennt er dann als verdiente Leiter statistischer Ämter die Preußen J. G. Hoffmann und Ernst Engel, den Bayern G. von Mayr, den Württemberger Rümelin, den Belgier Quetelet, den Franzosen Levasseur und den Italiener Bodio. Was sich die Leitung der amtlichen Statistik des Deutschen Reichs um die nationalökonomische Wissenschaft für Verdienste erworben hat und in neuster Zeit erwirbt und zu erwerben berufen ist, gerade angesichts des so gewaltig ins Kraut geschossenen wissenschaftlichen und unwissenschaftlichen „Räsonnierens aus dem Handgelenk,“ das ist bekannt, auch wenn Schmoller nichts davon sagt. Auf dieser ihrer auf der Höhe stehenden wissenschaftlichen Qualität beruht andrerseits auch ihre große politische Bedeutung, d. h. ihr praktischer Wert für das Reich, für die Regierung und schließlich auch für den Kaiser. Auch dieser Wert kann leicht unterschätzt, ja manchmal als unbequem empfunden werden, zumal in Zeiten hochgehender Interessen- und Klassenpolitik. Vollends die Parteien und Klassen selbst werden der Statistik gern Vorwürfe machen, wenn sie selbstverständlich nichts als die Wahrheit zu bieten weiß, und die Unwahrheit den Herren Interessenten lieber wäre. In den Kampf der Parteien einzutreten ist nicht ihr Beruf, ja sie legt ihren verantwortlichen Vertretern auch außerm Amt eine ganz besondre Zurückhaltung auf, die der Professor nicht kennt, und die nicht immer populär macht.

Das Bedürfnis nach einer leistungsfähigen und unabhängigen amtlichen Statistik tritt immer dringender hervor, aber das rechte Verständnis dafür scheint noch in weiten Kreisen zu fehlen. Das in diesem Falle bethätigte Interesse des Kaisers für sein — s. v. v. — Statistisches Amt wird hoffentlich fördernd wirken. Die Art solcher Kompendien läßt es nicht zu, Einzelheiten aus dem Inhalt herauszugreifen, um dem Leser ein Bild des Gebotnen zu geben. Das Buch muß gelesen werden, und jeder gebildete Mann, der sich um die deutsche Volkswirtschaft kümmert, sollte es lesen. Er wird es nicht aus der Hand legen, ohne wertvolles gelernt zu haben, vor allem, ohne widerstandsfähiger geworden zu sein gegen den landläufigen Hokuspokus der Partei- und Interessenstatistik.

Bezeichnend ist es, daß Organe der Sozialdemokratie es für nötig halten, das Buch ihren Lesern durch plumpe Fälschungen und Unwahrheiten über seinen Inhalt von vornherein zu verleiden. Die armen Kerle sollen eben durchaus nicht über die Schwindelstatistik der Partei die Augen geöffnet bekommen. Unsre jungen Herren Kathedersozialisten aber, die sogar mit der sozialdemokratischen Presse liebäugeln und so besonders stolz auf ihr Lob sind, werden aus diesem Falle hoffentlich ersehen, daß sie einfach die Dummen sind, wenn sie sich mit den Sozialdemokraten einlassen. Aber auch die Frankfurter Zeitung ist auf eine bemerkenswert hämische Kritik des Buches hineingefallen, und zwar in majorem gloriam des Professors Von-Halle, der natürlich unschuldig daran sein wird.

Einrichtung und Wirkung der deutschen Arbeiterversicherung. Denkschrift für die Weltausstellung zu Paris 1900, im Auftrage des Reichsversicherungsamts bearbeitet von Dr. Ludwig Laß, Regierungsrat im Reichsversicherungsamt, und Dr. Friedrich Zahn, Regierungsrat im Kaiserlichen Statistischen Amt. Berlin, A. Asher & Co, 1900

Wir haben für solche amtlichen litterarischen Schaustellungen der neuen sozialen Institutionen des Deutschen Reichs bei Weltausstellungen im Auslande nicht viel übrig und wissen, daß es sehr vielen, die die Sache selbst hochhalten, ebenso geht wie uns. Man sollte in Zukunft damit etwas zurückhaltender sein. Weder unsre Arbeiterversicherung noch das Reichsversicherungsamt braucht eine Weltausstellungsreklame. Wer darin etwas vom Deutschen Reiche lernen will, sucht die Belehrung nicht auf Ausstellungen. Dem vorliegenden Buche wird durch die Kennzeichnung als Ausstellungsobjekt kaum ein größerer Leserkreis gewonnen werden.

Und doch ist ihm ein recht großer zu wünschen, denn es ist in der That ein ganz vortreffliches Buch. Mißtrauisch gegen amtliche Schaustellungen in solchen Dingen, sind wir sehr angenehm überrascht worden, als wir das Buch lasen. Es ist frei von jeder Ausstellungsreklame, wenn es auch nicht gerade in der Kritik seine Aufgabe sieht. Wir haben den Auf- und Ausbau unsrer Arbeiterversicherung von Anfang an bis jetzt mit Interesse verfolgt, aber wir gestehn willig ein, eine reiche Belehrung beim Lesen gewonnen und uns in vielen Punkten, die wir bisher mit gemischten Gefühlen betrachtet hatten, zu rückhaltloser Anerkennung bekehrt zu haben. Besonders angenehm berührt der im besten Sinne soziale Geist, der das Ganze durchweht und namentlich im zweiten Teil, der von den „Wirkungen" handelt, zum Ausdruck kommt. Allerdings ist als „Wirkung," namentlich als „unmittelbare," manches dargestellt worden, was streng genommen nicht als solche bezeichnet werden kann. Das post hoc und das propter hoc sind nicht immer scharf unterschieden, was aber in diesem Falle kein Fehler ist, da es sich nicht um eine Statistik im streng wissenschaftlichen und amtlichen Sinne handelt.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Aus Nordschleswig

Von H. Petersen

Schon in einer Erwiderung auf einen andern Artikel über den deutsch-dänischen Streit in der Nordmark habe ich in Nummer 36 der Grenzboten vom Jahre 1896 versucht, ein wahrheitsgetreues Bild von dem Nationalitätenkampf in der Nordmark des Deutschen Reichs zu entwerfen. Ein ernstlicher Versuch, meine Darstellung zu entkräften, ist von der sonst so bereiten dänischen Presse nicht gemacht worden. Es ist darum auch nicht Zweck dieser Zeilen, irgendwie die damaligen Darlegungen zu wiederholen oder durch nähere Begründung zu stützen. Indessen haben die bekannten schärfern Eingriffe der Behörde, die sich mit dem Namen des jetzigen Oberpräsidenten unsrer Provinz aufs engste verbinden, eine einschneidende Änderung in alle Verhältnisse gebracht, die für den Nationalitätenkampf in Betracht kommen, sodaß es sich wohl verlohnt, die gegenwärtige Lage kurz zu schildern.

Noch steht es in lebendiger Erinnerung, welches Aufsehen die ersten Schritte der Behörden zu einem festern und planvollen Niederdrücken der dänischen Agitation im Oktober 1898 erregten, als Herr von Köller mit vielfachen, wenn auch nicht massenhaften Ausweisungen anfing. Man erinnert sich noch des Streits in der Tagespresse für und wider Köller, in Versammlungen und Gegenversammlungen, im preußischen Landtage wie im deutschen Reichstage. Die Thatsache, daß auf der einmal eingeschlagnen Bahn weiter vorgegangen wurde, strafte die dänische Presse Lügen, die zu Anfang von „Schreckschüssen" redete, und beweist, daß die so viel besprochnen Maßnahmen nicht auf einen vorübergehenden Einfall des höchsten Beamten des Landes zurückzuführen seien, sondern auf einem wohlerwognen Plan beruhten, der innerhalb des preußischen Ministeriums durchaus Billigung findet. Wenn also von einem „Köller-Regiment" geredet wird, so trifft der Ausdruck ebensowenig zu, als wenn man die frühern Phasen in der politischen Entwicklung der Verhältnisse nach den jeweiligen Oberpräsidenten benennen wollte.

Als noch die Wogen des Kampfes hoch gingen, schien es nicht angebracht, sich über die Maßregeln in einer Zeitschrift für Politik auszusprechen, Maßregeln, die sogar deshalb angegriffen wurden, weil man behauptete, daß sie nichts nützen würden. Zur Zeit aber, wo sich das Erreichte mit Ruhe übersehen läßt, ist es wohl angebracht, über die schleswigischen Verhältnisse einen Rückblick zu werfen.

Kein Gebiet ist bekanntlich so umstritten, wie das der Schule und der Kirche; die politischen Gegner wollen sich sogar den Schein geben, als ob ihnen überhaupt nichts andres auf dem Herzen läge, als die Erhaltung der dänischen Sprache auf diesen beiden wichtigen Gebieten. Wir Deutschen wissen, daß dies ein Verschleiern der letzten Pläne dänischer Agitation ist, aber verständlich erscheint es allerdings, daß man die Herrschaft der dänischen Reichssprache in Kirche und Schule als eines der Hauptmittel im Kampfe ansieht. Was die Schule angeht, so ist für die Sprache des Unterrichts eine Verfügung der Regierung erschienen, die einschneidend genug wirkt, wenngleich sie die dänische Sprache im Religionsunterricht nicht berührt. Im Gegenteil besteht in dem größten Teil der Landschulen noch dieselbe Ordnung der Sprachverhältnisse, die ich in dem frühern Artikel beschrieben habe. Die Mittel- und Oberstufe hat noch vier Stunden Religionsunterricht in dänischer und zwei Stunden in deutscher Sprache zur Wiederholung des Pensums. Nur einzelne Gemeinden sind seit 1896 aus eignem Antriebe mit der Bitte um rein deutschen Religionsunterricht hervorgetreten. Und trotzdem hat die Regierungsverfügung, die ich im Auge habe, einschneidend gewirkt. Die Behörde ließ nämlich durch eine Umfrage bei den Eltern feststellen, wer von diesen einen ganz deutschen Religionsunterricht wünschte. Es war dies eine Folge des unerträglichen Zustands, daß an manchen Orten deutschredende Beamte, deutschredende Ansiedler oder auch solche Nordschleswiger, die lieber rein deutschen Unterricht für ihre Kinder wollten, einfach gezwungen waren, diese am dänischen Unterricht teilnehmen und sie in der Folge auf dänisch konfirmieren zu lassen. Es ergab die Umfrage ganz überraschende Resultate, indem z. B. im Kreise Hadersleben 900, auf der Insel Alsen 300 Kinder für ausschließlich deutsche Schulsprache angemeldet wurden. Es entzieht sich meiner Kenntnis, wie viele in den Kreisen Apenrade und Nord-Tondern angemeldet wurden, doch möchte ich die Gesamtzahl für ganz Nordschleswig auf 1800 schätzen.

Der dänischen Presse war natürlich dieses Resultat äußerst peinlich, und sie suchte den Fortschritt des Deutschtums, der sich gezeigt hatte, und den selbst der „Flensborg Avis" anerkennen mußte, damit aus der Welt zu reden, daß die Freiwilligkeit der Entschließung angezweifelt wurde, oder daß der mißglückte Versuch gemacht wurde, die Eltern der angemeldeten Schüler durchgehends für Beamte zu erklären.

Doch zurück zu der Verfügung. Es wurde angeordnet, daß die angemeldeten Kinder den deutschen Religionsunterricht in Stunden außerhalb des eigentlichen Lehrplans erhalten sollten. Eine Vergütung an die Lehrer zahlt

die Regierung. Da mithin die vier dänischen Religionsstunden ihren Platz im Schulplan behielten, und die Gemeinden keinen Beitrag zu den Mehrkosten zu leisten haben, war den Dänen jeder Grund zu irgend einer Beschwerde genommen. Abschließen will ich die kleine Betrachtung der gegenwärtigen Schulverhältnisse mit einer Äußerung des preußischen Landtagsabgeordneten Hanssen auf einer Lehrerversammlung in Odense auf Fünen am dritten Pfingsttage dieses Jahres über die nordschleswigische Schule. Hanssen sagte: „Während wir gleichzeitig dieser Schule Anerkennung der guten Bedingungen, unter denen sie arbeitet, aussprechen, müssen wir als die bittersten Feinde des Ziels stehn, auf das hingearbeitet wird." Diese Feindschaft müssen wir uns gefallen lassen, Freundschaft und Zustimmung von der Seite wäre unnatürlich.

Hat die Ära Köller auf dem Schulgebiet nicht direkt hindernd für die dänische Sprache eingegriffen, so noch weniger auf dem der Kirche. Es ist das eigentlich selbstverständlich, denn die Kirche liegt nicht in der Machtsphäre der Regierung. Aber auch die kirchliche Behörde ist in den letzten vier Jahren nicht aus ihrem laissez faire, laissez aller herausgetreten. Sie ließ nach wie vor Anträge auf die Einführung des deutschen Gottesdienstes an sich herantreten und verfügte nach Prüfung der Verhältnisse entweder wie es die Antragsteller wünschten, oder sie modifizierte deren Wünsche. Ob diese Modifikation immer angebracht war, will ich hier nicht untersuchen, wenngleich es wunderbar erscheinen muß, daß eine Einführung von sieben deutschen Gottesdiensten geboten schien, solche von den erbetnen zwölf dagegen zu viel erschien. Wo die deutschen Gottesdienste überhaupt als notwendig anerkannt werden, da sollte man meinen, daß den Bittstellern gern einmal im Monat Gelegenheit gegeben werden könnte, eine Predigt zu hören. Wie dem auch sei, so erkennt man auf seiten der Dänen durchaus nicht die Zurückhaltung des Konsistoriums an, sondern beehrt es mit demselben Haß, mit dem man auf die Schulbehörde sieht.

Während also die kirchliche Behörde auf ihrem Gebiet nichts aus eignen Stücken thut, kämpft die Bevölkerung unter sich weiter um den Einfluß auf diesem Gebiete. Die kirchlichen Wahlen zeigen deutlich, daß das Gerede von dem Erstarken der dänischen Opposition eine Mär ist. Der Deutsche ist bei den Wahlen zur Kirchenvertretung ziemlich allgemein aus seiner Passivität herausgetreten und übt sein Wahlrecht so gut wie der Gegner. Es ist das an sich schon ein erfreuliches Zeichen der Erstarkung des deutschen Einflusses, natürlich dort erst recht, wo nach hartem Wahlkampf die deutsche Partei den Sieg davon trägt, oder wo ihr gar die gegnerische ohne Wahlkampf das Feld überläßt.

So liegen die Dinge in Kirche und Schule. Auf beiden Gebieten ist ein offenbares Erstarken des Deutschtums festzustellen, ohne daß die dänischgesinnten Nordschleswiger einen wirklichen Grund zu irgend welcher Klage hätten. Das erkennen sie zwar nicht an, aber sie sind ungefähr doch auf dem Punkt angelangt, wo sie die Vergeblichkeit aller Anträge auf Abänderung der Verfügung vom 18. Dezember 1888 einsehen. Übrigens wolle man die wahre Natur

dieser immer wiederholten Sprachanträge daraus erkennen, daß die führenden Blätter der dänischen Partei die Anregung der deutschen Presse, daß man vielleicht zwei dänische Sprachstunden als fakultative bewilligen könne, mit Heftigkeit zurückgewiesen haben. Es hieß, es würden sich dann keine Kinder dazu melden; natürlich geschah das mit dem Seitenhieb auf die Schule und ihre Lehrer, diese würden das schon zu hindern wissen. Man wird mir zugestehn, daß dieses Argument, so unbegründet es ist, erst recht sehr verfrüht war.

Wie der Leser sieht, kann man von der „Politik der festen Hand" auf den beiden einander verwandten und ineinander greifenden Gebieten der Schule und der Kirche kein derartiges Eingreifen spüren, das den dänischen Landsleuten einen wirklichen Grund zur Klage gäbe. Die Politik hat auf ganz andern Punkten eingesetzt. Es hatte sich in der That allmählich eine Organisation der Protestpartei gebildet, die die Ruhe im Lande ernstlich störte. Sie konnte das umsomehr, als eine zwar kleine Auslese von Berufsagitatoren, deren Existenz also mit der Aufregung der Gemüter im Lande steht und fällt, einen Druck ausübte, dem sich auch die „Stillen im Lande" beugen mußten, wo sie isoliert standen. Denn nach der öffentlichen Erklärung eines dänischen Mannes, der Redakteur in einem dänischen Nachrichtenbureau Kopenhagens ist, hielt man jede dissentierende Meinung nieder, indem man „die Herren mores lehrte." Wie stark und welcher Art der Druck war, läßt sich daraus ermessen, daß man sogar deutsche Geschäftsleute zwang, Beiträge zu den dänischen Agitationsvereinen zu zahlen. Die kleine Clique von eigentlichen Wühlern brachte Politik in alles und jedes. Politik trieben die landwirtschaftlichen und die kommunalen, die geselligen und die sogenannten Vortragsvereine. Politik ist die Triebfeder zur Stiftung von Freigemeinden und zum Bau eigner Kirchen. Gegenüber einer rücksichtslos agierenden Parteidisziplin, die dahin trieb, ist es kein Wunder, daß es „müde Männer" und „Friedfertige" gab, die dann und wann versuchten, sich vom Druck loszumachen, aber wenn sie sich erhoben, sagt der vorhin erwähnte dänische Redakteur Asger Carstensen vom Bureau „Unio," „haben die guten und soliden Elemente es vermocht, einen Damm aufzurichten, indem sie Schulter an Schulter setzten und effektiv mit allen zu Gebote stehenden Mitteln die Herren mores lehrten." Welcher Art diese Mittel waren, das brauchen wir nicht weiter zu fragen. Das dänische Blatt in Hadersleben, die „Danevirke," sagt von den Führern der Agitation nämlich, es sei eine Legende, wenn Blätter in Dänemark von diesen immer redeten als von „edeln, mutigen und hochsinnigen Männern," in Wirklichkeit bestünden die Waffen dieser „edeln und mutigen" Männer nur in wirtschaftlichem Krieg, in Drohungen und in Boykott.

Noch kürzlich teilte ein Korrespondent von Nordschleswig einem Blatt in Dänemark triumphierend mit, daß ein Wirt, der einen der „flottesten Krüge" (Wirtshäuser) der Gegend gehabt, aber einer dänischen politischen Versammlung sein Lokal verweigert hätte, „die Folgen gespürt habe." Er mußte seinen

Besitz verkaufen und ist südwärts gezogen, wo die Gegensätze nicht so scharf sind. Und als bei der Anwesenheit des Oberpräsidenten in Sonderburg die Häuser beflaggt waren, da habe, erzählt derselbe Mitteiler, ein bestimmtes Hotel die Fahne gezeigt, „sogar Hotel Alssund, die Stelle, wo viele königreichische Touristen wohnen, war flaggengeschmückt.“ Was diese Notiz in einem „königreichischen“ Blatte bezweckt, ist leicht zu ersehen.

Zeigt sich so der wirtschaftliche Krieg gegen nicht willig ordreparierende Dänen, wie dann erst gegen die politischen Gegner, die Deutschen. Mancher Geschäftsmann ist ans schwarze Brett der Dänen gekommen, weil er an politischen Festtagen flaggte, oder weil er an der Feier des Kaisersgeburtstages teilnahm. Ja, der „Hejmdal“ zählte nach der letzten Reichstagswahl die sämtlichen Namen aller der Wähler eines Bezirks auf, die mutmaßlich deutsch gestimmt hatten. Die Absicht erkennt auch der Fernstehende leicht aus solchem Gebaren. Nun kommt noch ein Umstand hinzu, der diese Agitation wesentlich stärkte und stützte, nämlich die Eingriffe von Freunden der nordschleswigischen Dänen im Lande Dänemark in die Wühl- und Minierarbeit. Es bestehn nicht nur zahlreiche „südjütische“ Vereine in allen größern Zentren Dänemarks, die, zum großen Teil geleitet von dänischen Pastoren, Lehrern, Bürgermeistern, Offizieren, Postmeistern usw., die Arbeit für die „gute Sache“ in der Nordmark unterstützen, auch der dänische Friedensverein hat vor ein paar Jahren in einem öffentlichen Aufruf ausgesprochen, daß er durch den Sieg seiner Gedanken hoffe, „daß die dänischen Südjüten (Schleswiger) sich wieder uns werden anschließen können.“

Als das dänische Nationaldenkmal zur Erinnerung an den Krieg von 1848 bis 1850 enthüllt wurde, konnte sich der Festredner, Kapitän (Hauptmann) Schjörring, nicht enthalten, in Gegenwart des dänischen Königs und des Zaren mit einem Seitenblick auf Nordschleswig zu sagen: „Wenn auch Männern und Frauen eine fremde Herrschaft aufgezwungen werden kann — so lange sie Gefühle und Erinnerungen mit ihrem alten Volke teilen, so lange gehören sie diesem an und können nicht von ihm losgerissen werden.“ Auch der „Nordische Verein,“ der in unsern Tagen offiziell die Einheit, d. h. die geistige der nordischen Reiche fördern will, das Ziel des „Neuskandinavismus,“ auch er zieht Nordschleswig mit in sein Arbeitsgebiet.

Das Ziel aller Agitation aber ist immer dasselbe; es ist von dem Abgeordneten Hanssen auf einer Besuchsreise in einer Versammlung in Kolding (Dänemark) mit großer Offenheit ausgesprochen worden. Hanssen sagte damals: „Aber übrig ist noch der Revanchegedanke und sind die ungelösten nationalen Fragen. . . . Wir beanspruchen das Recht, unsre Kinder in unsrer Muttersprache zu unterrichten und diese in allen Verhältnissen als anerkannt zu benutzen; aber wir wünschen nicht nur, unsre Sprache zu benutzen, wir wollen auch eine Grenzveränderung beanspruchen, sodaß wir in den Stand gesetzt werden, mit unserm Volke zusammen zu leben.“ Das ist das Ziel H. P. Hanssens, des preußischen Landtagsabgeordneten, wie das seines Kollegen Gustav Jo-

hannsen und aller der Männer, die ihnen nahestehn südlich wie nördlich von der Königsau.

Ein Jahr lang beobachtete Herr von Köller das Treiben der Agitation, dann schlug er los. Das erste Mittel gegen die Verhetzung waren die Ausweisungen dänischer Unterthanen. Es traf diese Maßregel besonders dänische Dienstboten, Knechte und Mägde solcher Landwirte, die an der Agitation teilnahmen, daneben auch Gehilfen von Kaufleuten und Handwerkern. Man wird von den Ausgewiesenen in den meisten Fällen sagen können, daß sie selbst schuldlos seien, von ihren Arbeitgebern aber nicht. Es ist von dänischer Seite geleugnet worden, daß eine direkte Agitation die dänischen Arbeiter hereingezogen hätte. Das ist nicht wahr. Im Jahre 1897 brachte der „Flensborg Avis" einen Artikel mit der Überschrift: „Vielleicht eine Gefahr"; darin stand eine direkte Warnung vor der Aufnahme ostpreußischen Gesindes, nicht etwa weil diese Leute nicht zur Arbeit tüchtig wären, sondern aus politischen Gründen. Diese Männer und Mädchen könnten eine Gefahr werden für die dänische Sprache und die dänische Nationalität, wenn die Einwandrung so bei bliebe. Obgleich sie arm seien, liege in ihrem Auftreten das Überhebende, das besonders seit den letzten Kriegen im Charakter der Deutschen zu finden sei. Sie würden ihren Willen geltend machen wollen. Man müsse sie zwingen, die dänische Sprache zu lernen, die Kinder von ihnen fern halten. Vielleicht dürfen wir auch zu diesem indirekten Wirken für die Einwandrung dänischer Dienstleute einen direkten Versuch zählen, solche heranzuziehn, denn ein Jahr vorher war in Hadersleben ein Gesindeanweiseverein entstanden. Über seine Thätigkeit hat man in der Presse nichts mehr gehört.

Zu den Ausweisungen sind ja in der Presse so viele Stimmen laut geworden — aus dem betroffnen Landesteile fast nur zustimmende —, daß ich mir versage, näher auf die Sache einzugehn. Nur auf eins möchte ich hinweisen. Professor Kaftan findet, daß es den Agitatoren nicht schaden könne, wenn sie einmal zu spüren bekämen, daß der Faden der Geduld auch reißen könne, ebenso schade es nicht, sondern geschehe den Herren Dänen ganz recht, die sich einfach alles erlaubt hätten, die politische Agitation zu schüren, wenn nun ihnen gezeigt werde, daß es noch Mittel und Wege gebe, ihnen an den Kragen zu kommen. Und auch Professor Delbrück will nichts gegen die Ausweisungen sagen, wenn sie eine Aussicht auf Erfolg haben. Diese Äußerungen sind im Dezember 1898 laut geworden. Es bleibt aber noch übrig, einige weitere Maßregeln gegen die dänische Agitation zu erwähnen. Den Wirten wurden, wenn sie dänische Versammlungen bei sich aufnahmen, Schwierigkeiten gemacht, z. B. durch die Einschränkung der Polizeistunde und durch die Verweigerung der Erlaubnis zu öffentlichen Vergnügen. Infolgedessen ist es den Dänen unmöglich geworden, für ihre Agitationsversammlungen Lokale aufzutreiben. Nur ihre wenigen eignen Versammlungshäuser stehn ihnen dafür zu Gebote.

Eine weitere Maßregel war die der Schulbehörde, dispensierten Schul-

kindern zu verbieten, Dienste für die Sommermonate bei solchen dänischen Herrschaften zu nehmen, die sich an der Agitation beteiligen. Diese Maßnahme erscheint voll berechtigt, wenn man in der dänischen Zeitung „Flensborg Avis“ in der Nummer vom 6. Oktober 1899 liest: „Wir können die Stütze nicht entbehren, die die zahlreiche dänisch-nordschleswigische Landarbeiterbevölkerung auch auf nationalem Gebiete uns gewährt.“ Es wird daher „in guter Absicht“ empfohlen, dem Gesinde „gute“ Bücher und Zeitungen in die Hand zu geben, natürlich dänische, denn, so heißt es, wenn sie erst die Augen dafür offen haben, was für Schönes und Großes dem dänischen Volk gegeben ist, „dann ist viel gewonnen.“

Endlich ist die Behörde gegen die dänischen Vereine selbst losgegangen. Es hat sich nämlich in mehreren Fällen gezeigt, daß die geführten Mitgliederverzeichnisse nicht richtig waren. Daher sind überall polizeiliche Vernehmungen der Mitglieder angeordnet worden, und diese haben die überraschende Thatsache ergeben, daß Leute als Mitglieder in den Listen standen, die sich niemals angemeldet hatten. Gegen die Vereinsleitungen wird demnächst eingeschritten werden.

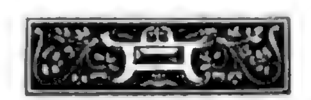
Welche Erfolge hat nun Herr von Köller in seinem Vorgehn gegen die dänische Agitation zu verzeichnen? Um es kurz und bündig zu sagen: Es ist das eingetreten, was als Ziel von Anfang an gesetzt wurde, Ruhe. Man mißverstehe mich nicht. Es ist in der dänischen Presse noch nicht das verlangte Friedenssignal ertönt; die Presse will noch nicht vom Kampf ablassen, aber ruhiger ist sie geworden. Wir dürfen von ihr auch kein völliges Aufgeben des Kampfes erwarten, denn sie lebt vom Kampfe. Aber die Bevölkerung selbst hält sich ruhig. Ein Teil zwar thut es notgedrungen. „Wir wagen es wahrhaftig nicht,“ sagte ein sehr schroffer Däne, als man ihn fragte, warum denn keine dänischen Versammlungen abgehalten würden. Mögen sich die ärgsten der bisherigen Wühler auch nur aus Furcht ruhig halten; es ist nun einmal die einzige Weise, diese Leute zur Vernunft zu bringen.

Der andre Teil der Dänen aber, der nur zum Scheine die Agitation mitmachte, die „Stillen,“ die „Streber,“ die „Friedfertigen,“ wie sie von den Gesinnungsgenossen strengster Ordnung genannt worden sind, sie fügen sich willig in den Zustand, da ihnen das ewige Rütteln schon längst zuwider war. Und diese Partei gewinnt täglich an Einfluß. Die dänischen landwirtschaftlichen Vereine haben sich der Landwirtschaftskammer durch die Vermittlung der deutschen Kreisvereine angeschlossen, damit dem Beispiele des „Mittelschleswigischen Landbauvereins“ folgend, der von dänisch gesinnten Landleuten im Kreise Apenrade gegründet wurde, als der Abgeordnete Hanssen sein Szepter in dem bisherigen alleinigen dänischen Landbauverein des Kreises zu schwingen unternahm, und der von vornherein aussprach, daß er jede Politik ausschließen wolle. Die früher so zahlreichen Verbrüderungsreisen nach Dänemark haben ganz aufgehört.

Bei den letzten Wahlen waren die dänischen Wähler nicht zu haben. Sie wählten entweder nicht, oder sogar mit den deutschen Bürgern, wie es in

Lügumkloster und Toftlund geschehn ist. Und dann wolle man auch besonders einen Umstand beachten. Es wird von den Deutschen überall gespürt, daß ein viel leidenschaftsloserer Verkehr der Dänen mit den Deutschen an die Stelle früherer strenger Abschließung getreten ist. Der Deutsche hat ordentlich aufgeatmet, wie von einem Alp befreit, seitdem die Dänen ihren Herrn und Meister gefunden haben. Leichter und freudiger tritt der Deutsche aus sich heraus, seitdem er weiß, daß er in seiner früher oft verzweifelt schweren Stellung eine Stütze hat. Diesen Erfolg schlage ich sehr hoch an. Die Zeiten sind vorbei, wo man es wagte, Pastoren öffentlich anzugreifen, weil sie unter sich deutsch sprachen, wo man es wagte, bei Familienfesten in Gegenwart deutscher Pastoren dänische politische Lieder zu singen, und wo man dann noch in der Presse den Pastor angriff, weil er sich darüber beschwerte.

Eine aufrichtige Hochachtung hört man überall gegenüber dem Oberpräsidenten von Köller aussprechen, obgleich der deutsche Nordschleswiger durchaus kein Gemütsmensch ist, sondern eine recht besonnene Natur hat. Aber hier sieht er einen Oberpräsidenten, der endlich einmal nach langem Warten als „harter Landgraf" erschienen ist, nachdem — Gott weiß es — der Deutsche in der Nordmark zuerst unter dänischer Herrschaft so schwer gelitten und dann unter preußischer Herrschaft zwar gelebt hatte, aber bei einer Behandlung der Dänen, die manchmal an Verhätschelung grenzte, kaum wußte, ob er ein Recht hatte, als Staatsbürger zu existieren oder nicht. Daß die angefangne feste Politik zu gutem Ende führen werde, ist mir gar nicht zweifelhaft, spürt doch Freund und Feind die eine und notwendige Eigenschaft, die ruhige, aber auch ebenso konsequente Durchführung der für notwendig erachteten Maßnahmen.



Militärische Randglossen zum Burenkriege

Von Carl von Bruchhausen

(Schluß)

Wir haben den Ereignissen weit vorausgegriffen und wenden uns nun zu dem bisher wichtigsten Geschehnis des Burenkriegs, dem Marsche des Lord Roberts auf Bloemfontein zurück. Vorher noch ein Wort über die Thaten Methuens seit Magersfontein.

Auch in seinem Lager am Modder hatte man hinlänglich Zeit zu athletic sports (U. S. G. vom 10. Februar). Aber sie vermochten nicht zu verhindern, daß mehreremal Seuchen die englischen Bataillone stark mitnahmen. In der ersten Februarwoche allein starben dort 2 Offiziere, 50 Mann an Krankheiten! Es war die höchste Zeit, daß die volle zwei Monate dauernde

Versumpfung aller militärischen Thätigkeit ein Ende nahm, sollte nicht noch Schlimmeres folgen. Ein beschämendes Schauspiel: 10000 bis 12000 Engländer werden einen starken Tagemarsch von der zu entsetzenden, stark bedrängten Stadt entfernt, durch etwa 6000 Buren — nach Major Albrecht waren es gar nur 4000 — für acht Wochen unschädlich gemacht. Kanonaden, die ohne jede Wirkung blieben, matte Erkundungen, die feststellten, daß der auf Kanonenschußweite (schweres Geschütz!) eingenistete Gegner „noch sehr stark sei“: das war alles. Am 5. Februar entwickelte Methuen plötzlich „eine bedeutend gesteigerte Thätigkeit,“ indem er den aus Indien herbeigeholten selfmademan Macdonald mit seiner Hochländerbrigade, sowie etwas Kavallerie und Artillerie, westwärts den Modder hinab zur Kudusbergfurt*) entsandte. Was er da sollte? Hier zur beliebigen Auswahl die verschiednen Lesarten: zwei Burenhaufen an der Vereinigung hindern (ein wahnsinniger Gedanke in Anbetracht der Gesamtlage); eine Erkundung ausführen (diese Auslegung wurde eifrig verbreitet, um seinen Rückzug als einen ganz freiwilligen erscheinen zu lassen); „den militärischen Geist der Hochländer stärken, was bestens gelang“ (A. a. N. G. — der Hochländerbrigade war also doch Magersfontein gründlich in die Knochen gefahren!); die Buren über die wahre Absicht des Lord Roberts, die nach Osten zielte, täuschen usw. Die Unternehmung mißlang gründlich. General Macdonald kam arg ins Gedränge, und die ihm am 7. zu Hilfe gesandte Kavalleriebrigade traf zu spät und gänzlich ermüdet ein, weil sie sich — bei einer Entfernung von nur 32 Kilometer längs des Flusses — verritten hatte! So wurde Macdonald zurückgerufen. Die A. a. N. G. aber berichtete unter dem 17. Februar unverfroren: „Macdonald würde bei Kudus einen entscheidenden Sieg errungen haben, wenn die Buren nicht eiligst zurückgegangen wären.“ Ehrlicher war diesesmal die amtliche Berichterstattung, denn in derselben Nummer der A. a. N. G. findet sich ein Telegramm vom Kriegsschauplatz des Inhalts: „Der Abzug Macdonalds ist auf den Umstand zurückzuführen, daß sich die Stellung als zu schwer zu halten erwies.“

Übrigens ist auch noch von einem andern Grunde für die Unthätigkeit Methuens die Rede gewesen. Um nicht irgend einer beabsichtigten Gehässigkeit geziehen zu werden, berichten wir ihn mit den Worten der U. S. G. vom 20. Januar. Schon früher, meint das Blatt, habe es die Schlacht bei Magersfontein „eine rohe Schlächterei (blundering butchery) sowie eine Häufung von Unverstand (ignorance), Sorglosigkeit und Unfähigkeit“ genannt, und es erhalte dieses Urteil voll aufrecht. Jetzt stelle es die Frage: „Ist es wahr, daß Methuen am Modder festliegt, weil, wie es heißt, die Soldaten ihm nicht mehr folgen wollen?“

Wir lassen die Frage offen, und den Engländern liegt heute auch nicht mehr an ihrer Beantwortung: im Siegestaumel wurde die Not der Vergangen-

---

*) Nicht zu verwechseln mit Kudusrand zwischen Kimberley und Bloemfontein, wo Cronje unterlag.

heit schleunigst vergessen. Wozu noch nach Verantwortlichen aus früherer Zeit suchen, wo Bobs und K. of K. die Rettung gebracht hatten? Ihr Plan, unter Befreiung von Kimberley und Cecil Rhodes*) von Westen in den Freistaat einzubrechen und ein Hauptheer der Buren von seiner Basis abzudrängen, muß von dem nüchtern urteilenden Fachmann als überaus kühn bezeichnet werden, da die Existenz der vordersten Truppen auf dem sichern und regelmäßigen Betriebe der einzigen und dabei unendlich langen Bahnlinie Kapstadt-Kimberley beruhte, und da diese Bahn durch gärende, unzuverlässige Gebiete führte, auch von den südlich vom Oranjefluß siegreichen Buren direkt bedroht erschien. Aber andrerseits durfte Roberts nur auf einen baldigen Erfolg rechnen, wenn ihm die strategische Überraschung des Gegners gelang. Und sie gelang ihm, indem er etwas scheinbar unvernünftiges und deshalb von den Buren nicht erwartetes that. Cronje hat, wie jetzt feststeht, rechtzeitig Meldungen über den Vormarsch der Engländer erhalten, ihnen aber nicht Glauben schenken mögen. Dafür — und anscheinend für weitere Fehler — ist ihm eine schwere Buße auferlegt worden. Zunächst freilich gelang es ihm, in der Nacht vom 15. zum 16. zwischen French und den beiden vordersten englischen Divisionen durch mit einem Troß von nahezu tausend Ochsenwagen den Abmarsch nach Osten zu bewerkstelligen, ein militärisches Kunststück, das ihm so leicht keiner nachmachen wird, selbst wenn er es mit — Engländern zu thun hat!

In London war man froher Zuversicht, als man von dem Einbruch des Lords Roberts auf feindlichen Boden (nach viermonatiger Kriegführung! denn daß am 6. Januar eine kleine englische Abteilung vom Oranjeflußbahnhof aus bei Zoutpansdrift auf das jenseitige Ufer ging und einige Farmen verwüstete, kann nicht ins Gewicht fallen) und dem Entsatze Kimberleys hörte. Der Br. A. (vom 17. Februar) schrieb: „Es ist schon etwas, in den Freistaat eingedrungen zu sein und das feindliche Zentrum(?) durchbrochen zu haben . . . in wenigen Tagen hoffen wir aus dem Süden zu hören, daß der Oranjefluß überschritten ist, und dann der unaufhaltsame Vormarsch auf Bloemfontein erfolgt.

Der Daily Graphic von demselben Tage: „Der Entsatz von Kimberley ist eine Thatsache, die die völlige Niederwerfung der Buren an der Westseite bedeutet. Eine andre Auslegung kann nicht zugelassen werden.“ Und der

---

*) Vielleicht ist es nicht verfehlt, mit Rücksicht auf diesen absonderlichen Feldzugsplan darauf hinzuweisen, daß in dem zahlreichen Stabe des Oberkommandos als Privatsekretär des Lord Roberts auch der eigens hierfür aus Indien herbeigeholte Oberst Neville Chamberlain ist. Hat Lord Roberts ihn gewünscht? Ist er ihm einfach in so wichtiger Vertrauensstellung an die Seite gestellt? Denn daß es sich um einen Verwandten des Kolonialministers Josef Chamberlain, der treibenden Kraft in diesem unglücklichen Kriege, handelt, scheint uns außer Frage zu stehn. Sowohl unter den Aktionären der Kynochs Ammunition Company (Munitionsfabrik) als auch der Bank of Africa — beides Gesellschaften, deren Aktien ausschließlich in den Händen von Mitgliedern der Chamberlainschen Familie sind — ist ein Neville Chamberlain. Ob das dieser Oberst ist?

Standard: „Wenn das Ende des Kriegs auch noch nicht unmittelbar bevorsteht, kann man doch sagen, es ist in Sicht."

Und wieder wimmelte es von allerlei Einzellügen in der englischen Kriegsberichterstattung. So sollte Jacobsdal nach dreistündigem, heftigem Gefechte mit dem bei den Engländern so beliebten Bajonett genommen worden sein. Die amtliche Meldung besagte dagegen, daß der Ort gänzlich geräumt angetroffen sei. Dieses eine Beispiel mag genügen.

In London war unermeßlicher Jubel. Da gab es, wie eine durchaus nicht engländerfeindliche deutsche Zeitung berichtet, einen Mann, den man vor Gericht gestellt hatte, weil er einen Verwandten — sie waren in Meinungsverschiedenheiten über die Kämpfe am Spionkop geraten — so schwer verletzt hatte, daß dessen Tod eingetreten war. Er gestand alles ein. Gerade als das Urteil verkündet werden sollte, wurde die Depesche über die Befreiung Kimberleys in den Gerichtssaal gebracht. Da erklärte der würdige Richter: „Augenblicklich ist in England der Krieg die Hauptsache, und da sich ganz England heute über den Entsatz Kimberleys freut, so soll auch der Angeklagte seinen Anteil an der Freude haben: ich spreche ihn hiermit frei!" — Die Börse tanzte Cancan. Was kümmerte sie Recht oder Unrecht in diesem Kriege, was die Zahl trauriger Opfer? Konnte doch schon am 23. Februar aus Kimberley gemeldet werden: Die de Beers-Minen werden in spätestens zehn Tagen wieder in Betrieb genommen.

Und bald darauf sollte England abermals und mit mehr Berechtigung in Jubel ausbrechen. **Il delirio a Londra** überschrieb der Berichterstatter der **Stampa** seinen Brief vom 1. März.

Cronje war auf seinem Abmarsch von den Engländern doch eingeholt und festgehalten worden. Täglich wurde gemeldet: Er ist umzingelt, bis es am 26. dann hieß: Jetzt ist er „wirklich" umzingelt. Jedenfalls hätte er in den ersten Tagen seiner Berührung mit den englischen Truppen noch abziehn können, wenn er seinen Troß geopfert hätte. Man hat angenommen, daß er um seiner Geschütze willen ausgeharrt habe, aber schließlich fanden sich nur drei Feldgeschütze und zwei Maxims in seinem Lager. Ihre etwaige Erhaltung berechtigte nicht dazu, 3000 unersetzliche Kämpfer daran zu wagen. Oder erwartete er das raschere Eintreffen ausreichender Verstärkungen? Und warum sind diese ausgeblieben? Hat Cronje den mehr als zehnfach überlegnen Engländern bis aufs äußerste Stand gehalten, um den von allen Seiten herbeieilenden Burenkommandos zur ordnungsmäßigen Versammlung Zeit zu verschaffen? Hat er geglaubt, länger widerstandsfähig zu sein, und sich, wie Major Albrecht geäußert haben soll, diesesmal nur in der Wahl der Stellung vergriffen? Das sind alles Fragen, auf die die Zukunft wohl Antwort geben wird. Jedenfalls haben die Buren unter Cronje bei Kudusrand gekämpft wie Helden. Nach amtlichen Angaben verloren die Engländer dort 1534 Mann einschließlich 98 Offiziere, also beinahe ebensoviel wie am Spionkop!

Hatte der **Br. A.** schon am 24. Februar geschrieben: „Eine gesunde

Strategie ist an die Stelle des frühern hasardierenden, sich zersplitternden und nur halbbeherzten Regiments getreten" (wie stimmt das mit der frühern hartnäckigen Verteidigung eben dieses Regiments?), so stieg die Begeisterung der militärischen Blätter nach dem Freiwerden Ladysmiths und der Oranjeflußlinie, die ja eine mittelbare Folge des Robertsschen Vorstoßes waren, ins ungeheuerliche. Und über die Buren wurde in der A. a. N. G. (vom 3. März) abgeurteilt: „Der geringe Halt ihrer militärischen Organisation ist jetzt deutlich zu Tage getreten . . . mehr als einer von den Freistaatlern hat Natal ohne Erlaubnis verlassen. . . . Sobald Bloemfontein und Pretoria von dem siegreichen britischen Vormarsch bedroht erscheinen, wird nicht ein einziger Bur in Natal verbleiben. . . . Seit dem Ausbruch des Kriegs hat sich bei ihnen kein solcher Mangel an Führerkunst gezeigt, wie jetzt. . . . Kein Zweifel, daß das Schlimmste vorüber ist. . . . Gleich den Eingebornen und allen halbbarbarischen Völkern sind die Buren nur stark, wenn ihnen die Sonne des Glücks scheint."

Welche erstaunliche Verkennung des Burencharakters! Zunächst freilich schien es, als ob die Engländer mit ihrem Triumphgeschrei Recht behalten sollten. Am 27. Februar hatte Cronje die Waffen strecken müssen, am 7. März traf das nach Osten vorrückende englische Heer bei Osfontein, das ist nur einen guten Tagemarsch von Kudusrand entfernt, auf eine ausgedehnte feindliche Stellung. Durch Herumgreifen der Kavallerie in der offnen Ebne wurden die Buren aus ihrer Stellung herausmanövriert: ein ganz vernünftiges, aber keineswegs geniales Vorgehn der Engländer. Obendrein ließ die Ausführung sehr viel zu wünschen übrig; die Kavallerie kam zu früh, die Infanterie zu spät. Nicht einmal in die Bewegungen von drei Infanteriedivisionen und einer Kavalleriedivision vermochte die Feldherrnkunst des Lord Roberts Übereinstimmung zu bringen! Zu einem ernsthaften Kampf kam es nicht. Roberts telegraphierte: „Der Tag war sehr erfolgreich; wir zersprengten den Feind ganz und gar, er ist in vollem Rückzuge." Dabei trotz der Flügelumfassung kein Geschütz den Buren genommen, keine nennenswerte Anzahl von Gefangnen gemacht; nicht einmal beträchtliche Verluste wurden ihnen beigebracht, wenn auch ein englischer Kriegsberichterstatter seinem Blatte — zum wievieltenmale? — meldete: „Unsre Artillerie richtete ein großes Gemetzel unter dem Feinde an." Die Buren, die es in diesem für ihre Fechtart wenig günstigen Gelände gar nicht auf einen entscheidenden Kampf ankommen lassen wollten, zogen in bewundernswerter Ordnung ab. In London schüttelte man die Köpfe, weil nicht das ganze oder mindestens das halbe Burenheer gefangen genommen war; aber das würde schon noch nachfolgen. Wurde doch am 9. aus Kapstadt gemeldet: „French verfolgt die Buren lebhaft." Die Art dieser Verfolgung wird am vernichtendsten durch die Thatsache beleuchtet, daß das weiter auf Bloemfontein marschierende englische Heer am 10. März schon 21 Kilometer östlich von Osfontein, nämlich bei Driefontein, auf eine neue, befestigte Stellung des angeblich gänzlich zersprengten Feindes stieß, und obendrein, wie es in dem amtlichen Telegramm heißt, „unvermutet." Was soll man angesichts

einer solchen Thatsache von dem vielgerühmten Reiterführer French und seiner Kavallerie sagen? Die Strapazen des 7. März können eine so grobe Versündigung niemals rechtfertigen. Auch am 10. März lag den Buren nur daran, den Vormarsch der Gegner aufzuhalten, nicht eine Entscheidung zu suchen. Nur an einer Stelle kam es zu einem ernstlichen Gefecht, und hier standen ein paar hundert Buren gegen ganze englischen Brigaden. Diese verloren 24 Offiziere und 402 Mann. Wieder brachten die Buren ihre Geschütze in Sicherheit, aber der Weg nach Bloemfontein war frei. Am 13. März zog Lord Roberts in die offne Stadt ein. Richtiger wäre es gewesen, wenn er dem Gegner am Leder geblieben und ihm in der Richtung auf Brandfort gefolgt wäre. Aber seine Truppen bedurften dringend der Erholung; ihnen sollte das stolze Gefühl des Einzugs in eine feindliche Landeshauptstadt gewährt werden, und zugleich gedachte man einen vernichtenden politischen Schlag gegen die Buren zu führen. Der Umstand, daß einige schäbige Buren in der vorwiegend von Ausländern bewohnten, militärisch ganz unwichtigen Stadt Unterwerfung heuchelten, war für Lord Roberts ausreichend, einen „herzlichen Empfang" durch die Bürgerschaft nach London zu melden. Er schwamm in Siegerwonnen. In einem Tagesbefehl an seine Soldaten heißt es: „Ihr seid nach der Gefangennahme des größern Teils des Burenheers —" Das ist eine Unwahrheit; die 3000 bis 4000 Mann Cronjes machten noch nicht ein Zehntel der Burenstreitkraft aus. Und bei einem Gastmahl, das er den militärischen Vertretern der fremden Mächte in Bloemfontein gab, lud Roberts die Herren lächelnd zum demnächstigen Diner in Pretoria ein: es hatte noch fast drei Monate Zeit damit!

Der alte Herr durfte sich wirklich etwas einbilden. Die U. S. G. (vom 17. März) nannte seinen Zug nach Bloemfontein a marvel of generalship (ein Wunder an Führerkunst) und brachte im Hinblick auf die unmittelbar bevorstehende Belagerung Pretorias schon einen orientierenden Aufsatz über „den Angriff und die Verteidigung von Festungen." Die A. a. N. G. (von demselben Tage) sprach von einer „meisterhaften Strategie, die alle Widerstandsgelüste zu Boden schlägt."

Wie steht es nun um diese Strategie? Daß der englische Feldzugsplan kühn war, sagten wir schon; aber ist er nicht vielleicht tollkühn zu nennen?

Bei der Beurteilung kriegerischer Operationen im großen Stil ist wesentlich der — Erfolg bestimmend. Das klingt etwas unlogisch, ist es aber insoweit nicht, als sich mit einer gewissen Berechtigung sagen läßt: Der Erfolg beweist, daß die Berechnungen des Feldherrn richtig waren. Das wichtigste hierbei ist die Abschätzung der moralischen und materiellen Kräfte des Gegners. Hat Lord Roberts sie nicht unterschätzt, als er von Westen her in den Freistaat eindrang? Während des Zwischenfalles „Wepener" war man geneigt, diese Frage zu bejahen. Die große Empfindlichkeit der englischen Verbindungen im Rücken trat klar zu Tage. Wäre ihre Unterbrechung für längere Zeit gelungen — ein Ziel, das die Buren leider nicht mit dem nötigen Nachdruck angestrebt haben —, so hätte das englische Heer in und um Bloemfontein

von einer Katastrophe ereilt werden können gleich der, die Napoleon I. in Moskau traf. Wäre so etwas eingetreten, so würden sich die jetzigen begeisterten Bewundrer des siegreichen Feldherrn im Handumdrehn in die bittersten Verurteiler umgewandelt haben. Schon Anfang April, nach einigen wenig rühmlichen, aber an sich nicht sehr bedeutenden Schlägen wußte ein in der Regel gut unterrichtetes italienisches Blatt zu melden, daß man im war office wütend über den „theatralischen" Marsch nach Bloemfontein war, und meinte, Roberts würde besser gethan haben, wenn er mehr auf die Sicherung seiner Verbindungen im Rücken bedacht gewesen wäre. Aber die weitern Ereignisse scheinen dann wieder Lord Roberts Recht zu geben.

Noch ein paar Zahlen über den Zug auf Bloemfontein. In 30 Tagen — Roberts selber rechnet seltsamerweise nur 29 heraus — hat sein Heer 200 Kilometer zurückgelegt, sodaß im Durchschnitt auf den Tag $6^2/_3$ Kilometer kommen. Die ersten 5 Tage vergingen in unsicherm Tasten, 9 Tage lang wurden dann 40000 Engländer von knapp 4000 Buren, die obendrein in ungünstiger Stellung standen, festgehalten; nach der Waffenstreckung Cronjes gebrauchte Roberts noch 14 Tage, um nach Bloemfontein zu gelangen, was einer Marschleistung von täglich 8 Kilometern entspricht. Das ist auch unter der glühenden afrikanischen Sonne und unter schwierigen Verpflegungsverhältnissen nicht viel. Die beiden in diese Zeit fallenden Gefechte am 7. und 10. März stellen keine große Gefechtsleistung dar. Zu bemerken bleibt, daß die ersten 12 dieser Tage stark unter dem Tagesdurchschnitt blieben, da an den beiden letzten Gewaltmärsche ausgeführt wurden. Und in welcher Verfassung rückte Lord Roberts in Bloemfontein ein! Fußtruppen wie Reiterei unfähig zu weitern Operationen; die Verpflegungslinie vom Modderflußbahnhof bis Bloemfontein 180 Kilometer über Land führend, und als einziges Beförderungsmittel für das gefräßige Heer Tausende von Ochsenkarren auf holperigen Wegen dahinkriechend! Dabei war diese Linie verwundbar fast in ihrer ganzen Länge, weil sie — ein wahrer Hohn auf jede vernünftige Kriegführung! — parallel zu der ideellen feindlichen Front lief! Wenn sich die Buren nur um 14 Tage früher aufgerafft hätten, so wäre es ihnen, ohne daß sie viel aufs Spiel gesetzt hätten, leicht gewesen, den Truppen von Roberts bittere Hungersnot zu bereiten. Denn die Hilfsmittel, die das Landstädtchen Bloemfontein bot, waren nur gering. Am 27. März wurde aber der Eisenbahnanschluß Bloemfonteins an das Bahnnetz des Kaplandes über die von den Buren nicht zerstörte Landstraßenbrücke bei Bethulie hergestellt, und Roberts damit einer schweren Sorge enthoben; er konnte die ganz unhaltbare westliche Verbindung aufgeben und sich fortan auf den Süden basieren. Selbstverständlich ist auch diese neue Lebensader des englischen Heeres im Herzen des Freistaats empfindlich, da sie durch Feindesland führt. Das aber wollte man auf englischer Seite nicht wahr haben.

Im Handumdrehen war der ganze südliche Freistaat — angeblich — „pazifiziert"; die kriegsmüden Burghers jauchzten geradezu auf, als Roberts

die bisherige Regierung für abgesetzt erklärte und die Bahn Bloemfontein-Springfontein in „Reichsmilitäreisenbahn“ umtaufte; überhaupt war er nach dem U. S. G. (vom 31. März) in kürzester Frist ein „überaus populärer Freistaatpräsident“ geworden. Der Berichterstatter der Daily News überzeugte sich durch „persönlichen Augenschein“ von dem gänzlichen Zusammenbruch der Kriegspartei im Freistaat; zwischen Transvaalern und Freistaatlern herrsche Zwietracht bis zum Schießen. Bald werde das ganze Heer der Buren bis auf ein paar rabiate Transvaaler auseinander laufen. Der Br. A. (vom 7. April) meinte: „Es muß den Buren inzwischen klar geworden sein, daß Widerstand gegen die überlegne Macht des Lord Roberts ganz aussichtslos ist.“

Man gönnte dem siegreichen Heerführer daheim eine kurze Erholungspause, etwa eine oder zwei Wochen; als er aber dann immer noch in Bloemfontein, das wahrlich kein Capua ist, festlag, als im Osten Olivier mit 5000 bis 6000 Mann und einem gewaltigen Troß durchkam, und im Westen van Post mit 500 bis 600 Mann gleichfalls, obgleich nach der Versicherung der englischen Militärblätter Lord Roberts ein engmaschiges Netz über den ganzen Süden des Freistaats gezogen hatte, und als obendrein allerlei unbehagliche Gerüchte von Offensivgelüsten der bei Kroonstad versammelten Buren auftauchten, erhob man in England verwundert den Kopf. Hatte doch General Bengough im Br. A. (vom 31. März) orakelt: „Alle Maßnahmen lassen auf ein unmittelbar bevorstehendes Vorrücken von Lord Roberts schließen. Es wird das eine neue meisterhafte Bewegung sein.“ Sie blieb aus bis in die ersten Tage des Mai. Und warum? Der Br. A. (vom 7. April) weiß es: Es kann für Lord Roberts kaum etwas besseres geben, als eine allgemeine Offensive der Buren. Um sie in dieser falschen Strategie zu bestärken, hält er seine Truppen klug zurück. — Ob diese Auslegung für die Einfalt von Kindern berechnet ist?

In der That zeigte sich Ende März ein bemerkenswerter Aufschwung des Unternehmungsgeistes bei den Buren. Es schien, als hätten sie sich endlich auf die Art der Kriegführung besonnen, die ihnen nach ihrer ganzen Art am zusagendsten und unter den gegebnen Verhältnissen die einzig richtige war: den kleinen Krieg gegen die zurückliegenden Verbindungen und die vorgeschobnen Posten des überstarken Gegners. Es ist bedauerlich, daß das Wiedererwachen des offensiven Geistes unter den Buren gerade mit dem Hinscheiden ihres verdienten Generals Joubert (am 27. März) zusammenfällt, denn so liegt der Schluß nur allzunahe, daß Joubert die Seele der übermäßig zurückhaltenden Kriegführung gewesen sei. Im Norden von Bloemfontein kam es, infolge der burischen Angriffsbewegungen, südlich von Brandfort am 29. und 30. März zu heftigen Kämpfen, in denen die Buren den Engländern bei sehr geringen eignen Verlusten einen bedeutenden Schaden zufügten; im Osten gelang ihnen am 31. März, einen Tagemarsch von Bloemfontein, der Überfall am Kornspruit, der 7 Geschütze, 200 Wagen und 389 Gefangne in ihre Hände brachte: natürlich hat dort, wo die unverbesserliche englische Sorglosigkeit wieder einmal eine

verdiente Lektion erhielt, ein „Deutscher" die Kommandos bei der Wegnahme der englischen Kolonne gegeben. Wie die Kinder sind sie, diese englischen Kriegsberichterstatter! Dann griffen Burenkommandos weiter nach dem Süden herum und nahmen bei Reddersburg fünf englische Kompagnien gefangen, die zwei Tage fochten, ohne daß ihnen rechtzeitig Hilfe gebracht wurde.

Leider verbissen sich die Buren dann 16 ganze Tage lang auf die Wegnahme des von ein paar Tausend Gegnern gehaltnen Wepener, und dabei verloren sie ihr wichtigstes Ziel — die ihnen zweifellos mögliche Zerstörung der vom Oranjefluß nach Bloemfontein führenden Eisenbahn — ganz aus den Augen. Immerhin sicherten sie sich reiche Verpflegungsvorräte und zwangen zu ihrer Vertreibung Lord Roberts zu einem Frontwechsel, der dann den Vormarsch nach Norden um ein paar Wochen verzögerte. Dann brach Lord Roberts nach siebenwöchigem Verweilen bei Bloemfontein auf und marschierte längs der Eisenbahn nach Pretoria vor. Am 12. Mai war er in Kroonstad, am 31. in Johannesburg und am 5. Juni in Pretoria! Da schrieben die englischen Blätter, die inzwischen den verlognen und anmaßlichen Ton der ersten Kriegswochen wiedergefunden hatten: A gigantic task, uninterrupted success, triumphal march usw. Räumten die Buren unter Mitnahme ihrer sämtlichen Geschütze, nachdem sie in beiden Flanken umgangen waren, über Nacht eine Stellung, so hieß das wieder a decisive victory. Und doch gaben die Buren nur dem Drucke der gewaltigen Übermacht nach, die ihnen bei Annahme des Kampfes in der Front das Schicksal Cronjes bereitet haben würde. Lord Roberts vielbewundertes strategisches Rezept lautete: „Berittne rechts, Berittne links; das Fußvolk in der Mitten." Nur am Vaal verfuhr er anders, indem er die Berittnen sämtlich nach links schickte, weil dort die Übergangsverhältnisse am günstigsten lagen. Und da das Gelände für Umgehungsmanöver besonders vorteilhaft war, erreichte er regelmäßig seinen Zweck. Trotz eines Führers wie Louis Botha blieb den Buren nichts übrig, als von Stellung zu Stellung kampflos zurückzugehn: eine überaus gefährliche Probe für den Zusammenhalt einer Truppe. Es ist erstaunlich, daß sie nicht ganz den Mut verloren, als sie — auf Anordnung ihrer Leiter und keineswegs unter einem taktischen Zwang — die Befestigungsanlagen bei Johannesburg und Pretoria, die sie unter Aufwendung gewaltiger Arbeitskräfte geschaffen hatten, ohne weiteres dem Gegner überließen. Und doch vermochte ihr geschwächtes Häuflein am 11. und 12. Juni, nur einen Tagemarsch östlich von Pretoria, zwei Tage lang den von Lord Roberts persönlich geführten Truppenstand zu halten und dann — ungeschlagen — abzuziehn. Es war eingetreten, was militärische Beurteiler des Kriegs vorausgesagt hatten: das englische Hauptheer würde derartig geschwächt vor Pretoria ankommen, daß die Buren ihm eine gleiche Zahl an Streitern entgegenstellen könnten. Aber es muß ausgesprochen werden: ein Teil ihrer Aufgebote hatte sich verflüchtigt; der enge Zusammenhalt zwischen Transvaalern und Freistaatlern war verloren gegangen. Den vielleicht noch 25000 Mann des Lord Roberts hatten die Buren bei Pretoria vielleicht noch 6000 bis 7000 Mann entgegenzustellen. Von den 7 Infanterie-

divisionen des Robertsschen Operationsheeres waren nicht weniger als $4^1/_2$ südlich des Vaal zurückgeblieben, um die am 28. Mai in aller Form einverleibte — angeblich gänzlich unterworfne — „Orange River Colony“ niederzuhalten. Und diese $4^1/_2$ Divisionen mitsamt der Kolonialdivision Brabant waren nicht imstande zu verhindern, daß „diese pestilenzialische Bande von Freistaatlern“ (Br. A.) am 31. Mai bei Lindley ein Yeomanrybataillon und am 7. am Rhenoster ein Milizbataillon gefangen nahm und dort die Bahn für sechs Tage in den Händen hatte.

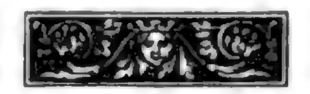
Was man bei dem Zuge des Lord Roberts nach Pretoria anerkennen muß, sind der energisch treibende Wille des Führers trotz aller Verpflegungsschwierigkeiten und trotz der Gefährdung der einzigen Zufuhrlinie; sowie die Marschfähigkeit seiner Leute. Dann noch die Leistungen der technischen Truppen bei der Wiederausbesserung der von den Buren ganz unzulänglich zerstörten Eisenbahnen. Es war ein Feldzug der Beine, Pioniere und Intendanturbeamten.

Wie schon Ende Februar zum erstenmal, so „siegte“ Roberts durch sein weiteres Vorrücken noch zweimal für den sich immer mehr als Meister pomphafter Telegramme ausbildenden General Buller. Mitte Mai standen vor ihm auf den Biggarsbergen, denen er seit dem 1. März unthätig gegenüber lag, nur noch 3000 Buren; da war es ihm mit seinen 30000 Mann ein leichtes, die Stellung zu umgehn und unhaltbar zu machen. Dann dauerte es wieder einen Monat, bis beim Laings Nekpaß dasselbe Manöver wiederholt wurde. Hiermit wurde nach genau achtmonatiger Kriegführung das letzte Stück englischen Kolonialbodens endlich vom Gegner „gesäubert“!

Daheim aber setzte — vielleicht wegen anderweitiger Beklemmungen (Sudan, Aschantiland, China) — eine nervöse Ungeduld ein. Voller Wut gegen die Buren verlangten die Blätter, daß nun ein Ende gemacht werde. Unsre häufig angeführten drei militärischen Zeitungen blasen einträchtig in dasselbe Horn. Die A. a. N. G. meint, daß die Fortsetzung des bisherigen Systems der Milde jetzt „verbrecherisch“ sein würde. Die U. S. G. empfiehlt die alsbaldige formelle Einverleibung auch Transvaals: dann würden die noch weiter kämpfenden Buren, jetzt Bürger einer englischen Kolonie, sich außerhalb des Kriegsrechts stellen und entsprechend behandelt werden(!). Und der Br. A. ist noch deutlicher: er weist auf den mittelalterlichen Brauch hin, daß die Besatzung eines festen Platzes nach der Einnahme über die Klinge springen mußte, wenn sie durch Leistung aussichtslosen Widerstands unnützes Blutvergießen verursacht hatte. Das sei jetzt die Lage der Buren. — Käme es wirklich zu einer solchen Auffassung an leitender Stelle, dann wäre der bisher glücklich vermiedne Rassenkrieg mit all seinen Schrecken da. Dann würden die Buren sicherlich bedauern, die 3187 frei gelassenen englischen Gefangnen — unbequeme Fresser angesichts der Spärlichkeit der Lebensmittel — nicht einfach niederkartätscht zu haben, unbekümmert um das Schicksal ihrer eignen Landsleute auf St. Helena.

Wenn es wirklich wahr ist, daß die standhaft verbliebnen Buren von jetzt ab systematisch den kleinen Krieg führen wollen, so kann die gegenwärtige Lage noch lange andauern. Wirklich geschlagen sind sie, von dem unbedeutenden Elandslaagte abgesehen, nur bei Paardeberg-Kudusrand; die Engländer haben ihnen, ein wahres Wunder bei all den eiligen Rückzügen, nicht halb so viele Geschütze abzunehmen vermocht, als die Buren ihnen. Wohl ist von den in die Enge Getriebnen mancher dort abgebröckelt, wo die Engländer thatsächlich das Regiment führen. Davon wird aber kaum ein Zehntel der Bodenfläche der Burenstaate uwirklich betroffen, und manches zersprengte Kommando mag sich wieder sammeln, wenn glückliche Thaten die Hoffnung neu beleben. Angriffspunkte bieten die über das ganze Land verzettelten englischen Truppen zur Genüge. So vermögen die Buren auch heute noch ihren Bedrängern schweren Schaden zuzufügen und ihnen manche Million an Kriegskosten aus der Tasche zu locken. Freilich ist es wenig wahrscheinlich, daß die etwa erzielten kleinen Erfolge in ihrer Summe dem Kriege eine neue Wendung zu geben vermöchten. Man wird auch wenig davon erfahren.

Wenn sich nicht jetzt, wo es fast zu spät ist, die Kapburen wider alle Erwartung wie ein Mann erheben, oder England in internationale Verwicklungen gerät, die es zwingen, Truppen in großem Umfang aus Südafrika zu ziehn, so erscheint das Schicksal des freiheitliebenden Volks besiegelt zu sein.



Opportunistische Rechtsprechung

Der Umstand, daß jedes Gesetz zunächst nur eine Regelung der gerade bestehenden menschlichen Verhältnisse und Lebensformen enthalten kann, und daß die Gestaltung des Verkehrs nicht minder wie die Anschauungen und Sitten der Menschheit in stetem Flusse begriffen und in unserm Zeitalter mehr als je der Wandelbarkeit alles Irdischen ausgesetzt sind, bringt es mit sich, daß sich die neuen Weine häufig nicht ohne weiteres in die alten Schläuche füllen lassen wollen. Die „Klinke der Gesetzgebung“ kann unmöglich jedesmal, wenn irgendwo ein bisher nicht in der Weise vorhandnes, der richterlichen Begrenzung bedürftiges Verhältnis auftaucht, alsbald in Bewegung gesetzt werden. Hier soll vielmehr der Richter, dem die Handhabung der Gesetze obliegt, in der Weiterbildung der Gesetzesgedanken, in der Anwendung des Geistes statt der Buchstaben des Gesetzes, einen Weg finden, auf dem ein Konflikt zwischen der allgemeinen Rechtsanschauung und der Rechtsprechung vermieden wird. Denn ein angemessenes Resultat ist allemal einem solchen vorzuziehn, das nur vor dem Buchstaben des geschriebnen Rechts, nicht aber vor dem lebendigen Rechte bestehn

kann. Gegen diese Art von Opportunismus in der Rechtsprechung, die allerdings ein lebhaftes Rechtsempfinden, ein offnes Auge für die Gerechtigkeitsbedürfnisse der Gegenwart, eine strenge Unparteilichkeit voraussetzt, wird sicherlich niemand etwas einzuwenden haben. Einem Richter, der mit den Worten: durum, sed ita lex rata bedauernd die Achseln zuckt, ehe er den Versuch gemacht hat, durch tieferes Eindringen in die eigentlichen Gedanken und Prinzipien des Gesetzes — das doch niemals ungerecht sein will —, wenn erforderlich auch über den unvollkommnen Wortlaut des Gesetzestextes hinaus, zu einem der Sachlage und dem Rechtsgefühl entsprechenden Ergebnis zu gelangen, wird man den Vorwurf nicht ersparen können, daß er seiner Aufgabe nicht völlig gerecht geworden ist. Die rechte Auslegung der Gesetze ist eine Kunst, die zwar selbst ihre Regeln hat, sie läßt sich aber ebensowenig wie jede andre Kunst nach bestimmten fest begrenzten Vorschriften „auswendig“ lernen, sondern will inwendig empfunden und erfaßt sein. Indem die Auslegung, ihrer höchsten und edelsten Aufgabe gemäß, dem Gesetzgeber zu Hilfe kommt, der vielleicht bei einer Erscheinungsform des gesetzgeberischen Gedankens stehn geblieben ist, die dessen wahrem Gehalt nicht vollständig entspricht, und hierdurch dem eigentlichen Willen des Gesetzes gegenüber dem ausgedrückten zur Geltung verhilft, überschreitet sie nicht ihre Befugnisse: im Gegenteil, sie handelt ganz in dem Sinne des Gesetzgebers, sie spricht nur aus, was er selbst ausgesprochen haben würde, wenn er auf das, was er sich nicht zum Bewußtsein gebracht hat, aufmerksam geworden wäre. Selbstverständlich darf der Richter nicht selbst zum Gesetzgeber werden; will er mit dem eigentlichen, allgemeinern Gedanken des Gesetzes operieren, so muß dieser latente Inhalt doch irgendwie, wenn auch nur unvollkommen, im Gesetze selbst einen Ausdruck gefunden haben.

In der Anerkennung dieser allgemeinen Prinzipien juristischer Hermeneutik — ich folgte im vorstehenden der Windscheidschen Darstellung — sind sich alle Juristen einig. In der Anwendung zeigt die Praxis freilich sehr bedeutende Verschiedenheiten.

Man hat häufig hören können, daß der deutschen Rechtsprechung der Vorwurf allzugroßer Buchstabengläubigkeit gemacht wurde, im Gegensatz zur englischen und zur französischen, die es besser verstehe, den praktischen Bedürfnissen gerecht zu werden, und sich unter Umständen auch nicht scheue, aus praktischen Rücksichten weit über den Wortlaut des Gesetzes hinauszugehn.

Ganz unbegründet ist dieser Vorwurf nicht gewesen; seine Berechtigung läßt sich an manchen Beispielen nachweisen. Hätte das Reichsgericht es über sich vermocht, aus den vorhandnen Gesetzesbestimmungen verwandter Art einen der französischen concurrence déloyale entsprechenden Begriff herauszudestillieren, das Gesetz gegen den unlautern Wettbewerb wäre nicht notwendig geworden; und noch kürzlich mußte die Gesetzgebungsmaschine in Bewegung gesetzt werden, um eine Strafbestimmung gegen die Entwendung elektrischer Energie zu schaffen, weil das Reichsgericht sich nicht entschließen konnte, dieses Delikt unter den Diebstahlsparagraphen zu subsummieren.

Andrerseits zeigt die heftig befehdete ausdehnende, fast uferlose Interpretation, die das Reichsgericht dem „Grobe-Unfugs-Paragraphen“ hat angedeihen lassen, wie schwierig es ist, die rechte Mitte zu halten. Gerade diese Judikatur kann als Paradigma für die Art verwandt werden, wie die Auslegung ihre Grenzen überschreitet; denn es ist ganz sicher, daß das Gesetz ursprünglich nur ganz bestimmte Fälle vom Kaliber des nächtlichen Skandalierens, des Laternenausdrehens oder des unbefugten Klingelziehens im Auge gehabt hat, nicht aber eine Sammelstätte oder ein Asyl für obdachlose Vergehungen der buntesten Art, mit dem gemeinsamen Kriterium der Beunruhigung oder der Belästigung weiterer Kreise des Publikums. Zu einem solchen Begriff hat aber das Reichsgericht den groben Unfug des Strafgesetzbuchs anschwellen lassen.

Einige berühmt gewordne Urteile der letzten Jahre auf zivilrechtlichem Gebiete zeigen dagegen in dem Bestreben, dem eigentlichen Willen des Gesetzgebers, dem allgemeinen Rechtsgefühl gegenüber dem lückenhaften oder mangelhaft redigierten Gesetze zum Durchbruch zu verhelfen, einen Opportunismus der richtigen Art, den man gern als ein erfreuliches Symptom größerer Freiheit in der Rechtsprechung, beginnender Emanzipation von ängstlicher Buchstabengläubigkeit begrüßen möchte.

Man wird sich erinnern, daß gleich nach dem Tode des Fürsten Bismarck Photographen in das Sterbezimmer eindrangen und den Toten photographierten. Die Familie erwirkte zunächst eine Beschlagnahme der Platten und klagte sodann auf Unterlassung der Vervielfältigung und Verbreitung der Aufnahmen, sowie auf Vernichtung der Platten. Ein geschriebnes Recht, wonach die Hinterbliebnen das Photographieren des Verstorbnen oder die Verbreitung der Photographie verhindern könnten, konnte den Klagantrag nicht stützen, weil es kein solches Recht giebt. Juristisch war also das Verbietungsrecht, das die Familie in Anspruch nahm, zweifelhaft. Das Reichsgericht wie auch die untern Instanzen der Hamburgischen Gerichte fanden auf dem Wege der Rechtsanalogie und im Hinblick darauf, daß das natürliche Rechtsgefühl verbiete, jemandem unangefochten das zu lassen, was er durch eine widerrechtliche Handlung erlangt hat, unter allgemeiner Zustimmung die Möglichkeit, den Klaganträgen zu entsprechen. (Entscheidung vom 28. Dezember 1899.)

Ein andres, noch markanteres Beispiel freier Gesetzesauslegung zeigt die Anwendung, die der § 48 (66) des Börsengesetzes im Reichsgericht erfahren hat. Dieser § 48 enthält eine höchst unglückliche, weil viel zu enge Legaldefinition des Begriffs des Börsentermingeschäfts, das bekanntlich (nach § 66) unklagbar ist, wenn nicht beide Parteien im Börsenregister eingetragen sind. Laut § 48 gelten als Börsentermingeschäfte die Kauf- oder sonstigen Anschaffungsgeschäfte auf festbestimmte Lieferungszeit oder Lieferungsfrist, wenn sie nach Geschäftsbedingungen geschlossen werden, die von dem Börsenvorstande für den Terminhandel festgesetzt sind, und wenn amtliche Feststellung von Terminpreisen für solche Geschäfte erfolgt.

Um den unangenehmen Folgen der Unklagbarkeit zu entgehn, die das

Börsengesetz für solche Geschäfte vorschreibt, wenn nicht beide Parteien eingetragen sind, lag der Versuch nahe, den Ultimogeschäften den Charakter des § 48 dadurch zu nehmen, daß man einfach nicht nach den vom Börsenvorstand vorgeschriebnen Geschäftsbedingungen kontrahierte. In der That tauchten an den deutschen Fondsbörsen alsbald nach dem Inkrafttreten des Börsengesetzes Schlußnoten auf, die die Anwendung dieser Geschäftsbedingungen ausdrücklich ausschlossen und lediglich auf die handelsgesetzlichen Bestimmungen über das Fixgeschäft Bezug nahmen.

Hätte das Reichsgericht an dem Wortlaut des § 48 geklebt, dann wäre die ganze Aktion der Börsengesetzgebung, wenigstens soweit sie das Differenzspiel des Privatpublikums beseitigen oder erschweren wollte, ein Messer ohne Klinge und Heft gewesen. Das Reichsgericht hat sich aber nicht auf diese Umgehung des Gesetzes — daß es sich um eine solche handelte, haben die Interessenten der Fondsbörse bei der Beratung der neuen Schlußnotenformulare ganz offen ausgesprochen — eingelassen, vielmehr von dem Rechte ausdehnender Interpretation bei der Feststellung des Begriffs der Börsentermingeschäfte im Sinne des Börsengesetzes einen umfangreichen Gebrauch gemacht. In einem Urteil vom 12. Oktober 1899 sagt das Reichsgericht: „Es fragt sich, ob Termingeschäfte, welche inhaltlich von den amtlich festgesetzten Bedingungen nicht etwa nur in Nebenpunkten, sondern in erheblichem Maße abweichen oder sie gänzlich ausschließen, deren Charakter als Termin- und Börsengeschäfte aber hierdurch in keiner Weise alteriert wird, von § 66 des Börsengesetzes (Unklagbarkeit) berührt werden oder nicht. Diese Frage ist nach dem Gesamtinhalte des Gesetzes unter Berücksichtigung der allgemeinen Rechtsgrundsätze über die Tragweite des gesetzgeberischen Willens zu bejahen. Es kann kein entscheidendes Gewicht darauf gelegt werden, daß nach der Terminologie des Gesetzes der § 66 sich ausschließlich auf die im § 48 begrifflich bestimmte Gattung von Börsengeschäften zu beziehn scheint. Der wahre, aus dem Zusammenhange des Gesetzes erkennbare Wille des Gesetzgebers darf hierdurch eine Einbuße in seiner Wirksamkeit nicht erleiden."

Noch weiter geht ein Erkenntnis vom 25. Oktober 1899. Die Bank für Handel und Industrie hatte ein Schema für allgemeine Bedingungen aufgestellt, das an die Stelle der ausdrücklich ausgeschlossenen Bedingungen für Zeitgeschäfte an der Berliner Fondsbörse treten sollte. Hiernach sollten alle Geschäfte in Wertpapieren als einfache handelsgesetzliche Lieferungsgeschäfte (gemäß Artikel 354 bis 356 des damaligen Handelsgesetzbuchs), nicht aber als Fixgeschäfte geschlossen werden. Lieferungstag sollte der Ultimo sein, aber auch dieser nicht als fixer Termin, sondern mit einer im voraus festgesetzten, eventuell zu beanspruchenden Nachfrist von zwei Tagen im Falle des Lieferungsverzugs. Das Reichsgericht hat sich auch durch diesen neuen Versuch, die Ultimogeschäfte unter dem Gewande gewöhnlicher Kassageschäfte einzuschmuggeln, in seinem einmal eingenommnen Standpunkte nicht irremachen lassen; es sagt: „Damit sind die Geschäfte äußerlich zwar des Charakters des Fixgeschäfts auf seiten

des Verkäufers, den der § 48 für das Börsentermingeschäft fordert, entkleidet, aber auch nur äußerlich." Es führt dann weiter aus, daß auch diese Geschäfte nichts andres seien als wirkliche Termingeschäfte, daß sie den Fixgeschäften des § 48 völlig gleichwertig seien, indem sie zu denselben wirtschaftlichen Resultaten führen, die das Gesetz habe verhüten wollen. Das Reichsgericht hält an dem in dem obenerwähnten Urteil entwickelten Gedanken fest, daß unter den § 48 (66) nicht nur die der dort gegebnen Definition verbo tenus entsprechenden Geschäfte, sondern auch alle die Geschäfte fallen, von denen anzunehmen ist, daß der Gesetzgeber sie hat treffen wollen und ausdrücklich getroffen haben würde, wenn er ihre Einkleidung in eine andre Rechtsform als die, die er formuliert hat, vorausgesehen hätte.

Man kann das Börsengesetz als einen verfehlten, ja verderblichen Versuch ansehen, die von der Enquetekommission selbst festgestellten schweren Schäden zu beseitigen, die die Ultimospekulation weiten Volkskreisen gebracht hat; trotzdem wird man den offnen und versteckten Kampf, den die Fondsbörse und die am Ultimogeschäft interessierten Kreise von Anfang an gegen das Gesetz geführt haben, die immer erneuten Versuche, es zu einer Farce herabzuwürdigen, als höchst gefährlich für das Rechtsbewußtsein verurteilen müssen. Man braucht sich nur einmal klar zu machen, wie es mit der Achtung vor dem Gesetze vereinbar wäre, wenn es allgemeine Gewohnheit würde, daß sich jeder Interessentenkreis für berechtigt hielte, gegen ein ihm unbequemes Gesetz mit allen Mitteln der Obstruktion und Umgehung zu kämpfen. Wie unangenehm sich die Börse von dem strengen Vorgehn des Reichsgerichts berührt fühlt, zeigen die heftigen Angriffe in Zeitschriften und Broschüren gegen die angeführten Urteile, die teilweise einen geradezu unverschämten Ton gegen unsern obersten Gerichtshof anschlagen und ihn in der unangemessensten Weise zur Rede stellen.

Gegenüber diesen Angriffen darf das Reichsgericht sich der Thatsache getrösten, daß es mit seiner freiern, dem Willen des Gesetzes stattgebenden Auslegung in der besten Gesellschaft ist.

Der klassischen römischen Jurisprudenz wird man nicht Leichtfertigkeit oder Mangel an Ernst und Strenge vorwerfen wollen. Aber schon die älteste Jurisprudenz und in noch höherm Maße die Rechtsprechung des Prätors wußten das Gesetz den Bedürfnissen des Lebens und den Anforderungen der Zeit anzupassen. Die Beispiele, die Ihering in seinem „Geist des römischen Rechts" hierfür in großer Zahl anzuführen weiß, gehn in der virtuosen Freiheit der Gesetzeshandhabung erklecklich weiter, als es das Reichsgericht bisher gewagt hat. „Nicht die Frage nach der (logischen oder grammatikalischen) Richtigkeit der Auslegung, sei es der bloßen Worte, sei es des legislativen Gedankens, entschied über die Annahme oder Verwerfung derselben, sondern die Frage von der praktischen Angemessenheit derselben." „So verdient die alte Interpretation für ihre Zeit in der That dasselbe Prädikat, das man später dem Prätor beilegte, das einer viva vox iuris civilis, eines lebendigen Organs des Rechts, nicht eines bloßen Sprachrohrs desselben."

Unsre veränderten Anschauungen und Einrichtungen stellen dem Juristen nicht mehr so weitgehende Aufgaben; das Bedürfnis für Schaffung neuen Rechts durch die Rechtsprechung ist auch geringer geworden, seit unsre Gesetzgebungsmaschine so viel schneller und ausgiebiger arbeitet und bei Veränderungen der Verhältnisse und bei dem Auftauchen neuer Rechtsbedürfnisse flugs mit neuen Gesetzen und Novellen zu den bestehenden zur Stelle ist. Für die Bildung neuen Rechts ist der Spielraum den Gerichten in unserm Rechtsstaat sehr eingeschränkt worden; die andre Aufgabe: das Wort des Gesetzes so zu verstehn und anzuwenden, daß dem eigentlichen Willen des Gesetzes Genüge geschieht, besteht dagegen in alter Kraft fort. Gegen die Gefahr, daß dem Gesetze Gedanken untergeschoben werden, die ihm fremd sind, daß eine durch politische oder soziale Rücksichten beeinflußte, im schlimmen Sinne tendenziöse Rechtsprechung einreißt, bietet die Öffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen, die moralische wie zivilrechtliche Verantwortlichkeit der Richter hinreichend Gewähr. Alle, die sich so heftig gegen die freiere Auslegung des § 48 des Börsengesetzes gebärden, würden in andern Fällen, vor die Frage gestellt, ob sie denn das Kleben am Buchstaben für das Ideal der Rechtsprechung ansehen, solche Insinuation sicherlich entrüstet von sich weisen. Es ist aber angesichts der systematischen Angriffe, die von der Sozialdemokratie gegen unsre Rechtsprechung im allgemeinen gerichtet werden, die als tendenziöse Klassenjustiz gebrandmarkt werden soll, von Wichtigkeit, die freiere Stellung, die das Reichsgericht neuerdings dem geschriebnen Gesetzeswort gegenüber einnehmen zu wollen scheint, als das zu bezeichnen und zu begrüßen, was sie wirklich ist: als unzweifelhaften Fortschritt auf dem Wege der Gesetzesanwendung. Wir stehn am Beginn einer neuen Rechtsära: das Bürgerliche Gesetzbuch und das ganze, mit ihm in enger Verbindung stehende Rechtssystem soll seine Anwendung und Weiterbildung durch die Rechtsprechung erfahren; irgendwelche Auslegungsregeln hat es nicht aufgestellt, weil die Ausbildung der obersten Prinzipien der Rechtsprechung mit Recht als der Kodifikation nicht unterliegend angesehen wurden; die Gerichte und vor allem das maßgebende Reichsgericht, sie haben freie Hand, die Rechtsprechung den Bedürfnissen unsers vielbewegten Verkehrslebens und unsrer Welthandelsstellung gemäß zu handhaben. Der praktische Sinn, wie ihn der französische und der englische Richter zeigen, soll auch uns nicht fehlen.

Hamburg W. Mannhardt





Haarrauch

Von Julius von Ramsloh

Frühling ringsum, so ein echter, rechter Frühling, wie ihn die Dichter besingen. Blauer Himmel, goldiger Sonnenschein, duftende Blüten, buntfarbige Schmetterlinge, summende Bienen und Hummeln, zwitschernde Vogelstimmen. So wohlig warm ist es da draußen, und die erquickende, köstliche Luft lockt mit unwiderstehlicher Gewalt ins Freie. „Da bleibe, wer Lust hat, mit Sorgen zu Haus." Das Herz empfindet den ganzen Zauber der Frühlingspracht, die bläuliche, durchsonnte Luft reizt mild und angenehm, lind und stärkend alle Sinne und erfüllt mit süßem Wohlbehagen. Doch nicht lange soll die Freude währen. Am fernen Himmelsrande wird die Luft so eigentümlich getrübt, höher und höher steigt ein dichter, schmutzig-grauer Nebel. Das lachende Blau des Himmels wird allmählich verhüllt, vergeblich trachtet die Sonne, mit ihrem trüben, rötlichen Lichte den Dunstkreis zu durchdringen. Vorbei ist jetzt der reizende Tag, verschwunden das herrliche, sonnige Wetter mit seinem leuchtenden Himmel, verpestet die frische, würzige Frühlingsluft durch einen häßlichen, penetranten Rauch: „Es ist Haarrauch," sagen die Leute.

Was ist der Haarrauch, wie entsteht er?

Bekanntlich ziehn sich in der Gegend von Rheine bis Papenburg, in Ostfriesland, dem angrenzenden holländischen Westfriesland, im Bremischen, im Oldenburgischen weit ausgedehnte Flächen Moores hin, das für die dortige Bevölkerung von größter wirtschaftlicher Bedeutung ist, da es nicht bloß einen billigen Brennstoff, den Torf, liefert, sondern zugleich auch einen höchst anbaufähigen Boden darbietet, namentlich seitdem durch Kanalbauten eine Entwässerung des Moors möglich geworden ist. Durch Abzugsgräben wird eine Moorfläche gewöhnlich in je fünf Schritt breite und je hundert Schritt lange Einzelflächen geteilt, die man Äcker nennt. In den Monaten Februar, März und April werden die mit Heidekraut und andern Pflanzenarten bewachsenen Äcker mit einer großen, unten spitz zulaufenden Hacke oder mit einem vierzinkigen Instrumente, dem Krabber, umgehackt, wobei der Arbeiter auf dem umgehackten Lande immer vorwärts schreitet; daß dieses Umhacken eine schwere Arbeit ist und einen starken Mann erfordert, braucht wohl kaum versichert zu werden. Darauf läßt man das so bearbeitete Land einige Zeit zum Abtrocknen liegen. Wenn Wind und Sonne dieses Geschäft besorgt haben, wird zum

Moorbrennen geschritten. Man füllt zu diesem Zwecke eiserne Pfannen mit trocknem, zerstückeltem Moor, zündet das an und läßt dann, indem man unter Beachtung der Windrichtung die Äcker entlang geht, hier und da glühende Kohlen fallen. Ist der Wind nur einigermaßen günstig, so läuft das Feuer von selbst über den Acker; doch dabei läßt es der Moorbrenner nicht allein bewenden, sondern begiebt sich selbst in Holzschuhen auf den rauchenden Acker und befördert durch Gabeln oder andre Werkzeuge bald die Verbreitung des Feuers, bald aber unterdrückt er das zu helle Feuer durch Überschütten mit unverbrannten Schollen und sucht auf diese Weise ein sogenanntes Schmullen, ein Schwelen hervorzubringen, wobei viel Rauch, aber wenig Flamme entsteht. Die den Acker umgebenden, etwa anderthalb Fuß breiten Abzugsgräben gewähren den Vorteil, dem Feuer auf den Seiten Grenzen zu setzen; doch fliegt es mitunter, namentlich bei starkem Winde, über diese Hindernisse, ja selbst über Kanäle hinweg und verbreitet sich, zumal nach langer Dürre, so schnell, daß die Gemeinden aufgeboten werden müssen, um die Torfgräbereien und Wohnungen zu schützen. Gleichwohl aber erlischt das Feuer, da der untere Boden feucht ist, nach kurzer Zeit; die abgebrannten Flächen sind dann mit einer Lage gelblich-weißer Asche bedeckt.

Je trockner das Moor und die Witterung ist, desto besser gelingt die Arbeit des Brennens. Des Taues wegen kann aber doch selten vor neun oder zehn Uhr morgens das Feuer auf dem Moore angezündet werden, und aus derselben Ursache pflegt es um acht Uhr abends schon wieder zu erlöschen. Die Mittagsstunden liefern daher das rechte Schauspiel von brennendem und rauchendem Moor. Durch eine solche Verbrennung der obersten, ausgetrockneten Moorschicht entsteht der lästige, das Klima verschlechternde Haarrauch oder Höhenrauch, der selbst im fernen Mittel- und Süddeutschland noch bemerkbar ist. Entwickelt schon ein einzelnes Torfstück am Feuerherde wenig Flamme, dagegen viel Rauch und einen durchdringenden Geruch, welche gewaltige Masse von Rauch und welchen erstickenden Brandgeruch müssen dann die vielen Tausende von Torfstücken abgeben, die noch nicht ganz ausgetrocknet sind! Dazu kommt, daß Tausende von Äckern zu derselben Zeit brennen, da sie gewöhnlich gleichzeitig abgetrocknet sind, und weil eben jeder den günstigen Augenblick benutzen will. Endlich ist das Moorbrennen polizeilich meistens nur bis zum 1. Juni erlaubt, eine Frist, die bei nasser Witterung wohl bis Mitte oder gar Ende Juni verlängert wird; im Juli aber zu brennen würde zwecklos sein, da das nun noch gesäte Korn nicht mehr zur Reife kommen würde.

In der Umgebung der brennenden Moore ist die Menge des Rauchs so dicht und so groß, daß man sich davon kaum eine Vorstellung machen kann, wenn man sie eben nicht selbst an Ort und Stelle gesehen hat. Der Himmel und die Sonne, die wegen der Bläue des Dampfes eine seltsame, bräunlich-rötliche Färbung erhalten, sind kaum noch zu erkennen, und die Dunkelheit ist dabei oft so groß, daß auf dem Moore der eine Arbeiter den andern in

einer Entfernung von zwanzig Schritt nicht mehr sehen kann. Allerdings wirkt hier der Höhenrauch, weil er noch nicht abgekühlt ist, weniger unangenehm, als wenn er in die entferntern Gegenden kommt. Zum erklärenden Vergleich können wir den Cigarrendampf im Rauchzimmer eines Wirtshauses heranziehn: solange er nämlich warm ist, belästigt er den Raucher nicht gar zu sehr; würde sich der Raucher aber am folgenden Morgen wiederum in dasselbe Rauchzimmer begeben, so würde er es hier nicht mehr aushalten können, weil der Rauch durch die nächtliche Temperatur abgekühlt und deshalb bitter, übelriechend und ganz unerträglich geworden ist.

Wirbelnd steigt der Rauch in die Höhe und bildet anfangs ganz dunkle Wolken, die oft so begrenzt sind, als wären sie mit einer Schere von der übrigen Atmosphäre gleichsam abgeschnitten; doch da er immer in Bewegung und Ortsveränderung ist, so kommt er mit den Strömungen des ewig beweglichen Luftmeers in Berührung und geht mit dem Winde rasch auf Reisen und wird von diesem je nach der Stärke bald geschwinder bald langsamer fortgeführt, meistens in südlicher Richtung. Moorrauch ohne Wind erscheint ganz selten, und leicht erklärlich ist die eigentümliche Beobachtung, daß auch bei sonst stiller Witterung fast jedesmal nachmittags, wenn Moor gebrannt wird, sich ein Wind erhebt; denn wie die Seewinde in den heißen Ländern periodisch dem Festlande zuwehen, um das durch die Hitze aufgehobne Gleichgewicht in der Atmosphäre wieder herzustellen, ebenso müssen auch beim Moorbrennen Winde aus kältern Gegenden dem brennenden Moore zugeführt werden, um das hier ebenfalls aufgehobne Gleichgewicht wieder herzustellen. Weil aber die Nordsee den erwähnten Moorbränden am nächsten liegt, so strömt auch die Luft am meisten von Norden zu; oft wird der nördliche Wind auch durch den Ostwind ersetzt, zumal im Beginn der Brennzeit, und zuweilen dreht sich der Wind, aus noch unbekannten Ursachen, aus Norden nach Osten. Zwar sind die Winde aus südlicher und westlicher Richtung nicht gänzlich ausgeschlossen; doch herrscht der Nordwind vor.*) Daher haben denn auch die südlich liegenden Länder Deutschlands vom Moorrauch den häufigsten Besuch zu erwarten, während man auf den nordfriesischen Inseln, in dem durch seine Kiebitzeier berühmten Jeverlande, in Butjadingen usw., also in Landstrichen, die in nächster Nähe der brennenden Moore liegen, von dem Höhenrauch kaum etwas bemerkt. Daß der vom Nordwinde entführte Rauch häufiger von einer entgegengesetzten Luftströmung zurückgebracht wird, beweisen die Nachrichten über den Moorrauch des Jahres 1863; in diesem Jahre war nämlich der Moorrauch aus den nördlichen Gegenden nach Belgien und Frankreich ge-

*) Dies geht auch aus der Tabelle hervor, die der Oberpräsident von Vincke in Münster am Ende des Jahres 1821 drucken ließ, und worin der Wind- und Moorrauchstrich dieses Jahres vom 14. Juni bis Ende dieses Monats an zwanzig Orten vermerkt ist; denn aus dieser Tabelle ergiebt sich, daß in der ganzen Periode des Moorbrennens tagtäglich ein Nordwind geherrscht hat, überall, mit Ausnahme eines einzigen Ortes, Rheda, wo einmal ein westlicher Wind bemerkt worden sein soll.



trieben worden, hatte sich aber dann gewandt und nun die Richtung nach Ungarn und Siebenbürgen genommen.

Als eine Wirkung des Moorrauchs muß man es auch ansehen, daß man zu dieser Zeit fast keine Gewitter hat. Zwar lassen sich oft in den Tagen des Moorbrennens Gewitter in der Entfernung „sehen" und kommen auch wohl im Moorgebiet zum Ausbruch, wenn mehrere Tage ohne Höhenrauch verstrichen sind; im allgemeinen hat aber der Volksmund recht, wenn er behauptet, daß der Moorrauch den Regen verbeiße. Nach dem Höhenrauch folgt eine dunkle, trübe und kalte Luft, die oft lange anhält, und durch die uns die angenehmsten Tage im Mai und Juni verdorben werden.

Der Zweck des Moorbrennens ist, in der Asche der obersten Moorschicht eine an Pflanzennährstoffen reiche Bodenkrume zu schaffen und so das Moor zum Buchweizenbau nutzbar zu machen. Wenn dieses nämlich abgebrannt ist, bleibt es vorläufig liegen, damit es sich völlig abkühle. Gegen Ende Mai, bei ungünstiger Witterung natürlich später, sät man Buchweizen in die Asche und schleift ihn mit einer umgekehrten Egge ein. Gar bald ist der Buchweizen, der, falls er nicht von den Nachtfrösten des Junimonats zu leiden hatte, in kräftigem Stamme einen Meter und höher emporschießt, reif und kann gemäht werden; „in elf Wochen aus dem Sack und hinein," heißt es von ihm in einer alten Bauernregel. Die trockne, in Garben gelegte Frucht nun unter Dach zu bringen bedient man sich besondrer Wagen, deren etwa fünfzehn Centimeter breite Radreifen noch mit Stroh umflochten werden, um das Einsinken in den nassen, trügerischen Moorboden zu verhüten; denn aus leicht erklärlichen Gründen führt der Weg zu den bebauten Äckern fast immer nur durch unentwässertes, unkultiviertes Hochmoor. Den vor den Wagen gespannten Pferden oder Kühen aber werden Bricken, eine Art von hölzernen Hufen mit breiter Sohle, an die Füße gebunden; doch trotz solcher Vorsichtsmaßregeln kommt es oft genug vor, daß diese Zugtiere bis an den Leib in dem weichen Moore versinken. Zehn Jahre lang kann dieselbe Moorfläche in der geschilderten Weise gebrannt werden, bis ihr Alkaligehalt völlig erschöpft ist; dann läßt man sie vierzig bis fünfzig Jahre brach liegen und wählt andre Flächen für die Brandkultur aus.

Die beschriebne Brandkultur stellt die erste und roheste Periode der Moorkultur dar. Da sie, indem sie von der Witterung abhängt, nur zu oft alle Arbeit und Mühe vergeblich macht und deshalb die Moorbewohner in die traurigsten Daseinsverhältnisse bringt, so hat man in der sogenannten Fehnkultur einen Ersatz gesucht. Dieses holländische System, das am großartigsten in den östlichen Provinzen der Niederlande, in Groningen, Drenthe, Overyssel ausgebildet worden ist, besteht der Hauptsache nach darin, daß vom Flusse aus ein Kanal in das Moor hineingebaut wird, und daß von diesem Hauptkanal wieder Seitenkanäle, Wieken oder Inwieken, d. h. Einweichungen, Einlenkungen genannt, rechtwinklig abgezweigt werden. An diesen Kanalanlagen graben die Ansiedler die oberste, als Torf unbrauchbare Moorschicht ab, ge-

winnen aus den tiefern Schichten den Torf und verwandeln das Hoch- wie das abgetorfte Moor, indem sie dieses mit der aus den Kanälen ausgehobnen Sandmasse und mit dem aus den Emshäfen herbeigeholten Schlick (einer mit Meerwasser völlig gesättigten Kleierde) vermengen, in eine überraschend fruchtbare Ackerkrume, die jahraus jahrein glänzende Ernten bringt. Nicht bloß Buchweizen gedeiht auf dem so geschaffnen Boden ganz vorzüglich, sondern auch der Bau von Roggen, Hafer, Kohl, Kartoffeln und Hülsenfrüchten ist sehr lohnend; ja fast der Marsch nahe kommen der Körnerertrag und der Graswuchs. Vom Weißkohl (Brassica oleracea) habe ich verschiedentlich Stämme gemessen, die die beträchtliche Höhe von 2 bis 2,30 Metern erreichten. Wo früher große, öde, bloß mit Heide, Lachen und Tümpeln bedeckte Flächen Hochmoores waren, sind so durch den Fleiß und die Beharrlichkeit der Kolonisten reiche, behäbige Bauernsitze und große Dörfer und Gehöfte entstanden, die sich in einen ansprechenden Schmuck von schillernden Wiesen, Kornfeldern und Gehölzen zu kleiden verstanden haben. Das großartigste Beispiel einer solchen Moorkolonie ist Papenburg. Als wüster, unwirtlicher Sumpf, worin außer einer verödeten Burg keine Spur menschlicher Betriebsamkeit vorhanden war, wurde sie 1631 durch Kauf Eigentum des münsterischen Drosten des Emslandes, Diederich von Velen; dieser faßte, um zugleich den unerschöpflichen Vorrat an Torf ins Ausland senden zu können, den Plan, eine Kolonie nach holländischem Kanalsystem anzulegen. „Wir wollen es versuchen, sagte der wackere Mann mit den Gefährten der Unternehmung, ob nicht durch menschlichen Fleiß und unsre Arbeit der bisher öde und wüst gelegne Morast zu unserm eignen und andrer Leute Nutzen verwertet werden kann.“ Deshalb wurde ein Kanal bis an das alte Haus Papenburg gegraben und für dreitausend Thaler ein Siel erbaut, das dem Wasser den Ausgang in die Ems eröffnete. Die während der Wirren des Dreißigjährigen Kriegs angelegte Kolonie zählte im Jahre 1661 schon fünfzehn Häuser. Hermann Matthias von Velen, der die Güter und das Drostenamt vom Vater erbte, ließ in Ost- und Westfriesland seine Einladungen und Anerbietungen für fleißige Hände verkünden (vergl. Kindlingers Handschriften, 35. Band); im Jahre 1674, als man den Kirchenbau begann, zählte die Kolonie schon 34 Häuser, und um 1700 war die Häuserzahl bis 78 angewachsen. Im Jahre 1860 wurde sie zur Stadt mit drei Kirchen, ungefähr 800 Häusern und mehr als 7000 Einwohnern, die 1853 der von Velenschen Familie die Rechtsansprüche an das Fehn für 100000 Thaler hatten abkaufen können, und ist jetzt eine der ansehnlichsten Reedereiplätze der Provinz Hannover.

Das Wort „Haarrauch“ findet sich zuerst in einer im Grimmschen Wörterbuche herangezognen Verordnung des Fürsten Ernst August von Osnabrück vom 20. April 1720 (vergl. Mösers Osnabrücker Geschichte, 1. Teil, 2. Abteilung): „Nachdem seit einigen Jahren wahrgenommen, daß in diesem unserm Fürstentum und Hochstifte sowohl als denen benachbarten Landen die Heiden- und Torfpfennen, um etwan Buchweitzen darinnen zu säen oder sonsten von

denen Unterthanen angezündet werden, und dann der davon hergekommne Gestank und sogenannte Haarrauch nicht allein sehr ungesund usw.“ Weil man in Ostfriesland und im Oldenburgischen keinen Haarrauch, wohl aber Moorrauch kennt, so scheint jenes Wort aus dem Emslande oder aus Westfalen zu stammen, wo man unter Haar eine Anhöhe versteht. So heißt es in Freiligraths Glaubensbekenntnis 19 (Zeitgedichte, Mainz, 1844) also:

> O, schweift ich wieder, wo ein Bursch ich war,
> Auf meiner waldbewachsnen Haar —

Und in seinem westfälischen Sommerliede schreibt er:

> Es singt ein Vöglein auf der Haar,
> Am Elbstrom und am Maine —

Erhalten ist das Wort „Haar“ bekanntlich noch in dem Namen der hügligen Anhöhen, die sich im Süden der Ruhr hinziehn. „Da für Haarrauch auch die Benennung Höhenrauch gebräuchlich ist, heißt es in dem Grimmschen Wörterbuche, so wird nichts hindern anzunehmen, daß beide Wörter dem Sinne nach gleichwertig sind und Höhenrauch zu Haarrauch sich verhalte wie die hochdeutsche Übersetzung zu einer provinzialen Originalform, um so mehr, als das Phänomen des Höhenrauchs sich durch die Trübung der Höhen zuerst zu erkennen giebt.“ Auch Heirauch (vom althochdeutschen hei = dürr, trocken gebildet) wird diese Erscheinung genannt, namentlich in Bayern. Herauch oder Heerrauch dürfte wohl nur eine mundartliche Ablautung von Heirauch oder Haarrauch sein, da die Mundarten es ja lieben, die vollen Vokale zu verflüchtigen, eine Erscheinung, die besonders in Schwaben und in den Rheinlanden zu Tage tritt; oder es wurde Höhenrauch zu Heenrauch verflüchtigt und dann n dem r assimiliert, ein Vorgang, der durch viele Beispiele nachgewiesen werden kann; daß aber Heerrauch mit dem agſ. har = grau, englisch hoar, z. B. in hoar-frost, zusammenhängt, erscheint mir unwahrscheinlich.

Der stärkste Höhenrauch muß wohl im Jahre 1783 aufgetreten sein, da von ihm in alten Schriften so viel Aufhebens gemacht wird. Er drang sogar bis Italien. Während einige ihn als Moorrauch bezeichneten, hielten andre ihn für vulkanischen Ursprungs, für das „Produkt eines unterirdischen, immer von neuem unterhaltnen Gärungs- und Kombustionsprozesses“ in Italien, und der „Teutsche Merkur“ bringt im Aprilstück des Jahres 1784 als Beweis für seine Behauptung die „Briefe des Herrn Michael Torcia in Neapel an den Herrn Professor Toaldo zu Padua von dem Höhenrauch des vergangnen Jahres zu Neapel und in Kalabrien,“ aus denen folgende Stelle wiedergegeben sei: „Unser diesjähriger [Nebel] hat gewiß zuerst seinen Ursprung in Kalabrien gehabt, wo er sich schon im Februar dieses Jahres, aber nur schwach, zeigte. Nach und nach vermehrte er sich so stark, daß man im Juni, als er die größte Höhe erreichte, in Neapel den Vesuv und andre hohe Gegenstände aus der Ferne nicht mehr erkennen konnte. Von nun an verbreitete er sich nach allen Seiten hin. Schiffe auf dem Adriatischen und Mittelländischen Meere konnten

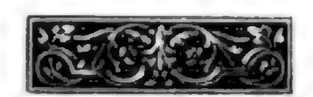
die Küste nicht sehen, und dies gab zu vielen Unglücksfällen Anlaß. Man weiß, daß dieser Nebel nicht allein zu Gibraltar, in Morea, Konstantinopel, im Thrazischen Bosporus gesehen worden ist, sondern sich auch bis nach China und Formosa erstreckt hat. Selbst nach den Antillischen Inseln und in Amerika soll er bemerkt worden sein. Den Zeitungsnachrichten zufolge hat man ihn an der Themse, Seine und Weichsel beobachtet. Starke Erderschütterungen, die sich bis nach Island erstreckten, waren damit verbunden. Kalabrien war indes das Zentrum von allen diesen Erscheinungen." Wir wollen uns nicht mit Michael Torcia über die Natur des Rauches aus dem Jahre 1783 streiten, aber es ist eine unumstößliche Thatsache, daß man über den Haarrauch lange, ja noch in unserm Jahrhundert, ganz verschiedner Meinung war. Weil man die Beobachtung gemacht hatte, daß sich einige Stunden vor den Gewittern oder auch wohl zwischen zwei Gewittern ein „Gewitterrauch" namentlich auf den Höhen durch „elektrischen Phosphorgeruch" bemerkbar mache, so suchte man deshalb auch den Haarrauch aus denselben Einflüssen zu erklären und sah ihn als ein „zersetztes Gewitter" an. Nach Schön z. B. (in Kastner, Archiv für die gesamte Naturlehre, 1827, X, 4) ist bei der Bildung des Höhenrauchs nebst dem vorausgegangnen schnellen Temperaturwechsel die Luftelektrizität vorzüglich thätig; deshalb vertrete ein solcher Nebel solange die Stelle eines Gewitters, als er nicht entweder in Rieselregen aufgelöst oder durch starke Winde zerstreut werde. Auch Wiegmann (Archiv des nördlichen Apothekervereins XVIII, 2) sieht den Höhenrauch für die Folge eines elektrischen Prozesses an.

Uns erscheint dieses Bemühen der Gelehrten, dem Haarrauch in der Ferne sein wahres Vaterland streitig zu machen, ebenso vergeblich als lächerlich; daß man jedoch so lange über die wahre Natur im unklaren bleiben konnte, ist nur zu erklärlich. Damals waren die einzelnen Länder des Deutschen Reichs noch nicht wie heute durch Schienenwege einander nahe gerückt, und darum war die Kenntnis unbedeutender Gegenden vielfach ganz gering. Man wußte nichts von der ungeheuern Ausdehnung der Moore im nordwestlichen Deutschland, von denen allein die Bourtanger Moorwüste schon eine Länge von ungefähr fünfzehn Stunden und eine Breite von zwei bis drei Stunden hat. Wenn auch die Moorbrenner versicherten, daß der Haarrauch eine Folge des Moorbrennens sei, so schüttelte man doch ungläubig den Kopf; denn man konnte es sich nicht denken, daß das Brennen von Moorflächen eine so gewaltige und so weithin wirkende Masse von Rauch zu entwickeln vermöge.

Die Moorbrandkultur soll, wie man immer angegeben findet, der Pfarrer Bolenius zu Hilshausen bei Aurich in den Jahren 1707 bis 1712 eingeführt haben. Dies ist ein Irrtum. Eine noch ungedruckte Verordnung des Landdrosten im Emslande aus dem Jahre 1583 spricht über das Moorbrennen wie über eine uralte Gewohnheit und befiehlt zugleich, die zu brennenden Äcker mit den notwendigen Gräben zur Löschung des Feuers zu umziehn; würde aber die Macht des Feuers diese Schranke nicht achten und die nahen Esche und Dörfer



bedrohen, dann sollte die Nachbarschaft auf den Ruf der Brandglocke zur Dämpfung des Feuers herbeieilen. Eine ebenfalls noch ungedruckte Verordnung vom 24. Mai 1701 sagt, daß jährlich große Felder umgehackt und gebrannt würden, wobei die Schaftrift und die Wildbahn große Beeinträchtigung erleide; darum werde bei 25 Goldgulden Strafe das Umhacken, Brennen und Besäen des Moores verboten, es sei denn, daß zuvor eine schriftliche Erlaubnis dazu eingeholt sei, die zugleich die Größe des zu brennenden Ackers genau angeben müsse.



Unsre Volksmärchen in Afrika

Von Robert Petsch

Das rege Interesse, das man heute auch in weitern Kreisen unsern Kolonien entgegenzubringen pflegt, hat zu einer größern Wertschätzung der Völkerkunde überhaupt geführt, die aus unscheinbaren, dilettantischen Anfängen zum Range einer exakten Wissenschaft erhoben, durch staunenswert reiches Material gefördert und durch straffe methodische Zucht gestählt zu haben Adolf Bastians unsterbliches Verdienst bleibt. Gerade er hat vor allem auch dem Seelenleben der Naturvölker seine Aufmerksamkeit zugewandt und damit der Volkskunde, die ja gerade den Äußerungen gemeinsamen Gedankenlebens in Sitte und Brauch, Dichtung und Glaube nachgeht, den Weg geebnet. So wird denn auch bei den „wilden“ Stämmen heute eifrig nach Sagen und Märchen, Liedern und Rätseln geforscht und manche reiche Garbe in die Scheuern eingebracht. Etwas mehr treten die alten Kulturvölker der außereuropäischen Länder zurück, und gerade in Afrika, das jetzt aller Blicke auf sich zieht, wäre ein ungemein dankbares Forschungsgebiet, der berberische Nordwesten, vielleicht für immer brach liegen geblieben, und diese eigentümliche Kultur von arabischem Wesen so überschwemmt worden, daß eine spätere Aufdeckung unmöglich gewesen wäre, wenn sich nicht ein trefflicher jüngerer deutscher Gelehrter, der Leipziger Orientalist Hans Stumme mit gründlichen Vorkenntnissen und Liebe zur Sache an die Arbeit gemacht und mit gleich glücklicher Hand, wie sein französischer Vorgänger Basset, reiche Ernte gehalten hätte. Aus seinen Sammlungen hat er vor kurzer Frist eine neue Gabe den Orientalisten sowohl als den Märchenforschern beschert: seine „Märchen und Gedichte aus der Stadt Tripolis in Nordafrika.“*)

*) Leipzig, J. C. Hinrichs, 1898.

Stumme ist im Sammeln unermüdlich. Nicht nur in Afrika, im lebendigen Verkehr mit den Eingebornen, deren Sitte und Sprache bis in die kleinsten Dialektnuancen hinein er beherrscht wie kein andrer, sondern auch in Europa ist er eifrig am Werke. Sobald eine Akrobatentruppe, eine reisende Arabergesellschaft in Deutschland auftritt, bei der es etwas für ihn zu lernen giebt, scheut er die Reise nicht — und die Früchte bleiben nicht aus. So hat er mit dem soeben heimgegangnen Orientalisten Socin zusammen der Gelehrtenwelt den Dialekt der Houwara in Marokko erschließen dürfen, indem er bei einer Truppe zufällig einen sechzehnjährigen Burschen dieses Stammes fand, dem er seine Sprache, seine Märchen und Rätsel ablernte. Im Publikum hat man kaum eine Ahnung von der Schwierigkeit eines solchen Beginnens. Zu der natürlichen Unbegabtheit des Versuchsobjekts, seinem mangelhaften Denk- und Ausdrucksvermögen auf der einen, zu der natürlichen Lust, den neugierigen Frager hinters Licht zu führen auf der andern Seite, tritt noch die Schwierigkeit der fremden Sprache, die meist sehr schnell gesprochen wird, und die sich vor allem dem Dialekte der Umgebung — in diesem Falle waren es Schluh aus Marokko — so überaus rasch angleicht, daß schon nach wenig Monaten jedes Bemühen, die ursprüngliche Sprechweise wieder zu erkennen, fehlzuschlagen pflegt.

Auch die neue Veröffentlichung bringt neben den Texten, die im Original und in trefflicher Übersetzung mitgeteilt werden, eine Skizze des Dialekts, d. h. die erste wissenschaftliche Grammatik des Tripolitanischen, die mit sicherer Beherrschung aus dem Rohmaterial herausgearbeitet ist, und ein Wörterbuch. Für den Nichtorientalisten wird ja die Übersetzung das Interessanteste sein.

Unsre Märchen, unsre Lieblinge von den Tagen der Kindheit an, die wir noch immer mit inniger Freude genießen können, wenn wir uns nur ein kindliches Herz bewahrt haben, finden wir hier am Rande der Wüste wieder. In grauen Tagen der Vorzeit an einem noch unbekannten Mittelpunkte in reichster Fülle aufgesprossen, in Indien zuerst zu didaktischen Zwecken auf das köstlichste ausgedichtet, sind sie, wohl durch Vermittlung der Araber, nach Afrika gedrungen; dieses Volk, das im geistigen Austausch der Völker eine ähnliche Rolle gespielt hat, wie einst die Phönizier oder heute die Engländer im Welthandel, hat die Keime der schlichten Wundergeschichten, die es von weither überkam, so gut zu den Suahelinegern wie zu den Berbern oder nach Spanien und damit nach Europa übertragen.

So sind es denn altvertraute Motive vom Däumling und vom Menschenfresser, von Allerleirauh und Sneewittchen, die wir hier wieder antreffen — aber alles in orientalischem Gewande. Denn darum eben dürfen wir von tripolitanischen, von tunesischen, von französischen und deutschen, ja von ostpreußischen und bayrischen Märchen reden, weil jedes Volk, jeder Stamm den alten Keim zu neuem, eigenartigem Leben auftreibt, weil überall das Volk das überkommne Gerippe des Märchens mit Blut von seinem Blut erfüllt, mit Fleisch von seinem Fleisch umkleidet.

Auch die Märchen haben ihre Geschichte. Sie werden dem Zeitgeschmack entsprechend umgestaltet, manches Motiv geht spurlos verloren, andre hinterlassen noch Zeichen ihres einstigen Daseins, die nun unverständlich werden, andre werden auf Grund äußerer Ähnlichkeiten der Handlung, oder innerer in der Zeichnung des Helden, miteinander verschmolzen u. s. f. Gerade unsre tripolitanischen Märchen zeigen die Neigung zur Länge. Nachdem wir dem Helden durch eine Reihe von Gefahren gefolgt sind und mit ihm gefürchtet, gelitten, gekämpft und durch die Worte der Geliebten Trost empfangen haben, müssen wir mit ihm heimkehren und in Gegenwart seiner Verwandten die ganze Geschichte noch einmal genießen. Das ist orientalisches Schwelgen im Erzählen, der Gegensatz zu unserm Geschmack, der nach Knappheit und Einfachheit schaut. Auch die Übertragung verschiedner Motive auf eine Person ist beliebt. So gut wie wir haben die Tripolitaner ihren Eulenspiegel, den Dschuha, der gleich unserm Bauern im Märchen vom „guten Handel" den Juden um Geld, Tier und Kleidung betrügt, dann aber sich selbst zu Schaden bringt, indem er die auf dem Markte gemachte Erfahrung, daß eine tragende Kuh sich leicht verkaufe, in verkehrter Weise beim Ausbieten seiner Tochter anwendet und nun keinen Schwiegersohn bekommt.

Die oft im Märchen ausgesprochne Ansicht, daß der körperlich Zurückgebliebne geistig um so weiter voranstehe, ist am kräftigsten in der Däumlingsgeschichte ausgesprochen, die sich ja in Immermanns „Tulifäntchen" schon zu einem kleinen Roman erweitert hat. So sind auch in unsrer Sammlung alle möglichen Anekdoten von kleinen und scharfsinnigen Menschen auf das „Hälbchen" übertragen, dessen Geschichte wir hier kurz betrachten, und an der wir auch einige Stilbeobachtungen machen wollen.

Gleich im Eingang sind zwei weitbekannte Motive miteinander verknüpft. Wir wissen auch in deutschen Märchen von kinderlosen Paaren, die auf übernatürliche Weise die Erfüllung ihrer Wünsche erlangen. Im Orient sind da besonders zwei Abarten solcher Erzählungen beliebt. Entweder giebt ein Unbekannter dem Ehemann einen Apfel — das Symbol der Fruchtbarkeit —, nach dessen Genuß die Frau einen Knaben zur Welt bringen soll, oder die Frau bittet um ein Kind, „und sei es auch nur eine Spanne lang" u. dergl., welcher Wunsch dann wörtlich in Erfüllung geht. Auch erscheint das Apfelmotiv nach beliebter Märchentechnik wohl verdreifacht, sodaß zugleich mit dem Knäblein dem Manne auch ein Zauberfüllen aus seinem Pferde und ein wunderbares Junge von seinem Falken beschert werden, die dann später dem Helden auf dem Wege zum Glück behilflich sind. In unserm Märchen ist das Motiv sogar verzwölffacht — eigentlich recht zwecklos.

Ein guter Alter beschenkt ein kinderloses Paar mit zwölf Äpfeln, die die Frau essen soll. Da sie aber einen halben Apfel ihrer Schwester giebt, so ist das zwölfte der Kinder nur „ein halb fertig geworbner Mensch," dafür aber schlauer als die andern zusammen. Als die Jungen herangewachsen sind, sollen sie sich aufmachen, um die zwölf Töchter ihres Oheims zu freien. Unterwegs

verlockt sie eine Alte, unter dem Vorgeben, die Tante der Knaben zu sein; Hälbchen aber wittert Unrat und warnt die Brüder vor dem Menschenfresser und seiner Frau, wird aber verlacht. Ganz ähnlich nun, wie „Däumling" im deutschen Märchen die Krönlein der Riesentöchter im Finstern sich und seinen Brüdern aufsetzt, so vertauscht „Hälbchen" das weiße und das rote Tuch, das die Menschenfresserin über die beiden Betten gebreitet hat, in deren einem die zwölf Buben liegen, während im andern ihre zwölf Töchter schlafen. Als die Alte des Nachts kommt, tötet sie ihr eigen Fleisch und Blut, und nur die jüngste Tochter bleibt am Leben; da schwört sie Hälbchen grimmige Rache. Dieser bringt inzwischen seine Brüder zu dem richtigen Oheim und bekommt als Jüngster die jüngste Tochter zur Frau. Da sie aber die Hübscheste ist, so erweckt er den Neid seiner Brüder. Das ist ein neues Motiv, wie es ja auch Tieck in seinem Däumlingsdrama hübsch verwertet hat. Kraft der Erinnerung nun an andre Märchen, wo neidische Brüder den Jüngsten zu beseitigen suchen, tritt jetzt eine Umbiegung der Erzählung ein.

Gerade wie im Märchen vom „goldnen Vogel" lassen die elf ihn in einen Brunnen fallen und nehmen seine schöne Braut mit sich. Wieder folgt ein neues Motiv: das von den „hilfreichen Tieren"; ein Fisch im Brunnen giebt ihm eine Schuppe, die er in der Not verbrennen solle. Das Motiv wird aber später eigentlich nicht mehr berührt. Es stammt eben aus der Geschichte von dem betrognen Jüngsten und seiner wunderbaren Rettung. Da aber unser Märchen plötzlich wieder zum Anfange zurückschwenkt, so blieb die Schuppe unverwertet und läßt die Naht der Erzählung erkennen — ein Fehler in der Komposition. Es folgt nun eine köstliche Reihe von Gaunerstreichen, die mit frischem Humor, wenn auch nicht ohne manche Roheiten, erzählt sind. Hälbchen geht nämlich, wie die beiden Marien in der „Frau Holle," unter dem Brunnen ruhig fort und trifft eine alte Bekannte — die Menschenfresserin, die ihn sofort mit sich nimmt, um ihn für ihren Mann zu schlachten. Wir nähern uns also dem Hänsel- und Greteltypus. Schon hat der Unhold Brennholz herbei geschafft — er vollzieht im wesentlichen immer die Befehle seiner an Geist und Bosheit ihm weit überlegnen Frau —, als Hälbchen den Vorschlag macht, sie sollten ihn doch erst tüchtig mästen. Mit der Mahnung: „Fleisch, Schmalzbutter und Rotwein, damit werde ich fett," verschafft sich der Schelm eine lange Reihe guter Tage. Überhaupt giebt er in lustigster, ganz unbesorgter Weise selber alle Anordnungen.

Er schickt die beiden Alten aus, um die Nachbarn zum Schlachtfeste zu laden, während er selber mit ihrer Tochter das Brennholz hackt, dabei dem Mädchens unversehens den Schädel spaltet und entflieht. Auf übernatürliche Weise gelangt er auf einen eisernen Turm ohne Thür. Er selbst giebt nun wieder dem Menschenfresserpaare die Anweisung, wie er zu fangen sei. Sie sollten nur den Turm glühend machen und ihn dann umstürzen. Als aber dann die Riesen den glühenden Turm umstoßen wollen und schließlich mit den Köpfen dagegen rennen, verbrennen sie alle, und nur das Weib bleibt übrig.

Nachdem er ihr noch auf eine hier nicht wiederzugebende, aber höchst unsaubre Weise Seife und Wasser verschafft hat, spielt sich eine Szene ab, die auf das lebhafteste an Kasperles Streiche auf dem Puppentheater erinnert. Überhaupt ist sie dramatisch belebt. Aber, liebes Hälbchen, ruft die Menschenfresserin, werde ich dich niemals einfangen?

Du willst mich einfangen? Ja, ich habe dir scheußlich mitgespielt! Na, komm nur her und töte mich.

Wie soll ich dich denn töten?

Das ist ja ganz leicht.

Wieso?

Ich werde dir jetzt ein Seil herunterlassen; binde dich daran fest, und ich werde dich an ihm emporziehn!

Recht so! — Zieh mich jetzt empor!

Hast du dich auch fest angebunden?

Jawohl!

Hab keine Angst.

Nein, ich habe keine Angst.

Als sie bald oben ist, läßt er das Seil los, und sie bricht sich den Hals. Er aber ruft ihr noch nach:

Gott sei dir nicht gnädig! Du hast mich schön angestrengt! Ich habe dich heraufgezogen, bis das Seil mir meine Hände wund rieb; aber nun bin ich dich los!

Kaum aber ist Hälbchen dieser großen Gefahr entronnen, als ihm schon wieder eine Menschenfresserin, nur von einer mildern Sorte, begegnet. Sie erzählt ihm, daß sein ältester Bruder soeben im Begriff stehe, Hälbchens Frau zu heiraten. Er muß also auf schnellste Rückkehr bedacht sein, wie sie im Märchen öfters vorkommt — das weitverbreitete Motiv von dem „heimkehrenden Gatten“ —, wobei aber die hilfreichen Wesen immer ihr Opfer fordern, sei es, daß der Held nicht einschlafen darf, ohne mit Leib und Seele dem Reittiere — meist einem Teufel — zu verfallen, oder daß er sich Fleischstücke ausschneiden und seinen Helfer damit füttern muß, damit er nicht ermüde. In unserm Falle ist die Bedingung so gewählt, daß das Märchen dadurch abermals eine Verlängerung erfährt: die Menschenfresserin erbietet sich, Hälbchen zu seiner Frau zu bringen, aber sie verlangt dafür alle Söhne, die er von ihr gewinnen werde. Er sagt zu, und die Menschenfresserin bringt ihn nicht nur zur rechten Zeit zurück, sondern tötet auch, in einen Skorpion verwandelt, seinen ältesten Bruder durch einen Stich ins Ohr. Vor dem anfangs erzürnten Vater stellt sich bald die Unschuld seines Jüngsten heraus.

Als aber Hälbchen nun ein Söhnlein geboren ist, erinnert er sich voll Reue seiner Verpflichtung, und das alte Motiv von dem Kinde, das dem Teufel verschrieben ist, ihm aber durch List wieder abgejagt wird, erscheint hier umgebogen und wundersam vertieft. Das Kleine wächst unter schweren Sorgen der Eltern heran. Eines Tags redet ihn die Menschenfresserin beim Spiel

auf der Straße an: „Sag deinem Vater folgende Rede: Ich will das anvertraute Pfand haben. Wann kann ich es abholen?" Der Kleine vergißt die Bestellung des Auftrags, und am andern Tage wiederholt sich die Straßenszene. Diesesmal aber steckt die Alte dem Kinde einen Ring an den Finger, und als bei Tische die Mutter verwundert nach der Herkunft dieses Schmucks fragt, erfährt sie zu ihrer Bestürzung, daß ihre Befürchtungen nun eingetroffen sind. Traurig kleiden sie am andern Tage den Kleinen aufs schönste an — es ist hübsch geschildert, wie er vor den andern Kindern mit seiner Herrlichkeit prahlt — und heißen ihn mit der fremden Frau fortgehn. Nach einem Jahre kann Hälbchen seiner Sehnsucht nicht mehr Herr werden — er kehrt zu der Stelle zurück, wo er damals die Menschenfresserin getroffen hat. Um Mitternacht erscheint sie auch und kennt schon den Grund seiner Angst. Denn seine Frau hofft, ihn zum zweiten male mit einem Knäblein zu beschenken, und er fürchtet, auch dieses zu verlieren. Auch möchte er sein erstes Kind noch einmal sehen. Das geschieht; aber der Knabe spricht: „Lieber Vater, laß mich los! Ich habe eine Mutter gefunden, die besser ist als meine Mutter, und einen Vater, der besser ist als mein Vater," und auf seine Fürbitte hin verspricht auch die Menschenfresserin, die andern Kinder Hälbchens zu verschonen. Da ist ers zufrieden, wie die Mutter, die ihr Kind mit dem „Thränenkrüglein" gesehen hat, und kehrt fröhlich heim.

Wir können der Geschichte reiches Lob nicht versagen, wenn wir nur bedenken, daß der Orientale von Rundung, Motivierung und Komposition andre Begriffe hat als wir. Und auch sonst spüren wir es in unserm Märchen, wie in allen der Sammlung recht deutlich, daß die Sonne des Orients sie ausreifen ließ. Da sind zunächst gewisse Motive, die gerade im Orient beliebt sind, wie die Einführung feindlicher Wesen als Verwandter, die auch in indischen Volksmärchen bekannt ist; hier verlockt etwa ein Dämon den jungen König in der Maske eines Jagdtiers in die Einsamkeit, nimmt dann seine wahre Gestalt an, tötet und frißt ihn, wofür der Sohn des Getöteten später dem Ungeheuer den Kopf abschlägt. Dieser Kopf aber redet dann der etwas beschränkten Mutter des Jünglings ein, er gehöre ihrem toten Gatten, und hetzt sie zum Hasse gegen ihren Sohn auf. Auch die angenommne Maske fehlt in unsrer tripolitanischen Märchengruppe nicht. Da hat sich ein Menschenfresser in einen Mörser verwandelt, den ein junges Mädchen findet, aber immer wieder aus ihrem Korbe verliert, bis sie sich dem Funde zuliebe von ihren Gespielinnen trennt und nun von dem Unhold, der plötzlich seine wahre Gestalt annimmt, entführt wird. Aber auch in der Stilisierung der Märchen ist der Orient sofort erkennbar. Wenn der Turm, auf dem Hälbchen sitzt, rotglühend wird, „wie eine Koralle," wenn Fürsten unerkannt durch die Straßen wandeln, Harun Alraschid in eigner Person auftritt, wenn der Mensch in nahe Beziehungen zu den Tieren des Morgenlands, etwa zu Löwen und Schlangen tritt, so spüren wir die Luft des fernen Ostens. Stil und Sprache stehn nicht zurück. Seine Gedanken kleidet der Orientale in Worte ein, er erzählt ausführlich,

was er vorhat, im Selbstgespräch: „Nach der Aussage des Mannes muß ich jetzt in der Nähe des Schlosses sein. Nun, ich werde heute nacht hier an der Quelle schlafen, und wenn es Morgen wird, wird sich ja das Schloß zeigen.“ Dabei braucht nicht einmal besonders erwähnt zu werden, daß der also angekündigte Plan auch wirklich zur Ausführung gelangt. Knapp und prägnant aber ist auch der Orientale, wenn er altüberkommne Weisheit in heimischer Prägung ausgiebt, in seinen Sprichwörtern. Eine That, eine Rede wird gern damit eingeleitet. Wenn die Fäden des Intriguengewebes so dicht verknotet sind, daß es kein Entwirren mehr giebt, und nur noch ein Zerreißen hilft, so heißt es wohl: „Wenn die Lüge retten kann, so kann es die Wahrheit noch viel eher.“

Auch sonst mischt der Orientale gern allgemeinere Gedanken in die Rede und vergißt nicht den frommen Entschluß: „Morgen — nun, ich hoffe, den Tag zu erleben — will ich dorthin gehn.“ Mißt er doch dem gesprochnen Worte eine große Bedeutung bei und ist eher als wir modernen Menschen zum Fluchen und Schelten geneigt. Da führt eine ganze Stufenleiter vom einfachen Schimpfwort: „Sau“ bis zu so raffinierten Verwünschungen wie jene, die ein Mädchen einem unheilverkündigenden Stiere zuruft: „Gäbe mir nur der Prinz dein Auge, so wollte ich mir einen Spiegel daraus machen lassen und mich von vorn und von hinten darin betrachten. Dich sollte er blind machen und nochmals blind, und deine Gurte sollte er zwischen deinen Vorderfüßen herumbaumeln lassen — sieben Tage und sieben Nächte.“ Oft genug folgt dem Worte die Erfüllung, wie denn der Menschenfresser der Schönen, die ihm entflieht, mit seinem Fluche einen Eselskopf und Basthaare anzaubert; Vergleiche mit Tieren und sonstigen verachteten Wesen sind gewöhnlich. „Du Hund und Sohn eines Hundes“ flucht der Marokkaner, und selbst den Wolf, der ihn bestohlen hat, nennt er: „du Judenjunge.“ Auch sonst wirft man dem Juden schlechte Eigenschaften vor, besonders Habsucht und Feigheit. Auch dem Schwarzen traut der Weiße nicht über den Weg, wenn er ihn auch als Schwächling verachtet. Oft genug nimmt der Fluch und die gehobne Rede überhaupt poetische Gestalt an, wie auch die Botschaft, die eine gefangne Jungfrau ihrem Geliebten bestellen läßt: „Es läßt dich Dschanila grüßen, die auf einem hohen Schlosse wohnt, um das die Winde wehen, und das hin und her schwankt. Du aber, dein Herz verzage nicht und sei kein Thor.“ Da ist der Parallelismus nicht zu verkennen.

Orientalisch ist auch die symbolische Sprache der Freude und der Trauer, die etwa eine Frau im Übermaße des Schmerzes auf die Schenkel schlagen läßt; und wo das Lesen und Schreiben nicht allgemeine Sache ist, haben Zeichen und Symbole höhere Bedeutung als bei uns. Da muß ein Muttermal die Identität nachweisen, und wer einen Boten aussendet, muß ihn durch ein Stück seiner Kleidung legitimieren. In hohem Ansehen steht der Gast, insbesondre wenn er reich ist. Denn wenn schon in einem indischen Märchen ein Prinz hohen Lohn für die Warnung bezahlen muß, niemals bei seiner verheirateten

Schwester einzukehren, wenn er arm sei, so muß auch in einem tripolitanischen Märchen ein Kaufmann den Fluch der Armut spüren. Durch einen Bankrott ruiniert, kann er von seinem steinreichen Bruder nicht so viel geliehen bekommen, um seiner soeben niedergekommnen Gattin eine Helferin und ein Krüglein Öl zu besorgen. Als er aber gleich darauf als Pascha von Alexandrien in reichen Gewändern auftritt, da sind dem hartherzigen Schurken tausend Goldstücke nicht zu viel, um sich seine Gunst zu erkaufen. Im allgemeinen aber wird der Gast liebreich aufgenommen und — wie bei Homer — nicht gleich am ersten Tage mit neugierigen Fragen nach Stand und Herkunft bestürmt, sondern seinen müden Gliedern Ruhe gewährt. Nüchterner freilich als über die Freundschaft denkt der Orientale über die Ehe, und der merkwürdigste Punkt in unsrer Sammlung ist auch die Stellung der Frau.

Die Ehe ist nichts als ein Kaufgeschäft. Ja, zwei Freunde, deren Frauen beide guter Hoffnung sind, vereinbaren noch vor der Geburt ihrer Kinder, daß sie diese zusammengeben wollen, falls das eine ein Knabe, das andre ein Mädchen sei. Da ist es denn nicht zu verwundern, wenn der Mann nur von der Schönheit einer andern Frau zu hören braucht und ihr sofort nachstellt; und wenn die Frau, in ihrem Harem eingesperrt, sich durch Putzsucht und Intriguenspiel für ihre verlorne Freiheit schadlos zu halten sucht. Dazu kommt natürlich eine unbezwingliche Neugier, zu wissen, was außerhalb des Gefängnisses vorgeht.

Auch die Schluh im südlichen Marokko singen: „Wer an einem Weibe oder an einem Feigenbaume vorübergeht, der richtet seine Blicke auf beide, und wenn auch nichts da wäre, weswegen er sich ihnen nähern sollte. Das Weib, der Wind, der Sklave, der Löwe und der Strom — wer von denen Gutes begehrt, kann doch nur Böses finden. Ihr Frauen, wenn meine Mutter nicht eine von euch wäre — so sollte ein Feuer für euch bereit sein, und man euch darin verbrennen! O Weibervolk, du böse Saat, du Oleandersamen! Wer den genießt, dem verbrennt er die Eingeweide, und mit seiner Ruh ists aus!“

Aber selbst die rührende Pietät, die kindliche Liebe des Orientalen, die sich in diesen sonst so rohen Zeilen ausspricht, ist in Tripolis, wie es scheint, nicht zu Hause. An die grausigen Sitten der Vorzeit, wo die Alten einfach getötet, ja vielleicht verzehrt wurden, gemahnt der Anfang eines Märchens, wo eine alte Frau mit ihrem Sohne und ihrer Tochter in eine ferne Stadt zieht, „in der es kein Sterben giebt“ — wie sie sich mit schneidender, wenn auch unbewußter Ironie ausdrückt. Als der Sohn geheiratet hat und in die Fremde gezogen ist, wird die Alte krank, und auf den Rat der Nachbarn hat ihre Schwiegertochter nichts eiligeres zu thun, als sie dem Fleischer zum Schlachten zu verkaufen. Nur Leber und Lunge bleiben für ihren Sohn übrig, und er ist bei seiner Rückkehr ganz wohl damit zufrieden und steckt beides zu sich, um dann seine aus dem Mordhause entflohene Schwester aufzusuchen. Das mag nun eine Erinnerung an längst überwundne Zeiten sein, die Pietät mag heut in Tripolis ebenso groß sein, als in muhammedanischen Ländern

überhaupt — die Mißachtung der Frau ist jedenfalls geblieben. Schon das ist bezeichnend, daß nicht, wie im deutschen Däumlingsmärchen, die Frau des Menschenfressers die fremden Kinder schonen will, sondern gerade sie den Mordplan ausheckt und ihren Mann zu allen Grausamkeiten anspornt. Auch sonst ist der Vergleich mit deutschen Märchen lehrreich genug. Da haben wir eine Geschichte von der „Udea, die ihre sieben Brüder in die Fremde wandern ließ," die uns lebhaft an die Geschichten von den „zwölf Brüdern" und den „sieben Raben" erinnert. Aber von der rührenden Hingebung und Selbstlosigkeit, Naivität und Unschuld der deutschen Schwester zeigt das Mädchen von Tripolis recht wenig. Nachdem sie unter mannigfachen Gefahren ihre Brüder gefunden hat, schließen diese sie in ihrem Hause ein, da sie täglich auf die Jagd gehn, und geben ihr die wohlgemeinte Warnung, ja nicht das Haus zu verlassen und vor allem nichts zu essen als das, wovon auch die treue Katze gegessen habe. Es dauert nicht lange, als sie um einer Bohne willen dieses Gebot übertritt und die Vorwürfe der Katze mit Trotz erwidert. Die Katze löscht ihr zur Strafe das Feuer im Hause aus, sodaß sie kein Essen bereiten kann. In der Ferne aber sieht sie im Walde ein Feuer, und ohne der Warnung ihrer Brüder zu achten, geht sie auf die Stelle zu und findet einen Menschenfresser, der ihr zwar Feuer giebt, aber auch einen Streifen ihrer Haut ausschneidet — eine Roheit, die in diesen Märchen und auch sonst in der Volkslitteratur öfters vorkommt. Einen Raben, der freundlich ihre Blutspuren verwischt, damit der Unhold ihre Wohnung nicht auffinden kann, herrscht sie mit barschen Worten an usw.

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Deutschland und China. Am 11. Juli hat Graf Bülow an die verbündeten deutschen Regierungen ein Schreiben gerichtet, worin er zunächst die Vorgänge und die Lage in China, soweit bis dahin der kaiserlichen Regierung sichere Kunde darüber zugegangen war, schildert, die militärischen Maßregeln, die vorläufig deshalb für nötig gehalten worden sind, mitteilt und die Aufgabe, die sich unsre Politik gestellt hat, offen darlegt. Mit allem Nachdruck wird zunächst den von chinesischen Staatsmännern in jüngster Zeit nicht ohne Geschick verbreiteten unwahren Darstellungen widersprochen, als ob die fremden Gesandtschaften selbst die vom besten Willen beseelte chinesische Regierung durch Provokationen der Bevölkerung und andre Fehler in die Unmöglichkeit versetzt hätten, ihnen hinreichenden Schutz zu gewähren. Der „böse Wille" der chinesischen Regierung ist durch den Grafen Bülow vor dem Inlande und dem Auslande unwiderleglich dargethan worden, und selbst so meisterhaften Lügnern, wie die chinesischen Staatsmänner sind, wird es nicht mehr ge-

lingen, daran zu rütteln. Es mag noch so wahr sein, was Gordon vor mehr als zwanzig Jahren gesagt hat: daß die Regierungen von Frankreich, Rußland und England China in geradezu skandalöser Weise behandelt hätten; es mag zugegeben werden, daß diese europäischen Kulturstaaten den Chinesen im politischen Lügen und Betrügen das schlechteste Beispiel gegeben haben, und ferner, daß sie aus Neid und Eifersucht gegen einander sich nur zu oft zu Eideshelfern chinesischer Lügen und Ränke gemacht haben, sobald sie für sich selbst einen Vorteil und für die andern Europäer einen Nachteil davon haben konnten — aber alles das kann dem Verhalten der chinesischen Regierung nicht als Milderungsgrund dem Deutschen Reiche gegenüber zu gute kommen. So dumm sind die hohen Würdenträger im Reich der Mitte am allerwenigsten, daß sie nicht einsähen und wüßten, daß die Politik des Deutschen Reichs ihrem Vaterlande gegenüber sich reine Hände bewahrt hat und bewahren will. Wir Deutschen können mit gutem Gewissen rücksichtslos Genugthuung für die uns in China angethanen unerhörten Unbilden und für das offenbare Verschulden der chinesischen Regierung daran verlangen und auf Sicherung gegen Wiederholungen solcher Vorgänge dringen. Sowohl der öffentlichen Meinung in Deutschland gegenüber, die nur zu sehr geneigt ist, den verlognen Ausreden chinesischer Anwälte das Ohr zu leihen, wenn es gilt, der kaiserlichen Regierung nörgelnde Opposition zu machen, wie auch gegenüber den sicher bevorstehenden Versuchen des Auslands, sich auf die Seite der chinesischen Lügner zu stellen, wenn es darauf ankommt, die deutschen Ansprüche zu vereiteln, ist das scharf zu betonen. Es fehlt ja schon jetzt in der Presse nicht an solchen Versuchen.

Bis zum 28. Juni waren nach den Bülowschen Angaben in Taku deutscherseits gelandet: 46 Offiziere und 1500 Mannschaften mit 4 Kanonen und 7 Maschinengewehren. Die Russen hätten zu derselben Zeit etwa 6000 Mann ausgeschifft, die Engländer 3000 Mann, die Japaner 4000 Mann, die Franzosen 400 Mann, die Amerikaner 350 Mann. Dazu kämen noch kleinere Kontingente der Österreicher und der Italiener. Weitere sehr starke Nachschübe träfen inzwischen fortgesetzt ein. Das am 3. Juli aus Wilhelmshaven abgegangne Expeditionskorps bestehe aus zwei kriegsstarken Seebataillonen, einer fahrenden Batterie (sechs 8,8 Centimetergeschütze), 100 Pionieren und Telegraphisten, einem Sanitätsdetachement, zusammen 69 Offizieren und 1432 Mannschaften. Die Besatzung der nach dem Kriegsschauplatz beorderten ersten Division des ersten Panzergeschwaders (4 Linienschiffe) besteht aus 91 Offizieren, 1522 Matrosen und 789 Mann Heizerpersonal. Die in der Bildung begriffne noch hinauszusendende kombinierte Brigade wird aus 8 Bataillonen Infanterie, 3 Eskadrons Kavallerie, 4 Batterien Feldartillerie usw. bestehn.

In diesen Angaben ist die Garnison von Kiautschou nicht einbegriffen. Graf Bülow sagt über dieses unser Besitztum überhaupt nichts. Daß es von den Boxern und ihrem Anhang in Ruhe gelassen werden sollte, ist nach den neusten Nachrichten nicht zu hoffen. Selbstverständlich wird zu allererst dafür gesorgt werden müssen, daß jeder Angriff auf unsre Grenzen energisch zurückgewiesen werden kann. Eine Schlappe dort wäre ein ganz besondres Unglück. Man muß bedenken, daß die Provinz Schantung, die wir durch Kiautschou „beeinflussen" wollen, so groß ist wie der dritte Teil von Preußen, aber nahezu dieselbe Einwohnerzahl beherbergt wie dieses, etwa 30 Millionen. Unsre Garnison in Kiautschou ist aber noch nicht 2000 Mann stark.

Den Zweck der vom Kaiser getroffnen militärischen Maßnahmen stellt Graf Bülow dahin klar, daß sie uns in den Stand setzen sollen, „an der von allen Mächten für notwendig erachteten militärischen Aktion in China in einer der politischen Bedeutung Deutschlands entsprechenden Weise teilzunehmen." Durch die Unruhen seien das „erfolgreiche deutsche Missionswerk im fernen Osten," der „blühende

deutsche Handel in Ostasien" und die „in der Provinz Schantung im Entstehn begriffnen großen deutschen wirtschaftlichen Unternehmungen" in gleicher Weise bedroht. „Das Ziel, das wir verfolgen, heißt es zum Schluß wörtlich, ist die Wiederherstellung der Sicherheit von Person, Eigentum und Thätigkeit der Reichsangehörigen in China, Rettung der in Peking eingeschlossenen Fremden, Wiederherstellung und Sicherstellung geregelter Zustände unter einer geordneten chinesischen Regierung, Sühnung und Genugthuung für die verübten Unthaten. Wir wünschen keine Aufteilung Chinas, wir erstreben keine Sondervorteile. Die kaiserliche Regierung ist von der Überzeugung durchdrungen, daß die Aufrechterhaltung des Einverständnisses unter den Mächten die Vorbedingung für die Wiederherstellung von Frieden und Ordnung in China ist, und wird ihrerseits in ihrer Politik diesem Gesichtspunkte auch ferner in erster Linie Rechnung tragen. Die im Vorstehenden dargelegten Gesichtspunkte haben die volle Zustimmung des Bundesratsausschusses für auswärtige Angelegenheiten gefunden."

Diese Kundgebung ist im Inlande und im Auslande mit verdienter Genugthuung aufgenommen worden. Sogar die gehässige parteiagrarische Opposition gegen die von dem Grafen Bülow vertretne Weltpolitik des Reichs ist klug genug gewesen, ihr gegenüber eine der jüngst in den Grenzboten gerügten entgegengesetzte Haltung einzunehmen, was natürlich mit einer bessern Erkenntnis und Gesinnung noch nichts zu thun zu haben braucht. Die demokratischen und sozialdemokratischen Hetzer ficht das Bülowsche Rundschreiben natürlich gar nicht an.

Die Hauptbedeutung der militärischen Aktion in China, zu der sich das Reich entschlossen hat, in der es zum erstenmal auch als Seemacht und auf einem weit entfernten überseeischen Kriegsschauplatz als Großmacht seine Stimme zur Geltung bringen will, liegt nicht in der Strafe und Rache für die widerfahrnen Unbilde, so sehr wir auch darauf zu bestehn Grund haben. Und ebenso wenig liegt sie in der Sicherung der Missionsthätigkeit, wie sie bisher ausgeübt worden ist. Leider liegt sie nun auch nicht mehr in der Rettung der Gesandtschaften. Der Untergang der Gesandtschaften ist eine entsetzliche weltgeschichtliche Tragödie, eine furchtbare Mahnung an die ganze Kulturwelt, das Recht, auch wo es dem Fremden gilt, den Massen nicht als Illusion hinzustellen, ihnen nicht einzureden: Macht sei Recht, Macht gehe vor Recht. Das ist Boxerwahnsinn in Europa und Amerika so gut wie in Japan und China. Man soll sich wohl hüten, dem großen Haufen bei uns chinesische Anschauungen anzuerziehn, wozu man mit dem überspannten Nationalismus und dem unklaren Kultus der Gewaltpolitik, die jetzt in der Mode sind, auf dem besten Wege ist. Die Hauptbedeutung der deutschen Aktion in China ist eine völkerrechtliche im eigentlichen Sinne des Worts. „Wir wünschen keine Aufteilung Chinas, wir erstreben keine Sondervorteile," aber wir verlangen Respekt vor dem Völkerrecht und Sicherung seiner dauernden Bethätigung auch in China. Und deshalb ist sie auch eine weltpolitische und weltwirtschaftliche im höchsten Grade. Ohne Völkerrecht keine Weltwirtschaft, und ohne Völkerrecht und Weltwirtschaft keine Weltpolitik der Kulturstaaten. Die Aktion in China, in der wir vereint mit den andern Mächten gegen den verrückten Nationalismus und Terrorismus des Chinesentums zu Felde ziehn, ist der Anfang der Kämpfe, die wir gegen das Chinesentum in der ganzen Welt werden aufnehmen müssen, um die ausländischen Absatz- und Arbeitsgebiete für unsre Industrie, unsern Handel, unser Kapital und unsern Unternehmungsgeist, die wir nicht mehr entbehren können, zu gewinnen und zu erhalten. Die chinesischen Wirren sind aber auch ein Vorspiel der heillosen Zustände, die der verrückte Nationalismus und Terrorismus der modernen Imperialisten und Jingos in der ganzen Welt heraufbeschwören muß, wenn es nicht gelingt, ihm beizeiten das Handwerk zu legen. Das Konzert der Mächte wird hoffent-

lich wieder einmal auf die Wahrheit, man möchte eigentlich sagen Selbstverständlichkeit hingewiesen werden, daß die Kulturvölker, die schwächern wie die stärkern, in Frieden miteinander auskommen sollen und auskommen können. Je stärker die deutsche Kriegsmacht in Ostasien ist, um so handgreiflicher wird das den „Herrenvölkern" zu Gemüte geführt werden. Niemals ist zur Erhaltung des Weltfriedens eine starke Rüstung zum Kriege nötiger gewesen, als jetzt Deutschlands Rüstung für den chinesischen Krieg.

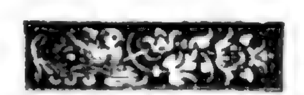
Um den Chinesen den Frieden zu diktieren — und darauf wird man in der That bestehn müssen —, ist schnelles Draufgehn nach Lage der Verhältnisse viel weniger wichtig als gut vorbereitetes, erfolgsicheres. Vorläufig das halten, was wir haben, aber kein Blut mehr in erfolglosen Vorstößen vergießen. Weitere Wochen und Monate der Anarchie in China arbeiten den Mächten nur in die Hände, ohne unsre materiellen Interessen allzusehr zu verletzen. Es kann wohl so kommen, wie kürzlich in der Presse gesagt worden ist, daß das chinesische Volk unsre Truppen schließlich als Befreier und Retter in der Not begrüßen wird. Die Masse der Chinesen ist friedfertig und ordnungsliebend. Einem Volk, von dem der neuste Bericht des Generalinspektors der chinesischen Zölle sagen muß: The Chinese, from highest to lowest, are traders by instinct and are prompt to take advantage of every opportunity of profit, und das in der jüngsten Zeit so große Fortschritte in der Teilnahme an der Weltwirtschaft gemacht hat, wie das chinesische, ist am wenigsten geneigt, einen langen Kriegszustand zu ertragen. Die Niederwerfung der Chinesen wird den Mächten wahrscheinlich weniger schwer fallen als der Sieg über die eigne Uneinigkeit und Eifersucht, vollends wenn es zum Diktieren des Friedens kommt.

Daß unsre Truppen von dem brennenden Verlangen beseelt sind, recht scharf in Aktion zu kommen, recht viel mitzumachen, wo es heiß und blutig hergeht, wer könnte daran zweifeln oder müßte sich nicht darüber freuen? Mehr als in andern Kriegsfällen wird aber hier die Diplomatie die Zügel in der Hand behalten müssen. Das ist meist ein undankbares Geschäft; Bismarck wußte ein Lied davon zu singen, sowohl nach Königgrätz wie nach Sedan und Metz. Aber erspart wird es auch dem Grafen Bülow nicht bleiben. Eine Pflicht haben wir jetzt zu erfüllen, und wir fordern vor allem die mit Gütern gesegneten Kreise unsers Volks dazu auf: daß für unsre braven Truppen in China so schnell und so reichlich wie möglich durch freiwillige Spenden Sorge getragen wird. Wir können ja, Gott sei Dank, zu der Heeresverwaltung das Vertrauen haben, daß von Dienstes wegen die denkbar beste Pflege den Gesunden wie den Verwundeten und Kranken zu teil werden wird, aber es bleibt auch noch viel zu thun über das Dienstreglement hinaus. Namentlich denke man auch an die invalid werdenden Leute und an die hilfsbedürftigen Angehörigen der hinausgeschickten und der nicht wieder heimkehrenden deutschen Krieger. β

Die Ergebnisse der Berliner Schulkonferenz, über die allerdings ein amtlicher Bericht noch fehlt, haben die Befürchtungen, die die Verfechter der humanistischen Bildung von ihnen hegen zu müssen meinten, erfreulicherweise nicht bestätigt. Denn die Konferenz, die, wie es sich gehörte, aus den Vertretern beider Bildungsrichtungen zusammengesetzt war, hat sich einmütig, allerdings wohl aus sehr verschiednen Gründen, dahin ausgesprochen, daß sämtlichen neunklassigen Anstalten (Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen) die Gleichberechtigung für alle akademischen Studien gewährt werden, dagegen das humanistische Gymnasium in seiner Eigentümlichkeit, also mit ausgedehntem Betriebe des Griechischen erhalten bleiben solle, d. h. im wesentlichen so, wie es die Grenzboten gefordert haben. Es

war dabei besonders dankbar zu begrüßen, daß Se. Majestät der Kaiser, indem er auf seine persönliche Teilnahme an den Beratungen verzichtete, den verschiednen Richtungen die vollste Freiheit der Meinungsäußerung, die ohne seinen Willen vielleicht doch durch seine Gegenwart nach der einen oder der andern Seite einigermaßen beeinträchtigt worden wäre, gewährt hat, und wir dürfen hoffen, daß er sich der Wucht der Gründe für die Erhaltung des humanistischen Gymnasiums nicht verschlossen hat, obwohl ihm seine eigne gymnasiale Bildung dadurch, daß sie in Kassel mit der für einen Prinzen unentbehrlichen Standesbildung bis zur Überspannung der Kräfte verbunden worden war, nicht das gewesen zu sein scheint, was sie bei so hervorragender Begabung und so vielseitigem Interesse hätte sein können und müssen. Kein geringes Verdienst an dem glücklichen Ausgange der Konferenz gebührt der energischen und geistvollen Weise, in der hochangesehene Häupter der Universitätswissenschaft, Mommsen, Wilamowitz-Möllendorff, Diels und Harnack für die Bedeutung des Griechischen eingetreten sind, sodaß jeder Widerspruch in sich zusammensinken mußte. Auch waren die Realisten sofort entwaffnet, sobald man ihnen die Gleichberechtigung der Realanstalten zugestand.

Freilich erhebt sich nun gegen diese heftiger Widerspruch bei einem großen Teile der Mediziner und Juristen. Beide fürchten ein Sinken des Bildungsniveaus für ihren Stand, wenn erklärt wird, daß die edelste Bildung für sie nicht mehr erforderlich sei, obwohl sie ihnen nach wie vor offen stehe. Man fordert deshalb für solche Studenten, die sich von den Realanstalten aus diesen Studien zuwenden wollen, vorbereitende Ergänzungskurse an den Universitäten. Wie sich diese damit abzufinden haben, das wird noch Gegenstand sorgfältiger Erwägungen sein müssen; nur verschone man die humanistischen Gymnasien mit etwaigen Ergänzungsprüfungen; sie haben bisher mit solchen meist nur ungünstige Erfahrungen gemacht, weil sich die Vorzüge der griechischen Bildung eben nicht in einem hastigen Studium von ein bis anderthalb Jahren erwerben lassen. Das spricht auch einigermaßen gegen die neuen Ergänzungskurse. Außerdem würden diese das verhaßte „Monopol" des humanistischen Gymnasiums, oder der humanistischen Bildung, das ihr so viele Feinde erweckt hat und eben doch jetzt beseitigt werden soll, durch eine Hinterthür wieder einführen und neue Unzufriedenheit erregen. Man wird sich eben darein finden müssen, daß ein Teil unsrer künftigen Mediziner und Juristen die volle humanistische Bildung entbehrt, was ja der Fachtüchtigkeit unmittelbar keinen Eintrag thun wird; es ist aber doch niemand gezwungen, darauf zu verzichten, und die Frage steht einfach so: ob das Gesamtniveau unsrer wissenschaftlichen Vorbildung durch den Ruin des humanistischen Gymnasiums hinabgedrückt werden soll, oder ob dies nur bei einem — vielleicht sehr kleinen — Teile unsrer „Studierten" geschehen soll. Die Wahl kann nicht zweifelhaft sein. O. K.



Litteratur

Adolf Philippi hat die Reihe seiner Kunstgeschichtlichen Einzeldarstellungen (Leipzig, E. A. Seemann) kürzlich um einen neuen Band, den vierten in der Reihe, vermehrt. Seine ursprüngliche Absicht, diese Einzeldarstellungen, die mit einer Schilderung der italienischen Renaissancekunst begonnen haben, in einem

die Kunst des siebzehnten Jahrhunderts umfassenden Bande zu einem vorläufigen Abschluß zu bringen, hat er aufgegeben, weil ihm diese rein äußerliche Zusammenfassung grundverschiedner künstlerischer Richtungen und Gebiete, eines romanischen und eines wesentlich germanischen, in der Natur der Sache unbegründet und darum wertlos erschien. So hat er zwei gesonderte Gruppen gebildet, von denen jede ein geschlossenes Ganzes bildet. Die erste, die er zunächst zum Gegenstand seiner feinsinnigen, immer lebensvollen Charakteristik gemacht hat, umfaßt die italienischen Künstler des siebzehnten Jahrhunderts und die spanischen Maler, und demgemäß hat er für den vierten Band den Sondertitel: Die Kunst der Nachblüte in Italien und Spanien (mit 152 Abbildungen im Text) gewählt, für Spanien vielleicht nicht ganz zutreffend, weil die spanische Malerei des siebzehnten Jahrhunderts die höchste Blüte bezeichnet, die die eigentlich spanische Kunst — denn die arabischmaurische Architektur war doch keine heimische Pflanze — überhaupt erreicht hat.

Eine Schilderung der italienischen Kunst im Barockzeitalter gehört zu den schwierigsten und zugleich undankbarsten Aufgaben der kunstgeschichtlichen Darstellung, undankbar, weil sich der Geschichtschreiber durch einen ungeheuern Wust von Denkmälern durcharbeiten muß, deren Schöpfer zumeist sehr wenig ausgeprägte künstlerische Individualitäten sind, und schwierig, weil die Forschung besonders auf dem Gebiete der italienischen Barockarchitektur und -Dekoration noch viel zu thun hat, um einen klaren Überblick zu ermöglichen. Philippi hat sich jedoch zu helfen gewußt, indem er den Geist der italienischen Barockkunst, die, was insbesondre die Architektur, die Dekoration und die Plastik betrifft, jetzt wieder zu einer vielleicht übertriebnen Schätzung gelangt ist, nur an einigen wenigen der hervorragendsten Beispiele erläutert hat. Auch mit den Werken der Malerei dieses Zeitraums, die von ungleich geringerer Selbständigkeit und allgemeiner Bedeutung ist, hat er sich in gebührender Kürze abgefunden. Mit Recht bemerkt er, daß die hohe Achtung, der sich noch heute einige dieser Maler, insbesondre die Bolognesen, die Caracci, Guido Reni, Domenichino und Albani, erfreuen, weniger in ihren Schöpfungen selbst begründet ist, sondern daß sie vielmehr nur aus der Überlieferung, aus der Überschätzung des achtzehnten Jahrhunderts von uns gläubig übernommen worden ist.

Ebenso wählerisch verhält sich Philippi gegenüber den Werken der spanischen Malerei. Man wird ihm durchaus beistimmen, wenn er sagt, daß alle spanischen Maler mit Ausnahme von Velazquez und Murillo außerhalb Spaniens von jeher geringe Beachtung gefunden haben, und nach dieser Erfahrung hat er den Schwerpunkt seiner Schilderung auf eine eingehende, durch zahlreiche gut gewählte Abbildungen unterstützte Charakteristik dieser beiden Größen gelegt.

Volle, wohl in den meisten Fällen auf eigner Anschauung der Denkmäler begründete Selbständigkeit des Urteils ist einer der Hauptvorzüge der Philippischen Bücher. Er schwimmt nicht kritiklos mit dem großen Strom der landläufigen kunstgeschichtlichen Darstellung, in der sich auch schon eine Art von dogmatischer Überlieferung gebildet hat, sondern er hinterläßt bei dem Leser den Eindruck, daß er alles selbst noch einmal über- und durchgeprüft hat, ehe er sein Urteil formuliert hat. Das empfindet man besonders bei den Charakteristiken von Velazquez und Murillo, den Glanzpunkten des Bandes, wobei er zwischen beiden einmal wieder Licht und Schatten gleichmäßig verteilt und namentlich Murillo gegenüber dem von den modernen Malern und Kunstsammlern einseitig, d. h. als schier unübertrefflichen Techniker überschätzten Velazquez die richtige Stellung anweist oder eigentlich wiedergewinnt.

Die Zahl der Abbildungen ist so bemessen, daß das richtige Gleichgewicht zwischen Text und Illustration eingehalten ist. A. R.

Ost-Asien 1860 bis 1862 in Briefen des Grafen Fritz zu Eulenburg, Königlich Preußischem Gesandten, betraut mit außerordentlicher Mission nach China, Japan und Siam. Herausgegeben von Graf Philipp zu Eulenburg-Hertefeld, Kaiserlich Deutschem Botschafter. Mit einem Bildnis in Lichtdruck und einem Facsimile der Handschrift. Berlin, Ernst S. Mittler und Sohn, 1900

Gerade weil die vertrauten Briefe, die in diesem stattlichen Bande gesammelt sind, nicht für die Öffentlichkeit bestimmt waren und einer Zeit angehören, die mehr als ein Menschenalter hinter uns liegt, sind sie für den Leser von heute anziehend und lehrreich. Die Philister am Biertisch machen in Weltpolitik, und der Krämer der Kleinstadt fühlt sich als ein Rädchen, und kein unbedeutendes, im Triebwerk des Weltverkehrs. Da ist es geraten, auch einmal zurückzuschauen und zuzusehen, mit wieviel Schweiß die Keime des mächtigen Baumes gepflanzt worden sind, den man die Machtstellung Deutschlands im überseeischen Ausland nennt. Das ist es eben, was dieses Buch uns lehren kann. Wer die Neigung hat, aus der Geschichte zu lernen, kann außerdem aus der Mühe der ersten Anpflanzung den Schluß ziehn auf die Sorge, die die weitere Pflege des Baumes erheischt. Wenn man aus der Geschichte der chinesischen Wirren der letzten Monate den Eindruck gewann, daß China und der Westen sich im Grunde noch so wenig verstehn wie in der Zeit der Erstürmung des Sommerpalastes, so kann man aus diesem Buche lernen, daß die Verträge, auf denen das völkerrechtliche Verhältnis der europäischen Mächte zu China aufgebaut ist, als ein ganz fremdes Reis auf den uralten Stamm des chinesischen Staates gepfropft sind. Welche Mühe machte es dem Grafen Eulenburg, überhaupt den politischen Begriff Preußen in Japan und China bekannt zu machen. Kann man sich eine schwierigere Aufgabe denken, als Verträge auf friedlichem Wege Mächten abzuringen, die bisher nur der Gewalt gewichen waren? Und das an der Spitze eines kleinen Geschwaders, hinter dem keine Flotte stand, und aus dem der Taifun an der Küste Japans noch den armen „Frauenlob“ herausriß. Es ist eine Aufgabe der Zukunft, die Mit- und Gegenwirkungen der Vertreter Englands, Rußlands, Frankreichs und der Vereinigten Staaten von Amerika in den schwierigen Verhandlungen Preußens mit Japan, China und Siam zu durchschauen. Die vorliegenden Briefe geben in dieser Beziehung nur Andeutungen, worunter aber mancherlei sehr hübsche Beiträge zur Völkerpsychologie unsrer „Freunde“ sind. Wer das Glück gehabt hat, den liebenswürdigen Grafen als Erzähler und Gesellschaftsmann zu kennen, kann den gesunden Menschenverstand, die Liebenswürdigkeit und — den Sarkasmus dieser Briefe ahnen. Sie sind übrigens auch als Beispiele eines einfach schönen deutschen Briefstils beachtenswert und werden schon in dieser Eigenschaft in unsrer epistolographischen Litteratur ihre Stelle finden. Man muß unserm Botschafter in Wien Dank wissen, daß er diese Briefe aus der Verborgenheit des Familienarchivs herausgehoben und mit einer orientierenden Einleitung dem Druck übergeben hat. Wir sind überzeugt, sie werden Leser und Freunde finden.

Wir möchten noch auf einige andre neuere Schriften über China hinweisen, die zur Gewinnung richtiger Urteile über dieses Land von Nutzen sein können. In die erste Reihe stellen wir eine kleine Schrift des ausgezeichneten Pester Geologen und Geographen Professor Ludwig von Loczy: China im Welthandel und Chinesische Sitten (Eger, Druck der Erlauer Buchdruckerei, Aktiengesellschaft, 1899). Professor von Loczy hat sich durch seine Forschungsreisen in weiten, wenig besuchten Teilen des Innern von China an die Spitze der europäischen Kenner der Natur Chinas gestellt. In diesem Schriftchen zeigt er nun auch ein ungemein klares und ruhiges Urteil über das wirtschaftliche und politische Dasein Chinas. Dieselbe Gründlichkeit und Unbefangenheit, wie in seinem bewundernswerten Bande des großen Werkes der Szechényi-Expedition, spricht sich in diesen kurzen Betrachtungen

und Schilderungen aus. Wir wollen einige Sätze hierherstellen, die dem Leser zeigen können, was er zu erwarten hat, wenn er das Schriftchen zur Hand nimmt. „Es giebt kein zweites Land auf der Erde, wo, wie in China, die Einwohner sämtliche Lebensbedürfnisse aus den Produkten ihres Mutterlandes befriedigen können und nicht auf fremde Länder angewiesen sind. In dieser Unabhängigkeit ist die Ursache der Abgeschlossenheit und der selbständigen Entwicklung des chinesischen Volkes und Reiches zu suchen. China ist von andern Ländern und Völkern unabhängig und sich dessen auch mit Hochmut bewußt. Die Nüchternheit, die minimalen Bedürfnisse, die hohe ethische Bildung seiner kräftigen Intelligenz, die alten Traditionen, das Ehren seiner Geschichte und das strenge Einhalten der nationalen Eigentümlichkeiten und Gebräuche, die jeden einzelnen Chinesen beseelen und kennzeichnen, machen das Volk erhaltungsfähig. Es ist keine ersprießliche Sache, die Geschichte vorauszusagen; doch eins ist bezüglich Chinas sicher, nämlich daß in nächster Zeit weder von der Verteilung Chinas unter die europäischen Mächte, noch von einer Gefahr, die durch die Chinesen wirtschaftlich uns droht, die Rede sein kann. Geregelte Administration, ausgedehnter Handel und Verkehr machen China zu einem Rechtsstaat. Die hohe Intelligenz des Volks, die ethische Grundlage und dessen Gesittung weisen auf zivilisierte Zustände hin, die mit jenen der zivilisierten Länder in Parallele gestellt zu werden verdienen."

Neben dem aus eigner ausgebreiteter Erfahrung geschöpften Schriftchen von Loczys stehen zwei andre neuere Schriften über China, die man zur praktischen Einführung in das Verständnis Chinas empfehlen kann, ohne sie in Bezug auf originalen Wert mit jenem vergleichen zu wollen. Ernst Ruhstrat, langjähriger Beamter im chinesischen Zolldienst, hat in dem Werkchen Aus dem Lande der Mitte, Schilderungen der Sitten und Gebräuche der Chinesen (Berlin, Alfred Schall, ohne Jahr[!]) Auszüge aus englischen Werken und Zeitungen über China gegeben, die klar angeordnet und gut übertragen und gekürzt sind. Schade, daß er mit seinem eignen Urteil so sehr hinter dem Berge hält. Und noch mehr Schade, daß er nicht die nachgerade beträchtliche deutsche Litteratur über China, einschließlich deutsch erschienener Werke von Russen, wie z. B. Obrutschews ausgezeichneter Schrift „Aus China," berücksichtigt hat. Direkt übersetzt und frei bearbeitet ist das Buch Chinesische Charakterzüge von Arthur H. Smith, zweiundzwanzig Jahre Mitglied der amerikanischen Mission (welcher?) in China. Deutsch frei bearbeitet von F. C. Dürbig (Würzburg, A. Stubers Verlag, 1900). Das Buch enthält viele gute Beobachtungen, aber der Standpunkt seines Verfassers liegt nicht inmitten des Chinesentums und auch nicht darüber, sondern daneben, nämlich in einer engen Auffassung des Christentums. Selbstverständlich kann er also den wichtigsten Erscheinungen des chinesischen Lebens keine volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wir wundern uns, offen gesagt, daß der Bearbeiter, der in einem Nachwort gerade die missionarlich=engen Auffassungen Smiths bekämpft, dennoch das Buch übersetzt hat, dem wir auch aus andern Gründen keine so hohe Stellung in der Litteratur über China anweisen können, daß es zweimal übersetzt zu werden verdiente; es ist nämlich schon früher von einem Deutsch=Amerikaner übertragen worden. Übrigens sind wir Deutschen auch mit der Zeit empfindlicher gegen Anglizismen geworden und danken für Worte wie Chinamann und Wendungen wie „von Nerven verschont sein." Die Abbildungen nach Photographien sind gut.

Statistik der Seeschiffahrt für das Jahr 1898. Bearbeitet im Kaiserlichen Statistischen Amt. (Statistik des Deutschen Reichs, Neue Folge, Band 124.) Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht, 1900

Nachdem die Flottenvorlage glücklich in ihren wesentlichen Bestimmungen Gesetz geworden ist, scheint es dringend wünschenswert, an Stelle der akuten Agitation

eine ruhige, sachlich unanfechtbare Belehrung über die deutschen Seeinteressen treten zu lassen. Dazu bietet die nunmehr seit mehr als fünfundzwanzig Jahren im Kaiserlichen Statistischen Amt bearbeitete und in dem großen Quellenwerk der „Statistik des Deutschen Reichs" veröffentlichte „Statistik der Seeschiffahrt" die zuverlässige Unterlage. Für das Jahr 1898 ist die Statistik in dem oben näher bezeichneten Band 124 der neuen Folge kürzlich erschienen, von dem die erste Abteilung den Bestand der deutschen Seeschiffe (Kauffahrteischiffe), die Schiffsunfälle an der deutschen Küste und die Verunglückungen deutscher Seeschiffe behandelt, die zweite Abteilung den Seeverkehr in den deutschen Hafenplätzen und die Seereisen deutscher Schiffe. Für einen weitern Leserkreis bestimmt ist die zusammenfassende, mit kurzem erläuterndem Text versehene und Vergleiche mit der Vergangenheit bietende Darstellung der Hauptergebnisse in dem gleichfalls vor kurzem in demselben Verlage erschienenen zweiten Vierteljahrsheft zur Statistik des Deutschen Reichs 1899.

Die Gesamtheit aller im Seeverkehr des Deutschen Reichs zu Handelszwecken angekommnen und abgegangnen Schiffe belief sich nach Zahl und Größe im Jahre 1898 auf 174251 Schiffe mit einem Raumgehalt von 35517584 Registertons netto und wies gegen das Jahr 1897 eine Zunahme von 19400 oder 12,5 Prozent Schiffen und um 2400986 oder 7,3 Prozent Registertons auf. Seit dem Jahre 1875, wo die Gesamtzahl der ein- und ausgelaufnen Schiffe 87558 mit 12722710 Registertons Raumgehalt war, hat sich die Schiffszahl um 99 Prozent und der Raumgehalt um 179,2 Prozent vermehrt. Die Zahlen von 1898 sind die höchsten seit 1875, und das Jahr für unsre Schiffahrt ist ganz besonders günstig bei reichlichen Frachten und hohen Frachtraten.

Das ganze Bild, wie es die amtliche Statistik entrollt und in seinen einzelnen Zügen in bekannter mustergiltiger Knappheit und Gewissenhaftigkeit erläutert, ist sehr erfreulich, und näheres Studium — das genannte Vierteljahrsheft bietet dazu die beste Gelegenheit — kann allen, die an der Entwicklung unsers nationalen Wirtschaftslebens Interesse nehmen, nur dringend empfohlen werden.

Wenn man die gewaltigen Reformen in der Schiffahrtspolitik betrachtet, die die Vereinigten Staaten von Amerika unter der lebhaften Teilnahme der ganzen Bevölkerung neuerdings in Angriff genommen haben, so wird man sich der Erkenntnis nicht verschließen können, daß die deutschen Seeinteressen davon ganz besonders berührt werden müssen und uns wahrscheinlich ein neuer scharfer Konkurrenzkampf bevorsteht. Nicht nur im Verkehr mit den Vereinigten Staaten selbst, sondern auch im Verkehr mit Ostasien, bei dem unsre Schiffahrt in den letzten Jahren besonders erfolgreich bemüht gewesen ist, vorwärts zu kommen, wird sich diese Konkurrenz fühlbar machen. Und sollte, was nicht unmöglich ist, eine übertriebne nationalistische und protektionistische Schiffahrtspolitik der Vereinigten Staaten den Konkurrenzkampf gegen unsre Reederei bis zu einem neuen Absturz der Frachtraten treiben, so würde nicht nur die schiffahrttreibende Bevölkerung des Reichs, sondern auch die landwirtschaftliche die unangenehmen Folgen am eignen Leibe spüren. Jedenfalls wird die Schiffahrtspolitik in der nächsten Zeit eine ganz besonders große Rolle spielen und auch die auf die „Aquarier" am bissigsten spottenden „Terrarier" im Lande zwingen, sich mehr als bisher auch um die Schiffahrtsstatistik zu kümmern.

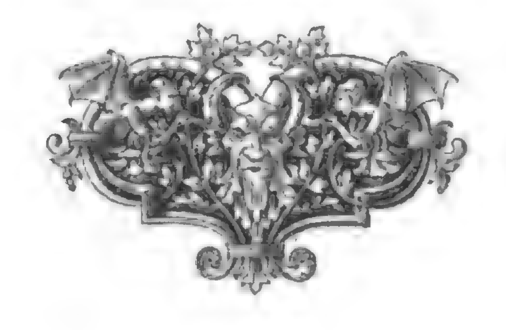
Weltausstellung in Paris 1900. Amtlicher Katalog der Ausstellung des Deutschen Reichs. Selbstverlag des Reichskommissariats. Kommissionsverlag von J. A. Stargardt in Berlin

In Heft 23 der Grenzboten hat Wustmann eine Geschmacksverirrung im Buchdruck gebührend gegeißelt. Ganz auf der Höhe des dort besprochnen Buchs

steht der Katalog des Deutschen Reichs für seine Ausstellung in Paris 1900, aber da er „amtlich“ ist und das deutsche Buchgewerbe oder doch den deutschen Geschmack im Buchdruck auf einer Weltausstellung vertreten soll, ist der Fall sehr viel schwerer. Es ist einfach das krasseste „Gigerltum,“ die albernste „moderne“ Pose, was sich hier die Vertretung des deutschen Geschmacks im Buchgewerbe anmaßt. Wir empfehlen Wustmann das Buch angelegentlichst. Er würde seinem Verdienst um das deutsche Buchwesen ein gutes Stück hinzufügen, wenn er durch eine recht eingehende Würdigung dieser amtlichen Geschmacklosigkeit unsre bisher so tüchtige Reichsdruckerei davor bewahrte, noch mehr solche „Druckdummheiten“ machen zu müssen.

Was den praktischen Zweck des Buchs als Ausstellungskatalog betrifft, so ist er wohl nur als Paradekatalog anzusehen, etwa in dem Sinne, wie man von Paradehandtüchern spricht, die von vornherein nicht dem praktischen Zweck von Handtüchern entsprechen sollen. Format, Umfang, Übersichtlichkeit in der Anordnung und im Druck stehn mit allen Anforderungen, die man an einen benutzbaren Ausstellungskatalog stellen muß, in schroffstem Widerspruch. Hoffentlich wird noch durch brauchbare Spezialkataloge dem Bedürfnis gedient werden.

Den Hauptinhalt machen die sogenannten „Einleitungen“ aus, d. h. 32 Abhandlungen, von denen die erste: „Das Deutsche Reich und seine Bewohner am Ende des neunzehnten Jahrhunderts“ von Ernst Von-Halle eine allgemeine Übersicht über die Kulturlage, namentlich die volkswirtschaftliche, im Deutschen Reich zu geben bestimmt ist, die übrigen sich auf die einzelnen Gruppen der deutschen Ausstellung beziehn. Es ist darin viel hübsches zu finden, aber auch vieles, was den Eindruck der Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit macht, ganz abgesehen von einseitigen und schiefen, wenn auch „modernen“ Urteilen. Wenn so ein Buch „amtlich“ in alle Welt hinausgegeben wird, zumal in dieser aufdringlichen Form, so sollte das Beste gerade gut genug sein. Die Fachleute würden gut thun, die „Einleitungen“ zu den einzelnen Gruppen daraufhin recht genau unter die Lupe zu nehmen. Aber wer giebt sich bei einem Ausstellungskatalog diese Mühe! In der Hauptsache wird alles unwidersprochen bleiben und im Ausland als echt gelten. Hier kann nur auf die Notwendigkeit der Kritik in vielen Einzelheiten hingewiesen, sie selbst aber nicht geübt werden. Es gilt dies besonders für die Hallesche Arbeit.



Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig



England und Nordamerika

Zwei Jahre sind vergangen, seitdem mit lauten Posaunenstößen in der Presse diesseits und jenseits des Ozeans der erstaunten Welt die angelsächsische Allianz verkündet wurde, in einem Zeitpunkt, der allerdings aus mehr als einem Grunde für ein solches Bündnis besonders günstig war. England hatte sich allmählich davon überzeugt, daß es mit der alten und oft bewährten Politik, die Festlandstaaten gegeneinander auszuspielen, nicht mehr so recht gehn wollte, weil nachgerade jedermann das Spiel durchschaute; und mit anerkennenswerter Offenheit hatte Chamberlain es ausgesprochen, daß die Zeit der glänzenden Vereinsamung vorüber sei, und man einen Bundesgenossen brauche. Drüben aber schickten sich die Vereinigten Staaten an, die Beute des spanisch-amerikanischen Krieges in aller Stille in Sicherheit zu bringen, als Graf Goluchowskis Rede über die panamerikanische Gefahr plötzlich wie ein greller Mißton diese Stille durchschnitt und die Unsicherheit der Lage offenbarte: schon fürchtete man in Amerika das Wiedereingreifen einer europäischen Koalition, das nach dem chinesischen Kriege Japan um die Früchte seines Sieges gebracht hatte. Damals fanden sich in bedrängter Lage die verwandten Seelen diesseits und jenseits des Ozeans. In unzähligen Toasten und Zeitungsartikeln wurde die neue Freundschaft gefeiert und immer wieder von neuem die Wahrheit festgestellt, daß Blut dicker als Wasser sei. Als sich nun aber auch die politische Annäherung zwischen Deutschland und England vollzog, die noch heute andauert, da erreichte die Freude ihren Höhepunkt, und es gab kein Pennyblatt in England, das nicht die begeistertsten Leitartikel über das Bündnis und den neuen Bundesgenossen gebracht hätte, wie es in englischer Bescheidenheit hieß.

Seitdem ist freilich eine schlimme Ernüchterung eingetreten. Daß von einem wirklichen Bündnis mit Amerika nie die Rede gewesen ist, weiß man längst; aber auch das, was nun von der ganzen Herrlichkeit übrig blieb, das herzliche Einverständnis der englisch redenden Völker, hat seine Probe nur

schlecht bestanden. Wohl haben sich in diesen letzten Tagen in Nordamerika auch Stimmen für England erhoben, aber weitaus die meisten und gewichtigsten Organe der Presse und vor allem die Stimmung der Massen haben sich für die Buren erklärt; ja vielleicht haben die Engländer es nur Mac Kinleys vorsichtiger Politik zu danken, daß die Teilnahme Nordamerikas an der Burensache bis jetzt rein platonisch geblieben ist. So begreift man denn auch den elegischen Ton, der jetzt aus denselben englischen Blättern hervorklingt, die einst am lautesten für die angelsächsische Allianz ins Horn stießen, die Klage über den Undank des amerikanischen Vetters, der die freundliche Haltung Englands im spanischen Kriege vergessen hat und es jetzt verläßt, wo es bei der allgemeinen Verurteilung seiner Handlungsweise ein wenig moralische Unterstützung bitter nötig hätte.

Daß das amerikanische Volk die Partei der Buren ergreift, ist nun freilich kein Wunder. Mag der Krieg in Südafrika wirklich ein Kampf der höhern Kultur gegen eine niedre, des modernen Staates gegen eine mittelalterliche Bauernaristokratie sein — nicht das ist für das Gefühl der Massen entscheidend, sondern der Zug, der in dem Kampfe um die Goldfelder Transvaals am meisten hervortritt: die brutale Vergewaltigung des kleinen, sich tapfer um seine Freiheit wehrenden Volkes durch den übermächtigen Nachbar. Da stellt sich das natürliche Gefühl von selber auf die Seite des Schwachen, und für die Amerikaner kommt noch eins hinzu: ihre Väter haben gegen dieselbe Macht vor mehr als hundert Jahren den Freiheitskrieg gewagt und gewonnen, wie sollten die Nachkommen nicht ihre Sympathien dem Burenvolk zuwenden, das jetzt in derselben Lage ist?

Daß aber auch die amerikanische Regierung eine so korrekte Haltung gegen England annimmt, die sich in nichts von dem Benehmen der europäischen Mächte unterscheidet und sehr von der freundlichen Neutralität Englands im Kampf um Kuba absticht, das ist allerdings befremdlich. Vielleicht wirft die am Ende des Jahres stattfindende Präsidentenwahl schon jetzt ihren Schatten voraus. Seit die Aussichten auf eine Spaltung der demokratischen Partei sehr gering geworden sind, bleibt William Bryan für die jetzige Regierung ein nicht zu verachtender Gegner, und es läßt sich nicht leugnen, daß er ganz geschickt operiert. In der richtigen Erkenntnis der Sympathien des amerikanischen Volkes, und vor allem, um die Stimmen der Deutschen und Iren für sich zu gewinnen, hat er sich auf die Seite der Buren gestellt. Die meisten und schärfsten Kundgebungen gegen England kommen aus den Staaten, in denen die Demokratie das Ruder führt. Da gilt es nun für Mac Kinley doppelt vorsichtig zu sein, und so wird seine Zurückhaltung England gegenüber einigermaßen begreiflich. Aber der eigentliche Grund liegt tiefer, es ist der, daß in Amerika mehr und mehr der Gedanke an Boden gewinnt, man brauche sich um die Freundschaft Englands gar nicht zu kümmern, da diesem ein gutes Einvernehmen mit den Vereinigten Staaten so notwendig sei wie das tägliche Brot.

Dies ist in der That mehr als eine Redensart. Sowohl für seine Ernährung, als auch für den Bezug von Baumwolle, dem Rohmaterial für seine wichtigste Industrie, ist England zu einem großen Teil auf Nordamerika angewiesen. Es ist bekannt, daß der englische Boden nur etwa ein Viertel dessen hervorbringt, was das Volk zu seinem Lebensunterhalt braucht; von den übrigen drei Vierteln, die durch Einfuhr gedeckt werden müssen, liefern die Vereinigten Staaten über die Hälfte. Nach den englischen Angaben — die amerikanischen sind im ganzen etwas höher — betrug die Einfuhr von Getreide und Weizenmehl in den letzten drei Jahren nach hundredweights (Cwts.):

	1897		1898		1899	
Weizen . . .	62743300	Cwts.	65227900	Cwts.	66637000	Cwts.
Weizenmehl .	18680700	„	21017100	„	22945700	„
Gerste . . .	18958700	„	24457000	„	17189400	„
Hafer . . .	16116800	„	15577900	„	15626600	„
Mais . . .	53785400	„	57169300	„	62699600	„
zusammen	170284900	Cwts.	183449200	Cwts.	185098300	Cwts.
im Werte von	50871100	Pfd. St.	60149400	Pfd. St.	55110900	Pfd. St.

Davon kamen aus den Vereinigten Staaten:

	1897		1898		1899	
Weizen . . .	34603200	Cwts.	37855200	Cwts.	34650600	Cwts.
Weizenmehl .	14063000	„	17445900	„	18405800	„
Gerste . . .	—		2392800	„	1946000	„
Hafer . . .	8082300	„	8421300	„	7072000	„
Mais . . .	39645100	„	37466100	„	39460400	„
zusammen	96393600	Cwts.	103581300	Cwts.	101534900	Cwts.
im Werte von	28730600	Pfd. St.	35165400	Pfd. St.	30894400	Pfd. St.

Die Einfuhr von Baumwolle in den drei letzten Jahren zeigt folgendes Bild:

	1897		1898		1899	
Gesamteinfuhr	15394300	Cwts.	19004900	Cwts.	14520400	Cwts.
davon aus den Verein. Staaten	12323100	„	16119200	„	11017500	„
im Werte von	24557500	Pfd. St.	27513000	Pfd. St.	19164100	Pfd. St.

Die Rechnung ergiebt also, daß die Vereinigten Staaten in den drei letzten Jahren 56,6, 56,4 und 54,9 v. H. der englischen Getreideeinfuhr deckten, während sich ihr Anteil an der Baumwolleinfuhr sogar auf 80, 84,8 und 75,9 Prozent des Gesamtimports belief. Diese Zahlen beweisen zur Genüge, daß England in seinem eignen Interesse es überhaupt nie zu einem ernstlichen Zerwürfnis mit den Vereinigten Staaten kommen lassen darf; sobald diese in irgend einem Punkte ihm gegenüber auf ihrem Willen beharren, wird es zur Nachgiebigkeit gezwungen sein, da es in einem etwa ausbrechenden Kriege immer der Verlierer sein würde.

Vergegenwärtigen wir uns einmal den Verlauf eines solchen Krieges zwischen England und Nordamerika. Bei der Überlegenheit der englischen Flotte ist von vornherein zuzugeben, daß sie imstande sein wird, sowohl die

atlantische wie die pazifische Küste des Feindes wirksam zu blockieren und den auswärtigen Handel der Vereinigten Staaten zu vernichten, der indessen nicht mehr als fünf Prozent ihres Gesamthandels betragen soll. Allein das wird sich sehr bald als ein Schnitt ins eigne Fleisch ausweisen. Denn die Unterbindung des amerikanischen Handels, der übrigens zu mehr als 50 Prozent auf englischen Schiffen betrieben wird, muß zunächst einen cotton famine wie im Sezessionskriege und damit einen Stillstand in der wichtigsten Industrie des Landes hervorrufen. Damals ging die Krise vorüber, indem die hungernden Arbeitermassen von Lancashire aufs ausgiebigste von dem übrigen Volke unterstützt wurden; aber daran ist diesesmal nicht zu denken. Denn viel ungeheurer und in ihren Wirkungen das ganze Volk ergreifend wird die Teurung der notwendigsten Lebensmittel sein, die auf die Schließung der nordamerikanischen Getreidehäfen folgen muß. Selten sind in England mehr Kornvorräte als für einen Monat vorhanden; nahezu also sofort würden die Preise der Lebensmittel in die Höhe schnellen, und das Land würde plötzlich gezwungen sein, seinen Bedarf anders woher zu decken. Möglich, daß es ihm bei seinem ungeheuern Reichtum gelingt, die ganze Getreideausfuhr der übrigen Getreideexportländer nach England abzulenken, obwohl auch das kaum genügen würde; aber wovon sollen dann die andern Getreide einführenden Länder leben, unter denen Mächte ersten Ranges wie Deutschland und Frankreich sind? Die bare Not allein würde diese zwingen, durch Vorstellungen sehr nachdrücklicher Art England zur Freigebung der nordamerikanischen Getreidehäfen zu bewegen.

Thatsächlich liegt die Sache so, daß in einem etwaigen englisch-amerikanischen Kriege England die Ausfuhr der Hauptexportartikel seines Gegners gar nicht verhindern kann, weil es selber den Fortbestand dieser Ausfuhr wünschen muß. Im Gegenteil, es sind die Amerikaner, die glauben, sie könnten lediglich durch die Schließung ihrer Getreidehäfen England entweder allein oder vermöge einer europäischen Koalition zum Nachgeben zwingen. Das mag übertrieben sein; vor allem fragt es sich, ob die Vereinigten Staaten die Krise aushalten werden, die eine so gewaltige Aufstauung der Getreide- und Baumwollvorräte hervorrufen muß — aber aller Wahrscheinlichkeit nach wird sich doch die merkwürdige Thatsache ergeben, daß trotz des Kriegszustands, worin beide Staaten leben, infolge stillschweigender Übereinkunft der Handel zwischen beiden größtenteils seinen Fortgang nehmen würde. Da also von einer wirtschaftlichen Ruinierung des Gegners nicht die Rede sein kann, die möglicherweise eintretende Vernichtung der amerikanischen Flotte aber so gut wie gar keinen Eindruck machen wird, so fragt sich nur, wer das Spiel am längsten aushält.

Dabei ist nun folgendes in Betracht zu ziehn. Die große Masse der von Nordamerika nach England eingeführten Waren ist allerdings für England unentbehrlich, dagegen besteht die englische Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten größtenteils aus Manufakturwaren, die drüben ebenso gut hergestellt werden können. So unmöglich es also für die Engländer ist, gänzlich auf die amerikanische Einfuhr zu verzichten, so leicht ist es für die Amerikaner, die eng-

lische zu entbehren, und bei dieser Sachlage ist zehn gegen eins zu wetten, daß die Amerikaner überhaupt die englische Einfuhr verbieten, die im Durchschnitt der letzten drei Jahre doch annähernd 360 Millionen Mark — nach amerikanischen Angaben noch mehr — betragen hat. Das wäre zunächst ein schwerer Schlag gegen die englische Industrie, die auf das nordamerikanische Absatzgebiet verzichten müßte, während das entstehende Manko von Waren in Amerika leicht durch eine Ausdehnung der einheimischen Industrie wettgemacht werden könnte, die also in einer Stärkung des inländischen Bedarfs einen guten Ersatz für etwa verlorengehende auswärtige Absatzgebiete finden würde.

Dazu kommt noch ein zweiter Übelstand. Wie sich aus den angeführten Zahlen ergiebt, hat England allein an Getreide und Baumwolle in den drei letzten Jahren durchschnittlich für 1107½ Millionen Mark von den Vereinigten Staaten bezogen. Wenn nun auch in dieser Summe zum größten Teil die an englische Reeder zu bezahlenden Frachten und die Zinsen für englisches Kapital enthalten waren, das in den Staaten angelegt ist — nach dem französischen Statistiker Georges Martin waren es 1897 etwa 6800 Millionen Mark —, so wurde doch der Rest der amerikanischen Einfuhr nach England von diesem zum Teil mit seiner Einfuhr nach Amerika bezahlt. Fällt diese weg, so muß die Zahlung in bar geleistet werden, eine sehr unangenehme Sache, wenn man bedenkt, daß schon jetzt die Furcht vor dem Goldabfluß nach Amerika den englischen Markt beherrscht, und daß in den letzten Jahren Millionen amerikanischer Wertpapiere, die zum Teil seit dem Sezessionskriege in englischen Händen waren, nach drüben zurückgewandert sind, um die ungünstige Handelsbilanz Englands gegenüber Nordamerika auszugleichen — eine Thatsache, die von niemand bestritten wird. Alles das muß England den Wunsch nahe legen, jeden Konflikt mit Amerika zu vermeiden, und dazu gesellt sich nun noch eine letzte und sehr ernste Erwägung.

Es ist klar, daß die Amerikaner in Kanada geradezu ein Pfand für Englands gute Gesinnung haben; denn jeder zwischen beiden Mächten ausbrechende Krieg würde sofort das Einrücken von Unionstruppen zur Folge haben. Nun begegnet man allerdings auf kanadischer Seite häufig der Ansicht, das Land vermöge sich ganz allein gegen die Vereinigten Staaten zu schützen; allein die militärischen Sachverständigen sprechen anders, und wir haben also eine Äußerung der Überhebung vor uns, wie sie sich leicht in einem Lande einstellt, das sich in materieller Beziehung so günstig entwickelt wie Kanada. Daß aber England selber imstande sei, das Land gegen eine Macht wie die Union zu behaupten, das erscheint nach seinen Erfolgen in Südafrika doch sehr zweifelhaft. Dazu werden sich in Kanada selbst manche Stimmen für den Anschluß an die Vereinigten Staaten erheben, von denen das Land zu einem großen Teile wirtschaftlich abhängig ist. Denn nahezu 43 Prozent des Gesamthandels von Kanada hat die Union in Händen, und ihr Anteil würde noch viel größer sein, wenn nicht die unsinnig hohen Sätze des Dingleytarifs die Einfuhr Kanadas nach Nordamerika ungemein erschwerten. Nun haben bekanntlich die

kanadischen Liberalen, früher eifrige Verfechter des Anschlusses an die Union, neuerdings den Versuch gemacht, durch einen Vorzugstarif die englische Einfuhr zu begünstigen, aber damit nur ein ziemlich unzweideutiges Fiasko erzielt. Seit 1895/96 ist der Anteil Englands an der Einfuhr nach Kanada von 28,1 auf 22,3 Prozent im Finanzjahr 1898/99 gesunken, während sich die Einfuhr aus den Vereinigten Staaten in derselben Zeit von 49,3 auf 57,1 vom Hundert gehoben hat, und an dieser Bewegung wird auch die neuerdings verfügte weitere Begünstigung englischer Waren wenig ändern, obwohl sie eine Zollermäßigung von 33⅓ Prozent in Aussicht nimmt. Bis jetzt hat diese ganze Politik nicht dem Mutterlande, sondern Kanada Vorteil gebracht, das in England einen ausgezeichneten Abnehmer seiner landwirtschaftlichen Erzeugnisse gewonnen hat, die durch den Dingleytarif von 1897 plötzlich vom amerikanischen Markte ausgeschlossen waren. Aber sobald die Schranke fällt, indem Kanada der Union einverleibt wird, steht sich das Land wirtschaftlich mindestens ebenso gut und wird sich darum auch bald mit der Angliederung aussöhnen. England aber hätte nicht bloß eine wichtige Kolonie verloren, sondern gerade die Kolonie, die seinen imperialistischen Plänen den meisten Vorschub leistet.

Man sieht, es ist nahezu eine Unmöglichkeit für England, mit Nordamerika anzubinden; das wissen die schlauen Yankees recht gut und schicken sich neuerdings an, Vorteil aus dieser Sachlage zu ziehn. Dies wird ganz unzweideutig durch den Verlauf zweier Angelegenheiten bewiesen, die seit einiger Zeit der Gegenstand des Streites zwischen den angelsächsischen Vettern sind; ich meine den noch immer nicht entschiednen Grenzstreit in Alaska, bei dem es sich um den Zugang zu den Goldfeldern Klondykes handelt, und die Nicaraguakanalfrage, in der es Anfang Februar dieses Jahres durch den Hay-Pauncefote-Vertrag zu einem vorläufigen Abschluß gekommen ist.

Mit der Alaskafrage hat es folgende Bewandtnis. Am Beginn der zwanziger Jahre stellte sich bei den beiden Mächten, die vom Nordwesten des nordamerikanischen Festlands Besitz ergriffen hatten, bei Rußland und England, das Bedürfnis heraus, ihre Gebiete genauer als bisher gegeneinander abzugrenzen, und nach langen Verhandlungen kam der Vertrag des Jahres 1825 zustande, der eine Vereinbarung zwischen den beiderseitigen Ansprüchen darstellte. In § 3 dieses Vertrags wurde festgesetzt, daß die Grenze von der Südspitze der Prince of Wales-Insel den Portlandkanal, einen der tief eingeschnittnen Fjorde, an denen die Nordwestküste Nordamerikas zwischen dem 49. und 59. Breitengrade so reich ist, bis zum Schnittpunkt mit dem 56. Breitengrade hinaufgehn solle. Von da ab sollte sie dem Kamm des Küstengebirges bis zum 141. Grade westlicher Länge von Greenwich folgen, der dann als Grenze bis zum Eismeer ausersehen war. Der genaue Wortlaut ist der folgende: A partir du point le plus méridional de l'île dite Prince of Wales, lequel point se trouve sous la parallèle du 54 degré 40 minutes de latitude nord et entre le 131 et le 133 degré de longitude ouest (Méridien de Greenwich), la dite ligne [die Demarkationslinie] remontera au Nord le long de la passe

dite Portland Channel jusqu'au point de la terre ferme, où elle atteint le 56 degré de latitude nord; de ce dernier point la ligne de démarcation suivra la crête des montagnes situées parallèlement à la côte, jusqu'au point d'intersection du 141 degré de longitude ouest (même méridien); et finalement, du dit point d'intersection, la même ligne méridienne du 141 degré formera dans son prolongement jusqu'à la mer glaciale la limite entre les possessions russes et britanniques sur le continent de l'Amérique nord ouest. Danach erhielt also Rußland den von ihm gewünschten Küstenstrich. Da indessen die Engländer, und ohne Zweifel mit Recht, der Genauigkeit der vorhandnen Karten nicht trauten und ein zu tiefes Hineingehn der Grenze landeinwärts vermeiden wollten, so wurde in einem weitern Artikel bestimmt, die Breite des russischen Küstenstreifs solle höchstens 10 Meilen (lieues marines = 55,6 km) betragen. Art. 4. Il est entendu ... que partout où la crête des montagnes, qui s'étendent dans une direction parallèle à la côte depuis le 56 degré de latitude nord au point d'intersection du 141 degré de longitude ouest, se trouverait à la distance de plus de dix lieues marines de l'Océan, la limite entre les possessions britanniques et la lisière de côte, mentionnée ci-dessus comme devant appartenir à la Russie, sera formée par une ligne parallèle aux sinuosités de la côte et qui ne pourra en être éloignée que de dix lieues marines.

Danach fiel also den Russen ein Küstenstreif zu, der nach dem Innern zu durch den Kamm des Küstengebirges, wo sich dieses jedoch weiter als 10 französische Seemeilen vom Meere entfernte, durch eine Linie bezeichnet wurde, die in 55,6 Kilometern Abstand den Windungen der Küste parallel lief. Dieser letzte Fall trat übrigens nirgends ein, da sich die tiefen fjordartigen Einschnitte der Küste überall bis auf eine weit geringere Entfernung dem Küstengebirge näherten. In der That ist denn auch das Eigentumsrecht Rußlands seit 1825 niemals in Zweifel gezogen worden, und auch die Union, die 1867 durch Kauf das ganze Alaskagebiet erwarb, hat sich jahrzehntelang des unbestrittnen Besitzes erfreut. Allerdings hatte Kanada im Anfang der siebziger Jahre den Wunsch nach einer Grenzberichtigung kundgegeben, und es waren auch einige Vorbereitungen getroffen, die ganze Sache aber wurde sehr lässig betrieben und war völlig eingeschlafen, als sich Anfang 1897 die Lage mit einem Schlag veränderte. Ende 1896 verbreitete sich die Kunde von unerhört reichen Goldfunden, die auf kanadischem Gebiet in Klondyke, wo der Yukon die Grenze von Alaska überschreitet, gemacht worden waren, und sofort setzte das Goldfieber ein. Scharen von Auswandrern verließen ihre Heimat, gingen aber zu einem großen Teil unter, ehe sie das unwirtliche Goldland erreichten.

Der Weg dorthin ist nur von der amerikanischen Küste aus möglich. Eben nördlich vom 58. Breitengrade schneidet einer der letzten Fjorde in nördlicher Richtung tief ins Land hinein; es ist der sogenannte Lynnkanal, an dessen innersten Verzweigungen die beiden kleinen amerikanischen Ansiedlungen Dyea

und Skagway liegen. Diese beherrschen den Zugang zu zwei wichtigen Pässen, die von der Küste über das Felsengebirge in das Jukongebiet hinüberführen, zu dem westlichen Chilkatpaß, der von Dyea ausgeht, und dem östlichen, bequemern Whitepaß. Es konnte nun natürlich Kanada nicht entgehn, welche Unzuträglichkeiten damit verbunden waren, daß die Union die Zugänge zu dem wichtigen Goldlande besaß. Um wenigstens einen zu bekommen, prüfte man den alten russisch-englischen Vertrag und fand hier wirklich den Punkt, an dem man einsetzen konnte. Man behauptete nämlich, unter „Küste“ in dem Vertrage dürfe nicht die wirkliche Küstenlinie mit ihren vielen Einschnitten und Windungen, sondern nur die allgemeine Richtung, die Fluchtlinie des äußern Küstenrandes, ohne Berücksichtigung der tiefen Einschnitte verstanden werden. Eine Linie aber, die in 55,6 Kilometern Entfernung mit dieser Küstenlinie parallel läuft, würde natürlich bei allen Fjorden, die tiefer als 55,6 Kilometer ins Land einschneiden, das obere Ende Kanada zusprechen. Danach müßten insbesondre Dyea und Skagway an Kanada fallen. Hiergegen läßt sich nun zunächst in aller Kürze sagen, daß sich der Vertrag von 1825 seiner Vorgeschichte nach als ein Kompromiß darstellt, der Rußland die Verfügung über die Seeküste und einen Landstreifen daran gewährte, England aber den Besitz des gesamten Hinterlandes zusicherte. In allen Verhandlungen werden für Großbritannien als Ausgänge zum Meer nur die südlich von der Prince of Wales-Insel liegenden Küstenbuchten in Betracht gezogen. Zweitens aber — und das ist doch das Entscheidende — sind Rußland und sein Rechtsnachfolger, die Vereinigten Staaten, über siebzig Jahre lang im unbestrittnen Besitz der Küstengewässer und des Landstreifens gewesen, ohne daß Kanada einen energischen Versuch gemacht hätte, seinen Ansprüchen Geltung zu verschaffen. Vor allem hat es auf dem angeblich ihm gehörenden Gebiet am Nordende des Lynnkanals amerikanische Ansiedlungen geduldet, sogar einmal einen britischen Unterthan, der dort Land erwerben wollte, deswegen nach Washington als an die zuständige Stelle gewiesen.

Sonach ist das Recht unzweifelhaft auf seiten der Amerikaner, und wenn diese sich trotzdem darauf einließen, die Sache vor eine internationale Kommission zu bringen, so ist darin eine Bethätigung der freundlichen Gesinnung zu sehen, die eine Zeit lang England gegenüber vorherrschte. Die Kommission, die im vorigen Jahre unter dem Vorsitz Lord Herschells zusammentrat, bestand aus vier Kanadiern, einem Engländer und fünf Amerikanern, deren Entgegenkommen hier so weit ging, daß sie nicht nur gemeinsamen Besitz und gemeinsame Verwaltung von Skagway, sondern auch Internationalisierung der von dort nach Fort Selkirk am Jukon zu erbauenden Eisenbahn vorschlugen. Ja sie sollen Kanada sogar das Recht zugestanden haben, Truppen und Kriegsmaterial auf diesem Wege nach Klondyke zu schaffen. Allein Kanada blieb hartnäckig: es verlangte zum mindesten Pyramid Harbour, einen kleinen Hafen auf der Westseite des Lynnkanals, und einen zwei Meilen breiten Streifen von da bis zur Grenze mit dem Chilkatpaß. Dies wurde dagegen wieder von

den Amerikanern zurückgewiesen, die unter keinen Umständen amerikanisches Gebiet abtreten wollten, und so ging die Kommission unverrichteter Sache auseinander.

So wenig klug der Widerstand Kanadas erscheint, so ist er doch zunächst aus der tiefen Gereiztheit zu begreifen, die dort gegen die Vereinigten Staaten herrscht, weil diese durch die enormen Zölle erst des Mac Kinleytarifs, dann des Dingleytarifs die kanadische Ausfuhr nach der Union aufs allerempfindlichste geschädigt haben. Dazu ist jetzt nun noch das Gefühl der wirtschaftlichen Überlegenheit gekommen, seitdem man im Mutterlande einen sehr guten Abnehmer der einheimischen Erzeugnisse gefunden hat. Andrerseits sind die Amerikaner mit Recht überzeugt, bis an die äußerste Grenze der Nachgiebigkeit gegangen zu sein; bei der Empfindlichkeit des amerikanischen Volks in diesem Punkte darf keine Regierung es wagen, auch nur einen Fußbreit des Landes der Union abzutreten. Vor allem aber ist, wie ich oben gezeigt habe, das Gefühl, man müsse etwas thun, um Englands Freundschaft zu erhalten, durchaus im Schwinden begriffen, und so gewiß es ist, daß nur auf dem von den amerikanischen Vertretern angedeuteten Wege die Sache zu einer allgemein befriedigenden Entscheidung kommen kann, so zweifelhaft ist es, ob die Vereinigten Staaten heute noch bereit sind, diesen Weg zu gehn. Die Sache ruht übrigens augenblicklich; vielmehr hat sich das öffentliche Interesse einer andern Angelegenheit zugewandt, die auch für Europa von der größten Wichtigkeit ist.

Es ist dies der Streit um den Nicaraguakanal und die Giltigkeit des berühmten Bulwer-Clayton-Vertrags vom Jahre 1850. Ungefähr um dieselbe Zeit, wo England und Rußland den Alaskavertrag schlossen, begannen Unterhandlungen zwischen den Vereinigten Staaten und Nicaragua über den Bau eines Kanals, der mit Benutzung des San Juanflusses und des Sees von Nicaragua eine Verbindung zwischen dem Atlantischen und Stillen Ozean herstellen sollte. Obwohl die Verhandlungen ergebnislos verliefen, so hatten sie doch genügt, die Aufmerksamkeit der englischen Regierung zu erregen, die kurz entschlossen durch einen Handstreich die sogenannte Mosquitoküste in Besitz nahm, d. h. den größten Teil der Ostküste Nicaraguas vom Kap Gracias a Dios bis zum San Juanflusse, dessen Mündung, zugleich die natürliche Mündung des Kanals, damit in ihre Gewalt kam. Ein Notschrei Nicaraguas an die Vereinigten Staaten verhallte ungehört; erst allmählich begriffen diese die Veränderung der Lage, die durch Englands brutales Vorgehn geschaffen worden war. Sie versuchten alsdann, diese zunächst gänzlich zu ignorieren, indem 1849 der Kommissionar Elijah Hise eine Konvention zwischen Nordamerika und Nicaragua abschloß, nach der diesen Staaten allein das Recht auf Erbauung und Verwaltung des Kanals zustand; allein die entschlossene Haltung Lord Palmerstons bewirkte, daß der Präsident Taylor den Vertrag nicht genehmigte und vielmehr den Weg gütlicher Vereinigung mit England suchte. Lord Palmerston war dazu auch bereit und sandte 1849 Sir Edward Lytton

Bulwer in besonderm Auftrage nach Washington, wo er bald in Verhandlungen mit dem damaligen Staatssekretär Clayton eintrat, deren Ergebnis der berühmte Bulwer-Clayton-Vertrag vom 19. April 1850 ist. Darin gaben zunächst beide Teile erworbne Rechte auf, die Union verzichtete auf das aus dem Vertrag mit Nicaragua abzuleitende Recht der Erbauung und Verwaltung des Kanals, während England die Mosquitoküste an Nicaragua zurückgab und sich in Mittelamerika auf den Besitz der Holzfälleransiedlung Britisch-Honduras beschränkte. Dann wurde nun in Artikel 1 des Vertrags die gemeinsame Erbauung und Verwaltung des Kanals durch die beiden vertragschließenden Mächte festgesetzt, mit dem ausdrücklichen Hinzufügen, daß weder die Union noch Großbritannien eine ausschließliche Aufsicht über den Kanal haben dürfe, dort Befestigungen anlegen oder eine Oberherrschaft über die zentralamerikanischen Staaten ausüben dürfe. Gegen diese letzte Bestimmung verstieß allerdings Englands Besitz in Britisch-Honduras, doch kam es den Amerikanern hauptsächlich darauf an, durch diese Einfügung die Umwandlung von Britisch-Honduras zu einer Kronkolonie zu verhüten: gegen eine Holzfälleransiedlung hatten sie so wenig, daß Clayton sich sogar zu einer besondern Erklärung vom 5. Juli 1850 verstand, wonach die Bestimmungen des Artikel 1 nicht auf Britisch-Honduras Anwendung finden sollten. Die folgenden Paragraphen handelten dann hauptsächlich von der Erbauung der Wasserstraße, in Artikel 5 wurde die Garantierung der Neutralität des Kanals und des in ihm angelegten Kapitals ausgesprochen; Artikel 7 traf Anordnungen über die Konzessionierung einer Gesellschaft, die den Bau übernehmen sollte. Wichtig vor allem war Artikel 8, der, um ein Prinzip auszusprechen, den Schutz der beiden Mächte auf alle möglichen Verbindungen auf dem Isthmus von Amerika, sei es durch Eisenbahn oder Kanal, ausdehnte, wobei namentlich die Verbindungen über Tehuantepec und Panama erwähnt wurden.

Unstreitig bedeutete der Vertrag einen großen Erfolg der englischen Regierung, zu dem außer der entschlossenen Haltung Lord Palmerstons die rechtzeitige Beschaffung von Kompensationsobjekten und besonders die eigentümliche Stellung des amerikanischen Bevollmächtigten beigetragen hatte. Daß der Vertrag eine Verletzung der Monroedoktrin sei, wurde sofort in Amerika erkannt; allein Clayton antwortete auf eine direkte Anfrage später, daß er dies gerade beabsichtigt habe. Wie die Dinge einmal lagen, suchten die Engländer ihre Stellung in Mittelamerika zu befestigen, indem sie 1852 die Bayinseln vor der Küste von Honduras in Besitz nahmen, allein die öffentliche Meinung in Nordamerika erklärte das so energisch als eine Verletzung des Vertrags, daß die englische Regierung diese Maßregel schleunigst zurücknahm, worauf sich Präsident Buchanan für vollständig befriedigt erklärte. Doch gelang es ihnen später, Britisch-Honduras zu einer Kronkolonie zu erheben, obwohl auch dies dem direkten Wortlaut des Vertrags widersprach. Mittlerweile aber hatte man in Nordamerika den Clayton-Bulwer-Vertrag als sehr drückend empfinden gelernt; jedenfalls wurde eine Ausführung unter seinen

Bestimmungen als ganz unmöglich angesehen, und seit 1880 beginnen die Bemühungen amerikanischer Staatsmänner, eine Aufhebung oder gründliche Änderung des Vertrags herbeizuführen.

Nachdem schon Präsident Hayes in seiner Botschaft vom 9. März 1880 darauf hingewiesen hatte, daß von einer Garantierung des Kanals durch europäische Mächte keine Rede sein könne, trat sofort nach Garfields Regierungsantritt (März 1881) Staatssekretär Blaine mit Lord Granville, dem englischen Premierminister, in eine längere Korrespondenz ein, in der er die Gründe entwickelte, die für die Union die Aufhebung des Vertrags wünschenswert machten. Zunächst seien die Bedingungen, unter denen der Vertrag geschlossen sei, temporär und könnten nie wieder hergestellt werden; man habe damals auf englisches Kapital gehofft, dessen Beteiligung aber nicht erfolgt und nun auch gar nicht mehr nötig sei. Ferner müsse Amerika Befestigungen am Kanal haben, da dieser sonst im Falle eines Kriegs mit England der überlegnen englischen Seemacht vollkommen preisgegeben sei. Endlich stelle der Vertrag eine gröbliche Verletzung der Monroedoktrin dar. Noch geschickter vertrat unter Präsident Arthur noch einmal (1882) Staatssekretär Frelinghuysen den Standpunkt der Vereinigten Staaten, indem er den Argumenten seines Vorgängers noch dies hinzufügte, daß der Vertrag von England selbst verletzt sei, weil es entgegen dem Art. 1 Honduras zu einer Kronkolonie erhoben habe. Die Deklaration, die Clayton nach dem Vertrag gegeben habe, sei eben kein Teil des Vertrags; auch sei die ursprüngliche Konzession für den Bau des Kanals längst abgelaufen, folglich auch der darauf sich beziehende Vertrag. Auf alles dies hatte Lord Granville eine sehr einfache Antwort: der Vertrag bezöge sich nicht bloß auf die damals geplante, sondern im Prinzip auf jede mögliche Verbindung, und was Britisch-Honduras beträfe, so sei England doch von den Vereinigten Staaten stillschweigend im Besitz anerkannt. Damit schloß die Korrespondenz; es ist dann jahrelang kein offizieller Versuch mehr gemacht worden, den Vertrag umzustoßen. Doch wurde die Stimmung in Amerika dem Vertrag immer feindlicher, und auch in England lernte man ihn allmählich mit andern Augen ansehen. Man sagte sich, es nütze eben nichts, auf seinem Schein zu bestehn, da die Amerikaner unter den Bedingungen des Clayton-Bulwer-Vertrags doch niemals in die Erbauung willigen würden, und da den Engländern nicht entgehn konnte, welche Vorteile der Kanal dem englischen Handel bringen mußte, so begannen auch sie sich einer Revision des Vertrags zuzuneigen.

Es war also alles für eine Verständigung vorbereitet, als im vorigen Jahre die Verhandlungen zwischen Staatssekretär Hay und dem englischen Bevollmächtigten Lord Pauncefote eröffnet wurden, und diese haben denn auch verhältnismäßig rasch zu einem Ergebnis geführt, der sogenannten Hay-Pauncefote-Konvention, die am 8. Februar dieses Jahres offiziell im Wortlaut veröffentlicht wurde. Äußerlich stellt sich dieses Abkommen als ein Nachtrag zum Clayton-Bulwer-Vertrage dar, den es jedoch in wesentlichen Punkten ab-

ändert. Gleich im ersten Artikel wird den Nordamerikanern das alleinige Recht auf Erbauung und Verwaltung des Kanals übertragen, dessen Neutralität von allen Mächten garantiert wird. Der zweite Artikel enthält dann eine Reihe von Einzelbestimmungen, die sich im wesentlichen dahin zusammenfassen lassen, daß dem neuen Kanal dieselbe internationale Stellung wie dem Suezkanal angewiesen wird. Die wichtigste darunter ist das Verbot der Anlage von Befestigungen, während zugleich den Vereinigten Staaten erlaubt wird, so viel Truppen dort zu halten, wie zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung notwendig sind.

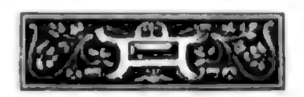
Unzweifelhaft haben die Amerikaner mit diesem Abkommen einen großen Erfolg errungen, der um so höher anzuschlagen ist, als sie zugleich in der Alaskafrage keinen Schritt zurückgewichen sind. Denn man hat doch den Eindruck, als ob Engländer wie Amerikaner, Kaufleute, wie sie nun einmal sind, mit den Streitobjekten Handel getrieben haben, und das anfängliche Entgegenkommen der Union im Grenzstreit um Alaska war doch auch wohl darauf berechnet, von England bessere Bedingungen in der Kanalfrage herauszuschlagen. Erst als dies durch Kanadas eigensinnige Weigerung mißlang, sahen sich die Engländer mit Rücksicht auf die vorteilhafte und unabhängige Lage, in der die Union ihnen gegenüber ist, zum Nachgeben ohne irgend welche Gegenleistung gezwungen. Aber das ist allerdings die Frage, ob nicht mit Benutzung der gegenwärtigen Verhältnisse noch etwas mehr aus England herauszuschlagen gewesen wäre, denn die gemeinsame Kontrolle der Mächte, die an sich eine Verletzung der Monroedoktrin bedeutet, sowie das Verbot der Anlage von Befestigungen sind geblieben, und hier setzt eben der Widerspruch ein, den das Abkommen in den Vereinigten Staaten findet. In der That ist die Stellung des Nicaraguakanals nur formell der des Suezkanals gleich; beide sind international und unbefestigt. Aber thatsächlich ist dieser in den Händen der Engländer, die Ägypten und das Rote Meer vollkommen beherrschen, während jener im Fall eines Kriegs zwischen der Union und einer ihr überlegnen Seemacht sofort in der Gewalt des Gegners sein und dessen Position ungemein verstärken würde. Die Gegner der Konvention in Amerika meinen nun eben, daß energische Vorstellungen Hays, insbesondre die Drohung, einseitig den Clayton-Bulwer-Vertrag aufzuheben, ein Aufgeben aller Rechte Englands zu Gunsten von Amerika zur Folge gehabt haben würde, und darin liegt eine gewisse Berechtigung, wenn man das Verhältnis zwischen beiden Mächten betrachtet, wie ich es oben auseinanderzusetzen gesucht habe. Alles in allem genommen ist es wahrscheinlich, daß die Hay-Pauncefote-Konvention nicht die Genehmigung der gesetzgebenden Körperschaften in Washington findet.

Was alsdann geschehen wird, hängt von der großen Entscheidung ab, die am Ende dieses Jahres fällt. Bleibt Mac Kinley am Ruder, so wird er die Konvention, so wie sie ist, durchdrücken müssen, weil er und seine Partei der Unterstützung Englands bedürfen. Denn das ist klar: eine imperialistische Politik, die über die Grenzen Amerikas nach Ostasien hinausgreift, kann von

der Union mit ihren verhältnismäßig geringen Land- und Seestreitkräften nur dann erfolgreich durchgeführt werden, wenn sie an der englischen Freundschaft einen festen Rückhalt hat. Daher auch die glimpfliche Behandlung Englands im Hay-Pauncefote-Vertrage; denn daß er auch so noch Vorteile genug für England bietet, hat Staatssekretär Hay selbst angedeutet, wenn die Äußerung richtig ist, die ihm zugeschrieben wird, „daß er in keinem Punkte dem Drucke Englands nachgegeben habe.“ Diese Verteidigung wäre unnötig, wenn er sich nicht selbst bewußt wäre, daß sein Werk den Eindruck macht, als sei es ein wenig günstig für England ausgefallen. Wie aber die Dinge lagen, durfte er die Macht nicht vor den Kopf stoßen, an der Mac Kinleys imperialistische Politik ihre beste Stütze hat. Allein gerade diese Politik findet in den Vereinigten Staaten schon lange nicht mehr die begeisterte Zustimmung wie damals nach dem spanischen Kriege, und gegen sie richtet sich diesesmal der Hauptsturm der demokratischen Partei, die in der Selbstbeschränkung der Union auf die westliche Halbkugel das Heil und zugleich die notwendige Folgerung aus der Monroedoktrin sieht.

Ein solches Amerika allerdings braucht die englische Freundschaft nicht. Wenn also die Demokraten siegen, so werden sie weder in der Nicaraguakanalfrage noch im Alaskastreit zu Konzessionen bereit sein, und England bleibt dann nichts übrig, als nachzugeben, wie es so oft gethan hat, wo es auf einen energischen Widerstand stieß. Es ist in London noch in guter Erinnerung, mit welcher Angst vor vier Jahren die Geldleute der Londoner City in ihren Kontoren saßen und auf die erlösende Nachricht von Mac Kinleys Wahl warteten, die sie von der Furcht vor dem Silbermann Bryan befreien sollte. Diesesmal sind es die Männer von Downing Street, deren Augen voll Spannung nach drüben schauen werden; denn für die englische Politik kommt viel darauf an, ob Mac Kinley bleiben oder Bryan an seiner Statt ins Weiße Haus zu Washington einziehn wird.

Th. Lenschau



Acht Jahre sächsisch-deutscher Politik

Von Otto Kaemmel

Es ist immer eine sehr schwierige Aufgabe, das Leben eines noch regierenden Fürsten in wirklich historischer Weise zu schildern, zumal wenn man selbst in amtlicher Beziehung zu ihm steht, und das Material mit seiner eignen Zustimmung dem Verfasser zur Verfügung gestellt worden ist. Das sieht man auch an dem sehr verdienstvollen und wichtigen Buche, worin Paul Hassel, Direktor des sächsischen

Hauptstaatsarchivs in Dresden, das Leben des Königs Albert von Sachsen bis 1873, bis zum Tode des Königs Johann, behandelt hat.*) Er teilt seinen Stoff in die beiden sich von selbst ergebenden, an Wichtigkeit allerdings sehr ungleichen Abschnitte, die Jugendzeit 1828 bis 1854, bis zur Thronbesteigung seines Vaters König Johann, und die Kronprinzenzeit von 1854 bis 1873. Neben der gedruckten Litteratur hat er für beide eine Menge neuer Quellen aus dem Hauptstaatsarchiv, dem Ministerium des Königlichen Hauses und der Auswärtigen Angelegenheiten benutzt, darunter vor allem die Aufzeichnungen des Königs Johann, die dieser größtenteils nach 1866 aus der Erinnerung über sein Leben gemacht und schon der Staatsminister P. von Falckenstein in seiner Biographie des Königs benutzt hat, sehr lebendige, intime und interessante Schilderungen, deren vollständiger Veröffentlichung hoffentlich bald kein Hindernis mehr entgegenstehn wird, sodann zahlreiche Briefschaften, die dem Verkehr des Königs Johann mit andern Fürsten, namentlich mit dem spätern Kaiser Wilhelm und mit seinen beiden Söhnen während der Feldzüge von 1849, 1866 und 1870/71 angehören.

Dabei hat sich Hassel nicht auf den Rahmen einer Biographie beschränkt, vielmehr, namentlich für die Jahre seit 1848, eine politische Geschichte Sachsens im Zusammenhange mit der deutschen gegeben, mit vollem Rechte, denn die Thätigkeit eines Fürsten, die so ganz dem öffentlichen Leben angehört, ist ohne den Hintergrund der Zeitgeschichte gar nicht verständlich. Umsomehr tritt die eigne Art des Buchs hervor, die leidenschaftslose, ruhige, fast kühle Darstellung, der fast gänzliche Mangel an persönlichem Urteil, ja sogar an lebhafter Schilderung, obwohl der Verfasser ihrer als Redner in hohem Grade mächtig ist, kurz, der Mangel an kräftiger Farbengebung und Schattierung. Wir machen dem Verfasser daraus natürlich keinen Vorwurf, sein Stoff legte ihm diese Schranken auf; aber um den Anschauungen der dargestellten Zeiten und Kreise gerecht zu werden, war es doch wohl nicht nötig, beständig von „Bundesmächten" oder „deutschen Mächten" zu reden, wo einfach die Bundesstaaten gemeint sind; damals hat höchstens Georg V. von Hannover gelegentlich von „Mittelmächten" statt „Mittelstaaten" gesprochen, was man lächerlich fand. Gegenüber denen aber, die in der Abwesenheit jedes eignen Urteils, in der sogenannten Objektivität — die man an Ranke rühmt, und die doch weder von ihm noch von irgend einem andern Historiker wirklich erreicht worden ist noch erreicht werden kann, weil eben niemand sein Wesen auszulöschen vermag — das Ideal der Geschichtschreibung sehen, können wir diese gewissermaßen unpersönliche Darstellungsweise nicht gerade als den Gipfel historischer Kunst ansehen, sondern ziehn ein gewisses Maß von „Treitschkischer Einseitigkeit" vor, insofern wenigstens, als wir auch den Historiker

*) Aus dem Leben des Königs Albert von Sachsen von Dr. Paul Hassel. Erster Teil: Jugendzeit. Mit einem Bildnis (von 1860). VIII und 332 S. Zweiter Teil: König Albert als Kronprinz. Mit einem Bildnis (von 1871). XXII und 550 S. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. Leipzig, J. C. Hinrichs. 1898. 1900.

selbst sehen wollen, den urteilenden und fühlenden Menschen, nicht nur den Sammler und Darsteller des historischen Stoffs. Ganz frei von Tendenz ist schließlich auch Hassel nicht, und es liegt uns fern, ihn deshalb tadeln zu wollen, denn auch diese ergiebt sich aus dem Stoffe, namentlich des zweiten Bandes. Er will die sächsische Politik dieser Jahre erklären und motivieren, also historisch rechtfertigen, namentlich zeigen, daß sie ebensowohl aus der Lage des Landes als aus dem Charakter der leitenden Persönlichkeiten entsprungen ist, und daß sie im Einklange mit der Anschauung des Landes und seiner Vertretung gestanden hat, für eine Regierung freilich, wie Hassel selbst natürlich recht gut weiß, kein unbedingtes Lob. Diese Tendenz erstreckt sich übrigens nicht auf die Politik des Ministers F. von Beust; deren Vertretung wird vielmehr an mehreren Stellen (z. B. II, 93 f., 110 f., 252 f., 321) stillschweigend oder ausdrücklich abgelehnt. Es ergiebt sich in der That aus dem Buche, daß König Johann die Politik Sachsens in einem weit höhern Grade selbst gemacht hat, als man zunächst anzunehmen geneigt ist, daß er seinen Minister gar nicht selten korrigiert, ihn wohl auch von „Seitensprüngen," wie er selbst gelegentlich sagte, abgehalten, und daß er sich dabei auf die Zustimmung seines Thronfolgers gestützt hat, der sich zwar immer in den Schranken der Verfassung und seines militärischen Berufs hielt, sich aber über alle wichtigen Fragen ein selbständiges Urteil bildete und es, wo er konnte, zur Geltung brachte. Wenn Beust trotz gelegentlicher Abweichungen des königlichen Urteils in sehr wichtigen Dingen immer die formelle Leitung der sächsischen Politik behauptete und sogar nach ihrer Niederlage 1866 bereit gewesen wäre, sich ruhig in die neuen Verhältnisse zu fügen, so erklärt auch Hassel dies nicht ohne Ironie aus der „Elastizität" seines Geistes.

Zweierlei geht nun aus dem Buche mit urkundlicher Sicherheit hervor. Erstens die Wahrheit: wenn es einer so durchaus ehrlichen, in ihrer Art gut deutschen, von intimen persönlichen Beziehungen nach beiden Seiten hin noch wesentlich geförderten Politik, wie die des Königs Johann war, nicht gelang, auf dem Boden des alten Bundesrechts zu einer friedlichen und befriedigenden Bundesreform, deren Notwendigkeit am wenigsten er verkannte, zu kommen, so war dieses Problem überhaupt unlösbar, und die Entscheidung durch die Waffen der einzige Ausweg. Denn zwischen den beiden einander entgegengesetzten Standpunkten, das bestehende Bundesrecht müsse die Grundlage einer neuen Verfassung sein, und dem andern, es müsse zerschlagen werden, daß man eine solche schaffen könne, gab es schlechterdings keine Vermittlung, und die schließlich zu den Waffen griffen, die kann, so traurig der Bruderkrieg war, eine persönliche Verantwortung nicht treffen. Zweitens ergiebt sich mit völliger Deutlichkeit, warum von allen norddeutschen Mittelstaaten Sachsen allein die schwere Krisis von 1866 überwand, während die andern ihre Selbständigkeit verloren. Der erste Grund war die Klarheit, Entschlossenheit und Zuverlässigkeit des Königs Johann und des Kronprinzen Albert, die natürlich für das Bundesrecht auch deshalb eintraten, weil damit der Selbständigkeit und der Geltung

ihres Staats am besten gedient schien, aber dabei doch auch von einer festen Rechtsüberzeugung geleitet wurden, besonders der König Johann, bei dem der Jurist den Staatsmann überwog, und die eine Bundesreform an sich ebenso gut wollten wie König Wilhelm und Bismarck, nur auf einem andern, allerdings aussichtslosen Wege. Mit ihnen konnte Preußen deshalb nach seinem Siege verhandeln und sich verständigen, mit dem starren Souveränitätsstolze Georgs V. von Hannover und des Kurfürsten von Hessen konnte es das nicht. Der zweite Grund war die treffliche militärische Rüstung, in der Sachsen in den Kampf ging; die Armee gab ohne Zögern das eigne Land preis und wirkte dort mit, wo die Entscheidung lag, in Böhmen, verpflichtete dadurch Österreich und gewann die Achtung des Siegers. Daran hat der Kronprinz Albert das größte Verdienst. Hannover und Kurhessen dagegen waren völlig ungerüstet; die tapfern Hannoveraner fanden deshalb, und weil sie nicht rechtzeitig das Notwendige thaten, nach einem zwecklosen Kampfe einen isolierten Untergang; die Kurhessen aber waren viel zu schwach, als daß sie irgendwo ein Gewicht in die Wagschale hätten werfen können.

Im folgenden soll nun versucht werden, die Hauptzüge der sächsischen Politik, und besonders den Anteil des Königs und des Kronprinzen, von der Zeit an, wo die Bundesreformpolitik Preußens entschiedner einsetzte, bis zu dem Augenblicke, wo sie endgiltig siegreich blieb, also von 1859 bis 1866, zu skizzieren. Diese Periode ist in vieler Beziehung die interessanteste, und hier ist auch der Reichtum an neuem Material besonders groß.

Im Hintergrunde der gesamten deutschen Politik dieser Jahre stand die Besorgnis vor einem Angriff Frankreichs, die durch den Sieg der Westmächte im Krimkriege noch gesteigert worden war. Darum betrachtete man 1859 in Süd- und Mitteldeutschland die Sache Österreichs als eine deutsch-nationale, was sie schlechterdings nicht war, und meinte, wie das damalige Schlagwort lautete, am Mincio werde der Rhein verteidigt. Daß ein junger Fürst von so starkem militärischen Interesse wie Kronprinz Albert es am liebsten gesehen hätte, wenn der Deutsche Bund für Österreich eingetreten wäre, ist begreiflich; seit 1853 Oberbefehlshaber der gesamten sächsischen Infanterie, wurde er, als der Bundestag die Kriegsbereitschaft beschloß, zum Kommandeur des 9. Bundesarmeekorps (Sachsen, Kurhessen, Nassau, Luxemburg) bestimmt und gewann dabei Einblicke in die militärischen Zustände dieser Kleinstaaten, die nichts Ermutigendes hatten. Die bereite nassauische Kriegsmacht, die ihm am 23. Mai 1859 bei Wiesbaden vorgeführt wurde, bestand aus zwei Bataillonen, einer halben Batterie, einer Pionier- und einer Sanitätsabteilung; von Einheit der Uniformierung, Bewaffnung und Befehlgebung war sogar innerhalb desselben Bundesarmeekorps so wenig die Rede, daß z. B. das badische Rückzugssignal bei den Württembergern das Signal zum Angriff bedeutete! Es war ein Glück, daß damals der Zwist zwischen Preußen und Österreich über den Oberbefehl des Bundesheeres die Teilnahme am Kriege unmöglich machte. Da Preußen dadurch die Thätigkeit des Bundestags „so gut wie paralysiert“ hatte,

so hofften die Mittelstaaten diese und ihre eigne Bedeutung durch engern Anschluß an Österreich wieder herstellen zu können, bekämpften deshalb eifrig den damals gebildeten, für die preußische Spitze eintretenden Nationalverein, von dem auch der Kronprinz Albert nichts wissen wollte, und erstrebten zunächst das Dringendste, eine Reform der Bundeskriegsverfassung, vornehmlich wieder im Hinblick auf die von Frankreich her drohende Gefahr. Aber der mittelstaatliche Antrag vom 20. Oktober 1859 lief auf eine Unterordnung der preußischen und österreichischen Bundestruppen (1. bis 6. Korps) unter den gemeinsamen Bundesfeldherrn neben den außerbündischen Truppenteilen beider Großmächte, also auf eine Dreiteilung des Oberkommandos hinaus und stieß bei beiden auf den entschiedensten Widerspruch. Prinz Wilhelm betonte in einem Schreiben an König Johann vom 17. Februar 1860 aufs entschiedenste, daß er seine Armee niemals einem Bundesfeldherrn unterordnen werde, und schlug statt dessen die Zweiteilung des Kommandos zwischen Preußen und Österreich vor, sodaß sich die Truppen der Mittel- und Kleinstaaten der einen oder der andern Großmacht anzuschließen hätten, und nicht anders dachte Kaiser Franz Joseph. Darum kam bei der Fürstenzusammenkunft in Baden-Baden im Juni 1860 die Dreiteilung der Bundesarmee in etwas veränderter Form zur Sprache, und zwar war die Zusammenfassung der vier mittel- und kleinstaatlichen Armeekorps (7. bis 10.) unter einem von den Kontingentsherren zu ernennenden Oberbefehlshaber neben Preußen und Österreich in Aussicht genommen; die Bestellung des allen drei Heereskörpern gemeinsamen Bundesoberfeldherrn sollte nach einem Antrage des Königs Johann „vertrauensvoll in die Hände der Großmächte gelegt werden.“

Denn indem der König an der Bundesreform im Sinne der Mittelstaaten arbeitete, wollte er doch durchaus das Einvernehmen mit den Großmächten und zwischen den Großmächten behaupten und that darum das Seinige, um durch die Förderung der Zusammenkunft des Kaisers Franz Joseph und des Prinzregenten Wilhelm zu Teplitz im Juli 1860 die seit 1859 bestehende Spannung zu beseitigen. Es war immerhin ein Erfolg, daß sich Preußen dort bereit erklärte, einen Angriff Frankreichs auf Venezien als Kriegsfall zu behandeln und die Reform der Bundeskriegsverfassung von einer preußisch-österreichischen Kommission in Berlin beraten zu lassen. Aber die Konvention von Würzburg, die, von den Kriegsministern der Mittelstaaten am 5. August 1860 abgeschlossen, die Streitkräfte des sogenannten „reinen Deutschlands“ — ein Begriff, der in diesen Jahren unsägliche Verwirrung in vielen Köpfen anrichtete — als ein selbständiges Ganzes zusammenfassen wollte, scheiterte an dem entschiednen Widerspruche Preußens, das auf der Zweiteilung des Oberbefehls bestand. Nicht einmal untereinander vermochten sich die Mittelstaaten auf den Würzburger Konferenzen im Mai 1861 über die Wahl eines Oberbefehlshabers und eine gemeinsame Organisation zu verständigen; Baden nahm schon gar nicht teil, und von den Staaten des 10. Armeekorps nur Hannover.

Unbeirrt von solchen Enttäuschungen arbeitete Kronprinz Albert an der militärischen Ausbildung seiner Truppen und an seiner eignen ruhig weiter. Schon 1860 wurden die gezognen preußischen Hinterlader bei der Artillerie eingeführt, kurz nachher vertauschte die Infanterie die bisherige recht geschmacklose Uniform (dunkelgrüner Waffenrock mit hellblauen Beinkleidern) mit einer kleidsamen blauen Uniform, der Kronprinz nahm im September 1861 an den preußischen Rheinmanövern teil und führte nachher bei dem Korpsmanöver in der Oberlausitz die eine Division gegenüber dem Generalleutnant von Hake. Er war schon damals bei seinen Truppen außerordentlich beliebt und mit der mittelgroßen, schlanken, eleganten Gestalt, dem vollen dunkelblonden Haar und dem starken Schnurrbart eine echt militärische Erscheinung, dabei leutselig und ernst-freundlich gegen jedermann. Eine kleine Szene, die hier einzufügen erlaubt sein mag, ist mir aus jener Manöverzeit unvergeßlich geblieben. Bei einem stattlichen Fackelzug, den die Bürgerschaft und die höhern Schulen von Zittau dem König und seinem um ihn versammelten Hause brachten, wurde ich mit einigen Mitschülern, die gleich mir Chargierte des Gymnasiums waren, in den Rathaussaal befohlen, wo der Hof dem Fackelzug zusah. Als wir in hohen Kanonenstiefeln, die nun einmal zur Sache gehörten, unsrer Würde bewußt und doch natürlich etwas verlegen, schweren Trittes den hellerleuchteten Raum betraten, fuhren die jungen Prinzessinnen, die im Hintergrunde standen, lachend in einer Ecke zusammen und konnten ihre Heiterkeit über unsre wohl schlecht sitzenden hohen Stiefeln gar nicht bemeistern, was unsre Befangenheit nicht gerade verringerte; der König und der Kronprinz aber kamen auf uns zu und richteten freundliche Fragen an uns, unter anderm über die Farben der Schärpen, die wir trugen. In demselben Herbste wohnte der Kronprinz der Krönung König Wilhelms I. in Königsberg am 18. Oktober 1861 bei, und auch am preußischen Hofe gewannen ihm damals „sein einfaches und natürliches, gleichwohl die hohe Stellung nicht verleugnendes Wesen in Verbindung mit seinen gediegnen Kenntnissen und seinem sichern politischen Urteil die Sympathie und Verehrung aller," wie der sächsische Gesandte Graf Hohenthal nach Hause berichtete. Dem König Wilhelm war er schon im Januar desselben Jahres, als er ihm die Glückwünsche des sächsischen Hofes zur Thronbesteigung überbrachte, näher getreten.

Er benutzte diese Gelegenheit, mit dem auswärtigen Minister Preußens, dem Grafen Bernstorff, das Bundesreformprojekt zu besprechen, das Beust kurz vor der Königsberger Reise des Kronprinzen im Sinne der Trias aufgestellt hatte, auch entsprechend der Erörterung der Reformfrage im sächsischen Landtage. Aber dieser Plan fand nicht einmal bei den Mittelstaaten allgemeine Zustimmung; Georg V. hielt es sogar nicht für nötig, mit dem Kronprinzen Albert, der im November sein Jagdgast war, darüber zu sprechen, weil sein Welfenstolz von einer Bundesreform überhaupt nichts wissen wollte, und Baden forderte kurzweg den Bundesstaat. Auf denselben Gedanken kam Bernstorffs Note am 20. November 1861 hinaus, und Österreich stellte im Verein

mit mehreren Mittelstaaten und im Sinne der neuen „großdeutschen Reformpartei," aber natürlich ohne Teilnahme Sachsens, einen Gegenvorschlag, das sogenannte Delegiertenprojekt auf (durch identische Noten nach Berlin am 2. Februar 1862), auf das überhaupt einzugehn Graf Bernstorff schon am 14. Februar unbedingt ablehnte.

Mit diesem Kampf um die Grundlagen der deutschen Gesamtverfassung verschlang sich nun in sehr eigentümlicher Weise die Erörterung über den französischen Handelsvertrag von 1863 und den etwaigen Eintritt Österreichs in den Zollverein, sowie dessen vertragsmäßige Erneuerung. So eifrig Sachsen seine bundesrechtliche Stellung zu wahren suchte, so entschieden trat es hier in dieser wirtschaftlichen Lebensfrage auf die Seite Preußens, während sich Bayern, Württemberg, beide Hessen, Nassau und Hannover gegen den Handelsvertrag aussprachen. In seiner ersten Rede in der Ersten Kammer, in die er kurz zuvor eingetreten war, sprach sich Albert für den Handelsvertrag aus (24. Juni) und trat entschieden für die Erhaltung des Zollvereins ein, die durch die Haltung jener Staaten gefährdet war, weil Preußen die Fortdauer des Zollvereins mit ihnen von ihrer Zustimmung zum französischen Handelsvertrage abhängig machte. Die Vermittlungsversuche Sachsens in Österreich, wo der Kronprinz im Herbst 1862 zu Manövern und Jagden verweilte, blieben zunächst vergeblich; erst im Mai 1863 erlangte Beust in Berlin das Versprechen, daß Preußen nach Sicherung des Zollvereins zu Ausgleichsverhandlungen mit Österreich bereit sei. Zu diesem Siege Preußens in der Zollvereinssache gesellte sich ein zweiter am Bundestage: am 22. Januar 1863 lehnte die Versammlung das österreichisch-mittelstaatliche Delegiertenprojekt ab. König Johann war mit diesem Ergebnis im Grunde gar nicht unzufrieden, da der Vorschlag ungenügend gewesen, und nun der Weg für „eine weiter greifende Reform" geöffnet sei, und der Kronprinz versprach sich in seiner nüchternen klaren Art von der großdeutschen Agitation überhaupt keinen nennenswerten Erfolg. Mit um so größerer Besorgnis beobachtete er die wachsende Spannung zwischen Preußen und Österreich. Denn gerade die sächsische Regierung war über die europäischen Gefahren, die sie mit sich brachte, durch einen Bericht ihres Berliner Gesandten Grafen Hohenthal über eine ausführliche Unterredung mit dem ihm persönlich befreundeten neuen Ministerpräsidenten Bismarck (vom 5. Mai 1863) sehr genau unterrichtet. Nur durch die preußisch-russische Konvention vom 8. Februar zur Unterdrückung des polnischen Aufstands, führte Bismarck aus, sei ein russisch-französisches Bündnis auf Grundlage der Unabhängigkeit Polens verhindert worden. Einem solchen würde Italien sofort beitreten und dadurch, sowie durch die Revolutionierung der Ungarn und der Südslawen das mit Rußland verfeindete Österreich völlig lähmen, sodaß die ganze Macht Frankreichs für einen Rheinfeldzug verfügbar werde, und Preußen mit der obendrein ganz unsichern Hilfe der süddeutschen Staaten diesem Feinde allein gegenüberstehe. Wenn aber Österreich an seinem Gedanken festhalte, mit Hilfe des Bundestags Preußen herabzudrücken, dann werde auch er (Bismarck) den

Weg nach Paris zu finden wissen, zumal da schon zehn Jahre lang Preußen zu Frankreich in dem Verhältnis von Joseph zu Potiphar gestanden habe.

Je besser man also in Dresden wußte, wie schwere Folgen eine Entfremdung zwischen Preußen und Österreich haben könne, desto mehr — und vermutlich auch desto unangenehmer — war man dort von der Art überrascht, mit der Österreich, bekanntlich unter dem leitenden Einfluß der großdeutschen Partei, die Einladung zum Frankfurter Fürstentage im Juli 1863 ohne irgend welche vorherige Verständigung mit seinen Bundesgenossen erließ. Wie aufopfernd sich König Johann trotzdem bemühte, irgend welches Ergebnis zu erreichen und namentlich den durch den Überrumpelungsversuch tief verletzten König Wilhelm, seinen Jugendfreund, zur Teilnahme zu bewegen, ist allgemein bekannt. Als das mißlang, widersprach er doch auf das bestimmteste der Absicht Österreichs, die seinem Reformplane günstige, allerdings sehr unsichere Mehrheit zu dessen Durchführung auch ohne Preußen zu verpflichten, denn er wollte schlechterdings keinen Sonderbund, that deshalb nach wie vor das Mögliche, um einen festen Zusammenhalt zwischen den beiden Großmächten, dem sich dann die übrigen deutschen Staaten sofort anschließen würden, als das „erhaltende Prinzip des europäischen Staatslebens“ herzustellen, und befürwortete deshalb auch die Erörterung über die preußischen Gegenvorschläge vom 22. September; aber der Kronprinz konnte im Herbste bei seiner Anwesenheit in Wien und Ischl die Wahrnehmung machen, daß Österreich dazu nicht geneigt sei. Als sich die Vertreter der Mehrheit am 24. Oktober in Nürnberg einfanden, um sich über diese preußische Antwort schlüssig zu machen, fehlte die Hälfte. Die mittelstaatlich-österreichische Bundesreformbewegung war auf einem toten Punkte angelangt, und eine ganz andre Aussicht eröffnete die Äußerung des Grafen Rechberg gegen Beust: Wenn ihr es so haben wollt, mit Preußen können wir uns auch verständigen.

Die Gelegenheit dazu kam überraschend schnell, denn die schleswig-holsteinische Frage wurde urplötzlich brennend. Sobald sich König Johann in der Erbfolgefrage eine feste Rechtsüberzeugung gebildet hatte, hielt er unerschütterlich daran fest, aber er wollte die Entscheidung nur durch den gesamten Bund, die beiden Großmächte inbegriffen, herbeiführen; der Kronprinz wünschte vor allem in der Erinnerung an seine erste Kriegsfahrt von 1849 eine rasche militärische Entscheidung. Auch der Landtag teilte den Standpunkt seiner Regierung, nur daß er von den Vorbedingungen der großen Politik nichts verstand. Soweit es sich nun um die Bundesexekution in Holstein handelte, ging ganz Deutschland einmütig vor; als aber die Mehrheit des Bundestags am 14. Januar 1864 in seltsamer Verkennung der Machtverhältnisse und der europäischen Lage den Antrag der beiden Großmächte auf Besetzung Schleswigs zunächst nur zur Aufrechterhaltung des Londoner Protokolls ablehnte, weil sie dieses nicht anerkannt hatte und die Erhebung Friedrichs von Augustenburg zum Herzog von Schleswig-Holstein wollte, nahmen Preußen und Österreich als europäische Mächte die Sache selbständig in die Hand und eröffneten am

1. Februar den Krieg gegen Dänemark. Da dadurch die Mittelstaaten ganz beiseite geschoben wurden, und die sächsisch-hannöversche Division in Holstein in die peinlichste Lage, ja gelegentlich in Konflikte geriet, so beantragte Sachsen am 13. Februar in Frankfurt die Verstärkung der Exekutionstruppen in Holstein, und der Kronprinz wandte sich brieflich an den Kaiser Franz Joseph; aber auch dieser mußte auf die militärische Notwendigkeit, die preußischen und die österreichischen Etappenstraßen durch Holstein zu sichern, hinweisen, und König Wilhelm betonte in einem ausführlichen Schreiben an König Johann vom 15. Februar, daß die beiden Großmächte nicht genötigt werden könnten, in großen politischen Fragen von europäischer Bedeutung dem Willen einer Majorität zu folgen, deren Beschlüsse den europäischen Nachdruck erst durch die Heere der beiden Großmächte erhalten könnten, daß die Mehrheit, wenn sie darauf beharren wolle, sogar die Existenz des Bundes in Frage stelle. General E. von Manteuffel, der diesen Brief überbrachte, machte gegenüber Beust kein Hehl daraus, daß ein bewaffneter Konflikt in Holstein die sofortige Besetzung Sachsens zur Folge gehabt haben würde („Bedenken Sie, wenn das so weiter geht, kommen wir zuletzt nach Dresden"). König Johann antwortete daraufhin nicht nur am 16. Februar sehr versöhnlich, sondern wies auch am 17. Februar Beust in Würzburg an, den Antrag auf Verstärkung der Exekutionstruppen fallen zu lassen, und entwickelte in einer Denkschrift für Beust die Gründe für die „veränderte Frontstellung der sächsischen Politik." „Allein sind wir [die Mittelstaaten] nicht stark genug und zu wenig kompakt, einen ernstlichen Widerstand [den Großmächten] entgegenzustellen, und alle auswärtigen Mächte werden gegen uns sein, bis auf die eine vielleicht, deren Hilfe ich perhorresciere." Diese Macht war natürlich Frankreich. Der König mißbilligte deshalb auch die „Rekognoszierung" des Herzogs Ernst von Koburg-Gotha in Paris im Augustenburgischen Interesse und suchte sie zu verhindern; auch von der Beihilfe der „Demokratie" bei der Lösung der Frage wollte er nichts wissen, und Beust erklärte er bei der Rückkehr von den schlecht besuchten und natürlich vergeblichen Würzburger Konferenzen: „Einen innern Krieg im Rücken des äußern Krieges zu veranlassen, das halte ich weder mit meinen Pflichten gegen den Bund noch gegen Deutschland für vereinbar." In Süddeutschland erwartete man damals den Rücktritt Beusts.

Zugleich bemühte sich der Kronprinz, die Beteiligung der Bundestruppen am Kriege herbeizuführen, und die sächsische Regierung sprach sich am Bundestage dahin aus; indes die Süddeutschen wollten davon nichts hören, und der Kronprinz konnte nur erreichen, daß die sächsisch-hannöversche Division zu Anfang April den Schutz der holsteinischen Küste übernahm; ja Sachsen wäre bereit gewesen, nachdem eine sächsische Batterie bei Neustadt am 12. April mit einem dänischen Kanonenboot Kugeln gewechselt hatte, auch die am 16. März eroberte Insel Fehmarn zu besetzen, doch die Mehrheit des Bundestags lehnte einen darauf zielenden Antrag der Großmächte ab. Aber es war doch eine Folge dieser Annäherung Sachsens an Preußen, wenn Beust als Bevoll-

mächtigter des Deutschen Bundes, als enfant terrible, wie Bismarck scherzend sagte, zu den Friedenskonferenzen nach London ging, und wenn sich Sachsen mit einer Selbständigkeit, die es leider in der schleswig-holsteinischen Sache wegen der Verschiedenheit des Rechtsstandpunkts nicht einzunehmen wagte, ohne sich um die Opposition der Süddeutschen zu kümmern, mit Preußen über die Erneuerung des Zollvereins einigte und am 11. Mai dafür die Zustimmung beider Kammern erlangte. In der Ersten Kammer hatte darüber der Kronprinz das Referat. Wie wenig sonst die Landesvertretung der großen Politik wirklich zu folgen vermochte, obwohl sie oft in großen Worten von der Sicherung des „reindeutschen" (d. h. mittelstaatlichen) Interesses, vom „Bruch des Bundesrechts" und von „gerechter Entrüstung" darüber sprach, jedenfalls den Gegensatz zu den Großmächten nur verschärfte, bewies damals die Zweite Kammer durch die Ablehnung einer kleinen Regierungsforderung über Vermehrung der Offiziersstellen; erst als die Erste Kammer nach einer sehr ernsten, auf die Gefahren der Zukunft nachdrücklich hinweisenden Rede des Kronprinzen am 27. Mai die Position genehmigt hatte, bewilligte sie in der zweiten Lesung auch die Zweite Kammer.

Als sich nun freilich nach dem Scheitern der Londoner Konferenzen die beiden Großmächte vom Londoner Protokoll lossagten und ganz Schleswig samt Jütland eroberten, die Bundesexekution also thatsächlich gegenstandslos geworden war, da trat die verschrobne Stellung der Mittelstaaten und der Bundestruppen sofort wieder klar zu Tage. Ein Konflikt in Rendsburg am 17. und 18. Juli veranlaßte das preußische Oberkommando, die Bundestruppen zur Räumung der Stadt zu nötigen (21. Juli), was begreiflicherweise gerade den Kronprinzen tief verletzte, und erst nach dem Wiener Frieden vom 30. Oktober, der die Herzogtümer an die beiden Großmächte abtrat, wurden am 27. November die Bundestruppen in Rendsburg wieder zugelassen. Allein schon am 1. Dezember stellten Preußen und Österreich in Frankfurt den Antrag auf Beendigung der Exekution und Abberufung der Bundestruppen, dem Preußen durch eine Truppenzusammenziehung bei Minden und Berlin Nachdruck gab, am 5. Dezember wurde er angenommen, und auch die Sachsen kehrten heim, tief erbittert, aber sich bewußt, ihre militärische Pflicht erfüllt zu haben und das Opfer unklarer politischer Verhältnisse geworden zu sein. Der bedeutendste Versuch der Mittelstaaten, selbständig große Politik zu treiben, war vollständig gescheitert.

(Schluß folgt)





Unsre Volksmärchen in Afrika

Von Robert Petsch

(Schluß)

Am interessantesten aber ist das Intriguenspiel zweier Frauen gegeneinander, Haremsgeschichten, wie sie ja nur im Lande der Vielweiberei vorkommen und im deutschen Märchen ihresgleichen nicht haben. Da führt eine Erzählung den bezeichnenden Titel: „Die Selbsterniedrigerin"; man muß aber hier nicht an Gestalten wie Kleists Käthchen von Heilbronn oder an das liebe Aschenbrödel denken, die an Rache nicht denken, oder sie doch einem höhern Richter überlassen. Das orientalische Weib dient, duldet, erniedrigt sich nur solange, bis die Zeit gekommen ist, wo die langverhaltne Glut ihrer Erbitterung sich in der raffiniertesten Rache abkühlen kann. Das Märchen, das wir im Sinne haben, erinnert von fern an die Geschichte vom „Allerleirauh" u. a. Es sei hier kurz wiedergegeben.

Ein Jüngling wächst mit einem Mädchen zusammen auf, und beide glauben, daß sie Geschwister seien. Eines Tages belehrt den Vetter ein unerwartet gefundner Ehekontrakt, den ihre beiden frühverstorbnen Väter für sie aufgesetzt haben, daß sie Vetter und Base sind, und er beschließt, sie zu heiraten. Vorläufig verrät er ihr nichts von seiner Entdeckung — diese Szenen sind wunderhübsch geschildert, und man fühlt sich einerseits an Goethes „Geschwister," andrerseits an den Schluß des „Käthchen von Heilbronn" erinnert —; sie selbst muß alle Vorbereitungen zur Hochzeit treffen und ist nur darum besorgt, daß ihr Bruder auch eine würdige Frau bekomme. Um so mehr erfreut ist sie natürlich, als ihr Bruder sie selbst ins Brautgemach führt. Täglich geht er fleißig in sein Geschäft und kommt mittags regelmäßig heim, wo er die leckern Speisen, die seine Frau bereiten kann, in Frieden genießt. Eines Tages aber ist sie selbst so unvorsichtig, ihm von der großen Schönheit der Tochter eines Fischers Achmed zu erzählen, und er hat nichts eiligeres zu thun, als zu deren Vater zu gehn und das Mädchen unter der Bedingung zu heiraten, daß er sie nur bei Tage besuchen werde. Sein mittägliches Ausbleiben entschuldigt er dann seiner Base gegenüber mit dem lebhaften Gange seines Geschäfts, worüber sie natürlich hoch erfreut ist. Mit der Zeit aber schöpft sie doch Verdacht, folgt ihrem Manne nach und hat bald sein Geheimnis entdeckt. Ihm zuliebe verkleidet sie sich nun als Magd und entstellt ihr Gesicht durch Ruß,

wartet auch täglich von Morgen bis Abend ihrer Nebenbuhlerin auf, ohne von ihrem Vetter erkannt zu werden. Ja als er eines Tages seiner neuen Gattin gegenüber die Kochkunst seiner Base rühmt, und diese eine Probe davon verlangt, bereitet sie sogar zu Hause das Mittagessen für beide, das er dann, angeblich für seine Geschäftsfreunde, mitnimmt. Köstlich nun der Widerspruchsgeist und die Eifersucht der Fischertochter. „Sie band die Serviette auf, die um die Schüssel gebunden war, nahm den Deckel von der Schüssel und fragte: Das hat deine Base gekocht? Er versetzte: Jawohl! Koste nur, wie schön es schmeckt, und sieh, wie fein sie kochen kann! Die Frau aß von dieser Mahlzeit und erklärte: Ja — aber das Essen, das unsre Magd kocht, schmeckt doch noch besser!" — Sie ahnt freilich nicht, daß beide dieselbe Person sind. Inzwischen wird sie auch gegen ihre vermeintliche Magd immer hochmütiger und läßt in deren Herzen den Racheplan ausreifen. Eines Tages ermuntert diese nun ihre Herrin, mit ihr in ein vornehmes Bad zu gehn, und stachelt die Putzsüchtige noch an, ihre besten Kleider und Schmucksachen anzulegen. Die Fischertochter, die so dumm ist, daß sie sich nicht einmal in den Straßen der Stadt zurecht findet, willigt ruhig ein und läßt sich von ihrer Begleiterin in deren eigne Wohnung leiten. „Das ist hier das sogenannte kleine Bad, beschwichtigt die Listige ihre Verwundrung, das große Bad kommt erst später an die Reihe. Dein Körper ist nämlich zu dreckig und schmierig, weil du dich noch niemals ordentlich gewaschen hast. Wenn ich dich nun gleich ins große Bad bringen wollte, so würde man uns auslachen und sagen: Das ist aber eine schmierige Frau! Aus diesem Grunde werde ich dir jetzt Wasser warm machen, und du kannst deinen Körper zunächst hier einmal ordentlich waschen; nachher kannst du ins große Bad gehn." — „Schön!" versetzte die Dame. Das Mädchen stellte also einen Topf aufs Feuer und goß Wasser hinein, ließ es ordentlich zum Sieden kommen und sprach zu jener: „Zieh deine Kleider aus!" Jene zog sich aus: da übergoß sie das Mädchen mit dem siedenden Wasser. Die Dame fing natürlich an zu schreien und zu jammern, und die Haare fielen ihr nur so vom Kopfe! Jetzt gab ihr das Mädchen ein paar alte Kleidungsstücke und beförderte sie aus dem Hause hinaus, schloß hinter ihr die Hausthür zu, nahm die Kleider und den Goldschmuck der Dame her und verwahrte alles in ihrer Truhe.

Dann redet sie ihrem Manne vor, die Tochter des Fischers Achmed sei im unerlaubten Umgang mit einem Juden betroffen worden. Da nun im Orient das Haarabscheren eine gewöhnliche Strafe für derartige Vergehungen ist, so löst der Vetter, als er seine kahlköpfige zweite Frau gesehen hat, unter einem Vorwande die Ehe mit ihr. Zu Hause aber gesteht die Base ihm ihre That und zeigt ihm die erbeuteten Schmucksachen. Da ruft der Vetter: „Bravo! Und du hast recht gehandelt!"

Dieselbe scheinbare demütige Unterwerfung verbunden mit großer Schlauheit entwickelt ein Mädchen, das von einem Menschenfresser entführt ist und ihm im Bette das Geheimnis ablauscht, wie sie von ihm befreit werden könne.

Das Mißtrauen des Betrognen und die kleinen Kriegslisten der Betrügerin sind in höchst lebendiger Weise geschildert. „Lieber Vater, fragt sie ihn, wenn du schläfst, wie sehen denn da deine Augen aus?“ — „Warum fragst du denn danach? Bist du auf verräterische Gedanken gekommen?“ — „Nein, Vater, weswegen soll ich auf Verrat sinnen? Wer sollte auch zu mir kommen? Und jetzt bist du mein Vater!“ — „Warum fragst du denn aber?“ — „Einfach deshalb, weil ich, als ich gestern nacht einmal aufstand, wie ich aufwachte, hier alles in einem roten Schein erblickte, worüber ich erschrak.“ — „Das tritt dann ein, wenn ich wirklich fest schlafe.“ — „Schön, und was machst du z. B. mit der Nähnadel hier?“ — „Wenn ich sie vor mich werfe, so wird sie zu einem eisernen Berge“ u. s. f. Und als er nochmals Befürchtungen äußert, da „that sie, als müßte sie weinen. Der Menschenfresser aber sprach zu ihr: Hab keine Angst weiter! Ich machte ja nur Spaß!“

Die höhere Klugheit, die der Orientale dem Weibe zuerkennen muß, verbindet sich mit der Verachtung, die er ihm entgegenbringt, zu der Vorstellung von Hexen und Zauberinnen, die durch übernatürliche Mittel in den Gang der Ereignisse eingreifen. An germanische Sagen von der „Großmutter Schlangenköchin“ oder an das italienische Volkslied von der „Donna Lombarda,“ der ihr Verführer zur Ermordung ihres Gemahls rät:

> Im Garten hinter Eurem Haus
> ein Schlänglein kriecht,
> Des Schlängleins Kopf zerstoßt im Mörser,
> zerstoßet ihn —
> Und mischt es in den Abendwein ihm,
> von dem er trinkt,
> Wenn abends er vom Jagen heimkommt
> und durstig ist —

an all diese vertrautern Züge fühlen wir uns bei einem Märchen dieser Sammlung erinnert. Auch hier ist eine geizige Schwester auf ihren armen Bruder erbittert, weil er in ihrem Hause Unterkunft sucht, und hetzt ihren zauberkundigen Mann auf, den Gast zu verderben. Aber das Kind der Unholdin schützt seinen Oheim und tötet den eignen in eine Giftschlange verwandelten Vater. Am nächsten Tage warnt das kluge Kind seinen Oheim von neuem: „Lieber Onkel, heute nacht will uns meine Mutter töten, mich und dich. Sie will die Knochen der Schlange zusammensuchen und sie in das Essen hineinlegen, damit wir sterben, ich und du. Ich werde sie aber töten, denn ich will keinen Vater und keine Mutter haben!“ Wie die böse Stiefmutter im „Sneewittchen“ die eine Hälfte des Apfels vergiftet, so weiß hier die Mutter das Gift auf die eine Hälfte der gemeinsamen Speiseschüssel zu verteilen, die sie den beiden Verhaßten zudreht. Aber der Kleine weiß sie auf einen Augenblick aus dem Zimmer zu entfernen, dreht flugs die Schüssel um, und — „als sie den ersten Bissen oder den zweiten Bissen hinter hatte, da sank sie sofort tot zu Boden.“ Auch hier fühlen wir uns unwillkürlich an

den verwandten, aber zu ungleich vollendeterer Wirkung gesteigerten Schluß der „Donna Lombarda“ erinnert:

Beim ersten Tropfen, den sie nippte,
Donna Lombarda entfärbte sich.

Beim zweiten Tropfen, den sie nippte,
Die Frau den Beichtiger kommen ließ.

Beim dritten Tropfen, den sie nippte,
Zum Totengräber schickte sie.

Noch stärker, ja geradezu übermenschlich hingestellt ist die Zauberkraft einer andern Frau, die infolge eines Gelübdes zum Schweigen verurteilt und deshalb von ihrem Manne zurückgesetzt ihre Nebenbuhlerinnen dadurch verderbt, daß sie ihnen gefährliche Kunststücke vormacht, die sie dann zu ihrem eignen Unheil nachzumachen versuchen. Sehen wir einmal bei ihrer Arbeit zu: Sie erbietet sich, das Essen zu bereiten, setzt sich dann einfach auf einen Stuhl und ruft: „Komm her, Brennholz, komm her, Topf, komm her, Öl, gieß dich selber in den Topf,“ und alles geschieht. Dann steckt sie ihre zehn Finger ins siedende Öl, und sie werden zu zehn gebratnen Fischen. Sie selber aber springt mit ihren Kleidern in den Backofen, und — „sogleich verwandelt sie sich in ein Weizenbrot, das rot aussah, wie eine Koralle.“ Als die neue Braut aber dasselbe Kunststück ausführen will, muß sie elend verbrennen. Das ist nun ein dem Märchenforscher wohlbekanntes Motiv, das auch in Goethes „Zauberlehrling“ nachklingt: Wunderdinge soll ein Unkundiger nicht nachahmen wollen. Bei allen Stämmen sind ähnliche Sagen bekannt. Bei den christlichen Völkern ist es meist der Herr selber oder einer seiner Apostel, denen ein Hans Naseweis ein Wunder nachthun will. Da tritt etwa der Herr Jesus mit dem heiligen Petrus bei einem Bauern in Dienst, um beim Dreschen behilflich zu sein. Des Morgens wollen sie nicht aufstehn, und Petrus, der vorn im Bett liegt, bekommt fürchterliche Prügel. Deshalb läßt er am andern Abend den Herrn vorn schlafen und legt sich nach der Wand herüber. Der Bauer aber denkt am nächsten Morgen: Hat gestern der eine seine Schläge bekommen, so soll sie heute der andre haben, und Petrus ist wieder übel dran. Der Herr aber entschädigt den Bauern, indem er mit einem Licht an das Getreide herantritt und durch ein Wunder das Herausfallen der Getreidekörner bewirkt. Als aber der faule Bauer das ganze Getreide auf so leichte Weise ausdreschen will, verbrennt er Scheune und Haus. Oder der Herr glüht einen alten Mann wieder jung, ein Narr aber, der sein Weib auf dieselbe Weise verjüngen will, verbrennt sie, oder sieht sie doch zu seiner Strafe in einen Affen verwandelt. Man sieht aus dieser Parallele, wie der Orientale dem Weibe geradezu göttliche Zauberkraft beimißt.

Im übrigen wohnt die magische Kunst, abgesehen von einigen Menschen, die die Gabe haben, sich in Tiere zu verwandeln, hauptsächlich den dämonischen

Wesen bei, die in den tripolitanischen Märchen als „Menschenfresser" erscheinen. Sie entsprechen so gut dem deutschen Menschenfresser, als den Hexen, Nixen usw. unsrer Sage, ja dem Teufel. Wie dieser suchen sie sich das Kind schon vor der Geburt zu sichern und holen ihr Pfand später ab. Oder sie treiben Mädchenraub und stören so das häusliche Glück. Ihren Opfern aber geht es durchaus nicht schlecht. Sie haben für den Unterhalt ihres Tyrannen zu sorgen, sind aber von der Außenwelt nicht strenger abgeschlossen, als in irgend einem muhammedanischen Hause. Ja, der Unhold zwingt sie nicht einmal, an seinem ekeln Menschenfleischmahle teil zu nehmen. Ihre Opfer verlocken die Dämonen auf mannigfache Art. Verkleidungen sind, wie wir sehen, nicht ungewöhnlich. Oft genug aber gelingt es den Entführten zu fliehen, und der Feind sucht sie dann auf jede Art wieder in seine Gewalt zu bekommen oder doch unglücklich zu machen. Aber schließlich bleibt er auch nicht unerbittlich, und dem Mädchen, das er mit Eselskopf und Basthaar geschmückt hat, sendet er selber Spiegel und Kamm, wodurch sie ihre frühere Gestalt wieder erhält. Oder das Menschenfresserpaar giebt sich mit dem Raube eines Kindes, dem es noch dazu bei ihnen gut ergeht, zufrieden und verzichtet auf die andern.

Wir sehen, das Märchen in Tripolis liebt keine tragischen Ausgänge. Selbst die wilden Tiere zeigen edle Charakterzüge, und wir werden an die Geschichte vom Androklus erinnert, wenn ein Löwe einem Kaufmann, der schutzflehend in seine Höhle kommt, freundliche Aufnahme gewährt und seinem Gaste zweimal das Leben rettet.

Daß es an humoristischen Zügen, die freilich oft genug ans Niedrige streifen, nicht fehlt, haben wir schon bei der Betrachtung der Hälbchengeschichte gesehen. Mit unverkennbarem Humor ist auch das Motiv vom „Menschenfleischwittern," das uns ja aus dem Däumlingsmärchen wohl bekannt ist, behandelt. Ein Mädchen muß für den Menschenfresser das von der Jagd mitgebrachte Menschenfleisch und für sich selber Lammfleisch kochen. Er wittert einen sonderbaren Geruch, denn in einem Winkel ist unter einem Brette des Mädchens Vetter versteckt. Sie beschwichtigt aber sein Bedenken damit, ein Rabe habe ihr einen alten Lappen herübergetragen, von dem der Geruch herrühre. Sie brennt ihm dann einen beliebigen Lappen zu Pulver, er verschluckt es und schläft ein. Nach einer Weile entspinnt sich zwischen den Fleischtöpfen, dem Menschenfresser und dem Mädchen folgendes Zwiegespräch:

Menschenfleisch:	Tett! Tett!
	Ein Mensch unterm Brett!
Lammfleisch:	Er ist ja dein Vetter,
	Nun schlag dich das Wetter!
Menschenfresser:	Was sagt denn das Fleisch da?
Mädchen:	Ich muß Salz bekommen.
Menschenfresser:	So thu doch Salz daran!
Mädchen:	Das hab ich schon gethan!

(Menschenfleisch und Lammfleisch wie oben)

Menschenfresser:	Was sagt denn das Fleisch da?
Mädchen:	Ich muß Pfeffer bekommen.
Menschenfresser:	So thu doch Pfeffer dran!
Mädchen:	Das hab ich schon gethan.
	(wie oben)
Mädchen:	Es sagt: Nehmt mich vom Feuer herunter, ich bin gar.
Menschenfresser:	Dann nimm es herunter und bring es her, ich will essen.

Humoristisch gefärbt ist noch ein andres, auch dem deutschen Märchen vertrautes Motiv, mit dessen Darstellung wir hier schließen wollen. Muhammed „der Fingerspreizer," dem die Gabe verliehen ist, zwei Tagereisen weit zu sehen, hat sich eben von seinem Oheim getrennt, den er, wie wir oben gesehen haben, vor dem Tode durch Schlangengift bewahrt hat, und jeder von ihnen hat einen Dienst angenommen. Bald aber kommt der Ältere in schlimme Lage. Er hat sich bei einem bösen Herrn als Knecht verdungen und ausgemacht, daß wer von beiden des Vertrags zuerst müde werde, sich vom andern einen Streifen seiner Haut ausschneiden lassen müsse. Er muß nun täglich die alte Mutter seines Herrn auf dem Rücken tragen, ohne sie abzusetzen, und muß obendrein noch das Vieh weiden und für die Kinder seines Brotherrn sieben Vögel fangen. Der Neffe tauscht nun den Dienst mit ihm und trägt auch die Mutter morgens fort. Kaum aber sind sie ein Stück gegangen, da setzt er sie ab, prügelt sie tüchtig durch und läßt sie für ihn das Vieh weiden und die Vögel fangen. Durch Drohungen zwingt er die Alte zum Schweigen über das Vorgefallne. Am andern Tage schlachtet er den Bock der Herde, stopft der Alten das Fleisch mit dem Hirtenstabe ein und tötet sie. Dann erzählt er dem Herrn, die Mutter sei gestorben, und auf ihren Befehl habe er gerade den Bock schlachten müssen. Die sechs ältesten Knaben aber tötet er am andern Tage, indem er ihnen statt der Singvögel Skorpione in die Hand drückt. Mit geradezu entsetzlicher Ironie sagt er dann: „Das kommt nur von euch selber. Ihr habt die Kinder an die Vögel gewöhnt! Heute ist es sehr kalt, und die Hände der Knaben waren ganz steif, sie waren nicht imstande, die Vögel fest zu halten; die entwischten ihnen, und wenn nun ein Vogel von einem Knaben fortflog, da flog auch gleich dessen Geist mit fort, und der Junge starb. Seht nur her: der hier, der seinen Vogel hübsch festhielt, der siebente Junge, ist nicht gestorben!" Er hatte eben dem siebenten einen wirklichen Vogel gegeben. Dann treibt er die Herde seines Herrn zu seinem Oheim, schlägt sich ein Loch in den Kopf, bindet sich die Hände mit Stricken zusammen und kehrt zurück zu seinem Herrn, dem er vorspiegelt, von Räubern mißhandelt und der Herde beraubt zu sein. Einen andern, auch in deutschen Märchen bekannten Scherz erlaubt er sich mit den Kühen seines Herrn. Er treibt alle, mit Ausnahme einer einzigen, zu seinem Oheim, nachdem er ihnen vorher die Schwänze abgeschnitten hat. Er vergräbt dann die letzte Kuh im Sande am Meeresstrand und läßt nur den Schwanz an die Oberfläche hervorragen, daneben steckt er die abgeschnittnen Kuhschwänze in den Sand und ruft seinen Herrn und die

Hirten, sie sollten die Kühe, die eben ins Wasser laufen wollten, rasch aus dem Sande herausziehn. Aber alle behalten die bloßen Schwänze in der Hand, nur Muhammed zieht eine wirkliche Kuh hervor und ruft ärgerlich: „Habt ihr gesehen, wie ich die Kuh herausgezogen habe? Ihr versteht das eben nicht!“ Das ist nun dem Herrn doch zu viel, er äußert seinen Unwillen und muß sich nun einen Hautstreifen ausschneiden lassen. Oheim und Neffe aber, denen doch der Boden unter den Füßen brennt, verkaufen die Herden und ziehn von dannen. Nach manchen abenteuerlichen Fahrten trennen sie sich, und der Neffe ruft seinem Oheim nach: „Nun mögest du in Frieden von hier wegziehn, ich kenne dich nicht mehr, und du kennst mich nicht mehr. Die Gemeinschaft von Wasser und Salz sei zwischen uns von jetzt an zu Ende.“

Diese Proben werden genügen, zu zeigen, daß Professor Stummes Arbeiten von großem allgemeinem Interesse sind. Schon ist eine neue Sammlung des unermüdlichen Forschers, „Märchen der Berbern von Tamazratt,“ in Vorbereitung. Möge sie in weiten Kreisen unsers Publikums freundliche Aufnahme und Beachtung finden!



Italienische Volks- und Kirchenfeste

Von Hermann Ehrenberg

1. Allgemeines



Einige Kenner Italiens versichern, daß der Geist des italienischen Volkes in den letzten Jahrzehnten ernster geworden und die fröhliche, ungebundne Heiterkeit, die sich früher so reizvoll auf zahllosen Festlichkeiten bekundet habe, vielfach verschwunden sei; nach dem gewaltigen Aufschwung aller Kräfte, der zur Befreiung und Einigung des Landes geführt habe, und nach den überschwänglichen Hoffnungen, mit denen die gelungne That begrüßt sei, habe das inzwischen eingetretne Stocken von Handel und Wandel einen schweren Rückgang erzeugt, der mit seiner bittern Not das Volksgemüt von Grund aus umgestaltet habe. In diesen Behauptungen, die vornehmlich von klerikaler Seite verbreitet werden, liegt ein Kern von Wahrheit. Ein allzugroßer Freudentaumel hatte die Beseitigung der österreichisch-bourbonisch-vatikanischen Mißwirtschaft begleitet, im Besitze der unità und libertà hatte man geglaubt, alles leisten und jeden Schaden heilen zu können und einem goldnen Zeitalter entgegenzugehn. Als diese Traumgebilde in ihr Nichts zerrannen, und sich manches mit frischem Mut und hohem Einsatz begonnene Unternehmen als verfehlt erwies und elend

in sich zusammenbrach, trat Mutlosigkeit und Verzweiflung an zahlreichen Stellen ein. Es ergriff eine Art politischen und wirtschaftlichen Katzenjammers breite Teile der Bevölkerung, und da sorgenvolle Jahre und leere Kassen nicht die Voraussetzungen für ausgelassene Lust und übermütige Festlichkeiten zu sein pflegen, so kann man allerdings sagen, daß das Italien der achtziger und neunziger Jahre ein ernsteres Gesicht zeigt als das früherer Jahrzehnte.

Aber von einer Wandlung der Volksseele und ähnlichen Übertreibungen darf man darum doch nicht sprechen. Man wird nicht zu vergessen haben, wie schwer die brutalen Vergewaltigungen, die früher an der Tagesordnung waren, gerade auf einem so feinfühligen Volke, wie dem der Italiener, gelastet haben, und wie düster sich das Leben für viele unter den Eingriffen einer ungeheuerlichen Willkürherrschaft gestaltet hatte. Wenn sich damals unter dem Einflusse tiefster seelischer Leiden die Gemütsstimmung und der Grundcharakter des Volkes geändert hätte, so würde man sich nicht wundern dürfen. Thatsächlich aber läßt sich ein derartiger Vorgang nicht erweisen und wird auch von den klerikalen Lobrednern der vergangnen Zeit nicht behauptet. Man wird also, wenn man heute das ehemalige Maß öffentlicher Festlichkeiten vermißt, die Gründe nicht sowohl in einer durch wirtschaftliche und politische Nöte hervorgerufnen Veränderung des Nationalgeistes, sondern anderwärts zu suchen haben; und zwar wird man sich neben dem alles nivellierenden Zuge der Neuzeit und neben der ein festfrohes Bummelleben mehr und mehr einschränkenden gesteigerten Anspannung der Kräfte jedes Einzelnen im heutigen wirtschaftlichen Wettbewerbe vor allem die Entwicklung der kirchenpolitischen Verhältnisse in der Hauptstadt des Landes vergegenwärtigen müssen. Der Durchschnittsrömer ist in der Erinnerung an die vieljährige vatikanische Mißwirtschaft entschieden antiklerikal gesinnt und hält sich mit Bewußtsein und Absicht von allen kirchlichen Veranstaltungen fern. Das Papsttum dagegen erkennt die Besetzung Roms durch die weltlichen Machthaber nicht an und will von dem neugegründeten Nationalstaat der Italiener nichts wissen, solange er wenigstens unter der Herrschaft der „Freimaurer" steht. Es handelt darum von seinem Standpunkt aus nur folgerichtig, wenn es die Entfaltung öffentlichen Prunks möglichst vermeidet, größern Festen abhold ist und sich auf die ihm verbliebnen wenigen Punkte zurückzieht. Was das für Rom bedeutet, weiß jeder, der den Glanz und Umfang der frühern Straßenaufzüge, Beleuchtungen und ähnlichen Schaustellungen aus eigner Erinnerung oder ausführlichen Beschreibungen kennt; es ist einer völligen Umwälzung des ganzen Lebens und aller Einrichtungen gleich zu erachten. Und das muß sich natürlich überall fühlbar machen.

Über den Verlust, den hierbei namentlich die untern und mittlern Schichten erleiden, ist man sich in den regierenden Kreisen des neuen Italiens auch vollkommen klar, und man hat deshalb die verschiedensten Mittel und Wege versucht, einen Ersatz zu schaffen. Da wird alljährlich das Verfassungsfest gefeiert zur Erinnerung an den Tag, wo durch Einführung des Statuts in Piemont die

neue italienische Ära eingeleitet wurde; die Girandola, das altberühmte Feuerwerk, bei dem u. a. viertausend Raketen auf einmal in die Luft gehn, wird statt von geistlicher von weltlicher Seite losgelassen; man richtet Wettrennen und Schützenfeste ein, sucht den im neuzeitlichen Getriebe immer mehr absterbenden Karneval von frischem zu beleben, feiert die Geburts- oder Namenstage des allbeliebten königlichen Paares, veranstaltet Gartenfeste, beleuchtet am Gründungstage Roms (21. April) das Kolosseum mit prächtigen bengalischen Flammen u. a. m. Aber es ist wirklich merkwürdig, wie sich hier der konservative Sinn, der der italienischen Bevölkerung trotz aller demokratischen Redereien und kirchenfeindlichen Großsprecherei in hohem Maße eigen ist, bewährt und offenbart. Diese offiziellen Feste haben bis heute etwas kaltes und gemachtes behalten, sie haben sich nicht hinreichend dem Herzen des Volkes zu nähern vermocht, das im tiefsten Innern an seinen alten klerikalen Festlichkeiten mit der Kraft einer Jugendliebe hängt. Ganz besonders gilt dies vom Lande, namentlich von den Gebirgsorten, wo sich, im Gegensatz zur Hauptstadt, ein entschieden kirchlicher Sinn erhalten hat. Ohne eine kleine Mitgift kirchlichen Segens geht es nicht, und unter dem Krummstab lebt sichs gut. Das wissen die vatikanischen Machthaber sehr wohl, sie kennen ihr Volk und spannen deshalb den Bogen nicht allzu straff.*) Sie lassen insgeheim und da, wo es irgend angeht, an Festlichkeiten so viel bestehn, als es der eingenommne grundsätzliche Standpunkt auch nur einigermaßen zu erlauben scheint, und erhalten dadurch das Gedächtnis an die schönere Vergangenheit, in der noch nicht von nüchterner kirchenfeindlicher Politik und von hochmütigen, unnahbaren carabinieri die Rede war, im Volke dauernd lebendig.

Wenn man trotzdem vielfach sagen hört, daß die Kirchen- und Volksfeste in Italien gänzlich abgestorben seien, und daß es um ihretwillen nicht mehr lohne, das Land aufzusuchen, so beweist das weiter nichts, als die fast grenzenlose

---

*) Das zeigt sich überhaupt bei vielen Gelegenheiten. Viktor Emanuel II., der Vater des jetzigen Königs, ist bekanntlich in den Augen der Klerikalen nichts andres als ein Kirchenschänder und Räuber. Trotzdem hat man es geduldet, daß er in einer der vornehmsten Kirchen Roms, im Pantheon, beigesetzt wurde und sein dortiges Grab eine Wallfahrtsstätte für alle Patrioten, d. h. „Kirchenfeinde" geworden ist. Allerdings wird man geltend machen können, daß man gerade hierbei unter dem eisernen Drucke des äußersten staatlichen Zwangs gehandelt habe und noch handle. Um so mehr aber war ich überrascht, als ich in Pistoja, einem entzückenden nördlich von Florenz gelegnen Städtchen, in der Kirche San Francesco über der Ausgangsthür folgende in riesengroßen Lettern aufgemalte Widmung vom 28. Januar 1878 las: Alla grand anima di Vittorio Emanuele II. primo re primo cittadino primo soldato d'Italia da lui col suo popolo per virtù di senno di braccio di fede fatta libera ed una i Pistojesi nella morte del padre della patria lacrimato con unico esempio da tutte le nazioni in questo tempio raccolti pregano eterna pace. Also selbst in diesem abgelegnen Orte, wo höfische Rücksichten nicht zu nehmen waren, hat man es ruhig zugelassen, daß in einer der Hauptkirchen dem Manne, der die Kirche um allen weltlichen Besitz gebracht hatte, eine weithin leuchtende begeisterte Lobrede und dauernde Huldigung gewidmet wurde. Auch auf klerikaler Seite treibt man den Kampf nicht auf die Spitze.

Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit, mit der die Mehrzahl der Italienfahrer zuwege geht. Thatsächlich giebt es noch genug Festlichkeiten, bei denen sich das Volk freut, und dem Fremden das Herz aufgeht vor der künstlerischen Farbenpracht, womit alles unternommen wird, und vor der harmlosen, unbefangnen Fröhlichkeit, die die Leute beseelt und von jeder groben oder gemeinen Ausschreitung fernhält. Nur drängen sie sich nicht mehr so unmittelbar auf wie zu Zeiten der päpstlichen Herrschaft; man muß sie aufsuchen in den Kirchen der Hauptstädte oder in den kleinern abseits liegenden Ortschaften. Dort kann man noch hinlänglich seine Schaulust befriedigen und seine Studien treiben, dort hat sich fast nichts verändert.

2. Kirchliche Feste außerhalb Roms

Hat jemand Sinn und Verständnis für derartiges Volksleben, und ist er noch Neuling in Italien, so wird er gut thun, sich zunächst im Bädeker oder in dem hübschen Buche der verstorbnen Therese Höpfner umzusehen; weilt er gerade in Rom, so geben ihm einige im Bädeker namhaft gemachte Buchhandlungen und Zeitungen die beste Auskunft. Er hat dann nur nötig, sich an dem ihm genehmen Tage in die römische Kirche oder an den Ort zu begeben, wo gerade das Fest des Hauptheiligen der betreffenden Kirche oder des Ortes gefeiert wird; er ist dann unter allen Umständen sicher, seine Erwartungen erfüllt zu sehen. Tagelang zuvor wird die Kirche reich geschmückt, ihre Säulen werden von oben bis unten mit bunten (roten, gelben, blaurotgoldnen usw.) hellleuchtenden Seidenvorhängen umwickelt, es werden zahlreiche vergoldete, mit Prismen versehene Kronleuchter aufgehängt, Blumen in Überfülle gestreut, kurzum es wird in jeder Hinsicht dem ernsten gottgeweihten Raume ein heitres Gepräge verliehen. Am Feste selbst aber erscheint alt und jung, arm und reich im schönsten Gewande, von früh bis spät lassen Musikbanden ihre Weisen erschallen, am Vormittag ist Prozession und Gottesdienst, des Nachmittags giebt es Belustigungen aller Art, und abends festliche Beleuchtung.

So habe ich es oft getroffen, aber am schönsten, wenn ich unvermutet in ein solches Fest hineingeriet. In Rocca di Papa, dem hochliegenden herrlichen Felsenneste am Rande eines erloschnen Kraters im Albanergebirge, von wo aus noch die wohlerhaltne Pseudo-Triumphatorenstraße der altrömischen Zeit hinauf zum Monte Cavo führt, kam ich einst im Sommer dazu, als man hier zu höherm Ruhme des Ortsheiligen am Nachmittage Pferderennen veranstaltete. Aber nicht Wettrennen in unserm Sinne! Die jungen Burschen des Ortes, rot und grün kostümiert, kämpften auf ungesattelten Pferden um den Preis; in wilder Jagd ging es die steile Hauptstraße hinauf, rings drängte das Volk heran, nur mit Mühe hielten die Ordner die Bahn frei. Was war das für ein Jubel und eine Erregung unter diesen vulkangebornen Menschen, die ganz unter sich waren, da sich die Hauptmasse der Fremden der Hitze wegen schon nordwärts gewandt hatte! Musik und Saitenspiel dazu, und der Farbenglanz der südlichen Natur!

Im benachbarten Grottaferrata begeht man zur Feier von Mariä Verkündigung (25. März) ein Schweinefest. Hier versieht sich jeder aus weitem Umkreise für die Sommerszeit mit gepökeltem Schweinefleisch, da während der heißen Monate nicht geschlachtet werden darf — eine Vorstufe zu dem gänzlichen Verbote des Schweineschlachtens durch das Mosaische Gesetz. Kein Pinsel und keine Feder vermögen die Bilder zu beschreiben, die sich bei diesem Anlaß in ewig buntem Wechsel entrollen. Wie behaglich und würdevoll zugleich sitzen diese Bauern und Bäuerinnen auf ihren Eseln, von deren Rücken die mächtigen, frisch eingekauften Speckseiten herabhängen! Wie orientalisch sieht der große Markt aus, auf dem zahllose Fuhrwerke altväterischer Art und Legionen biederer Langohren zusammengekommen sind! Wie malerisch wissen sich die Menschen, wenn sie hier rasten, zu lagern! Und gar im Mittelpunkte des ganzen Verkehrs, in dem geräumigen Hofe des uralten finstern Schlosses, das einstmals keinem Geringern als dem Freunde Raffaels und Michelangelos, dem kriegsstarken Papste Julius II. gehörte, diese Weinschenken, die offnen Feuerstellen, wo Artischocken, Leber und Hahnenkamm in der Pfanne gebacken (fritto misto) und die fürchterlichen Tintenfische gesotten werden. Diese Gaukler, diese Hausierer, die ihre Waren mit echt römischer Kunst anbieten, diese Geiger und Mandolinenspieler und Sänger — kurz, es ist ein lustiges, frohbewegtes Treiben; man wird unmittelbar gepackt und in den Strudel südlichen Lebens hineingezogen. Und wie angenehm verkehrt es sich unter diesen Menschen. Was für eine Anmut und Liebenswürdigkeit steckt auch in dem armseligsten Schlucker. Nie wird man belästigt, nirgends hat man über Roheit zu klagen, immer darf man einer höflichen Zuvorkommenheit gewärtig sein.

Unvergeßlich wird mir auch ein Fest bleiben, das ich vor einigen Jahren, am 3. Mai, am Fuße des Vesuv mit feiern konnte. Ich dankte es einem braven Neapolitanischen Kutscher, der mich tags zuvor von Pompeji nach Neapel gefahren hatte; als wir halbwegs Torre del Greco berührten, den Ort, der nach einem alten, auf die Ausbrüche des nahen Vulkans abzielenden Worte die Sünden bezahlen muß, die Neapel in so reichem Maße begeht, machte er mich mit dem Stolze des Eingebornen auf die Zurüstungen aufmerksam, die das Städtlein für ein großes am folgenden Tage stattfindendes Fest traf. Meine Zeit war eigentlich abgelaufen, ich mußte nach der nordischen Heimat eilen, aber das, was ich von Vorbereitungen sah, war zu verlockend, als daß ich hätte widerstehn können, und so blieb ich und opferte einen Tag, und ich hatte es wahrlich nicht zu bereuen. Als ich am nächsten Morgen von Neapel nach Torre zurückkehrte, entwickelte sich hier ein unsagbar schönes, farbenprächtiges Leben. Aus allen Orten der Umgegend rückten Brüderschaften, Zünfte und Dorfgenossenschaften heran, eine jede anders kostümiert, eine jede mit bunt gekleidetem Musikkorps versehen. Da kamen die Marinaji vom nahen Portici in ihren schmucken weißen und blauen Matrosenanzügen, dort sah man eine lange Reihe von Männern in herabwallenden weißen Gewändern, mit goldgestickten blauen Mänteln über den Schultern; dort eine Schar schneeweiß

angezogner Kinder, mit langen Stengeln weißer Lilien in den Händen, da und überall die Bauernfrauen aus den Bergen in ihren altererbten, weltberühmten und nur so selten noch gesehenen malerischen Trachten. Jede Truppe zog in die geräumige Kirche hinein, um dort zunächst Gott und den lieben Heiligen zu huldigen. Da es jede unter den volltönenden Klängen flotter Militärmärsche that, und öfters mehrere zur selben Zeit eintrafen und zugleich auf der Orgel und von einem Sängerchor ein Konzert veranstaltet wurde, so kann man sich ungefähr vorstellen, wie die Wölbungen des mächtigen Baus von dem tosenden Lärme wiederhallten.

Als alle Festteilnehmer versammelt waren, begann die Prozession. Und nun denke man sich eine vieltausendköpfige Menge, die dicht gedrängt den großen Marktplatz füllt! Aller Augen sind nach der die Mitte der Ostseite einnehmenden Kirche mit ihren weiten Portalen und ihrer breiten Freitreppe gerichtet, unter Glockengeläute und Kanonendonner bei strahlender Maiensonne treten langsam wandelnd goldstrotzende Priester hervor, sodann in steter Abwechslung Musikkorps, die schmetternde Fanfaren blasen, und die vorher geschilderten Brüderschaften, jede mit ihrer Heiligenfigur. Feierlich entwickelt sich der schier endlose Zug, der die bequemen Stufen herabschreitet, um die Hauptstraßen des Orts zu durchwandern; mit lauten Evvivas wird fast jeder Heilige begrüßt, Feuerwerk und Gewehrsalven gehn los, wenn es ein besonders beliebter Heiliger ist, mit Rosenblättern werden die Figuren bestreut, Hunderttausende von duftigen Rosen mögen auf sie und die Straßen in kurzer Frist herniederfallen. Dazwischen hört man unaufhörliche Freudenjauchzer, ein beständiger vieltausendstimmiger Jubel durchzittert die Lüfte und bringt die Seelen unwillkürlich in immer höhere Stimmung und Ekstase.

Wie schön und prächtig sind aber auch diese Heiligen, die da auf den Schultern kräftiger Männer getragen werden und über die Köpfe der Menge gleichsam dahin zu schweben und sie zu segnen scheinen. Welchen mannigfaltigen Reiz bieten sie dem Auge! Von Blumensträußen und zahllosen Wachskerzen rings umgeben, sind sie sämtlich in Lebensgröße aus Holz geschnitzt, mit bunten Farben ganz naturalistisch übermalt, keine Kunstwerke, aber gute Theaterstücke von überzeugender Täuschungskraft. Einzelne sind mit silbernen Täfelchen dicht behängt; gewiß haben sie sich besonders wunderthätig erwiesen und als Dank die Votivgeschenke der Gläubigen zum Schmuck erhalten. Andre haben kostbare Gestelle mit reichster Schnitzerei, sie werden aus wohlhabenden Gemeinden stammen. Ein Heiliger hat das Christkind im Arm und fährt mit ihm stürmisch gen Himmel, von kleinen Engeln ganz umgeben. Ein andrer, der zu Lebzeiten Missionar war, hat zu seinen Füßen einen Negerknaben und eine völlig nackte Araberin — ein sinnberückendes Bild! Wieder ein andrer Santo ist tot dargestellt, wie er von einem Engel durch die Wolken empor getragen wird. Und dann kommen, unter Baldachinen von mehreren Metern Höhe, figürliche Darstellungen aus der biblischen Geschichte in der Art der Neapolitaner Volksszenen im alten Kostüm, wie man sie aus den berühmten

presepi (Krippen) kennt, von denen einige auch nordwärts über die Alpen gewandert sind.*) Kurz ein Aufwand sondergleichen! Und das alles inmitten dieses lebensprühenden begeisterten Volkes, inmitten paradiesischer Landschaft, am Fuße des formschönen Berges, der schon so viel Verderben über die Menschen gebracht hat und drohend und grollend auch jetzt seine Feuergarben und Rauchwolken in den tiefblauen Äther emporschleudert!

Von der fröhlichen Grundstimmung, die all diesen Festen eigen ist,**) haben selbstverständlich die kirchlichen Festlichkeiten der Osterwoche nichts an sich. Das liegt aber nicht an der wirtschaftlichen Not, die heute auf Italiens Bevölkerung lastet, sondern ist gewiß von jeher so gewesen. Einen Übergang schafft der Palmsonntag. Gleichsam künstlerisch verklärt wird die Erinnerung an den Einzug Christi in Jerusalem durch das zahlreiche Tragen von Palmblättern, wie es hier und da an diesem Tage Sitte ist. Ich feierte ihn einmal mit einem guten Freunde in Trapani, an der Westspitze Siziliens. An allen Straßenecken wurden Palmwedel von zwei bis drei Metern Höhe zum Kaufe angeboten; wir bezahlten zwei Soldi (acht Pfennige) für das Stück, und da der Einheimische immer noch viel weniger als der forestiero, der Fremde, zu entrichten hat, so kann sich jeder, ob arm ob reich, den Erwerb erlauben. Als demgemäß alles mit einem Palmblatt umherlief und wir mit gleicher Bewaffnung auf unsern muntern Eselein herumtrabten, wurde in uns die Erinnerung an das Evangelium stärker lebendig, als es je zuvor die schönste Predigt vermocht hatte, und in erhöhtem Maße lernten wir den Wert uralter Überlieferungen kennen.

Während der dem Palmsonntag folgenden Woche selbst werden in den Kirchen vielfach besondre Veranstaltungen getroffen, die unmittelbar oder mittelbar auf das Leiden Christi Bezug haben und es in dieser oder jener Weise schildern. So erinnere ich mich des gewaltigen Eindrucks, den in der Kirche

---

*) Die bekannteste und figurenreichste ist wohl der presepe in San Martino, oberhalb Neapels.

**) Ich habe hier nur einige hervorgehoben, die mich besonders angesprochen haben. Irgend eine Vollständigkeit zu erzielen lag außer meiner Absicht und würde über den Rahmen dieses Aufsatzes weit hinausgehn. Ich hätte andernfalls z. B. bei den Kinderpredigten in Santa Maria in Araceli in Rom, bei dem tollen Treiben auf der Piazza Navona am Vorabend des Befanafestes (5. Januar) oder bei den spukhaften Vergnügungen vor der Laterans-kirche in der Johannisnacht verweilen und des Peters- und Paulstags, des größten römischen Volksfestes, gedenken müssen. Auch eine Allerheiligenprozession, die ich in Sora erlebte, verdiente ausführlich geschildert zu werden, oder der Florentiner Scoppio del carro, wo vor dem Dom Feuerwerk durch eine künstliche Taube entzündet wird, die vom Hochaltar aus an einem Drahte durch die Kirche läuft, und aus deren Bewegungen die zu Tausenden herbeigeströmten Landleute auf eine gute oder schlechte Ernte schließen. Und beiläufig sei hier auch an die venezianische Serenata erinnert, bei der auf städtische Kosten ein schwimmendes, künstlerisch vollendetes Konzert veranstaltet wird, und die reiche Beleuchtung, die bengalischen Flammen, das Feuerwerk, die ehrwürdigen Paläste und die zahllosen, das Künstlerschiff dicht umdrängenden Gondeln den vollen Zauber der alten Lagunenstadt in herrlichster Weise offenbaren.

S. Prassēde zu Rom eine schwarze Riesenleinwand ausübte, die die gesamte Chornische abschloß und in kolossalen Maßen lediglich Christus am Kreuz darstellte. Anderwärts wird man wieder durch eine geradezu märchenhafte Blumenpracht überrascht, die an den Altären angebracht wird, und in der weiträumigen Kirche San Domenico zu Palermo sahen wir unter anderm einen umfangreichen Paradiesgarten mit viel Blumen und Rosenbeeten, mit lieblichen Engeln und viel symbolischen Figuren.

Der Fußwaschung am Gründonnerstag, die ja nördlich von den Alpen, z. B. in München und Wien eine große Rolle spielt, wohnten wir in der alten Palastkapelle des Königsschlosses zu Palermo bei. Diese kleine Kirche ist mit Recht ein wahres Schatzkästlein mittelalterlicher Kunst genannt worden; zu normannischer Zeit im zwölften Jahrhundert, noch unter arabischem Einfluß entstanden, hat sie einen unbeschreiblichen Formen- und Farbenreiz, der sich vor allem in den die sämtlichen Wände bedeckenden goldstrahlenden Mosaiken zeigt. In dieser wunderbaren Umgebung, die gerade uns Deutsche wegen der hohenstaufischen Erinnerungen in weihevolle Stimmung zu bringen geeignet ist, vollzog der Erzbischof zusammen mit etwa einem halben hundert Klerikern das Hochamt. Bei der geringen Ausdehnung der Kirche, bei der bedeutenden Erhöhung des Priesterraums über dem Langhaus, und bei der Pracht der Gewänder gewann diese Handlung in beispielloser Weise an Glanz und Harmonie der Farben. Für die Fußwaschung, die sich dem Hochamt anschloß, waren aus der Gemeinde zwölf uralte unbescholtne Männer ausgesucht, die in ihren blauen Kitteln mit anerkennenswerter Ergebenheit, fast könnte man sagen mit strahlendem Stumpfsinn, alles über sich ergehn ließen. Zum Glück war den Leuten tags zuvor der Körper gründlich gereinigt worden, sodaß der Herr Erzbischof bei seiner Fußwaschung, um einen militärischen Ausdruck zu gebrauchen, nur gegen einen markierten Feind kämpfte. Und auch sonst war diese gesamte Zeremonie mehr ein theatralisches Schauspiel, an dem die eigentliche Volksmenge keinen Anteil hatte, und bei dem die religiösen Empfindungen gegenüber dem vollendeten künstlerischen Eindruck entschieden zu kurz kamen.

Dafür trat das Volk am Abend des nächsten Tages, des Karfreitags, um so mehr in Erscheinung und zeigte sich hierbei von einer Seite seines Charakters, die wir diesen wilden Sizilianern nie und nimmer zugetraut hätten. Wir hatten einen Ausflug auf den Monte Pellegrino unternommen, den edelgeformten hohen Berg, der dem Landschaftsbilde von Palermo ein so bestimmtes Gepräge verleiht. Es war dunkel geworden, als wir heimkehrten; je mehr wir uns aber der Stadt näherten, um so dichter waren die Straßen mit Menschen besetzt. Schließlich konnten wir in dem Gewühl nicht weiter, der Wagen mußte halten, sogleich wurden wir aber auch über den Grund der Verkehrsstockung aufgeklärt. Es nahte sich eine lange Prozession; feierlicher Schmuck und zahlreiche Musikkorps, kostümierte und silberbehängte Brüderschaften und Kindergruppen, aber nur ab und zu eine brennende Kerze, und statt fröhlichen Lärmens und Jubelns ringsum ernstes Schweigen! Und als

gar das Hauptschaustück, der von spärlichen hohen Lichtern umgebne, in einem gläsernen Sarge getragne lebensgroße nackte Leichnam Christi nahte, gerade als wenn er beigesetzt werden sollte, da hörte man überall tiefes Schluchzen, und selbst Männer in den besten Jahren weinten vor innerer Ergriffenheit. Niemand, der es unterlassen hätte, ein stilles Ave Maria zu beten! Niemand, der es gewagt hätte, zu spotten, die Ordnung zu stören oder auch nur den Hut auf dem Kopfe zu behalten!

3. Ostern und Fronleichnam in Rom

Zu Rom erschallen um diese Zeit in den Kirchen die Lamentationen und das Miserere, am anziehendsten natürlich (nicht in musikalischer — da gebührt der Laterankirche der Preis —, wohl aber in sonstiger Beziehung) in Sankt Peter, der Hauptkirche der gesamten katholischen Christenheit. Hier beginnen am Gründonnerstag um fünf Uhr in der prächtigen Clementinischen Kapelle, in der Papst Gregor der Große begraben liegt, die Lamentationen, ein Wechselgesang zwischen den Domherren und dem altberühmten, heute leider nicht mehr auf stolzer Höhe stehenden päpstlichen Sängerchor. Während ihrer Dauer werden nach und nach alle Lichter ausgelöscht; ist das letzte an die Reihe gekommen, so ist es auch im Freien finster geworden, sodaß kein Tageslicht mehr zu den Fenstern hereindringt, und in dieser völligen Dunkelheit ertönen alsbald die ergreifenden Weisen des Miserere. Sobald sie verhallt sind, setzt sich die Geistlichkeit in Bewegung und zieht feierlich aus der Kapelle heraus nach dem Altar, einem Tische von weißem Marmor und bedeutendem Umfang, der in der Mitte des Kuppelraums unmittelbar über dem Grabe des Apostelfürsten Petrus unter dem berühmten Tabernakel Berninis steht. Er ist heute zur Erinnerung an die Kleiderberaubung und Entblößung Christi alles Schmucks entkleidet und in dem gespenstischen Dämmerschein, den vereinzelte Kerzen verbreiten, allein klar erkennbar. Nun kommt die Prozession lautlos heran. Reichgekleidete Diener eröffnen sie, es folgen das Kreuz und die Priester, die die Messe gelesen haben, weiter die Seminaristen von Sankt Peter mit ihrem schönen Spitzenüberwurf über der langen Soutane, die Domherren in ihren weißen und grauen Pelzmänteln, mehrere gerade in Rom anwesende Bischöfe und ein besonders hoher Würdenträger, z. B. der Patriarch von Konstantinopel. Sie tragen alle in der einen Hand einen großen weißen strauchartigen Wedel,*) einige von ihnen in der andern eine brennende Kerze. Nachdem die zahlreiche Schar ihre Aufstellung vor dem Altar genommen hat, beginnt die Waschung des Altars als Symbol der Einbalsamierung des Leibes Christi.**) Es wird eine Mischung von Öl und feinen Kräutern geweiht und

*) Zur Erinnerung an die Ysopbündel, deren sich die alten Israeliten bei ihren heiligen Sprengungen bedienten.

**) In der Deutung der zahlreichen heiligen Gebräuche, aus denen ich nur einige heraushebe, gehn die Ansichten der katholischen Schriftsteller seit alters auseinander.

auf den Tisch ausgegossen, sodann wischt jeder Teilnehmer der Prozession würdevoll mit seinem Wedel darüber hin. Ein wunderbarer Anblick bei diesem geheimnisvollen Licht in dem unermeßlichen Raum unter der herrlichsten Kuppel der Welt, ein Bild von bestrickendem Zauber! Nach Beendigung der Zeremonie begiebt sich die Prozession auf die andre Seite des Altars, und tiefe Stille tritt ein. Plötzlich hört man einen lauten, eindringlichen, knarrigen Ton*); alles sinkt auf die Kniee, und hoch oben von einem Balkon, der mit einem Schlage auf das hellste beleuchtet worden ist und so sich scharf von seiner düstern Umgebung abhebt, werden der andächtigen Menge von goldengekleideten Geistlichen die wertvollsten Reliquien des Petersdoms: die Lanze, mit der Christus am Kreuze verwundet wurde, ein Stück vom Kreuze und das Schweißtuch der heiligen Veronika, alle in kostbaren, von Edelmetall und Edelsteinen prunkenden Umrahmungen, nach einander in feierlich abgemessenen Zwischenräumen gezeigt. Dann ist alles vorbei, die Menge löst sich auf, auch der Nichtgläubige ist tief ergriffen. Man kann sich in der That die erhabne Schönheit dieses Schauspiels nicht groß genug vorstellen, und man lernt erst hier den vollen Eindruck begreifen, den ein bedeutendes architektonisches Meisterwerk ausüben kann. Erst bei der anscheinend raffiniert ausgedachten, mit den geringsten Mitteln arbeitenden Beleuchtung dieses Abends vermag man die ungeheuern Raumabmessungen der Peterskirche in ihrer künstlerischen Wirkung ganz zu erfassen.

Am Karfreitag herrscht besonders am Lateran, am entgegengesetzten Ende von Rom, ein reichbewegtes Leben. Hier liegt die scala santa, die achtundzwanzigstufige Marmortreppe, auf der nach alter Überlieferung einst Christus zu Pontius Pilatus hinaufgestiegen, und die im Jahre 326 von der Kaiserin Helena aus Jerusalem nach Rom gebracht sein soll. Es gilt als eine besondre Buß- und Betübung, sie auf den Knieen hinaufzurutschen; und daß dies am Karfreitag besonders häufig geschieht, und daß sich unaufhörlich zahlreiche Menschenmassen dieser äußerst anstrengenden und beschwerlichen Handlung unterziehn, versteht sich für den Kenner der katholischen Gebräuche von selbst. Ich will deshalb hierbei nicht verweilen, auch nicht die schöne, wenngleich etwas opernhafte Musik schildern, die man in der unmittelbar benachbarten Kirche San Giovanni in Laterano hören kann. Wohl aber möchte ich den Leser bitten, sich im Geist auch am folgenden Tage an diese Stätte zu begeben, da sich hier kirchliche Gebräuche vollziehn, die nicht ohne weiteres verständlich sind und doch die Aufmerksamkeit in hohem Maße verdienen.

---

*) Die Glocken dürfen in diesen Tagen schwerster Trauer nicht geläutet werden, deshalb der Gebrauch der Knarre. Übrigens wird am Gründonnerstag Abend mit Vorliebe in vielen katholischen Kirchen besondrer Lärm veranstaltet, woher der Name Rumpelmette oder Pumpermette stammt. Im Dom zu Gnesen, wo altpolnische Überlieferungen noch lebendig sind, wurde einst vor meinen Augen ein gewöhnlicher großer Schubkarren von der Schuljugend in wilder Jagd herumgefahren; es sollte dies, wie man mir auf meine Frage sagte, die Austreibung der Juden aus dem Tempel vorstellen.

Neben der soeben genannten Kirche, die, beiläufig bemerkt, im frühern Mittelalter weit wichtiger als die Peterskirche war, liegt noch ein kleineres Gotteshaus, das Baptisterium, ein kunstgeschichtlich höchst wichtiger Zentralbau des fünften Jahrhunderts. Hier findet am Ostersonnabend die Weihe des Taufwassers statt, eine Feierlichkeit, die an dem Tage in allen Pfarrkirchen vorgenommen wird, an dieser Stelle aber wegen der Ehrwürdigkeit des Raumes und wegen der Anwesenheit des Kardinalvikars, also eines der einflußreichsten Würdenträger, eine besondre Bedeutung gewinnt. In dem achteckigen schönen Gebäude ist der Mittelraum, der durch acht freistehende Porphyrsäulen begrenzt wird, um mehrere Stufen vertieft und ganz mit hellen Marmorplatten ausgelegt; genau im Mittelpunkt ist das grün-basaltene Taufbecken aufgestellt. In dieser Vertiefung nehmen die zahlreichen Kleriker im Kreise ringsum Platz; unter ihnen überwiegen bei weitem die jungen Geistlichen, die heute die höhern Weihen empfangen sollen und deshalb in einfachen weißen Kleidern erschienen sind, die bis zur Erde hinabreichen. Das ergiebt ein Bild, das nicht nur schön und von besondrer Art ist, sondern auch einen geschichtlichen Reiz hat: man glaubt, eine zu neuem Leben erwachte, altchristliche Taufversammlung vor sich zu sehen. Ist die Weihe vollzogen, so begiebt sich die Versammlung in feierlicher Prozession über die Straße zur Lateranskirche selbst. Dort wird sie von Gesang empfangen, die Bischöfe und Domherren nehmen im Gestühl des Chores Platz, und die jungen Kleriker, etwa fünfundsechzig an der Zahl, treten in die Mitte und fallen plötzlich auf ein gegebnes Zeichen zur Erde nieder. Und nun liegen diese fünfundsechzig schneeweißen Gestalten, mit dem Gesicht zur Erde, etwa zehn bis fünfzehn Minuten unbeweglich da, und so geschickt verteilt, daß der ganze prächtige Chorraum ausgefüllt erscheint. Kein Künstler könnte die Anordnungen hierfür besser treffen! Dann nehmen die jungen Leute Platz, und die eigentliche Amtshandlung, ihre Weihe zu höhern Graden, beginnt. Ich schalte hier ein, daß der katholische Kleriker, um wirklich Priester (sacerdos) zu werden, eine ganze Reihe von Graden (ordines minores und ordines majores) durchmachen muß, die früher der Reihe nach einzeln verliehen wurden, in neuerer Zeit aber zu mehreren Gruppen zusammengefaßt werden.*) Hier handelt es sich um Theologen, die aus den verschiedensten Ländern stammen und ihrer besondern Tüchtigkeit oder Herkunft wegen nach Rom gesandt worden sind, um in den dortigen Priesterkollegien ihre weitere Ausbildung zu empfangen. Zunächst wird an zweien die Tonsur vorgenommen. Der Kardinalvikar, Herr Parocchi, schneidet in höchsteigner Person an den Haaren herum, die wirkliche Rasur erfolgt natürlich zu Hause. Dann werden mehrere zu Ostiariern geweiht, wodurch sie die Wacht über die Pforten der Kirche er-

*) Selbstverständlich kann ich diese Fragen hier nur streifen, zumal da die katholischen Gelehrten in vielen Punkten selbst nicht einig sind. Ich erwähne aber, daß im allgemeinen die Bischöfe, Presbyter, Diakonen und Subdiakonen die höhern Grade, die Akoluthen, Exorzisten, Lektoren und Ostiarier die niedern Grade darstellen. Die Tonsur gilt, streng genommen, nicht als Weihe, sondern als Vorstufe der Weihen.

halten; sie gehn zur Sakristei, man hört sie draußen läuten, auch verschließen sie die eine Thür des Chors — alles sinnbildliche Gebräuche zur Erinnerung an alte christliche Satzungen. Andre werden Lektoren und können fortan die Heilige Schrift außerhalb des Meßopfers vorlesen, sie bekommen ein Buch; andre wieder werden zu Subdiakonen oder Diakonen eingekleidet, kurz, es herrscht ein fortwährendes Kommen und Gehn, und in dieser Fülle symbolischer Zeremonien erhält man, weltlich gesprochen, ein kleines Praktikum über gewisse Abschnitte des Kirchenrechts und der Kirchengeschichte. Das Volk nimmt an dergleichen Festen keinen Anteil, die Zuschauer sind meistens Fremde, die voll Spannung den Vorgängen folgen.

Überraschend ist für mich die Gleichgiltigkeit gewesen, die die römische Bevölkerung bei den kirchlichen Veranstaltungen am Fronleichnamstage bekundet. Obwohl dieses bekanntlich eines der höchsten katholischen Feste ist, spürt man dennoch auf den Straßen und Plätzen der Hauptstadt hiervon sehr wenig, und nur durch einen Zufall bin ich Zeuge der großen Prozession in der soeben schon erwähnten Lateranskirche geworden. Viel Aufwand, aber keine Menschen! Voran wird eine große vergoldete Holzschnitzerei getragen, die mit Christi Figur bekrönt ist und durch die unten angebrachten päpstlichen Schlüssel an Zeiten vergangner Herrlichkeit erinnert. Es folgen zwei gleichfalls sehr umfangreiche, rotgelb gestreifte Schirme; eine stattliche Schar von Chorknaben in weißen Hemden, zum Teil mit Fahnen versehen; vier kräftige, gleichfalls weiß gekleidete Männer mit starken Wachskerzen; eine Kirchenfahne, Mariä Himmelfahrt darstellend, von einem reckartigen Gerüst frei herabschwebend, fast so hoch wie das Kirchenportal und deshalb nur mit Mühe von sechs Leuten vorwärts bewegt; abermals vier Kerzenträger; ein riesiges Kreuz, dessen unterer Griff in Form einer Schlange gebildet ist, aus rohem Baumstamme, mit frischem Epheu umwunden, durch Stabträger begleitet; ein buntfarbiges Kruzifix unter schmalem goldgesticktem Seidenbande; eine lange Reihe von Kerzenträgern; zwei prachtvolle Reliquiarien, treffliche alte Silberschmiedearbeiten; zwei violettgekleidete Herolde mit goldbeschlagnen Marschallsstäben; zwei Leuchterträger; der Sängerchor; die Domherren, selbstverständlich gleich allen Amtspersonen in langwallender Soutane; sechs von den zelebrierenden Geistlichen, mit reicher Goldstickerei; drei Bischöfe in ihrer violetten Soutane, mit goldnem Kreuz auf der Brust; unter dem von acht goldnen Metallstäben gehaltnen Baldachin das Allerheiligste, gehütet von drei Geistlichen und ihren Assistenten, und schließlich ein kleiner seidner Schirm, unter dessen Bedachung die Monstranz vom Altar unter den Baldachin oder umgekehrt getragen wird. Einige Campagnuolen in ihrer alten bunten Tracht vervollständigen das farbenschöne Bild, das man gesehen haben muß, um einen vollen Begriff von römischen Festlichkeiten in unsrer Zeit zu gewinnen, das aber durchaus kalt läßt, weil eben das Beste — das Volk fehlt. Wie ganz anders die Fronleichnamsfeste im nahen Albanergebirge, das so lockend zum Lateran herüberwinkt! Wie pulsiert hier, z. B. in Frascati oder in Rocca di Papa, an diesem Tage noch echtes Volks-

leben, mit welchem Ernst werden die schweren Fahnen getragen und geführt, wie schreiten die Matronen in ihrer altertümlichen Haarfrisur, ihren weißen schleierartigen Tüchern und ihrer rotbunten Kleidung so würdig dahin, wie leuchten die Augen der Kinder, die auf alle Weise aufgeputzt sind, kurz, wie stimmen hier kirchlicher Luxus und altüberlieferte Volksgewohnheit so harmonisch zusammen!

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Mein wunderlicher Freund. Sie sehen, sagte er, als wir am Rosenthalthor zusammentrafen, daß ich gehorsam Ihrer Zweipfennigpostkarte gefolgt bin. Aber, mein verehrungswürdiger Freund, heute war es das letztemal, daß Sie sich diesem Lodderleben hingegeben haben. Aus der Bestellung zu diesem Stelldichein habe ich mit Erstaunen und Betrübnis erkannt, daß Sie diese ganze wundervolle Zeit jeden Morgen bis neun in den Federn gelegen haben. Das wird jetzt anders! Von morgen an haben Sie sich pünktlich um sieben zum Kaffee bei Bonorand einzufinden. Sie wären imstande und verschliefen den ganzen Sommer. In der Mittagshitze ist es kein Vergnügen, spazieren zu gehn, und Sie selbst fangen ja an zu schnaufen, sobald die liebe Sonne Ihre Korpulenz ansieht.

Na ja, sagte ich; so lange Sie weg waren, habe ich überhaupt kein Vergnügen am Spazierengehn gehabt, und ich bin ja bereit, Ihnen meine besten Schlafstunden zu opfern. Einesteils um das Vergnügen Ihrer Gesellschaft zu genießen, andernteils, um mich für die Strapazen der Gebirgsreise zu trainieren. Aber ich bitte Sie, machen Sie es nicht zu toll, sondern behalten Sie die Beine in der Gewalt. So wäre es mir schon heute angenehm, Sie mäßigten Ihre geflügelten Schritte ein wenig, denn ich will Ihnen hier etwas zeigen. Hören Sie einmal: „Es ist zu beklagen, daß unter den Besuchern Italiens nicht mehr wie früher die Engländer, sondern die Deutschen überwiegen. Durch die blonden Söhne Hermanns des Befreiers ist die ästhetische Harmonie der italienischen Fremdenplätze auf immer zerstört. Die Deutschen sind schlecht angezogen, ihre äußere Erscheinung ist stillos und riecht nach Barbarei. Trotz ihrer stattlichen Gestalt fehlt ihnen doch ein deutscher nationaler Typus. An Stelle der tadellosen britannischen Korrektheit tragen die Deutschen die tiefste Gleichgiltigkeit gegen gute Haltung zur Schau. Das maßvolle Benehmen des Engländers verwandelt sich bei dem Deutschen in naive Gutmütigkeit, ungeschlachte Unbefangenheit und lärmende Lustigkeit. Statt der gutsitzenden, fast geometrischen Anzüge der Engländer sieht man bei den Deutschen die seltsamsten Kleiderzusammenstellungen. Mit unordentlicher Garderobe, schlecht gepflegtem Haar, plumpem Schuhwerk fahren sie nach Italien und bringen durch ihre saloppen und geschmacklosen Manieren die guten Sitten der einheimischen Jugend in Gefahr."

Ich bitte Sie, holen Sie doch erst einmal Atem, und dann erklären Sie mir, was die Vorlesung bedeuten soll, unterbrach er mich.

Muß ich Ihnen das erst noch sagen? Das ist eine Liebenswürdigkeit unsrer italienischen Verbündeten, die Übersetzung eines Artikels, den der Turiner Schrift-

steller Enrico Thovez kürzlich in dem Mailänder Corriere della sera veröffentlicht hat. Kennen Sie dieses Blatt? In Oberitalien ist es die erste öffentliche Autorität. Was der Corriere sagt, gilt soviel, als stünde es in der Bibel. Drei-, viermal machen die Venetianischen Krämer den Weg aus ihren Gäßchen zum Zeitungskiosk und fragen, ob der Corriere noch nicht da sei; bis Neapel hinunter reicht sein Ansehen, auch in Deutschland ist er das Leibblatt aller, die italienische Zeitungen lesen.

Hm. Haben Sie noch nichts vom Burenkrieg gehört? fragte er.

Haben Sie die Güte und treiben Sie keinen Ulk!

Nein, es ist mein Ernst. Sie kennen den vorzüglichen Geschäftssinn der Italiener nicht. Sonst würden Sie gleich gemerkt haben, daß das Artikelchen vor allem Balsam auf englische Wunden und eine Liebeserklärung zur günstigsten Zeit ist. Sie erinnern sich doch, daß die Gastwirte der französischen Riviera den britischen Verwundeten ihre Hotels unentgeltlich zur Verfügung gestellt haben, und daß die französische Presse auf einmal entdeckte, die Mißstimmung des Kontinents über Jameson, Rhodes und Chamberlain sei deutsches Fabrikat. Da hat sich nun der Corriere gesagt: Das müssen wir überbieten. Wir wollen die Engländer nicht bloß unsrer Sympathie versichern, wir wollen ihnen auch einmal den Sündenbock, den verhaßten Deutschen, gehörig und nach ihrem Wunsch und Sinn abmalen. Der Artikel ist mir längst bekannt, und ich habe seine Wirkungen an Ort und Stelle mit erlebt. Sie haben mich vor acht Tagen vergeblich erwartet? Ich hatte noch in Florenz zu thun. Auf der Rückreise gabs Abenteuer: In Pistoja stieg eine englische Schulmamsell mit einer Schar Pflegebefohlnen in mein Coupé. Wahrscheinlich habe ich über den Reichtum an Handgepäck schwersten Kalibers, das mit ihr kam, ein erstauntes Gesicht gemacht, oder was sie sonst gereizt hat. Kurz, sie stellte mich den ihrigen mit der lauten, schmeichelhaften Bemerkung vor: Horrid, nasty German.

Alberne Gans!

Nun ich bedauerte den Lord, der einer so qualifizierten Lehrerin sein Teuerstes anvertraut hatte, bin aber, ich wills gestehn, von der Schlechtigkeit dieser Reisegefährtin zu einem schlechten Streich verleitet worden: Sie wollte nach Venedig und hätte in Bologna umsteigen müssen. Das wußte ich und behielt es für mich. Nennen Sie das „edel, hilfreich und gut"? Nein, das war wirklich nasty. Weiter: Von Mailand ab fuhr ich mit ein paar Landsleuten im Nord-Südexpreßzug. Wir kamen schnell in eine gute deutsche Unterhaltung, wurden aber infam gestört durch die Freiheiten englischer Knaben, die mit ihren Eltern im Nebencoupé sitzen sollten, es aber vorzogen, auf dem Gang herumzutollen und gelegentlich auch zu uns hereinzustürzen. Einer meiner Freunde ging hinüber und bat höflich um Einhalt. Was bekam er zur Antwort? Es seien ja no passengers da. Ja, wir Deutschen sind niemand, sind vogelfrei, sind in den Augen des englischen Philisters eine niedrere Rasse.

Das ist doch stark! warf ich ein.

O ja, antwortete er, stark kommts einem zuweilen vor. Aber wissen Sie: wir Deutschen sind in der Hauptsache selbst daran schuld, daß wir so behandelt werden, und der Corriere della sera hat sich ein Verdienst damit erworben, daß er uns einmal ins Gebet nimmt.

Sie verzeihn, Verehrtester! Sollte Ihnen da nicht Ihre Neigung für das Paradoxe einen Streich spielen? rief ich.

Nein, lieber Freund, diesesmal nicht! Sie wissen auch, daß mir Vaterlandslosigkeit und Renegatentum fremd sind. Und dennoch sage ich Ihnen: der Corriere hat im wesentlichen recht.

In der That? Seit wann messen Sie denn den Wert von Menschen wie der Friseur und der Schneider?

Haben Sie die Güte, mich anzuhören, fuhr er fort. Im *wesentlichen*, meine ich. Das heißt also: wir ziehn von den Ansichten Enricos den geschäftlichen Zweck, den unfreundlichen Ton und sonst noch alles ab, was äußerlich und kleinlich ist; dann aber bleibt noch ein richtiger Kern, nämlich die Thatsache, daß der Deutsche im internationalen gesellschaftlichen Verkehr eine niedrige Nummer zieht.

Du meine Güte, rief ich, gefallen Ihnen denn die spuckenden Italiener und die englischen oder amerikanischen Flegelbeine wirklich so sehr? Ich für meinen Teil bin stolz, einem Volk anzugehören, das keine Analphabeten hat. Das ist eben die echte deutsche Art. Sobald Ala oder Chiasso passiert ist, geht das Schwärmen los. Jungen, um die man zu Hause einen Bogen schlagen würde, betet man an, bloß weil ihre Augen und Haare an ein Rafaelisches Bild erinnern, die Nase wird auf die Dauer des kombinierbaren Billets gleich ganz außer Dienst gestellt, und wenn man direkt aus den Museen in die garstigsten Dinge tritt, heißts womöglich: „Wie reizend."

Ich könnte Sie bitten, erwiderte er, nicht abzuschweifen. Aber Ihre Bemerkungen führen, ohne daß Sie es gewollt haben, mitten in die Sache hinein. Sollte es Ihnen noch nicht aufgefallen sein, daß die Italiener der untern Klassen — um die handelt es sich bei Ihren Vorwürfen allein —, wenn sie in Deutschland hausen, ihre heimischen Unarten ablegen und sich z. B. der größten Reinlichkeit befleißigen? Daheim leben sie nach dem alten naturalia non sunt turpia, draußen aber vermeiden sie schnell alles, was Anstoß erregen könnte.

Da scheinen Sie mir Casati und Lucheni vergessen zu haben.

Nicht doch. Mit der Verschwörungslust haben die Italiener noch andre Laster antiker Kultur geerbt. Dazu leiden sie schwerer als irgend ein andres Volk am Mittelalter, an den Folgen jahrhundertelanger Mißregierung. Darüber ist der poetische Genius des Landes stark verkümmert. Die Italiener haben weder Dramatiker noch Historiker großen Stils, weil sie des Anekdotischen nirgends Herr werden. Sehen Sie sich ihre kunstgeschichtlichen Arbeiten an. Da bleibt immer das schönste Material unbenutzt, die Autoren müssen Liebesverhältnissen und Trivialitäten nachspüren. Am widerlichsten äußert sich diese eingefleischte Sucht nach Sensation und Skandal in der Presse: Im November war eine ekelhafte Geschichte in Verona passiert: man hatte in der Etsch eine zerstückelte Frauenleiche gefunden. Bei uns würde man nun die Einzelheiten der Untersuchung und Aufklärung den Behörden und Fachschriften überlassen und das Endergebnis ruhig abgewartet haben. Die italienischen Zeitungen dagegen brachten einige Monate lang tagtäglich mehrspaltige Berichte über das misterio di Verona. Der durchschnittliche politische Geist behandelt äußere und noch mehr innere Angelegenheiten beschränkt und egoistisch, die Klassengegensätze sind furchtbar, die Spuren und Reste alter Pracht stehn überall in einem schreienden Mißverhältnis zu der heutigen Armut. Aber trotz allem: mit dem Bettelmann vereinigt der Italiener in seinem Wesen den Gentleman. Im Umgang, in der Haltung beschämt der Sohn des Volks nur zu oft unsre Gebildeten. Sie haben vorhin die Analphabeten erwähnt und glauben, daß wir in Deutschland keine haben. Da überschätzen Sie die Beweise unsrer Statistik. Die reichen bloß bis zur Militärzeit. Für die spätern Jahre muß man sich an Privatbeobachtungen halten, und die würden, fürchte ich, ein weniger erfreuliches Bild geben. Ein Bekannter von mir hat einen alten Diener, der es in seiner Zivilversorgung sogar bis zum Schutzmann gebracht hatte. Wenn er dem einen Auftrag aufschreibt, geht er damit zu der Frau meines Freundes, oder wen er sonst trifft, und bittet ihn den Zettel vorzulesen: er hätte seine Brille vergessen oder könne



lateinische Buchstaben — es sind deutsche — nicht gut lesen. Bei allen den Vorschlägen zur deutschen Schulreform habe ich mich am meisten darüber gewundert, daß bisher noch nicht die Losung: „Weniger Schule!" oben aufgekommen ist. Unsre Kinder, Jünglinge, jetzt leider auch die Jungfrauen, versitzen sich die Frische. Von weitgereisten Leuten hört man, daß in Ländern, wo der Schulzwang fehlt oder lockerer ist, die Dienstboten viel aufgeweckter sind; wahrscheinlich würde sich diese Beobachtung auch höher herauf wiederholen. Jedenfalls behaupte ich, daß wir in Deutschland zur Zeit den Wert des Schulsacks gefährlich überschätzen und eine Menge Dinge vernachlässigen, die auch zur Bildung gehören, in denen sie sich zu allererst äußert.

Aber die deutsche Wissenschaft! warf ich ein.

Ich bitte gehorsamst, unterbrechen Sie mich nicht. Gewiß weiß ich, daß die deutsche Wissenschaft unsrer Schule, unserm Sinn für Methode und Ordnung sehr viel verdankt, und ich verkenne durchaus nicht, daß der Deutsche, der Nordländer den höhern Grad von Erziehung und Drill braucht, der in Schule und Heer geleistet wird, daß durch künstliche Mittel ersetzt werden muß, was dem Südländer angeboren, aus alten Zeiten auf ihn gekommen ist. Das bringt mich aber nur auf den Schluß, daß ein italienisches Urteil über den Deutschen beachtenswert ist; gewissermaßen spricht sich darin die Natur über die Kunst aus.

Wissen Sie denn aber nicht aus dem italienischen Theater, aus der stehenden Figur des weinlustigen Tedescho, daß der Italiener uns von jeher gern etwas anhängt?

Das weiß ich nicht bloß aus den komischen Opern und Lustspielen der Italiener, ich weiß das aus dem täglichen Leben. Wenn ein römischer Kutscher heute Deutsche nach dem schönen Denkmal Garibaldis fährt, so macht er sie darauf aufmerksam, daß in der Nähe ein gutes Weinchen zu haben ist. Bei Engländern, Franzosen würde er sich das nicht erlauben. Die Deutschen geben zu solchen Vertraulichkeiten fortwährenden Anlaß. Andre Ausländer trinken ein Glas, unter den Deutschen der dritte Mann einen ganzen Fiascone. Das ist ja kein Verbrechen, wenns einer vertragen kann, aber ein Verstoß gegen die Landessitte, der unsre Landsleute in der Achtung der Italiener tief herabsetzt. Über diesen Punkt hat der Corriere gar nichts gesagt, wahrscheinlich weil sich das italienische Gewissen seit der Einbürgerung der deutschen Biere, die jetzt in Venedig und Neapel das Merkmal eines Restaurants erster Klasse sind, nicht mehr ganz rein fühlt. Er hat auch noch über manche andre Schwächen geschwiegen.

Nun, ich dächte, was ich Ihnen vorgelesen habe, genügte!

Doch nur bis zu einem gewissen Grade. Empfindlich und gehässig klingts allerdings sehr, daß er uns unsre Gesichter und den Mangel eines nationalen Typus vorwirft. Ich bezweifle übrigens, daß er damit die allgemeine Zustimmung seiner Leser gefunden hat; es scheint mir hier mehr eine Spezialentdeckung verwertet zu sein: die Stammesverschiedenheit deutscher Reisender. Im allgemeinen gelten bei den Italienern die großen Köpfe als nationaler deutscher Typus und werden von Künstlern und Kennern, also ziemlich vom ganzen Volk, sehr bewundert. Die stattlichen Figuren dagegen erkennt der Corriere selbst an. Nun brauchts aber gar keinen Italiener und keine italienische Reise, um zu sehen, wie wenig wir im Durchschnitt aus diesen stattlichen Figuren zu machen verstehn. Zählen Sie bei Ihrem nächsten Gang über den Augustusplatz einmal die unförmlichen Dickbäuche, die aufgedunsenen Bier- und Kartoffelgesichter, die krummen, vornübergebeugten, schlotternden Gestalten. Es genügt, wenn Sie ein Kompagnie Linie mit einer der Landwehr vergleichen, daß Sie zu der Überzeugung kommen, es werde bei uns sehr viel schöne Himmelsgabe verdorben und verwahrlost.

Darin liegt aber doch nicht die Bedeutung des Menschen und des Volks!

Ja das sagen Sie, und das sagt das halbe Deutschland trotz aller klassischen Bildung. Anders die Engländer mit ihrem Sport, die Franzosen, die uns als Stutzer gelten, vor allem die Italiener, die von der Antike die Harmonie des innern und äußern Menschen als wichtigstes Lebensgesetz übernommen haben. Bei uns wird einem Mann, der etwas leistet, Vernachlässigung des Körpers und seiner Bekleidung, soweit es nur geht, verziehn, der Italiener verlangt von der Jugend und dem Erwachsenen wenn nicht Schönheit so doch körperliche Anmut, Ebenmaß und Gewandtheit. Die geschwinden, theatralischen Bersaglieri sind der Stolz des Landes; daß die Spiegel in den Speisesälen und Kaffeehäusern viertelstundenlang von Schnurrbart drehenden Leutnants in Beschlag genommen werden, findet jeder in der Ordnung. Es ist uns mit unsrer Art immer noch ganz leidlich gegangen, aber vielleicht wären wir dem Lose, der politische Spielball andrer Völker zu sein, schneller entwachsen, wenn die preußische Zucht anderthalb Jahrhunderte früher eingesetzt hätte. Denn ein großer Teil unsers Elends in den schlimmen Zeiten hing, und noch heute hängt ein Rest der Parteiwirren bei uns mit Querköpfigkeit und Haltlosigkeit zusammen. Die innere Haltlosigkeit entspringt aber häufig dem äußern Sichgehnlassen, wächst mit ihm — auf diesem Grundsatz fußt jedenfalls unsre militärische Ausbilduug. Sei dem, wie ihm wolle, dem Italiener fällt diese Vernachlässigung des Äußern, dieses Sichgehnlassen am Deutschen höchst unangenehm auf, lockert unwillkürlich an dem politischen Bunde, für den die Mehrheit des italienischen Volks uns dankbar ist, nagt an der herzlich gemeinten Freundschaft. Deshalb kann es uns nur lieb sein, daß der Corriere einmal offen mit der Sprache herausgerückt ist, und wenn wir vernünftig sind, können wir auf den Ausfall nur dadurch reagieren, daß wir die wunde Stelle in unsrer Bildung noch viel schonungsloser aufdecken, als ers gethan hat. Nach meinen Erfahrungen hat er — das habe ich Ihnen schon angedeutet — noch viel zu wenig gesagt. Die Summe meiner Weisheit bei italienischen Reisen ist seit Jahren: die Hotels, wo Deutsche verkehren, vermeiden. Die Grünwald und Bauer, die Brun und Haßler, und wie die berühmten deutschen Häuser sonst heißen, locken mich der deutschen Zeitungen wegen, aber die Gesellschaft ist mir zu gemischt. Unsre deutschen Offiziere und den hohen Adel nehme ich aus, soweit ihr Standesbewußtsein nicht in Hochmut ausgeartet ist, aber schon die obere Gelehrsamkeit ist nicht frei von plebejischen Elementen. Steigt man dann die Stufenleiter der Stände weiter hinab, so findet man unter den Deutschen, die in Italien reisen, obwohl man es doch nur mit reichen und wohlhabenden Leuten zu thun hat, so viel kleinbürgerliches, altväterisches Wesen, so viel schlechte Manieren und was das schlimmste ist: offenbare Rücksichtslosigkeit gegen andre, daß man erstaunt. Zu Hause fällt einem das alles weniger auf; in der Fremde erst treten die unangenehmen Eigentümlichkeiten deutlich hervor. Da haben Sie die späten Zecher, die lange nach Mitternacht die Thüren schlagen und sich ohne Erbarmen für die schlafenden Nachbarn noch einmal zu Vieren zusammensetzen, um mit Lachen und Lärmen dem vaterländischen Skat ein letztes Opfer zu bringen. Da haben Sie den leidenschaftlichen Raucher, der Sie auf Korridoren und Treppen mit seinen Exstinkos anqualmt, da haben Sie den liebenswürdigen Schwerenöter, der mit dem Zimmermädchen scherzt. Der Deutsche knüpft gemütliche Unterhaltungen mit dem Kellner an, er spricht in Gesellschaft dreimal zu laut, er vertritt im Gebrauch von Gabel und Messer häufig einen vormärzlichen Standpunkt, schlürft und kaut, daß mans auf drei Schritte hört, er beleidigt mit seiner Toilette — er begeht mit einem Worte fortwährend Verstöße gegen Takt und guten Ton, wie sie außer bei den Holländern sonst nicht mehr vorkommen.

Das sind aber doch wohl nur Ausnahmen, und wenn Sie gerecht sein wollen, müssen Sie zugeben, daß auch die andern Völker nicht lauter Mustermenschen nach

Italien schicken. Überall hat die Leichtigkeit des Reisens auch untere Schichten aufgerüttelt.

Ganz recht, lieber Freund. Die Zeiten sind vorbei, wo das italienische Fremdenpublikum seinen Charakter durch Männer vom Schlage der Goethe, Cornelius, Lord Byron bekam. Doch können wir uns mit unsern Spitzen noch heute sehen lassen. Um die handelt es sich jedoch nicht, sondern um den deutschen Mittelschlag, und von dem behaupte ich: mit ihm läßt sich wenig Staat machen. Er zeichnet sich vor dem andrer Nationen unvorteilhaft aus, und der Italiener erkennt diese Art von Deutschen, auch wenn sie mit Bart und Rock den Engländer spielen, schnell an unberechtigten Eigenheiten. Nur ein Deutscher commis voyageur fängt an zu pfeifen, wenn Fremde im Zimmer oder im Coupé sind.

Nun, das thun auch die Amerikaner.

Die sind nun allerdings keine Muster.

Gleichviel, da will ich Ihnen ein gutes Mittel sagen, diese Böotier zu bessern. Wenn vor mir ein solcher Kunstfreund zu flöten anfängt, so falle ich mit ein, stark, kontrapunktierend, imitierend, parodierend. Die Folge ist in der Regel ein erstauntes Gesicht, manchmal eine Bitte um Entschuldigung, manchmal ein erzürntes „Mein Herr" — aber Ruhe bekomme ich immer.

Gut, das will ich mir merken. Aber ich war mit meiner Erwiderung noch nicht fertig. Ich bestreite nämlich, daß Leute, mit den beschriebnen Unarten behaftet, unter den deutschen Reisenden nur die Ausnahme sind. Früher wars anders. Aber heute dampfen zu viele Klein- und Großrentner über die Alpen, die höchstens nach Monte Carlo gehören, und für die eine deutsche Vogelwiese, ein Würstelprater, ein heimischer Theater- und Kunstklatsch dieselben Dienste thun würden wie eine italienische Reise. Aus diesen Kreisen hat der Turiner Schriftsteller sein Bild vom Deutschen geschöpft. Daher kommen die Männer, die so protzig blicken, und die Frauen, die so neugierig und klatschsüchtig die Garderobe ihrer Mitschwestern messen.

Das habe ich aber auch bei Französinnen gesehen; ich erinnere mich eines Falls an der Table d'hôte, wo junge Lyonesinnen über einen eintretenden ungewöhnlichen Schlips in lautes Gelächter ausbrachen.

Haben Sie beobachtet, ob diese Damen mit der übrigen französischen Gesellschaft verkehrten?

Nein, sie schienen gemieden zu werden.

Ja, das ist eben der Unterschied. Die andern Kulturnationen halten strenger darauf, daß sich jeder vollkommen beherrsche, nicht bloß im Thun und Lassen, in der Haltung, auch in den Mienen. Jeder außeramtliche Verkehr muß human, muß christlich, muß auf „Gleichheit und Brüderlichkeit" gerichtet sein. Dem reisenden Deutschen aber wirds so häufig schwer, seine dienstlichen Würden oder andre Vorzüge zu vergessen, die ihm das Schicksal zugeteilt hat. Man liests manchem vom Gesicht ab: „Ich habe ein Rittergut," oder: „Ich bin ein hoher Jurist, noch dazu alter Korpsbursch!" Auch diese Sorte weiß den richtigen Ton im Umgang nicht zu finden, namentlich nicht den italienischen Geschäfts- und Dienstleuten gegenüber. Es ist alles eine Nummer zu hoch, zu scharf und schnarrend und ebenso unpassend wie die Familiarität, die ich vorhin schilderte. Nehmen Sie noch die Titelsucht unsrer Landsleute hinzu, so bekommen Sie zu der unliebenswürdigen auch noch die lächerliche Seite.

Das sind aber doch alles nur Kleinigkeiten.

Ja, aber weil sie das zum Teil wenigstens sind, können sie leicht beseitigt werden. Dazu ist aber die erste Vorbedingung, daß darauf aufmerksam gemacht wird. Wir müssen uns klar werden, daß wir trotz nationaler Einheit, trotz wachsendem Wohlstand,

trotz Aufschwung des Kunstgewerbes in Haltung und Sitten das Zeitalter des Dreißigjährigen Kriegs noch nicht überwunden und eine ganz plötzliche, unvermittelte Emanzipation des Judentums dazu bekommen haben.

Da wünschen Sie wohl den neusten Studententon, den Gruß mit ausgestrecktem Arm usw. als Norm?

Nein, lieber Freund, diese steife Höflichkeit ist mir gerade so zuwider wie das grobe Anschnauzen, das unsre Subalternbeamten aus ihrer Unteroffizierkarriere in alle Zweige des öffentlichen Dienstes herüberbringen.

Dann wohl die englische Gabel- und Messerbildung?

Nein, auch die nicht. Wie kommen Sie auf diese Frage?

Weil ich Sie in der Schweiz im vorigen Sommer immer in Engländerhotels traf.

Die suche ich allerdings überall auf, wo es sein kann, sogar in Deutschland — aus einem sehr einfachen Grunde: Der Engländer läßt sich nichts bieten, verlangt für sein ordentliches Geld etwas Ordentliches und erzieht sich so seine Leute. Wird einem deutschen Gast ein kalter Kaffee gebracht, trinkt er ihn mit Seufzen und Murren, der Engländer schickt ihn einfach zurück.

Und die Gesellschaft in den Engländerhotels?

Die ist auch verschieden. Ich habe aber unter meinen englischen Reisebekannten sehr viele Leute mit weitem Blick und großer Auffassung der Dinge gefunden. Kann ich mich den weiblichen Salonvergnügungen, die musikalisch zuweilen etwas zu harmlos sind, nicht entziehn, so überlasse ich mich meinen eignen Gedanken und freue mich, daß wir das Volk der Kant, Goethe, Schiller, Bach und Beethoven sind.

Also sind Sie im Grunde doch ein guter Deutscher und wollen weiter nichts, als eine geflissentlichere Pflege der natürlichen Höflichkeit und des natürlichen Anstands?

Jawohl.

Na dann will ich den Artikel des Corriere mit Ihren Augen betrachten. Und morgen also um sieben, o weh!

Röntgenstrahlen im Dienste des Wunderglaubens. Bei Gelegenheit einer Ausstellung für religiöse Kunst in Turin im Jahre 1898 war dort das als heiligste Reliquie verehrte Linnen ausgestellt, das Christi Leichnam eingehüllt haben soll. Dieses Leintuch, la S. S. Sidone, gewöhnlich Sudario genannt, wird im gewöhnlichen in der Kapelle del S. S. Sudario im Dome S. Giovanni aufbewahrt. Die Reliquie kam zur Zeit der Kreuzzüge in den Besitz Gottfrieds von Champagne und 1452 nach Chambéry in den Besitz Ludwigs von Savoyen, von wo sie aus Höflichkeit für den zu ihr pilgernden S. Carlo Borromeo 1694 nach Turin gebracht wurde. Über die Geschichte der Reliquie von der Auferstehung Christi an bis zum Jahre 1353, wo Gottfried I. von Charny, Herr von Savoisy und Lirey, sie dem Kloster von Lirey (Aube) geschenkt hatte, weiß man nichts. Das 4 Meter 10 Centimeter große und 1 Meter 40 Centimeter breite, sehr feine Linnen ist zur Schonung auf ein andres gröberes seit Jahrhunderten aufgenäht und wurde bei Gelegenheit der Turiner Ausstellung photographiert. Photographien und eine dazu gehörige Abhandlung von dreiundsechzig Seiten liegen jetzt vor: Le Portrait de N-S. Jésus-Christ d'après le Saint-Suaire de Turin par Arthur Loth, Paris et Poitiers fin Avril 1900 Librairie réligieuse H. Oudin. Wenn wir uns hier mit dieser Schrift beschäftigen, so ist es, weil sich die katholische Kirche — eine Reihe französischer Bischöfe begleiten das Buch mit ihren Wünschen und Empfehlungen — der modernsten Hilfsmittel der Physik bedienen will, um das Phänomen, das hier zu Grunde liegen soll, den Leuten zu erklären, die mit dem Glauben nicht aus-

kommen. Bekanntlich soll das S. Sudario einen Abdruck der Gestalt und der Züge Christi enthalten. Nun ist bei der mit den modernsten Apparaten gemachten Photographie in Turin ein vollständiges Positivbild des Erlösers herausgekommen, während doch nach allgemeinen photographischen Prinzipien ein Negativ das erste hätte sein müssen, ein Negativ, das direkt durch das mit elektrischem Licht photographierte Bahrtuch bewirkt war. Somit muß in Wirklichkeit das Bild des Erlösers auf der Reliquie ein Negativ gewesen sein — so schließen die geistlichen Gelehrten und mit ihnen Mr. Loth, ancien élève de l'école des Chartes et lauréat de l'académie des inscriptions et belles-lettres; denn sonst hätte das photographische Gegenstück nicht als Positiv reagiert. Dieses Phänomen ist nun für den Gläubigen ein neuer Beweis der Echtheit der Reliquie — daß noch verschiedne andre ebenso echte, allein in Frankreich in Cadouin, Besançon, Compiègne, verehrt wurden, daß Clemens VII. durch eine Bulle vom 6. Januar 1390 die Verehrung verboten hatte, weil das Linnen, milde gesagt, une copie sei, wird als unwesentlich abgewiesen: denn hätte es im vierzehnten Jahrhundert einen faussaire von solchem Genie geben können, daß ihm eingefallen wäre, Christi Bild und zwar in geometrischer und anatomischer Vollendung im Negativ zu malen? Der gläubige Schreiber der interessanten Abhandlung möchte es dem Glauben überlassen, die Frage zu entscheiden, wie solch ein Negativ auf die Reliquie gekommen ist; aber er versucht es doch mit der Wissenschaft, da man doch auch von Wunder nicht reden darf, ehe die kirchlichen Autoritäten an höchster Stelle gesprochen haben. Er erinnert an die Naturereignisse bei der Auferstehung (Matthäus 28, 1 bis 5): könnte nicht der Blitz, wie einige Beispiele (sie sind aus wissenschaftlichen Zeitschriften, allerdings der fünfziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts geholt) lehren, in der Weise gearbeitet haben, wie er auf den Körper oder die Glieder von den durch den Blitz getroffnen Menschen die genaue Zeichnung von Objekten aus der Umgebung, namentlich von Bäumen, malte, unter die solch ein Unglücklicher sich gestellt hat? Oder — und jetzt kommt der in einer Anmerkung verborgne Haupteffekt: „vielleicht erlauben die neuen Lichttheorien, die wir den schönen Arbeiten Röntgens verdanken, eine wissenschaftliche Erklärung des Phänomens von dem mit allen Wunden (der Geißelung, der Dornen, der Nägel, des Lanzenstichs) auf dem S. Sudario abgebildeten Körper?" Sapienti sat. (Ein im Photographieren erfahrner Gelehrter äußerte mir, ein allerdings merkwürdiger Zufall könne es bewirken, daß sehr alte eingetrocknete Farben in der Weise verkehrt reagieren, daß die Platte einem Positivbilde gleiche.)



Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Deutschtum oder Polentum*)

Das Deutsche Reich hat, seit es auf preußischer Grundlage wieder zu Stand und Wesen gekommen ist, einen Aufschwung ohne gleichen genommen. In alle Welt treibt es kraftvoll hinaus. Dem gegenüber erweckt es einen Eindruck, der nur als grotesk bezeichnet werden kann, wie es sich in seinen eignen vier Pfählen jämmerlich äffen läßt. Das geschieht mit der Polenfrage. Freilich ist es, genau betrachtet, in Wahrheit lächerlich, in Deutschland von einer besondern Polenfrage zu sprechen; denn in der Sphäre des Deutschtums giebt es thatsächlich kaum noch Menschen von eigentlichem polnischem Wesen. Leider wird dessen im öffentlichen Leben wenig, ja fast gar nicht Erwähnung gethan, geschweige denn, daß es der großen Masse oder auch nur den leitenden Kreisen der Deutschen zu klarem Bewußtsein gekommen wäre. Eine ganz erkleckliche Anzahl „Staatsmänner" Preußens steht sogar vor dieser „Frage," die zu lösen ihnen nach allen Anzeichen als eine Aufgabe gleich der auf Ermittlung der Quadratur des Kreises gilt, völlig hilflos, geradezu gedankenlos da. Was sie dazu bringt, das liegt offen am Tage; es ist der Glaube an das Nationalitätsprinzip. Das ist die Wurzel ihrer Schwäche gegenüber dem Polentume, und das ist zugleich im Gegensatz zu ihrem Kleinmut und im ursächlichen Zusammenhange damit die Wurzel des dreisten Vordrängens des Polentums in deutschen Landen.

Was auch früher die Polen nach der Zerschlagung ihres Staats zu Aufständen gegen die ihnen aufgezwungne Neuordnung der Dinge in den Weichselgebieten getrieben haben mag, heute ist es zweifellos und in ausgesprochenster

---

*) Der nachstehende Artikel ist durch das Werk von L. Trampe „Das Deutschtum und sein öffentliches Recht" (Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht, 1900) angeregt worden. Sollte dem Leser das eine oder das andre in dem Aufsatz nicht deutlich genug ausgedrückt erscheinen, so bittet der Verfasser, zu genauerm Verständnis dieses Werk einzusehen.

Weise das Nationalitätsprinzip, was ihnen allen die Hoffnung giebt, noch einmal einen einigen, großen polnischen Nationalstaat erstehn zu sehen. Dieses Hoffen der Polen ist allerdings ihrer ganzen Geschichte würdig. So bestimmt das Nationalitätsprinzip vor ernster Prüfung nicht als ein urwüchsig wahrhaftiger politischer oder ethischer Leitsatz zur Fortentwicklung des Weltlebens Anerkennung finden kann, so bestimmt ist es sinnlos, auf einem oberflächlichen Wahndogma gleich ihm praktische Politik aufbauen zu wollen. Doch freilich, es ist heute, wie immer, bei dem Polentume. Sein politisches Gebaren ist noch dasselbe, was es einst war: Fantasiatreiben vor einer Fata Morgana. Gewisse Vorteile hat das ja auch. Es giebt die Möglichkeit, bis auf weiteres den Schein für das Sein zu nehmen; es giebt den Söhnen des „ruhmreichen" weißen Adlers den Mut, „unentwegt" zu singen und zu sagen, Polen sei noch nicht verloren, Polens Sturz sei nur durch äußere, wegen zufälliger Ohnmacht des Reichs nicht abwendbare Gewalthandlungen herbeigeführt, nicht aber durch innerliche Erkrankung des Sarmatentums selbst an organischen Schäden verursacht worden. Nur schade für die edeln Polen: ihre neusten, nach der Zauberformel der Nationalitätsdoktrin zurechtgestutzten Behauptungen und Glaubensartikel haben höchstens im Bannkreise ihrer eignen Halluzinationen Kurswert, aber ganz und gar nicht in der übrigen, praktischen Welt. So wenig einst die zerfahrne polnische Reichswirtschaft vor der kühl realistischen Politik der Nachbarstaaten Stand hielt, so wenig vermag es die neuste Phantasmagorie des Westslawentums vor den rauhen Wirklichkeiten der allgemeinen Geschichte.

Bestand im Weltleben können nur haben und haben nur Kulturstaaten. Irgend ein Kulturprinzip, und sei es noch so armselig, noch so niedrig, muß ein Staat, der sich behaupten will, zum Rückhalt haben; denn darin allein liegt die ethische Triebfeder, die seinen Angehörigen unversiegliche Kraft zu der Hochhaltung des Staates giebt.

Als Polen zusammenbrach, war es für Kultur- und Volksleben wertlos. Wie die gesamten Westslawen, so haben sich auch die Polen im Lauf der Geschichte der mittel- und westeuropäischen Kultur angeschlossen. Mögen sie immerhin durch die Entwicklung der Dinge dazu veranlaßt worden sein, es ist doch der für sie verderbenschwangre und nicht wieder aufzuhebende Vorgang gewesen, der ihr Geschick besiegelt hat. Unter den Einflüssen des Westens haben sie sich von den sittlichen Grundanschauungen des Slawentums abgewandt. Vor allem haben sie den Mir, um das russische Wort zu gebrauchen, in ihren privaten wie öffentlichen Verhältnissen völlig aufgegeben. Der Mir, der familiäre aber nicht auf die Familie westeuropäischer Auffassung beschränkte, sondern auf familienähnliche Bindung immer weiterer und weiterer Kreise der Gesamtheit unter je einem allgewaltigen Ältervater ausgedehnte Gesippenverband, der öffentlich-rechtlich in Rußland seine höchste Ausgestaltung in der familiär-politischen Einigung zwischen dem Väterchen Zar und seinem treugehorsamen Volke gefunden hat, ist das Rückgrat des slawischen Staatswesens. In demselben Augenblick, wo sie ihn aufgaben, verloren die Polen ihr volkstümliches Kulturprinzip, ihres Staatswesens Herzwurzel. Damit hatten sie die Gefahr ihres

staatlichen Verdorrens auf sich herabbeschworen. Ihr zu entgehn gab es nur ein einziges Mittel: sie mußten sich ein neues Kulturprinzip für ihr Gemeinleben suchen — ein Unterfangen von der alleräußersten Schwierigkeit. Wäre es auch angängig, auf Beispiele in der Geschichte hinzuweisen, nach denen dieses oder jenes Volk etwas ähnliches versucht hat, gelungen ist es keinem. Den Westslawen ist es nicht anders ergangen. Als sie sich von der Kultur des Hauptstocks ihrer Völkerfamilie lossagten, da gab es für sie überhaupt noch keine Möglichkeit, aus Westeuropa ein bestimmtes neues Kulturprinzip für sich herüberzunehmen und nach ihren Anlagen und Bedürfnissen für sich zurechtzulegen und auszugestalten. Damals lagen in den Kämpfen zwischen Papsttum und Kaisertum die romanische Autoritätsdoktrin und das germanische Individualitätsstreben noch in ungeklärtem Streite. Da war für die Apostaten vom wahren Slawentume nichts von einer sieghaften ethischen Grundregel zu finden, die ihnen als Stütze und Stab auf ihrem fernern Wege hätte dienen können. Später, nachdem durch und nach Luther der mittelalterliche Kulturkampf Westeuropas zur Entscheidung gekommen war, da stand vor den westlichen Thoren Polens, den Thoren der ihm allein noch möglichen Zukunft, als dort maßgebende Macht das seiner selbst klar bewußt gewordne Deutschtum, und da galt dort demzufolge als Grundgesetz aller Kultur das Individualitätsprinzip. Das ließ dem Polentume keine andre Wahl, als zu versuchen, ob es sich dieses Prinzip organisch anzueignen und zum ethischen Grundtriebe seines Volksseins zu gewinnen vermöchte. Ganz folgerichtig hat es sich mit der Reformation zu durchdringen unternommen. Der Versuch ist mißlungen. Im Gefühle des Fiaskos und dessen, was es für sie bedeutete, gaben sich die Polen darauf dem vollendeten Gegensatze deutscher Art, dem romanischen Autoritarismus in seiner schärfsten, jesuitischen Form, leidenschaftlich hin, um bei ihm den ethischen Halt zu finden, dessen sie in sich selbst ermangelten. Es war die unsinnigste Verirrung, der sie anheimfallen konnten. Seit das Deutschtum das seinem Wesen eigentümliche Kulturprinzip im Kampfe mit Rom klar herausgearbeitet, seit es sich zu der auf sich selbst ruhenden Kulturmacht Mitteleuropas entwickelt hatte, war und ist das Westslawentum durch diese Macht von der romanischen Kultursphäre auf immerdar geschieden. Romanistische Triebe nach dem Weichselgebiete zu verpflanzen hat deshalb gar keinen Sinn; denn sie müssen mangels jeden Zusammenhangs mit dem Nährboden, aus dem allein sie die für ihr Dauern erforderliche unmittelbare Säftezufuhr gewinnen könnten, unbedingt verdorren. Unternimmt der Romanismus aus übelverstandner Erinnerung an längst vergangne, mittelalterliche Zeiten das doch, so mischt er sich nicht nur ohne jedes ethische Recht in den großen Kulturkampf des modernen Ostens, den mit ihrer Kulturmacht das Deutschtum und das sich selber treu gebliebne Slawentum der Russen auf der einen Seite, in ethisch-politischer Ohnmacht die Polen und die Tschechen auf der andern Seite zum Austrage zu bringen haben, sondern vergeht sich auch gegen die natürliche Entwicklung der Dinge. Bei solcher Lage ist es ganz ausgeschlossen, daß die donquichotische Imprägnierung des Westslawentums mit romanischem Wesen,

die dieses in die ernstesten Zerwürfnisse mit den allein berufnen Kulturträgern des Ostens, Deutschen und Russen, stürzen muß, den Polen irgendwie zu wahrem Vorteile zu gereichen vermöchte. Ihnen steht heute, wie in all den verflossenen, von ihnen in keiner Weise ausgekauften Jahrhunderten, zur Gewinnung der ihnen mangelnden ethischen Grundregel für ihr Gemeinleben kein andrer Weg offen, als dem Deutschtum nachzugehn und in dessen Individualismus das Kulturprinzip ihrer Zukunft zu suchen.

Ist das Polentum, das an einen Versuch dazu, wie eben kurz erwähnt worden ist, schon einmal vergebens herangetreten ist, zu dem großen, für sein Sein oder Nichtsein entscheidenden Unternehmen überhaupt befähigt? Nein! Denn der typische Träger des selbstbewußten Individualismus ist der Mittelstand; einen Mittelstand aber hat das Polentum nie zu schaffen vermocht.

Der einzige Staatsmann des Weichselreichs und vor allem der einzige Organisator des Polentums ist Kasimir der Große gewesen. Er hat klar erkannt, daß es unmöglich sei, aus seines Volks Eignem ein Bürgertum, einen Mittelstand zu schaffen. Einen solchen doch seinem Staate zu geben hat er auf alle Weise versucht; aber völlig hat er zugleich davon abgesehen, das mit polnischen Kräften zu thun. Wie alle andern nach demselben Ziele strebenden polnischen Dynasten hat er, um seinen Zweck zu erreichen, auf die Fremde zurückgegriffen. Einerseits hat er zahlreiche rein deutsche Städte und Dörfer gegründet, den Thorner Kaufleuten auch umfassende Privilegien gegeben; andrerseits hat er als Gegengift gegen das Deutschtum in Polens Reichskörper Juden, Sarazenen und Armenier herangezogen und sie mit selbständigen Rechten neben die Deutschen gestellt. Zur Förderung dieses neben Adel und Volk in Polen künstlich herangezognen „Mittelstands“ begünstigte er die Städte auf jede Weise. Trotzdem vermied er grundsätzlich, ihre Kommunalverbände in seine Reichsgemeinschaft einzufügen. Er brachte sie nicht mit den polnischen Landboten in organischen Zusammenhang; er gab ihnen vielmehr eine besondre, vom allgemeinen Landtage streng geschiedne städtische Vertretung. Das alles spricht eine völlig unzweideutige Sprache. Es lehrt, Kasimir wußte, daß Bürgertum und Mittelstand einerseits und Polentum andrerseits einander entgegengesetzte Größen sind, daß sie grundsätzlich einander ausschließen.

Dasselbe, wie Kasimirs des Großen Verfassung, lehrt die ganze polnische Geschichte. Nie hat sie einen volkstümlich polnischen Mittelstand geschaffen. Diese historisch unanfechtbar feststehende Thatsache wollen die Schlachzizen heute nicht wahr haben. Sie, die einst nur in den Adlichen Menschen sahen, haben allmählich einsehen gelernt, von welcher Bedeutung für ihre polnischen Wiederherstellungspläne die Frage ist, ob sie ein eignes Bürgertum zu entwickeln imstande seien. Mit immer schärfrer Erregung behaupten sie es, und zur Stütze ihres sonst beweislosen Vorgebens zeigen sie auf den sogenannten „polnischen“ Mittelstand in den preußischen Ostprovinzen hin.

Das ist Spiegelfechterei. Wie in keiner Weise bestritten werden kann, lebt das polnisch redende Bürgertum deutscher Erde, um nur dies erst hier

hervorzuheben, in durch und durch deutscher Kultursphäre. Schon äußerlich betrachtet ist seine Art, zu sein, charakteristisch deutschbürgerlicher Fassung. Das ostdeutsche Bürgertum polnischer Zunge kann also mindestens nicht als eigentümlich polnischer Typus gelten. Damit wird ohne weiteres jeder Versuch hinfällig, an ihm, als Beweismittel, die Daseinsmöglichkeit oder gar Daseinswirklichkeit eines spezifisch polnischen Mittelstands grundsätzlich demonstrieren zu wollen. Für die Erörterung der Frage nach Sein oder Nichtsein eines nationalpolnischen Bürgertums kann nur etwas dienen, was wahrhaft unverfälschtes Polentum darstellt.

Und das giebt es. Es ist Galizien, das ja den Schlachzizen selber als „Zentrum der polnischen Kultur" gilt. An ihm also und seinen Zuständen kann die entscheidende Frage allein prinzipiell erörtert und zum Austrage gebracht werden.

Galiziens gesellschaftliche Ordnung, nach deutschen Begriffen Unordnung, ist heute noch der der altpolnischen Zeit gleich. Dort hat ein herrischer Adel, das Schlachzizentum, alle politische und soziale Macht in Händen, während unter ihm eine fronende Landbevölkerung, das Kmetentum, alle Last zu tragen hat. Auf der Feststellung, daß dort noch heute Fronrecht herrscht, muß, so sonderbar das modernen, besonders deutschen Ohren klingen mag, mit vollster Entschiedenheit beharrt werden. Gesetzlich ist in Österreich, also auch in Galizien, der Robot allerdings längst abgeschafft; aber das Gesetz ist für Galizien ein Stück bedrucktes Papier geblieben, das keinen Pfifferling wert ist. In That und Wahrheit halten die Schlachzizen, deren fest ineinander verklitterte Sippe allein über die Gesetzgebungs- und Verwaltungsmaschinerie verfügt, mit allen ihnen dadurch in die Hand gegebnen Regierungsmitteln die Kmeten in derselben allgemeinen und wirtschaftlichen Dienstbarkeit, wie einst ihre Vorfahren in Großpolen. Freilich, nach Westeuropa dringt davon selten eine Kunde. Wer kümmert sich da überhaupt um die Striche noch weit hinter der Malapane! Wer jedoch im Lande dort gewesen ist und zu sehen verstanden hat, der weiß es, daß ungeachtet alles modernen Aufputzes von Konstitutionalismus und Menschenrecht an dem alten Verhältnisse zwischen Adel und Unterthanen in Wirklichkeit nichts geändert ist. Wer dort gewesen ist! Es giebt eine ganze Anzahl politischer Persönlichkeiten im Reiche, bei denen das der Fall ist. Zu den Liberalen und Konservativen gehören sie nach Lage der Dinge nicht. Feuilletonleistungen oder unbekümmerte Offenherzigkeiten kommen von ihnen also nicht. Ihr Wissen bleibt deshalb auch meist im stillen. Schade für die Kulturwelt und besonders für Preußen. Schließlich wird die Wahrheit doch zur vollen Erkenntnis kommen. Bis dahin sorgt höchstens die polnische Presse dafür, daß hin und wieder Schlaglichter auf den im Trüben gehaltnen Hintergrund des polnischen Wesens fallen. So hat vor nicht zu langer Zeit die ultranationalistische Zeitung „Reforma" wörtlich von den galizischen Zuständen geschrieben: „Das Volk unten kann nicht lesen und stirbt vor Hunger, in den obern Schichten aber weiß die Nation nicht zu arbeiten,



und sie führt ein Leben über den Stand hinaus." In genau derselben Weise, wie hier aus allgemeiner Anschauung der Dinge heraus vorgetragen wird, stellt die Reforma aus ihrer intimen Kenntnis der galizischen Verhältnisse und dabei, was auch für polnische Art sehr bezeichnend ist, ohne Ahnung von der prinzipiellen Bedeutung des von ihr Ausgesprochnen ungeschminkt fest, daß in Galizien nur zwei Stände vorhanden sind, die obere Sphäre und das Volk unten, nicht vorhanden aber ein Stand ist zwischen ihnen, ein Mittelstand. Daran wird auch durch die Thatsache nichts geändert, daß es in Halbasien einen gewissen Prozentsatz Bevölkerung giebt, der weder zu den Schlachzizen noch zu den Kmeten gehört. Das ist das mixtum compositum von Sadagoraleuten, Korn- und Pferdehändlern, Jobbern in Geld- und Warengeschäften, Krämern und Schnapswirten, das bis in den letzten Winkel des Landes verbreitet ist, und das thatsächlich allein die zu dessen nationalökonomischem Leben erforderliche Arbeit leistet. Diese ganze buntscheckige, bestenfalls nach einem dort unten gebräuchlichen Worte als Faktorenschwarm der gnädigen Herren zu fassende Menschengallerte, diese zusammengewürfelte Profitmachersippschaft, deren bürgerlicher Unwert durch die nie abreißende Kette der auf sie und ihr Wirken unmittelbar oder mittelbar zurückreichenden greulichen finanziellen Niederbrüche in Galizien aufs schmählichste belegt wird, sie weist nichts, rein gar nichts von Bürgerwesen, von charakteristischem Mittelstandswesen auf, sie ist kein Mittelstand. Was Kasimir der Große gewußt, was die ganze polnische Geschichte belegt, was schon Stein auf dem Wiener Kongresse zu Alexander I. mit den Worten „Polen fehlt ein dritter Stand, der in allen gesitteten Ländern der Aufbewahrer der Einsichten, der Sitten, der Reichtümer des Volks ist" ausgesprochen hat, das zeigt auch das heutige Galizien, der allein noch vorhandne Sitz unverfälschten Polentums, der allein noch vorhandne Prüfstein polnischen oder unpolnischen Wesens, und das ist die Feststellung der Thatsache, daß in Galizien kein wirklicher Mittelstand besteht. Das Polentum läßt eben grundsätzlich keinen Mittelstand zu.

Ist das der Fall, und ist weiter wahr, daß nur dort, wo der Mittelstand gedeiht, das Individualitätsprinzip der neuen Zeit blüht, so ist es völlig ausgeschlossen gewesen und bleibt es für immer ausgeschlossen, daß das Polentum als solches sich den ethischen Grundtrieb deutschen Wesens als Kulturprinzip zu eigen machte.

Die ethische Lage ist heute für das Polentum ebenso, wie seit Jahrhunderten, und es ist seine Lage seit seiner Loslösung vom echten Slawentum. Sein eigner, volkstümlicher Wurzeltrieb des öffentlichen Lebens ist ihm unwiederbringlich verloren gegangen, einen neuen hat es nicht für sich zu gewinnen vermocht, ja den einzig und allein nach Lage der Dinge ihm möglichen kann es sich wegen der grundsätzlichen Unvereinbarkeit zwischen dessen Weise und seinem eignen Wesen unbedingt nicht dienstbar machen. Polen ist, solange es im Lichte der Geschichte steht, nie ein von einer eignen volkstümlichen Kultur gehaltnes Staatsgebilde gewesen, wird es auch nie sein, nie ein wahrer Kulturstaat.

Haben nun im Volksleben nur Kulturstaaten Bestand, so hat in historischer Zeit schon immer über Polen das Verhängnis seines Zusammenbruchs geschwebt. Wenn es dem lange Zeit entgangen ist, so hat es das einer unglaublichen Schicksalsgunst zu verdanken. Jahrhundertelang sind seine Nachbarn, Russen und Deutsche, durch innere Krämpfe und Kämpfe völlig in Anspruch genommen und dadurch verhindert gewesen, sich kräftig nach außen hin zu regen. Das allein hat dem Jagellonenreiche das Dasein gestundet. Als unter Peter dem Großen die innerpolitische Geschichte Rußlands zu einem entscheidenden Abschlusse gekommen war, und als Friedrich Wilhelm I. im Preußentum dem Deutschtum seine volkstümlich richtige Fassung gegeben hatte, als beide Kulturgrößen das Vermögen gewonnen hatten, sich nach außen zu wenden, da war es mit der Galgenfrist für das Weichselreich zu Ende. Bei dem ersten Zusammenstoß mit seinen Nachbarn im Osten und im Westen erwies es sich sofort als innerlich völlig haltlos. Wie morsch, wie hohl es war, das hat sich am klarsten daran gezeigt, daß es schon vor einer ganz oberflächlichen Berührung durch seine Nachbarn, ohne jede wirkliche Kraftäußerung von deren Seite, gänzlich zusammenbrach. Friedrich der Große hat mit zwei Trommlern und zwölf Musketieren das gesamte Ermland in Besitz genommen.

Nicht an äußern, den Polen selber nicht anzurechnenden Umständen, nein, an seinen eignen, organisch mit seiner Art verwobnen Grundschäden, an seiner Kulturschwäche, an seiner Kulturlosigkeit ist das Polentum vergangen. Es ist vergangen, weil es das, was allein einem Volke und einem Staate dauernden, wahren, ethischen Halt geben kann, nicht hatte; es ist vergangen, weil es ihm an einem volkstümlichen Kulturprinzip gebrach und gebricht.

Ist das der Fall, so sind auch die Akten über Polen und seine Zukunft endgiltig geschlossen.

Nicht scheintot, wie die phantastischen Söhne des weißen Adlers sich und andern mit immer lauterm Geschrei einreden wollen, ist Polen. Tot ist Polen. Tot ist es, und tot bleibt es. Daran ist auch mit allen Galvanisierungsexperimenten, die an ihm in Wunderdoktormanier mit dem Nationalitätsprinzip vorgenommen werden, nicht das Geringste zu ändern. Übrigens ist es auch ein Pröbchen von der politischen Befähigung des Polonismus, daß sich sein Wiederbelebungstreiben charakterisiert als Versuch mit untauglichen Mitteln.

Für die Deutschen, die Kulturträger erster Ordnung in der modernen und ganz besonders in der heraufziehenden Zeit, ist es geradezu unverantwortlich, von der Polenfrage als einer für das Reich lebendigen Angelegenheit zu sprechen. Das ist um so mehr der Fall, als im Reiche überhaupt kaum noch Menschen vorhanden sind, die als Angehörige polnischer Kultur, die in Wahrheit als Polen zu betrachten wären.

Gleich mit der Fiktion, die alle polnisch sprechenden Preußen als Nationalpolen in Anspruch nehmen will, steht es schwach. Die Gruppe der Bevölkerung Deutschlands, die den Hauptteil der östlichen Provinzen umfaßt, und die im allgemeinen als polnischen Bluts angesehen wird, ist selber niemals, seit sie zwischen

Karpaten und Ostsee sitzt, rassenrein slawisch gewesen. Sie war die Nachfolgerin der Germanen, die früher dort angesessen waren. Als sie in das Weichselland einzog, war dies sicher nicht völlig leer von Menschen. Ganz bestimmt sind dort Überbleibsel der frühern Einwohner, der Germanen, zurückgeblieben. Mit ihnen haben sich die neu zuwandernden Slawen unbedingt in der gleichen Art abgefunden, wie das bei ähnlichen Vorgängen in Süd- und Westdeutschland zwischen den altheimischen Kelten und Romanen einerseits und den einziehenden Germanen andrerseits in historisch beglaubigter Weise geschehen ist. Eine Vermischung der Polen mit den an der Weichsel sitzen gebliebnen Germanen hat auf jeden Fall stattgefunden. Daran kann um so weniger gezweifelt werden, als sich das Einströmen der Slawen in die große Ebene zwischen dem Frischen Haff und den Sudeten ohne jede Spur in Geschichte oder Sage, also sicherlich ohne jedes feindliche Aufeinanderprallen zwischen ihnen und den dortigen Volkstrümmern der frühern Landsassen vollzogen hat. Das deutsche Blut in der östlichen Bevölkerung hat im Laufe der Jahrhunderte nachgewiesenermaßen mehr und mehr zugenommen. Der Rückstrom deutscher Kolonisten in diese einst von ihren Altvordern besessenen Gegenden ist, wie die Geschichte unanfechtbar belegt, seit dem dreizehnten Jahrhundert immer mächtiger geworden. Die Folgen davon haben sich, da Kommercium und Konnubium im großen und ganzen zwischen Deutschen und Slawen frei gewesen ist, in der Blutmischung auch in den Kreisen der Einwohner, die äußerlich am polnischen Wesen festhielten, unvermeidlich geltend machen müssen. Was jetzt als sogenannter polnischer Bevölkerungsteil (von den dafür angesprochnen Bambergern noch ganz zu schweigen) in Preußen wohnt, das ist stark mit deutschem Blute versetzt, das ist schon seit Urzeiten keineswegs rein slawischen Stammes. Mit der Behauptung eines nationalen Polentums innerhalb Preußens Grenzen ist es also schon aus ethnologischen Gründen, d. h. gerade aus den Gründen, auf die allein sie nach dem Nationalitätsprinzip gestützt werden kann, nichts.

Auf die vom intransigenten Polonismus ängstlich bemäntelte Thatsache der Blutmischung in den sogenannten Polen der preußischen Ostprovinzen soll, so sehr sie gegen ihn und sein deutschfeindliches Gebaren spricht, hier nicht einmal sonderliches Gewicht gelegt werden. Sie ist rein äußerlicher Natur. Sie beschränkt sich auf lediglich Physisches und ist an sich für die Entwicklung und Entscheidung der großen Fragen des Weltgetriebes niemals von ausschlaggebender Bedeutung gewesen. Nur durch Kulturmacht, nur durch das innerliche Vermögen, das innerliche Wesen der Menschen hat die Geschichte Form, Gehalt, Leben erhalten. Dieses innerliche Wesen der Menschen ist die Triebkraft, ist das Maß aller Dinge. Und danach sind die polnisch redenden Preußen — Deutsche!

(Fortsetzung folgt)





Acht Jahre sächsisch-deutscher Politik

Von Otto Kaemmel

(Schluß)



Seine Aussicht, sich wieder zu größerer Geltung emporzubringen, eröffnete sich erst, als Österreich die preußischen „Februarbedingungen" für das Verhältnis Schleswig-Holsteins zu Preußen, die auch Kronprinz Albert als „halbe Mediatisierung" auffaßte, ablehnte und damit eine neue Periode des Gegensatzes zu Preußen eröffnete. Daß sich im Falle eines bewaffneten Konflikts die Bundesstaaten an Österreich anschließen mußten, stand für König Johann außer Zweifel; andrerseits erschien ihm ein Bruch zwischen den beiden Großmächten als „ein so großes Nationalunglück, daß man jede Möglichkeit zur Ausgleichung zu benutzen verpflichtet ist," unter Vorbehalt des Rechtsstandpunkts in der schleswig-holsteinischen Sache. Freilich der Ausgleich zwischen Österreich und Preußen, den die Konvention von Gastein am 14. August 1865 brachte, wirkte auf die mittelstaatlichen Kreise geradezu „niederschmetternd," weil sich damit das Einvernehmen der beiden Großmächte, das die Mittelstaaten so tief herabgedrückt hatte, zu erneuern schien; es wirkte mit dazu, daß auch Sachsen, dem Wiener Kabinett entfremdet, am 31. Dezember 1865 den italienischen Handelsvertrag des Zollvereins unterzeichnete, der die bisher verweigerte Anerkennung des Königreichs Italien in sich schloß.

Allein die Konvention war nur ein Notbehelf für Österreich und hinderte nicht, daß diese Macht in der schleswig-holsteinischen Erbfolgefrage den preußischen Ansprüchen, die jetzt auf die Annexion losgingen, um keinen Schritt entgegenkam, vielmehr sich allmählich den mittelstaatlichen Standpunkt zu eigen machte und in Holstein die Agitation für die Einsetzung des Augustenburgers offen begünstigte. Als nun die Gefahr eines bewaffneten Zusammenstoßes immer näher rückte, war man sich in Sachsen schon Anfang März 1866 vollständig klar über die zu ergreifenden politischen und militärischen Maßregeln. Der bundesrechtliche Standpunkt sollte unbedingt festgehalten, die Armee zwischen Freiberg und Chemnitz vereinigt werden, und wenn das Land gegen einen übermächtigen Angriff von Norden her nicht zu behaupten war, nach Bayern abziehn, um dort zur Verfügung des Bundes zu stehn. Indem Österreich in einem Rundschreiben vom 16. März den Mittelstaaten seine Absicht erklärte, die Entscheidung über die Elbherzogtümer dem Bunde überlassen zu

wollen, und Preußen am 24. März den deutschen Regierungen seine Absicht, die Bundesreform zu beantragen, ankündigte, zugleich aber rund und nett die Frage an sie richtete, inwieweit es in einem Kriege gegen Österreich auf sie zählen könne, wurde Sachsen unmittelbar vor die Entscheidung gestellt. Die Antwort Beusts vom 6. April war die zu erwartende: es müsse dem Bundesstandpunkt treu bleiben, d. h., ohne diese Einkleidung, es werde mit Österreich gehn. Noch verhandelten die Mittelstaaten am 22. und 23. April in Augsburg über den preußischen Antrag auf Berufung eines aus allgemeinen Wahlen hervorgegangnen deutschen Parlaments zur Beratung der Bundesreform (vom 9. April), der plötzlich ein großes Ziel aufstellte, und der Bundestag wählte am 26. April einen Reformausschuß; aber am 28. April forderte Preußen in Dresden kategorisch die Abrüstung. Weder die Versicherung Beusts und des Königs (in einem persönlichen Schreiben an Wilhelm I. vom 29. April), Sachsen halte nur den Bundesstandpunkt fest, noch die Unterredungen Hohenthals und Bismarcks am 1. und 2. Mai konnten den Gegensatz überbrücken, und da es sowohl der Bundestag als die in Bamberg am 13. und 14. Mai versammelten Minister der Mittelstaaten vermieden, auch nur Beschlüsse zum Schutze des bedrohten Sachsens zu fassen, geschweige irgend welche Maßregeln zu treffen, so mußte man in Sachsen, von den mittelstaatlichen Bundesgenossen einfach im Stiche gelassen, sich eben selber helfen. Seit der österreichischen Erklärung vom 8. Mai, das Wiener Kabinett werde eine Okkupation Sachsens als Kriegsfall betrachten, faßte man die Vereinigung der sächsischen Truppen mit den Österreichern ins Auge, und die seit dem 20. Mai vollkommen mobile Armee nahm unter dem Oberbefehle des Kronprinzen eine konzentrierte Stellung um Dresden ein. Noch an demselben 20. Mai setzte sich der Prinz durch ein persönliches Schreiben mit dem Oberfeldherrn der österreichischen Nordarmee L. von Benedek in Verbindung. Er beurteilte die militärische Lage keineswegs sehr hoffnungsreich, denn er kannte die preußische Armee. „Ruhm wird wenig zu haben sein, schrieb er am 9. Mai an den Kriegsminister Rabenhorst, Ehre und Reputation aber oft auf dem Spiele stehn." In der That sollte er bald die Erfahrung machen, daß die österreichische Heeresleitung ungefähr alles zu wünschen übrig ließ, und daß der einzige General der „Nordarmee," der seiner Aufgabe gewachsen war, er selbst, das einzige Korps, das den Preußen ebenbürtig war, die Sachsen seien.

Die Vermittlungsverhandlungen des Freiherrn Anton von Gablenz zwischen Berlin und Wien, von denen auch Beust am 31. Mai erfuhr, und des Großherzogs von Baden, der am 2. Juni in Pillnitz erschien, hielten den Ausbruch kaum noch hin, denn schon am 1. Juni brachte Österreich durch die von Sachsen längst ersehnte Erklärung, es unterbreite die schleswig-holsteinische Sache, die Reformfrage und seinen Streit mit Preußen dem Bundestage, die Kugel ins Rollen. Der Einmarsch der Preußen in Holstein am 7. Juni, die Vorlegung des preußischen Bundesreformentwurfs am 10. Juni, der (bundeswidrige) österreichische Antrag auf Mobilisierung der außerpreußischen Bundes-

kontingente am 11. Juni und seine Annahme (in etwas veränderter Fassung) am 14. Juni entschieden den Krieg. Mit einem Bruche des Bundesrechts durch die Mehrheit des Bundestags begann der Kampf für das Bundesrecht.

Daß dabei sowohl der am 28. Mai eröffnete sächsische Landtag wie das sächsische Volk in seiner überwiegenden Mehrheit den Standpunkt seiner Regierung teilte, ist unzweifelhaft. Aber ebenso unzweifelhaft ist, wie aus eigner Erfahrung hinzugefügt werden kann, daß von einer Begeisterung, ja auch nur von Sympathien für Österreich oder gar für den so oft verspotteten Bundestag gar keine Rede war, daß viele Gebildete die Parteistellung Sachsens nicht billigten, daß allgemein die Erhaltung der Selbständigkeit Sachsens gewünscht wurde, daß es aber einen äußerst peinlichen Eindruck machte, als die Österreicher nicht in Sachsen einrückten, sondern die sächsische Armee den Rückzug nach Böhmen antreten mußte, nachdem der König das preußische Ultimatum am Abend des 15. Juni abgelehnt hatte und der Kriegszustand eingetreten war. Er handelte seinem Standpunkte getreu und nach seiner Gewissensüberzeugung. Aber ehrlicherweise wird man sagen müssen: Sachsen ging nicht in den Kampf um das schattenhafte Bundesrecht, sondern um die Behauptung der lebendigen gesunden Wirklichkeit seines Staatswesens. Diesen Kampf hat es mit Ehren und nicht ohne Erfolg geführt, für das Bundesrecht wäre jeder Tropfen Blut schade gewesen.

Am 18. Juni ging die sächsische Armee in drei Kolonnen hinter die böhmische Grenze zurück. Da die Hauptmasse der österreichischen Nordarmee noch in Mähren um Olmütz, nur das Korps Clam-Gallas an der Iser stand, so mußten die Sachsen in heißen Märschen ihren Rückzug bis dorthin fortsetzen, während sich König Johann nach Prag begab. Der Kronprinz war mindestens für die Behauptung des nördlichen Böhmens, denn er erkannte, daß dort die Entscheidung liege, und erwartete von der süddeutschen Bundesarmee für Norddeutschland gar nichts. Am 24. Juni übernahm er den Oberbefehl über die Österreicher und die Sachsen an der Iser, und auch König Johann erschien unter seinen Truppen, erst in Jungbunzlau, dann in Unter-Bautzen, in der Erwartung eines ernsten Zusammenstoßes mit der ersten preußischen Armee. Da diese aber schon Turnau besetzt und in der Nacht des 26. Juni auch bei Podol den Iserübergang erzwungen hatte, entschloß sich der Kronprinz, am 28. nach Gitschin zurückzugehn, wo er nach einem Telegramm Benedeks das Eintreffen der Nordarmee für den 30. erwartete; nur zu einem scharfen Rückzugsgefecht kam es am 28. Juni bei Münchengrätz. Auf dem Marsche nach Gitschin folgte König Johann am Vormittag des 29. seinen Truppen, und da der Kronprinz nachmittags zwei Uhr die Meldung Benedeks erhielt, daß an diesem Tage das 3. österreichische Korps über Miletin auf Gitschin vorgehn werde, so entschloß er sich, dem andrängenden Gegner nördlich von der Stadt die Spitze zu bieten. Während der König auf einer Anhöhe am Eingange Gitschins von Turnau her die Bewegungen verfolgte, und der Kanonendonner immer deutlicher zu ihm drang, leitete der Kronprinz südlich von Diletz, wo

die seinen Namen tragende (2.) Brigade ihre Bluttaufe erhielt,*) das Gefecht. Er ahnte nicht, daß Benedek seinen Entschluß infolge der schlimmen Nachrichten von der böhmischen Ostgrenze schon längst geändert hatte und bei Gitschin alles Blut umsonst floß, denn erst abends gegen halb acht Uhr erreichte ihn der Befehl Benedeks zum Rückzuge auf die Hauptarmee, der schon nachts ein Uhr von Josephstadt abgegangen war, aber infolge einer unverantwortlichen Saumseligkeit, wie sie in diesem Kriege auf österreichischer Seite mehrfach vorgekommen ist, über siebzehn Stunden gebraucht hatte, die drei Reitstunden von Josephstadt her zurückzulegen.

Der nächtliche Rückzug ging nach Smidar, König Johann dagegen schlug mitten unter zersprengten und hastig vorwärts strebenden österreichischen Abteilungen die Straße über Miletin und Horschitz**) nach Königgrätz ein — dieselbe, die vier Tage später König Wilhelm fuhr —, erreichte am 30. Juni abends Pardubitz, wo er Beust und die Beamten des Kriegsministeriums antraf, und machte, da ihn Kaiser Franz Joseph nach Wien einlud, am 1. Juli wieder eine anstrengende Nachtfahrt über Chrudim nach Deutsch-Brod, an endlosen Kolonnen von Munitionswagen entlang. „Wenn wir verfolgt werden, haben es die Husaren leicht,“ bemerkte er scheinbar scherzend. Von dort ging es am 2. Juli nach Iglau, am 3. nach Brünn, erst hier erreichte er die Eisenbahn nach Wien.

Die sächsischen Truppen hatten ungebrochnen Mutes und vollkommen schlagfertig am 1. Juli bei Prschim und Problus die ihnen angewiesenen Stellungen am linken Flügel der österreichischen Hauptarmee vor Königgrätz bezogen, wo sich Benedek am 2. Juli halben Herzens zum Schlagen entschloß. Während er für den 3. Juli keine Schlacht erwartete, machte sich der Kronprinz, selbständig wie immer, eben für diesen Tag darauf gefaßt, traf schon am Nachmittage des 2. seine Dispositionen und bestimmte persönlich die Stellungen seiner Batterien. Auch in der Entscheidungsschlacht des 3. Juli focht er einen fast selbständigen und eine Zeit lang gar nicht unglücklichen Kampf gegen die Elbarmee, den er selbst in einem von Hassel der Hauptsache nach mitgeteilten Bericht an den König vom 5. Juli klar und sachlich geschildert hat. Vom österreichischen Generalstab während der Schlacht ohne Nachricht gelassen, erkannte er nach ein Uhr erst an dem Zurückgehn der Feuerlinien fern im Nordosten, daß der rechte österreichische Flügel vor der 2. preu-

*) Wenn dabei diese Brigade eine kurze Zeit durch die Österreicher von Eisenstadt her beschossen wurde, so erklärt sich dieser immer wieder erwähnte, aber niemals motivierte Irrtum aus ihrer der preußischen sehr ähnlichen Uniform (blau mit roten Aufschlägen am Waffenrock, breiter roter Streifen an der wieder der preußischen ganz ähnlichen Feldmütze, die von den Sachsen während des Kriegs statt des Tschakos allgemein getragen wurde).

**) Die Schreibung der tschechischen Namen ist bei Hassel beiläufig nicht ganz konsequent. Er schreibt Horschitz neben Höritz und Hořic, Prim statt Prschim, Nechanic statt Nechanitz, Horschenowetz statt Horschenowjes (Hořenowes) und doch Gitschin (Jičin). Am einfachsten ist es doch für uns, die Namen nach der Aussprache umzuschreiben; die tschechische Orthographie verstehn die meisten deutschen Leser nicht.



ßischen Armee im Weichen sei; um zwei Uhr gab er, abermals selbständig, seinen Truppen den Befehl zum Rückzuge, den die 2. Infanteriebrigade mit dem 1. Jägerbataillon und einigen Batterien bis gegen halb vier Uhr gegen den immer stärker andringenden Feind ausdauernd deckte. So gelang es ihm, inmitten der allgemeinen Auflösung seine Truppen in guter Ordnung, wenngleich in einzelne Abteilungen auseinander gerissen, aus dem Gefechte zu ziehn und in der Nacht bei Pardubitz die Elbe zu erreichen. Die verzweifelte Stimmung, die auf diesem schrecklichen Ritte in dem Worte an einen Offizier seiner Umgebung Ausdruck fand: „Ich wollte, ich läge tot auf dem Schlachtfelde," wurde bald überwunden, und bis zum 7. Juli fanden sich bei Zwittau in Mähren auch alle Teile seines Korps wieder zusammen, nach schweren Verlusten und angestrengten Märschen tief erschöpft, aber nicht entmutigt; auch von den achtundfünfzig Geschützen war nur ein einziges zerschossenes auf dem Schlachtfelde zurückgeblieben.

Am 11. Juli in Olmütz angelangt, hätte der Kronprinz, darin mit Benedek übereinstimmend, am liebsten diese Stellung festgehalten. Aber die Zerrüttung der Österreicher war derart, daß am 11. Juli von Wien der Befehl kam, die Nordarmee bis an die Donau zurückzuziehn, um sie dort mit der von Italien herankommenden Südarmee unter dem Oberbefehle des Erzherzogs Albrecht zum Schutze der Hauptstadt zu vereinigen. Denn in einer Beratung zu Schönbrunn am 4. Juli, an der auch der in der Nacht zuvor eingetroffene König Johann mit Beust teilnahm, war beschlossen worden, die Vermittlung Napoleons III. für den Krieg mit Italien anzurufen, ihm Venezien zur Verfügung zu stellen, die Südarmee von dort zurückzuziehn und bei Preußen einen Waffenstillstand nachzusuchen. Da aber dieser rundweg abgelehnt wurde, obgleich auch König Wilhelm die unbequeme französische Vermittlung grundsätzlich annahm, so ersuchte Franz Joseph am Abend des 8. Juli Beust, im österreichischen Interesse persönlich nach Paris zu eilen, natürlich, um Napoleon III. zu einem entschiednern Auftreten zu bestimmen. König Johann gab nur nachträglich seine Zustimmung zu einer Sendung, die, wie Beust selbst voraussah, in Deutschland den übelsten Eindruck machen mußte und außerdem vermutlich erfolglos blieb.

Inzwischen hatte der Abmarsch von Olmütz am 11. Juli begonnen; da aber das Eisenbahnmaterial nicht ausreichte, und die Preußen hart nachdrängten, so wurde ein Teil der Sachsen, der mit Benedek an der March hinuntermarschieren sollte, nach Ungarn abgedrängt, sodaß der Kronprinz, als er am 15. Juli morgens in Floridsdorf bei Wien eintraf, wo er seinen greisen Vater zum erstenmal nach erschütternden Schicksalsschlägen wiedersah, nur 6000 Mann seiner Truppen vorfand und tagelang vom Verbleib der andern Abteilungen nichts erfuhr. Erst gegen Ende Juli, als der allgemeine Waffenstillstand schon eingetreten (22. Juli) und die Friedenspräliminarien von Nikolsburg dem Abschluß nahe waren (26. Juli), war die eine Hälfte der Sachsen bei Wien, die andre um Bruck vereinigt, und am 30. Juli konzentrierte sich das ganze Korps

um Mödling, Vöslau und Laxenburg östlich von Wien mit dem Hauptquartier in Hetzendorf.

Obwohl nun an der Donau zwischen Wien und Preßburg etwa 200000 Mann unter dem Erzherzog Albrecht (seit dem 13. Juli) vereinigt standen, so waren doch der König wie der Kronprinz für den baldigen Frieden. Was Beust von seiner unglücklichen Pariser Reise am 17. Juli mitgebracht, was er auf dem Heimwege in Stuttgart und München gesehen hatte, das bewies, daß Napoleon III. über eine friedliche Vermittlung nicht hinauszugehn gedachte, und daß der Widerstand Süddeutschlands in Zusammenbrechen war. Diese Kunde hatte schon den Waffenstillstand vom 22. Juli beschleunigt. Nachdem vollends Österreich in Nikolsburg den Austritt aus dem Deutschen Bunde zugestanden und die Erhaltung Sachsens in seinem Gebietsstande ausbedungen hatte, war der Kronprinz sofort für den ehrlichen Anschluß an den zu bildenden Norddeutschen Bund, und es war durchaus nicht in seinem Sinne, daß Beust, auf eine französische Eingebung hin, durch die österreichischen Bevollmächtigten in Nikolsburg am 25. Juli den Eintritt Sachsens in den ebenfalls in Aussicht genommenen süddeutschen Bund vorschlagen ließ, allerdings nur als einen Schachzug, aber als einen sehr unglücklichen, ihm selbst verhängnisvollen. Bismarck erklärte sofort die Verhandlungen für abgebrochen, wenn man darauf bestehe, und auch aus Sachsen regte sich energischer Widerspruch gegen eine so unnatürliche Verbindung. Schon in einem Privatbriefe an Beust vom 1. August legte der Minister P. von Falkenstein, der Vorsitzende der in Sachsen zur Fortführung der Regierungsgeschäfte zurückgelassenen Landeskommission, entschiedne Verwahrung gegen den Anschluß Sachsens an Süddeutschland ein („nicht hundert Menschen werden sein, die bei der Wahl schwanken"), und als der preußische Zivilkommissar für Sachsen, von Wurmb, am 3. August in Görlitz den heimkehrenden König Wilhelm begrüßte, da hatte sich zwar dieser sehr anerkennend über die sächsischen Truppen ausgesprochen, Bismarck aber mit einem Hinweis auf die Pariser Reise die Entlassung Beusts zur Vorbedingung für die Einleitung von Friedensverhandlungen mit Sachsen gemacht. Daraufhin richteten die sächsischen Minister am 7. August ein Gesamtschreiben an Beust, daß sein Rücktritt notwendig sei. Am 8. August empfing Bismarck zum erstenmal wieder den Grafen Hohenthal, am 15. August nahm Beust seine Entlassung, und an demselben Tage unterzeichnete König Johann die Instruktion des Finanzministers R. Freiherrn von Friesen für die Friedensverhandlungen in Berlin, die außer ihm noch der General von Fabrice und der Gesandte Graf Hohenthal führen sollten. Vom Eintritt Sachsens in den Nordbund ausgehend schlug sie vor: eine Vereinbarung der Regierungen über das Verhältnis der Bundesmitglieder zur Präsidialmacht vor den Beratungen des zu berufenden Parlaments, bis zum Abschluß der Bundesverfassung ein Schutz- und Trutzbündnis, ferner Anrechnung der gemachten und noch zu machenden Zahlungen und Lieferungen auf die Kriegsentschädigung und Erhaltung der sächsischen Truppen als eines geschlossenen Korps der Bundesarmee nach

preußischer Organisation, Uniformierung und Bewaffnung, unter der Kriegsherrlichkeit des Königs, aber unter dem Oberbefehl des Bundesfeldherrn in Krieg und Frieden.

Fast genau nach diesem Entwurf ist später der Friede wirklich abgeschlossen worden, aber die militärischen Forderungen stießen bei vielen preußischen Autoritäten lange auf zähen Widerstand, die Verlängerung des Waffenstillstands über den 30. August hinaus mußte mit der Übergabe des Königsteins erkauft werden, und im Lande regte sich die Ungeduld über die Verzögerung des Friedensschlusses, deren wahre Gründe man nicht kannte. Von „Leiden“ und „Drangsalen“ freilich, von denen Hassel gelegentlich spricht, war, nachdem die gewaltigen Durchmärsche des Juni mit ihren unvermeidlichen Lasten vorüber waren, im eigentlichen Sinne gar keine Rede; man empfand natürlich den Zustand der Okkupation und manche einzelne Maßregel, wie die Befestigung Dresdens seit Ende Juni, peinlich, aber die Verwaltung ging ruhig ihren Gang, die Zahlung von täglich 10000 Thalern an die preußischen Behörden wurde dem Einzelnen zunächst nicht fühlbar, und das Verhalten der nicht sehr zahlreichen preußischen Truppen war im ganzen musterhaft. Um die nach Mitte September gänzlich stockenden Verhandlungen über die Regelung der militärischen Verhältnisse wieder in Gang zu bringen, dachte der Kronprinz daran, selbst nach Berlin zu gehn; erst zu Anfang des Oktober wurden sie wieder aufgenommen.

Um seinem Lande näher zu sein, begab sich König Johann am 27. September nach Prag, am 4. Oktober nach Karlsbad; am 18. Oktober unterzeichnete er hier nach einer letzten Beratung mit dem Kronprinzen, dem Minister von Falkenstein und den Generalen von Schimpff und von Fabrice den von König Wilhelm am 14. genehmigten Entwurf der Friedensurkunde. Am 21. Oktober wurde der Friedensvertrag in Berlin unterzeichnet, am 24. bildete der König in Teplitz das neue Ministerium (Friesen, Fabrice, Nostitz-Wallwitz) und erließ eine Proklamation an sein treues Volk, am 26. Oktober, an demselben Tage, an dem die Sachsen von Wien zur Rückkehr in die lang entbehrte Heimat aufbrachen, traf der König mit den Seinigen in Pillnitz ein, am 3. November hielt er seinen Einzug in Dresden. In denselben Tagen rückten die sächsischen Truppen, freudig begrüßt, wieder in eine Anzahl heimischer Garnisonen ein. Ihre Offiziere brachten neben einem gründlichen Respekt vor dem preußischen Heerwesen und dem Bewußtsein, sich die Achtung der neuen Bundesgenossen errungen zu haben, für Österreich das Gegenteil von Sympathie mit heim. Nachdem auch der sächsische Landtag den Friedensvertrag und das neue Wehrgesetz angenommen hatte, ging der König mit dem Kronprinzen am 16. Dezember nach Berlin. Die ebenso ehrenvolle als herzliche Aufnahme, die sie dort fanden, erweckte für die Zukunft die besten Hoffnungen.

Sie haben sich reichlich erfüllt. Nachdem Sachsen die schwere Krisis, in der es seiner Treue zu einem ungenügenden und unhaltbaren Bundesrecht

beinahe zum Opfer gefallen wäre, überwunden, den im Grunde immer gesuchten, festen Anschluß an ein widerstandsfähiges nationales Staatswesen gefunden hatte, war es dem König Johann in seinen letzten und glücklichsten Jahren beschieden, die Vollendung dessen zu sehen, wonach er, allerdings lange auf andern und schließlich ungangbaren Wegen, immer gestrebt hatte, die Neugestaltung Deutschlands, und seinem ältesten Sohne war es vergönnt, als einem der ersten Feldherren des aufsteigenden Reichs seine klare Umsicht und ruhige Festigkeit, die er bisher in den ungünstigsten Verhältnissen erprobt hatte, in ruhmvollen Siegen zu bewähren.

Mit seiner Thronbesteigung am 29. Oktober 1873 schließt das vorliegende Buch. Möge der Tag, wo eine Fortsetzung über die Regierung des Königs Albert geschrieben werden kann, noch recht ferne sein!



Italienische Volks- und Kirchenfeste

Von Hermann Ehrenberg

(Schluß)

4. Vatikanische Feste (Der Krönungstag des Papstes — Eine Seligsprechung)

In dem alten Sprichwort: „In Rom gewesen sein und den Papst nicht gesehen haben,“ womit der Gipfel menschlicher Unzulänglichkeit und Versäumnisfähigkeit bezeichnet wird, spiegelt sich die Bedeutung des Papsttums für Rom am deutlichsten wieder. Freilich müssen heute sehr viele bei einem römischen Aufenthalte darauf verzichten, den Papst von Angesicht zu schauen. Die Zeiten, wo er sich in einer Sänfte durch die Straßen Roms tragen ließ oder von dem Balkon einer Kirche öffentlich dem Volke seinen Segen spendete, sind vorüber. Er fühlt sich ja als Gefangner und kann deshalb den Vatikan nicht mehr verlassen. Nur äußerst selten zeigt er sich einer größern Menge; Gelegenheiten, wie die von ihm vollzogne Messe in der Peterskirche bei seinem Priesterjubiläum oder die neuliche Eröffnung der Heiligen Pforte bei der Jahrhundertwende, sind als spärliche Ausnahmen zu betrachten. Zu den Festlichkeiten im engern vatikanischen Kreise, an denen er teilnimmt, ist es aber begreiflicherweise schwer, Zutritt zu erhalten. In der Sixtinischen Kapelle, in der sie meistens stattfinden, ist höchstens für zweihundert Gäste Platz. Bedenkt man, wie viel Personen von Stand und Bedeutung aus allen Ländern und Erdteilen sich fortgesetzt in Rom dauernd oder besuchsweise aufhalten, so kann man sich leicht ausmalen, welche Jagd die armen Botschafter und Gesandten

(denn sie haben die ihnen vom Papst zugestellten Karten zu verteilen) auszuhalten haben, wenn ein solches Fest in Sicht ist. Mir ist das Glück zu teil geworden, wiederholt eine Einladung zu bekommen; ich will deshalb versuchen, die Feier zu schildern, bei der sich der Pomp des Papsttums am glänzendsten entfaltet: die Messe Leos XIII. an seinem Krönungstage, dem 3. März, dem einzigen Tage im Jahre, wo er die dreifache Krone, die Tiara, trägt. Ich schicke aber noch voraus, daß bei einem derartigen Anlaß für die Gäste der Anzug streng vorgeschrieben ist: für die Herren, soweit sie nicht militärische oder amtliche Uniform tragen, Frack und weiße Binde, für die Damen schwarzes Kleid, dazu statt eines Hutes ein schwarzer Spitzenschleier, der übrigens seinen Trägerinnen ganz allerliebst zu stehn pflegt.

Ist man also im Besitz der Karte und in festlichem Gewande, dessen Beschaffung dem Touristen selbstverständlich öfters rechte Schwierigkeiten verursacht, so begiebt man sich über den Petersplatz zu dem großen Hauptportal des Vatikans, zum portone di bronze; hier hat man sich vor der in altdeutscher, gelbrotschwarzer Landsknechttracht gekleideten Schweizergarde, die hier mit mittelalterlicher Hellebarde, neuzeitlichem Schießgewehr und aufgepflanzter päpstlicher Fahne die Wacht hält, auszuweisen, worauf man dann auf der breiten bequemen Königstreppe zu den Festsälen des obern Geschosses hinaufgelassen wird. Oben, vor den Pforten des Königssaales (sala regia) stehn päpstliche Gendarmen in Galauniform, ausgesucht prächtige Gestalten in hohen Bärenmützen, blauen langschößigen mit weißen Fangschnüren reich besetzten Fräcken, drall anliegenden weißen Beinkleidern und Kanonenstiefeln. Im Saale selbst aber, von dessen Wänden die Protestanten durch eine malerische Verherrlichung der Bartholomäusnacht in freundlich-sinniger Weise begrüßt werden, ist die Palastgarde (guardia palatina) aufgestellt, eine Truppe von ein paar hundert Kleinbürgern, die sich aus Anhänglichkeit an die päpstliche Herrschaft an solchen Festtagen in ihre Uniformen werfen und hier den militärischen Ehrendienst versehen — unter ihnen z. B. mein braver sechzigjähriger Hauswirt, dessen Hauptthätigkeit in der Fütterung seiner Hühner, in der leckern Zubereitung der Artischocken und in der Lieferung eines unvergleichlich köstlichen vino santo bestand, den er durch einen befreundeten Bediensteten um ein Billiges aus dem — Privatkeller Seiner Heiligkeit bezog. Preußischen Anschauungen von Militär entspricht diese Truppe gerade nicht, man bekommt es also nicht mit dem Gruseln und der Angst, wenn man sie sieht; aber sie sieht hübsch aus in ihren Uniformen, die etwa den französischen aus der Mitte unsers Jahrhunderts entsprechen, und darum läßt man sie sich wohl gefallen, wenn sie hier in diesen geweihten Räumen vor den nahenden Gästen ihre Gewehre präsentieren und kriegerisch mit ihren Säbeln rasseln. Nun tritt man ein in die Sixtinische Kapelle, dieses Heiligtum der ganzen Menschheit, dessen Decken und Wände durch Sandro Botticelli, Luca Signorelli, Domenico Ghirlandajo, Pinturicchio, Roselli, Perugino und vor allem durch Michelangelo mit den höchsten Meisterwerken der Malerei geschmückt sind. Mich be-

schleichen immer Schauer der Ehrfurcht, wenn ich die Sixtina besuche; heute gesellt sich zu ihnen Freude an höfischer Pracht, die sich hier an dem Hauptehrentag des vatikanischen Souveräns besonders glänzend entwickelt. Zu den Uniformen der Militärattachés und den goldbesäten Röcken der Gesandten und Legationsräte, die man schließlich anderwärts gleichfalls sehen kann, treten die Trachten der päpstlichen Würdenträger in ihrer schönen buntfarbigen Mannigfaltigkeit, wie sie nur hier zu schauen ist. Da ist die päpstliche Nobelgarde in ihrer stolzen Kavallerieuniform, da sind die Kammerherren in der spanischen Tracht des sechzehnten Jahrhunderts, schwarzem Sammetwams mit gepufften Schlitzärmeln, weißem Spitzenkragen, goldner Halskette, Kniehosen und Schnallenschuhen. Da nahen Kardinäle, ganz in roter Seide mit rotem Käppchen, ihre Schleppenträger in violetter Soutane und weißem Spitzenkragen, und gleichfalls violettgekleidete Monsignori oder Bischöfe; da sind ferner die Malteserritter, deren oberster Meister fürstlichen Rang hat und deswegen mit großem Vortritt hereingeführt wird, in ihren wallenden Mänteln mit dem aufgehefteten tuchenen Johanniterkreuz. Dazwischen die päpstlichen Kammerdiener in Wämsern von kirschrotem gepreßtem Sammet, seidnen Schleifen und Kniehosen, sowie die schon erwähnten gelbrotschwarzen schweizerischen Landsknechte mit ihren alten schönen Hellebarden! Aber auch Vertreter der dunkeln Rasse fehlen nicht, zahlreiche Indianer, die von dem bekannten Unternehmer Buffalo Bill gerade nach Rom gebracht und im echten wilden Prairiekostüm erschienen sind, wollen heute dem Oberhaupt der katholischen Kirche ihre Huldigung darbringen. Dieses läßt etwas lange auf sich warten, in Deutschland ist man an größere Pünktlichkeit gewöhnt. Aber endlich, nachdem der Saal längst gefüllt ist, kommt Seine Heiligkeit, und das Bild, das sich nun bietet, macht alles Warten vergessen. Unter Vortritt von hohen und niedern Geistlichen, von Bischöfen und Monsignori, von Kardinälen und Patriarchen erscheint, zwischen zwei Männern in Sammet, die zwei große Wedel von weißen Straußenfedern und Pfauenaugen tragen, der Papst. Er sitzt auf der sedia, einem prächtigen Sessel, der von acht kräftigen, buntgekleideten Dienern getragen und etwa so hoch gehalten wird, daß seine Füße in einer Linie mit den Köpfen der Menge stehn. Angethan ist der greise Bischof mit einem schneeweißen, bis über die Füße herabfließenden Gewand und den Abzeichen der Würde, besonders der dreifachen Krone. Das etwas pergamentne Gesicht mit der kühn gebognen großen Nase und den klugen Augen ist vornüber gebeugt, ganz leise scheinen sich die Lippen zu bewegen. Mit der erhobnen Rechten spendet er nach beiden Seiten in würdevoll gemessener Haltung den Segen. Ganz, ganz langsam geht der Zug vorüber. Allmählich ist der Papst am Altar angelangt, die Krone wird ihm abgenommen, und er verrichtet knieend ein Gebet. Darauf läßt er sich auf seinem seitlich stehenden Throne nieder, der Oberzeremonienmeister und dessen zahlreiche Gehilfen legen ihm die Abzeichen des die Messe lesenden Priesters an, wie Stola, Manipel usw., und setzen ihm die einfache weiße Bischofsmütze (infula) auf. Dann beginnt die

Messe, der päpstliche Sängerchor läßt seine altehrwürdigen Weisen ertönen, der Papst singt selbst mit deutlich vernehmbarer Stimme einzelne Teile der Liturgie und nimmt verschiedne priesterliche Handlungen vor, bei denen ihn sein schweres Schleppenkleid nicht wenig behindert, bis dann schließlich die Feier ihr Ende erreicht hat, und der Zug sich in derselben Weise wie vorher formiert und den Saal verläßt.

Tritt uns bei diesem Feste die päpstliche Hofhaltung in ihrem höchsten Glanze entgegen, so dringt man bei einer andern Feierlichkeit, die sich unter der persönlichen Anwesenheit Seiner Heiligkeit vollzieht, um so tiefer in das innere Wesen des Katholizismus ein. Es ist hierbei leichter, einen sogenannten Permeß zu erhalten, da das Fest in einem wesentlich größern Raume vor sich geht; dafür lernt man den Papst bei weitem nicht so gut kennen wie in der Sistina. Um die jetzt zu schildernde Feier dem Verständnis der Leser näher zu bringen, muß ich einige allgemeine Bemerkungen vorausschicken.*)

Bekanntlich spielt in der katholischen Kirche die Heiligenverehrung eine wesentliche Rolle. Man unterscheidet dabei Heilige (sancti) und Selige (beati). Die katholische Kirche erklärt jemand für selig, der während seines Lebens einen vollkommnen, heroisch tugendhaften Wandel geführt hat, und was die Hauptsache ist, an dessen Grabe sich zwei wirkliche Wunder ereignet haben. Durch diese Wunder, so sagt man, sei es erwiesen, daß der Tote im Himmel sei, also auf direkt an ihn gerichtetes Gebet persönliche Fürbitte beim lieben Gott einlegen könne. Es wird, wenn solche Wunder bekannt werden, vor der Kardinalkongregation der Riten in Rom ein umständliches Verfahren eingeleitet,**) in dessen Verlaufe die Vorkommnisse genau untersucht und Gutachten von Ortspolizeibehörden, Ärzten u. a. eingefordert werden. Um jedem Irrtum vorzubeugen und nicht Unwürdige auszuzeichnen, ist ein besondrer advocatus diaboli eingesetzt, der alles hervorzusuchen hat, was zu Ungunsten der Persönlichkeit geltend gemacht werden könnte, und es ist dann Aufgabe der Fürsprecher der geplanten Erhebung, die von diesem Teufelsanwalt vorgebrachten Einwände zu entkräften. So wurde, wie mir ein Kleriker im Vatikan erzählt hat, bei den Verhandlungen über die Seligsprechung der Heiligen Therese von dem advocatus diaboli ermittelt, daß die Dame bei Lebzeiten öfters gern ein Prischen Schnupftabak genommen hätte, und eine derartige weltliche Leidenschaft und Genußsucht gerade nicht auf tadellosen Lebenswandel deute. Der Fall war sehr bedenklich, die Verteidigung der Therese arg gefährdet. Da wurde zum Glück festgestellt, daß sie immer stark an katarrhalischer

---

*) Auch hier muß ich mir Beschränkungen auferlegen, da eine leidlich erschöpfende Behandlung dieses schwierigen und verwickelten Stoffs viel zu weit führen würde.

**) Das strenge und einheitliche Untersuchungsverfahren geht auf die Zeit des Papstes Alexanders III. zurück (1170), unter dem die Mönche eines Klosters einen im Zustand der Trunkenheit von zweien der ihrigen im Refektorium erschlagnen Präfekten als einen Heiligen verehrten. Gegenüber der bis dahin herrschenden Willkür, die solches Ärgernis ermöglicht hatte, galt fortan die Seligsprechung als ausschließliches Sonderrecht des Papstes.

Affektion der Atmungsorgane gelitten, und der Arzt ihr zur Bekämpfung des Schnupfens das gelegentliche Prischen empfohlen habe. Darüber natürlich große Freude — die Seligsprechung ging glatt durch. Ist also eine Zweidrittelmehrheit in der Ritenkongregation für den Antrag gewonnen, so vollzieht der Papst die Beschlüsse dieser Körperschaft durch eine Bulle, in der er genehmigt, daß dem Verstorbnen in allen Kirchen seiner Diözese oder, wenn er ein Mönch oder eine Nonne war, in allen Gotteshäusern seines oder ihres Ordens und auf besondern Wunsch auch anderwärts Altäre errichtet und er dort verehrt und öffentliche Gebete ihm dargebracht werden. Ereignen sich nach dieser Seligsprechung noch mindestens zwei weitere Wunder, so ist es nach römischer Anschauung völlig klar erwiesen, daß der Tote im Himmel Einfluß hat und deshalb für heilig erklärt werden muß; durch die Kanonisation gilt dann sein Ruhm für die gesamte katholische Christenheit, und höhere Ehren noch werden ihm fortan zu teil. In der Regel wird ein Seliger auch heilig gesprochen.

Ich habe die Freude gehabt, zwei Seligsprechungen beiwohnen zu können. Die langen Verhandlungen, von denen ich sprach, werden jedesmal durch eine Feierlichkeit abgeschlossen, die in zwei Abteilungen vor sich geht. An einem bestimmten Vormittage, von 10 bis 12½ Uhr, erfolgt die öffentliche Verkündigung der päpstlichen Bulle, und des Nachmittags, von 3½ bis 4½ Uhr, bringt der Papst in eigner Person dem neuen Seligen oder Heiligen seine erste Verehrung dar. Beide Akte gehn meist in einem wohl siebzig Meter langen, mit hohem Tonnengewölbe versehenen prächtigen Nebenraume der Peterskirche (über ihrer Vorhalle) vor sich. Decke und Wände dieses vornehmen Saales sind reich vergoldet, die Erneuerung der Vergoldung, die vor einigen Jahren vorgenommen wurde, soll rund 100000 Lire gekostet haben. Erhöht aber wird der dadurch hervorgerufne Glanz durch die geradezu märchenhafte Beleuchtung, indem bei einem solchen Fest nach Verdunklung der Fenster etwa zweitausend Kerzen, in der bekannten Stärke der Altarkerzen, angezündet werden. Und was das schönste hieran ist, das ist die künstlerische Raumverteilung der Beleuchtungskörper, in der sich abermals der altererbte feine Geschmack des italienischen Volks bekundet. An den acht Pfeilern jeder Längswand sind übereinander je vier oder fünf schwebende Kronleuchter je zu zehn bis achtzehn Kerzen angebracht, indem deren Zahl sich von unten nach oben verringert. An der schmalen Nordwand, der Eingangsseite, findet man zwei derartige Reihen von Kronleuchtern, an der gegenüberliegenden Altarwand aber, die mit einem fast bis zur Decke reichenden Aufbau von Wolken und großen goldnen Sonnenstrahlen versehen ist, hängen nicht weniger als insgesamt achtunddreißig solcher Kronleuchter, je mit sieben Kerzen. Und etwa fünf Meter vor dieser Wand ist mitten im Saal ein der Rundung des Gewölbes sich anschmiegender Triumphbogen durch elf Kronleuchter gebildet, deren Befestigungsdrähte kaum zu sehen sind, sodaß sich ein Wunder vor unsern Augen zu vollziehen scheint, indem die Kronleuchter gleichsam in der Luft schweben. Auch zwischendurch

sind gelegentlich Kronleuchter angebracht, vor allem aber wird das Ganze durch eine dichte, bogenförmig fortlaufende Reihe einzelner Kerzen oben, wo das Tonnengewölbe auf dem Gesims aufsetzt, abgeschlossen und abgerundet. Da sämtliche Kronleuchter mit zahlreichen Prismen versehen sind, so wird von dem Lichterschein das Auge förmlich geblendet, und doch muß es sich immer von neuem an diesem herrlichen Bilde weiden. Die Kosten dieses Aufwands sind sehr beträchtlich und sollen sich auf etwa 100000 Lire belaufen; sie müssen ebenso wie die übrigen Kosten des Seligsprechungsverfahrens von dem Orden oder der Familie oder der Gemeinde getragen werden, von der der Wunsch auf Seligsprechung ausgegangen ist. Es geschieht das wohl, um allzu zahlreiche oder leichtfertig begründete Gesuche von vornherein fernzuhalten, und hat den Vorteil im Gefolge, daß mit den Kerzenresten nach Beendigung der Feier arme Gemeinden beschenkt werden können.

Hat man das erste Staunen über die Lichterpracht überwunden, so wird das Auge durch zwei Ölgemälde gefesselt, auf denen die beiden beglaubigten Wunder des Verstorbnen in Überlebensgröße dargestellt sind. In dem einen Falle, den ich erlebt habe, handelte es sich um einen Piaristen,*) Namens Pompilius Pirotti, der von 1710 bis 1759 gelebt hat, und für den das Seligsprechungsverfahren schon unter Gregor XIV. (1831 bis 1846) eingeleitet worden war — die Kurie ist in so etwas immer sehr gründlich. Es war angeblich endgiltig erwiesen, daß an seinem Grabe ein achtzigjähriger Greis, der einen Schlüsselbeinbruch erlitten hatte und vom Krankenlager seinen Ärzten entflohen war, völlige Heilung gefunden hatte, und ebenso ein kleines Kind, das wegen Verkrüppelung am Knie (Tumor) nicht hatte gehn können. Beide Szenen waren also in großen Ölgemälden, die rechts und links vom Eingang aufgestellt waren, versinnbildlicht. Allerdings kann man in der Wahl seines Malers doch nicht vorsichtig genug sein; ein aus der Stadt der reinen Vernunft gebürtiger Arzt, den ich bei dieser Gelegenheit kennen lernte, war boshaft genug, steif und fest zu behaupten und an der anatomischen Behandlung des Greises auf dem Gemälde nachzuweisen, daß der Schlüsselbeinbruch — schief geheilt sei.

Von der Thür bis zu dem für die Geistlichkeit abgesperrten Raum an der gegenüberliegenden Altarseite wurde von der Schweizergarde Spalier gebildet. Rechts und links davon stellten sich die Zuschauer auf, der Mittelgang blieb für den Festzug frei. Dieser kam mit römischer Unpünktlichkeit volle $^3/_4$ Stunde nach der festgesetzten Anfangszeit: voran rotgekleidete Pedelle mit silbernen Szeptern, sodann die Geistlichen, die die Messe zu lesen hatten, in ihren schweren goldgestickten Gewändern mit einem großen Kreuz, die Priesterzöglinge von S. Peter in weißen Spitzenkleidern auf violettem Untergrund, die Domherren von S. Peter, mehrere Kardinäle von der Riten-

*) Der Orden der Piaristen hat sich im achtzehnten Jahrhundert um das Schulwesen sehr verdient gemacht.

kongregation in ihren roten Gewändern, weißen Spitzen und schneeigem Pelzkragen, der Patriarch von Konstantinopel, die Generale verschiedner Mönchsorden, Erzbischöfe, Bischöfe und andre Würdenträger. Als alle vor dem Altar, auf quergestellten Bänken, Platz genommen hatten, trat ein Angehöriger des Piaristenordens als Postulator, als Fordernder, mit zwei Begleitern auf und bat um Verkündigung des päpstlichen Dekrets. Auf das Zeichen eines Kardinals beschritt ein höherer Geistlicher die Rednerbühne und verlas das lange Schriftstück, worin das Leben und die Tugenden und die Wunder des Pompilius Pirotti warm gepriesen wurden, in seinem vollen Wortlaut. Zum Schluß aber, in dem Augenblicke, wo die eigentliche Seligsprechung verkündigt ward, öffnete sich plötzlich ein mandelförmiger, großer Vorhang in der Mitte der vorhin erwähnten goldnen Sonnenstrahlen über dem Altar, es erglänzte in hellster Beleuchtung ein Transparent, und man sah den neuen Seligen in Lebensgröße im Himmel schweben, von Engeln freudig umringt. Auf dem Altar erschien ein silbernes Reliquiar, das einige Knochen des seligen Pompilius enthielt, die gewaltigen Domglocken ertönten, und die päpstliche Kapelle ließ ihren Hymnus: Te Deum laudamus machtvoll erklingen. Nun folgten allerlei Zeremonien mit viel Gesang, dem neuen Seligen wurde das erste Gebet dargebracht, die Messe wurde zelebriert, und der Postulator trug mit seinen zwei Begleitern zu jedem hohen Geistlichen Bild und Lebensbeschreibung des Pirotti, die er mit südlich-vornehmem Anstand überreichte. Schließlich ging der Rückmarsch in gleicher Weise wie der Einzug vor sich.

Des Nachmittags zum zweiten Teile der Feier war der Zudrang ungeheuer stark, galt es doch den Papst in eigner Person zu sehen. In feierlichem Zuge, der ähnlich dem vom Vormittag, nur noch glänzender und größer war, kam er zu Fuß heran, um am Altar, als Geschenk der Piaristen, einen künstlichen Blumenstrauß, Bild und Lebensbeschreibung Pirottis und vor allem einige Knochen von ihm als Reliquien entgegenzunehmen, die er sich, beiläufig bemerkt, nebst den Reliquien der andern von ihm heilig oder selig gesprochnen Personen in seiner Privatkapelle sammelt. Es folgten wiederum allerlei Zeremonien, der Papst sang und verrichtete ein viertelstündiges stilles Gebet zum neuen Seligen, aber zu hören und zu sehen war nicht viel, bis auf das waffenklirrende, auf Kommando erfolgende Niederknieen der Schweizergarden, das an dieser Stätte selbstverständlich besonders eindrucksvoll war. Dann kam der Zug in derselben Ordnung zurück, der Papst spendete, äußerst langsam schreitend, den Segen fortgesetzt nach allen Seiten, laute Hochrufe erschallten, selbst das verfängliche: Evviva il papa-rè (es lebe der Papst-König) wurde deutlich gehört. Es war ein Augenblick höchster Spannung, kurz zwar, aber doch lang genug, einen vollen Begriff von den frühern öffentlichen Papstfestlichkeiten zu gewähren.

5. Wettrennen (Palio) in Siena

Zum Schlusse möchte ich dem Leser ein Bild ganz andrer Art vorführen und ihm ein Fest schildern, das der kirchlichen Weihe zwar nicht entbehrt, aber

doch überwiegend weltlichen Charakters ist und in seinem Ursprung und Wesen auf das Mittelalter, auf die Zeit bürgerlicher Kraft und wilder Parteikämpfe zurückgeht. Es spielt sich alljährlich zweimal in der toskanischen Bergstadt Siena ab, die einst das mächtige Haupt der Ghibellinenpartei in Mittelitalien und die gefährliche Nebenbuhlerin des guelfisch gesinnten Florenz war, seit dem Verluste der Selbständigkeit aber, in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, alle politische Bedeutung verloren hat. Aber gerade dadurch, daß es, ohne völlig zu verarmen, abseits von den neuen Hauptverkehrsstraßen mehrere Jahrhunderte lang ein stilles Schattendasein führte, hat es in Straßen und Plätzen seine mittelalterliche Gestalt in einer Vollkommenheit bewahrt, daß wir nirgends ein zuverlässigeres Bild einer spätmittelalterlichen vornehmen Stadt gewinnen können. Und da Luft und Lage köstlich, die Sitten der Bewohner angenehm sind, und ihre Sprache von besonderm Wohlklange ist, so erfreut sich Siena in unsern Tagen unter allen Kennern und Freunden des schönen Hesperidenlandes einer ganz besondern Liebe und Wertschätzung. Die Tage aber, an denen sich die Stadt in ihrem prächtigsten Glanze zeigt, fallen in den Hochsommer, wo die Fremden fast ausnahmslos Italien längst verlassen haben. Vielleicht haben sich die Festlichkeiten, die ich im Sinne habe, eben hierdurch in voller Frische und Ursprünglichkeit erhalten und werden auch heute noch mit einer Unbefangenheit begangen, die in unsrer Zeit doppelt wohlthuend berührt.

Es handelt sich um die Wettrennen, die alljährlich am 2. Juli und am 15. August auf dem Marktplatz, der piazza di campo veranstaltet werden und nach dem Siegespreis, der Fahne (lateinisch pallium) der Palio genannt werden. Es kämpfen hierbei die siebzehn Stadtviertel (contrada), in die die Stadt seit alters geteilt ist, gegen einander. Jede contrada stellt einen Gaul, der von einem fantino für sie geritten wird; am 2. Juli beteiligen sich allerdings nur zehn, am 15. August dagegen alle siebzehn Contraden. Die Rennen finden auf dem Marktplatz statt, der für die Entfaltung altstädtischen Glanzes besonders geeignet ist. Er bildet einen Halbkreis, an dessen gerader Seite das gewaltige Rathaus, der von 1289 bis 1305 erbaute palazzo pubblico mit seinem schlanken, fast 102 Meter hohen Turme steht, während sich im übrigen ringsum stolze zinnengekrönte Privatpaläste erheben und mit ihm zusammen ein geschlossenes Bild mittelalterlicher Profanarchitektur von bezaubernder kraftvoller Schönheit bieten. Von der Mitte des Rathauses steigt das Gelände nach allen Seiten gleichmäßig sanft in die Höhe, sodaß der Markt in gewissem Sinne amphitheatralisch genannt werden kann. Dies erhöht die Übersichtlichkeit, aber auch die Gefährlichkeit der Rennen; denn die Reiter, die dreimal um den Markt zu laufen haben, müssen in seinen beiden spitzen Winkeln eine scharfe Schwenkung machen, die bei dem starken Gefälle der einen Ecke häufig genug mißlingt. Um die Gefahr des Abschleuderns an dieser Stelle zu mindern, werden deshalb hohe Matratzen eine neben der andern aufgestellt, was drollig genug aussieht. Auch sonst werden die Bedenken, die gegen dieses tolle Reiten

sprechen, möglichst berücksichtigt; vor allem wird da, wo die Pferde laufen sollen, das Steinpflaster mit einer Lehmbahn versehen, die freilich immer noch hart genug bleibt. Für die Zuschauer werden an den Häusern ringsum von Privatunternehmern Tribünen aufgeführt, auf denen man sich, ebenso in den Fenstern einzelner Häuser, einen Platz mieten kann. Wer nichts ausgeben will, geht in die abgegrenzte Mitte des Marktes und sieht von hier aus stehend zu; das Fest selbst ist, wie das immer in Italien der Fall ist, frei und öffentlich. Der ganze Platz wird übrigens auf das schönste geschmückt, zu fast allen Fenstern hängen Teppiche, Wappen und Blumengewinde heraus, die zahlreichen Balkons sind mit Leinwand in den Landes- oder Stadtfarben ausgestattet, und all diese roten, gelben, grün-weiß-roten oder auch ganz bunten Tücher verleihen dem Platz eine freudige Farbenpracht, wie sie eben nur im Süden denkbar ist.

Der ganze Tag, sei es der 2. Juli oder der 15. August, ist ein wirklicher Festtag für die Stadt. Vormittags zehn Uhr findet ein Proberennen statt, eine halbe Stunde später eine große Messe in der mit den Fahnen der einzelnen Contraden geschmückten Kirche Santa Maria di Provenzano, wobei die teilweise hierzu aus Rom herübergekommnen päpstlichen Sänger mit Orchester und Orgel eine allerdings mehr an die Oper erinnernde musikalische Aufführung veranstalten und Schön-Siena, sonntäglich geputzt und fächerwedelnd, sich in dichten Scharen ein Stelldichein giebt.

Der Hauptteil des Festes aber beginnt nachmittags drei Uhr. Jede Contrada rüstet etwa zehn Mann aus, darunter einen Trommler, mehrere Pagen, einen Fahnenträger, einen Ober- und einen Unteranführer, die zusammen die Straßen der Stadt durchziehn. Jeder Zug ist in die Wappenfarben seiner Contrada gekleidet. So erscheint der eine ganz in rot, mit Sammetwämsern und blauweißen Schlitzen und Einsätzen; der andre in roten Sammetwämsern mit gelben Einsätzen; der dritte in dunkelgrünen Sammetwämsern mit goldnen Gürteln und kirschroten Beinkleidern; der vierte hellgrün und gelb (mit besonders großen Puffen); der fünfte blau-weiß-rot usw. Durchgängig aber entspricht ihr Kostüm der Tracht des fünfzehnten Jahrhunderts, wie sie uns in zahlreichen Florentiner und Sieneser Gemälden so gut überliefert ist: Barett auf den in Locken gebrannten Haupthaaren, kurzes, knappes Wams mit aufgezaddelten Ärmeln, eng anliegende Trikots als Beinkleider, Schnabelschuhe. Hellebarden, Armbrüste, Morgensterne, Schilde, Panzer u. a. sind in steter Abwechslung die Bewaffnung. Da es alles ausgesucht schöne Leute sind, so kann man sich denken, welch sinnberückendes, farbenschönes Bild uns hier entgegenleuchtet; sein Hauptreiz aber besteht wohl darin, daß wir es nicht mit einem beliebigen Mummenschanz zu thun haben, sondern daß vergangne Jahrhunderte in Fleisch und Blut wieder vor unsern Augen auferstehn, daß sich alles so wohl zusammenfügt: Sonne, Nationalcharakter und die architektonische Umgebung, in der sich der Vorgang abspielt, unverändert wie vor Hunderten von Jahren.

Diese Abteilungen durchziehn nun, mitunter sich kreuzend, mit ihrem unermüdlichen Trommler an der Spitze, die mit der festlich geschmückten Menge dichtgefüllten palastreichen krummen und engen Straßen. In kurzen Absätzen, wohl vor den Häusern der Honoratioren, wird gehalten, der Fahnenträger schwenkt die wunderschöne, mächtige seidne Fahne und entwickelt dabei eine geradezu staunenswerte Geschicklichkeit. Welche natürliche Anmut, Ruhe und Würde haben die Italiener, wie leicht und geschmeidig geht alles von der Hand! Auch in Deutschland giebt es tüchtige Fahnenschwenker, in der Höhe des Wurfs und im Wiederauffangen wetteifern sie vollauf mit den Welschen, aber in der Grazie der Bewegung erreichen sie sie wohl niemals. Sind die wichtigern Straßen durchzogen, so versammeln sich diese Trupps an einer abseits, aber nahe am Markt liegenden Stelle, während man sich im übrigen zwischen fünf und sechs Uhr auf dem Markte einfindet. Hier erwirbt man sich einen Sitzplatz, wobei man natürlich wegen des Preises der Landessitte gemäß etwas feilschen muß. Ich erhielt für 75 Centesimi (= 60 Pfennige) einen schönen Tribünenplatz, unmittelbar hinter dem Schiedsrichter, und konnte von hier das Ganze vollkommen frei überschauen. Die altertümliche Gestalt der Paläste, die buntfarbige, lebensfreudige Ausschmückung, die frohbewegte, dichtgedrängte Menschenmenge — es war unvergeßlich schön. Die Spannung stieg von Minute zu Minute; der Anblick des Proberennens am Morgen war ja schon aufregend genug gewesen, wie mußte das Fest selbst sich gestalten! Es schlug sechs, Carabinieri ritten in voller Breite die Bahn ab und brachten das Publikum, das sich auch hier wieder musterhaft benahm, in die Schranken.

Noch einmal wurde nachgesehen, ob alles in Ordnung sei, der Schiedsrichter kam mit Gefolge vom Rathause herüber, in gewissen Pausen donnerten drei Kanonenschüsse, es wurde still, da schwenkte aber auch schon mit schmetternder Musik der Festzug von der Seite her in den Markt hinein. Langsamen Schrittes zogen sie daher. An der Spitze ein Musikkorps von fünfzehn Mann, mit Schnabelschuhen, weißen Trikots, knappem blaugrünem Wams in verwechselten Tinkturen, um mich streng heraldisch auszudrücken (d. h. die eine Hälfte blau mit grünem Ärmel, die andre grün mit blauem Ärmel) und grün-blauem Barett. Sie kamen in drei Reihen, die vordersten fünf hatten alte Blasinstrumente, Zinken von etwa einem Meter Länge; ihr Schritt so gemessen, wie man ihn auf entsprechenden Darstellungen der Florentiner Maler des Quattrocento sehen kann. Es folgten die einzelnen Contraden in einer künstlerisch auf das feinste abgewognen Aufstellung, sodaß jeder für sich marschierte, dadurch in seiner Erscheinung voll zur Geltung kam und die Bahn doch durchaus gefüllt erschien: vorn der Trommler, dann das Pferd, das im heutigen Rennen für die Contrada laufen sollte, rechts und links in weitem Abstand die Pagen, dahinter der Fahnenträger usw. Den Schluß machte der Fahnenwagen, eine Erinnerung an den carroccio, auf dem die Italiener im Mittelalter ihre Fahne in die Schlacht zu fahren pflegten: ein schweres, mächtiges, vierspänniges Fuhrwerk, auf dem sich ein von Purpursammet um-

hüllter Aufbau erhob mit den Fahnen der sieben Contraden, die sich heute — es war der 2. Juli — am Rennen nicht beteiligten; die Begleitung des Wagens genau so kostümiert wie das Musikkorps. Zuguterletzt konnte man noch ein paar Menschen sehen, die sorgsam auf die Lehmbahn achteten, damit ja kein Glassplitter oder etwas ähnliches Roß und Reiter beim Rennen Schaden bringen könnte.

War aber der Anblick des Marktes schon vor dem Erscheinen des Zuges schön gewesen, so war er jetzt geradezu berauschend. Die Fahnenträger waren unermüdlich, ihre herrlichen Fahnen zu schwenken, in die Luft zu schleudern und wieder aufzufangen, Musik ertönte von allen Seiten, dazu das Beifallrufen und Klatschen der vieltausendköpfigen Menge! Der Zug ging die oben erwähnte Lehmbahn in ihrer gesamten Länge herum, die er in seiner größten Entfaltung ziemlich füllte, sodaß sich Anfang und Ende fast berührten, und machte vor dem Rathaus Halt, wo für die Herren eine lange dreistufige, mit bunten Tuchen ausgeschlagne Tribüne errichtet war, und die städtische Kapelle, etwa dreißig bis vierzig Mann, in schwarz mit Zweimaster und wallenden weißen Straußenfederbüschen, ihrer harrte. Nun dauerte es, als alle Platz genommen hatten, nicht mehr lange, aus dem Portal des Rathauses sprengten die Reiter, jeder in den Farben seiner Contrada, heraus und stellten sich, zwischen quergespannten Seilen, gerade vor mir auf. Die Aufregung war mächtig gewachsen. Die Seile fielen, und los ging die wilde Jagd auf den ungesattelten Tieren. Beim dritten Umritt hielten nur noch drei oder vier mit, es siegte die Contrada, die mit grünen Wämsern und kirschroten Trikots aufgezogen war, eine Siegesfahne war ihr Lohn.

Nun aber diese leidenschaftliche Erregung! Die Angehörigen der Contrada stürzten herzu, schlugen Purzelbäume, die ältesten Leute machten Luftsprünge, es war ein unerhörter Jubel. In eiligem Zuge gings zu S. Maria di Provenzano, wo morgens die Messe gewesen war, und wo jetzt der Sieger, immer umjubelt, zu kurzem Dankesgebet niederkniete. Damit war das Fest zu Ende, und die Menge strömte hinaus nach den Gartenanlagen der Lizza, wo bis spät abends die Stadtkapelle konzertierte, und die schönen Sonntagsgewandungen aufs reizendste zur Geltung kamen. Als ich heimkehrte, war es schon stark dämmrig geworden; ich geriet auf einmal in illuminierte Straßen, und plötzlich wurde ich von Knaben angehalten, die mir aus großem, schilfumflochtnem Fiascone edeln Toskanerwein anboten. Ich wies sie ab, weil ich glaubte, sie wollten ein Geschäft machen, als auch schon ein paar Herren auf mich zueilten und mich baten, das Glas Wein anzunehmen und auf das Wohl der Contrada zu trinken. Ich war im Siegesviertel, das vor Freude die gesamte durchströmende Menge mit Wein bewirtete. Natürlich trank ich jetzt alla saluta della brava contrada und bemerkte hierbei noch, daß in der nahen Kirche des Stadtviertels Dankgottesdienst bei festlicher Beleuchtung stattfand.

Später sah ich zu Florenz in dem langen Korridor, der die Pitti- und Uffiziengalerie miteinander verbindet, zwei große Ölgemälde des vorvorigen Jahr-

hunderts, auf denen der Palio dargestellt ist. Hiernach gehörten damals Kämpfe von künstlich hergestellten wilden Ungeheuern dazu, die von innen durch Menschen bewegt wurden, und das Kostüm entspricht nicht genau dem heute angewandten, sondern mehr dem der damaligen Zeit. Es ist also inzwischen auf der einen Seite eine Vereinfachung des Festes, auf der andern eine bewußte Rückwärtsbewegung in den Trachten erfolgt, indem man die Formen des fünfzehnten Jahrhunderts wieder aufgenommen hat. Im übrigen aber scheint das Fest unverfälscht die Jahrhunderte überdauert zu haben, und niemand, der es ermöglichen kann, sollte versäumen, ihm gelegentlich beizuwohnen. Wer aber zu andrer Zeit nach Siena kommt und derartigen Volksüberlieferungen gern seine Beachtung schenkt, der wird in der kleinen reizvollen Renaissancekirche degli Innocenti die gesamten Kostüme, die säuberlich aufbewahrt werden, finden.

Meine Schilderungen zeigen, daß die altüberlieferte Schönheit der italienischen Volks- und Kirchenfeste keineswegs schon verschwunden ist, und ich möchte glauben, daß es noch sehr lange dauern wird, ehe sie erlischt und untergeht.

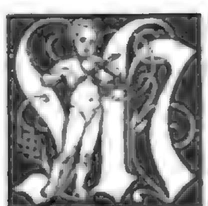


Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

Von Fritz Anders

Dritte Reihe

7. Altruismus, d. i. die Lehre vom Mitmenschen



Man konnte damit rechnen. Denn erstens waren nähere Verwandte überhaupt nicht da, und zweitens, wer wäre würdiger gewesen, das Erbe der beiden alten steinreichen Tanten anzutreten, als Frau Larose, die es nach ihrer eignen felsenfesten Überzeugung besser als jeder andre verstand, die zu erwartenden Hunderttausende mit Würde und Eleganz zu verwenden. Und drittens wäre es eine schreiende Ungerechtigkeit gewesen, wenn Frau Larose nicht bedacht worden wäre. Die alten Tanten hätten ja ein Herz von Stein haben, sie hätten wahre Ungeheuer von Undankbarkeit sein müssen, wenn sie sich nicht in ihrem Testament erkenntlich zeigen wollten, nachdem man seit Jahrzehnten alle Neujahr und alle Geburtstage Blumen und sinnreiche Briefe nach D. geschickt hatte. Und Tante Elise war ja auch Gott sei Dank vierundachtzig Jahre alt, und Tante Paula war nur wenig jünger. Sie konnten jeden Tag das Zeitliche segnen. Man konnte also damit rechnen, daß man über ein großes Vermögen verfügen werde. Und warum sollte man das verschweigen? Warum sollte man sich nicht schon jetzt in der Gunst sonnen, die nach alter und gerechter Weltordnung wohlsituierten Leuten von dem Mitmenschen zu teil wird? Man nahm doch niemand etwas, wenn man seine Ansprüche auf die Zukunft schon der Gegenwart in Rechnung stellte.

Man konnte damit rechnen. Auch der selige Larose pflegte diese Redewendung mit Vorliebe zu gebrauchen. Man konnte damit rechnen, daß die Rüben dieses Jahr zweihundert Zentner bringen, oder daß der Weizen zum Herbste hundertachtzig Mark kosten werde. Man konnte also unbedenklich ein paar neue Kutschpferde kaufen, und Frau Larose konnte unbedenklich auf vier Wochen ins Bad gehn. Hernach brachte freilich zufolge einer unbegreiflichen Verkettung von Umständen der Morgen Land nur hundertzwanzig Zentner, und der Weizen stand nur hundertvierzig Mark. Und dann fehlte das im voraus ausgegebne Geld, und man mußte es für teure Zinsen borgen. Da sich nun dieses Mißgeschick wiederholte, so kam der selige Larose in ernste Schwierigkeiten. Aber man konnte damit rechnen, daß der Wert der Güter steige, und daß man das Gut werde vorteilhaft verkaufen und damit alle Verluste einbringen können. Alle Anzeichen wiesen darauf hin, man konnte damit rechnen wie mit Thatsachen. Statt dessen geriet die Landwirtschaft in eine Notlage, der Preis der Güter fiel, und als Frau Larose nach dem Tode ihres Mannes den Nachlaß ordnete, blieb ihr nur so viel übrig, daß sie in die Stadt ziehn und leidlich anständig leben konnte.

Dazu vermochte sich freilich Frau Larose nicht zu verstehn, den Titel Frau Rittergutsbesitzer abzulegen, in die tiefern bürgerlichen Kreise hinabzusteigen, mit dem Henkelkorbe auf den Wochenmarkt zu gehn oder mit dem Fleischer um den Preis des Kalbsbratens zu handeln. Man war das seiner Vergangenheit schuldig, man war es auch seiner Zukunft schuldig. Und Annette war ein verständiges Mädchen. Sie hatte nichts dagegen, eine teure Wohnung für die schönen Möbel zu mieten und sich mit andern Ausgaben einzuschränken, elegante Kleiderstoffe einzukaufen und sie möglichst billig selbst zu modernen Kleidern zu gestalten, nie anders aus dem Hause zu gehn, als wie aus dem Ei gepellt, und zu Hause die allerältesten Kleider aufzutragen. Es war ja nicht gerade angenehm, immer auf die lieben Mitmenschen Rücksicht nehmen zu müssen und immer so zu thun, als habe man vollauf, während man sich doch ernstlich einschränken mußte. Aber wie lange dauerte es denn? Vierundachtzig Jahre sind ein schönes Alter, und wenn geschah, was geschehn mußte, dann war man aus aller Not, damit konnte man rechnen.

Als Laroses nach B. gezogen waren, erregten sie eine nicht geringe Neugierde bei der Bürgerschaft. Ihre Ricke wurde beim Fleischer gründlich ausgefragt, aber sie wußte, da sie eben erst in den Dienst getreten war, selber nichts. Die Weiber aus der Nachbarschaft versammelten sich auf der Straße und hielten, hier und da in Gruppen vereinigt, Schauri ab. Aus den gelegentlich nach den Fenstern der Larosischen Wohnung gerichteten Blicken konnte man ersehen, wovon die Rede war. In den nächsten Kaffeegesellschaften und im Ratskeller kam die Rede natürlich auf die Laroses. Aber man wußte nichts weiter festzustellen, als daß sie irgendwo in Pommern ein Rittergut besessen hätten, das sie nach dem Tode des Besitzers an einen gewissen Neumann verkauft hätten — Friedrich Neumann, den Schwager von des alten Bergner seiner Cousine —, ein schönes Gut, unter Brüdern seine hunderttausend Thaler wert. Also mußte die Larose eine begüterte Dame, und ihre Tochter ein begehrenswerter Gegenstand für Liebhaber sein. Als aber die Larose mit ihrer Tochter zum erstenmale in das Militärkonzert im Augarten kam, war es ein Tagesereignis, das seines Eindrucks nicht verfehlte.

Der Augarten war ein Konzertlokal von B., und zwar das vornehmste. Hier wurden im Sommer die in der ganzen Gegend berühmten Aukonzerte gegeben, in denen sich die Kapelle des dritten M.schen Infanterieregiments, Prinz Adolf Ferdinand, Nummer x unter persönlicher Leitung seines Dirigenten Nauke, unsers Nauke, wie die Bürgerschaft zu sagen pflegte, produzierte. Der Augarten war eine etwas zopfige Anlage aus dem siebzehnten Jahrhundert. In der Mitte stand das

Trianon, ein anderthalbstöckiger Bau mit gebrochnem Ziegeldache, eirunden Fenstern, mit Guirlanden und Verzierungen von Stuck und einem etwas zurückgekommnen Gesamtaussehen. Hier regierte „unser" Bendemann mit seiner Kellnerschar. Und gegenüber stand, gleichfalls etwas verbraucht aussehend, die Schallmuschel, in der „unser" Nauke und seine Künstlerschar seine Ouverturen und Potpourris spielte. Was dazwischen lag, sah so aus, wie ein Kaffee- und Konzertgarten auszusehen pflegt. Da waren Reihen von Stühlen und Tischen, Gaslampen, dazu Bäume von kümmerlichem Wuchse und müden Blättern, gleich als ob sie das viele Musikmachen nicht vertragen könnten.

Wenn nun das hochansehnliche Publikum zum Konzerte versammelt war, so hätte ein ununterrichteter Beobachter vielleicht geglaubt, daß sich diese große Menge von ältern Damen, von jungen Mädchen, von würdigen Herren und jungen Leuten zusammengefunden und niedergelassen hätte, wie es der Zufall wollte. Das war aber keineswegs der Fall. Vielmehr beherrschen die Beziehungen des Standes, der Verwandtschaften und des Geldes, die in der Stadt maßgebend waren, auch den Augarten. Auch hier gab es gewisse Stellen, die die Schwerpunkte der Gesellschaft darstellten, auch hier gab es verbindende und trennende Kräfte, auch vor der hohen Kunst hörte man nicht auf, Stadtrat oder Frau Geheime Rechnungsrätin oder Frau J. C. Gockel, in Firma Gockel und Söhne zu sein, vor allem hörte man nicht auf, Bürger von B. zu sein, zu deren besondern Gerechtsamen es gehörte, alles erfahren und bereden zu dürfen. Diesem Rechte gegenüber trat das Recht unsers Nauke, für seine Musik Gehör zu verlangen, weit in den Hintergrund. Es sprach sich doch auch gar zu schön, wenn Musik gemacht wurde, man fühlte sich durch die Töne so angeregt und zugleich auch so gedeckt. Und so pflegte denn, wenn Nauke den Taktstock schwang, nicht allein sein Musikkorps, sondern auch die Unterhaltung in Gang zu kommen.

Über einen Teil der Tische pflegte ein für allemal disponiert zu sein. Die drei Tische hinter dem Springbrunnen waren seit Jahren in festen Händen, nicht weil sie der Musik wegen besonders günstig gelegen waren, sondern weil man von ihnen aus den besten Blick auf den Mittelgang hatte. Man konnte von hier aus alles beobachten, was sein Billet an dem Tische neben dem Eingang bezahlte und dann durch den Mittelgang seinen feierlichen oder eleganten oder niedlichen Eintritt nahm. Natürlich waren diese drei Tische auch jedermann bekannt. Den einen nannte man das Femgericht. Hier saß das betagte Alter und hielt Gericht. Auch der eine oder der andre ältere oder auch jüngere Herr war darunter, und man hätte nicht behaupten können, daß er nicht hineingehört hätte. Der mittlere Tisch hieß das Standesamt. Hier wurden Verlobungen zusammen und auseinander gebracht und über alles Heiratbare Liste geführt. Der dritte Tisch, an dem ein Kreis junger Mädchen in hellen Kleiderchen saß, hieß der Gänsestall. Diese Bezeichnung war eine Roheit und rührte sicher von einem her, dem dort die Trauben zu hoch hingen. Er war auch ein Unrecht, denn wem es gestattet war, an diesem Tische Platz zu nehmen und hier ein Tuch umzulegen und dort ein Glas Limonade zu bestellen, für den wurde mütterlich gesorgt, der befand sich nicht umsonst in der Nähe des „Standesamts."

Ein langer Tisch an der sichtbarsten Stelle des Gartens wurde von den Herren Referendaren und Offizieren eingenommen, die gekommen waren, weniger um zu sehen und zu hören, als gesehen zu werden und sich hören zu lassen. Neben dem Orchester pflegte die dürre Gestalt des Herrn Oberlehrers Schnock zu stehn, der es für seine Pflicht hielt, sich musikalisch zu bilden, und der über jede Leistung der Kapelle eine maßgebende Meinung hatte, die er freilich meistens für sich behielt, oder der er nur im Flüsterton einem gleichgesinnten Musikfreund gegenüber Aus-

druck gab. Im Hintergrunde saß einsam Herr Doktor Heinrich Wiesenbach, der Musikreferent des B.schen Intelligenzblattes, und machte auf die Rückseite seines Programms Notizen, um am folgenden Tage über die Leistungen Naukes und seiner Künstlerschar zu berichten, wie über ein musikalisches Ereignis.

Zu den Tischen, die in fester Hand waren, gehörte auch der Tisch, der gerade unter dem großen Gaskandelaber stand. Hier pflegten zwei alte Herren, die Gebrüder Schöller, Platz zu nehmen. Beide waren alte Junggesellen, beide waren pensionierte Militärs, beide waren große Musikfreunde, und beide waren so ziemlich stocktaub. Sie unterhielten sich miteinander mit Hilfe von zwei Hörrohren, in die sie hineintrompeteten, wodurch freilich die Heimlichkeiten, die sie sich mitteilten, einen etwas öffentlichen Charakter annahmen. Wenn aber unser Nauke sein gesamtes Blech auf einmal losließ, oder wenn die große Trommel dröhnte und die Becken losschlugen, wie um Tote zu erwecken, dann sahen sie sich mit freudigen Blicken an und nickten mit dem Kopfe den Takt, als wollten sie sagen: Siehst du, du denkst wohl, ich höre nichts mehr? Ich höre noch ganz gut.

Es kam also der Tag, an dem Frau Larose und Fräulein Tochter zum erstenmal auf dem Aukonzerte erscheinen sollten. Man wußte es natürlich schon im voraus. Denn Fräulein Annette war schon am Tage zuvor bei der Putzmacherin gewesen und hatte sich erkundigt, ob der neue Hut fertig sei. Sie brauche ihn am nächsten Tage notwendig. Woraus leicht geschlossen werden konnte, daß der Hut zum Aukonzerte gebraucht werde. Von der Putzmacherin erfuhr die Neuigkeit die Frau Hofapotheker, und diese brachte sie in die Konditorei von Nebelungs, und hier war sie in guten Händen. Denn bei Nebelungs pflegten die Damen von B. ihr Gebäck zu kaufen, das sie als tüchtige und sparsame Hausfrauen in den Augarten mitnahmen. Frau Nebelung sagte also bei jedem Stückchen Kuchen, das sie einwickelte: Denken Sie sich, Frau Larose wird heute auch da sein.

Was Sie sagen? Also wird auch da sein?

Ja, ganz gewiß, ich weiß es aus bester Quelle. Die Putzmacherin, bei der Fräulein Larose ihren Hut machen läßt, war bei Frau Hofapotheker und hat es erzählt. Und Frau Hofapotheker war erst diesen Vormittag hier und sagte: Es ist ganz sicher, daß die Laroses heute nachmittag im Aukonzerte sein werden. Ich habe es aus bester Quelle, und Fräulein Larose wird einen neuen Hut tragen, neustes Pariser Modell.

Und dies wiederholte sich den ganzen Nachmittag, wodurch die Neuigkeit ihre gebührende Verbreitung fand.

Man war also einigermaßen gespannt. Unser Nauke spielte wie immer „meisterhaft,“ diesesmal gerade die Zwischenaktsmusik aus der Cavalleria rusticana, und die Unterhaltung war im besten Gange. Frau Rätin Bolze erzählte einem engern Kreise eine unerhörte Geschichte mit gedämpfter Stimme, und Fräulein Klinker, eine etwas späte Jungfrau, begleitete den Text mit lauten Ausrufen ihres ungemessenen Staunens, denn Fräulein Klinker wunderte sich immer und über alles: Nicht mööööglich! — Was Sie saaagen? — Nach Norderney? — Und allein? — Unglauaublich! — Und so plötzlich! — Nun seeehen Sie mal an! — Wer hätte das — — Hier brachen Text und Anmerkung ab. Alle Unterhaltung verstummte, alle Hälse reckten sich, alle Augen wandten sich nach einem Punkte. Unser Nauke würde sich schwer geirrt haben, wenn er geglaubt hätte, seine Cavalleria habe einen so tiefen Eindruck gemacht, daß er den Redefluß zum Stillstand gebracht hätte. Aber Nauke kannte seine Leute, und der wahre Grund war auch offenbar, die Laroses hatten ihren Eintritt genommen, die Mutter mit der ihrer Stellung und ihrem zu erwartenden Vermögen gebührenden Würde, und die Tochter mit einem funkelnagelneuen hochmodernen Hute. Fräulein Larose war ein hübsches

Mädchen, nicht gerade eine Schönheit, auch nicht von geistvollem Aussehen, aber ihre Erscheinung war nett, und ihre Haltung sicher und natürlich. Und was die Damen besonders wunderte, sie kamen in Begleitung von Eduard Lorenz. Dieser Herr, der soviel Zeit hatte, als ihm sein Beruf als Rentier erlaubte, pflegte sich zwar um alles und jedermann zu kümmern, es war aber doch erstaunlich, wie er sich so schnell an die Laroses herangemacht hatte. Und der eine von den beiden alten Schöllers hatte sich erhoben und gegrüßt, worauf Mutter Larose hold gelächelt und einen korrekten Promenadenknicks hingesetzt, und Tochter Larose freundlich genickt hatte. Zugleich erschien unser Bendemann als aufmerksamer Wirt in der Thür seines Trianon, winkte mit der Serviette und sprach Beschwörungsformeln, worauf ein paar Kellner heranstürzten und Platz machten, worauf sich die Damen und Eduard Lorenz setzten.

Während dessen trompetete Schöller II in das Hörrohr von Schöller I: Sage – mal – wer – sind – denn – die beiden – Frau – en – zimmer?

Das sind – die Laroses! antwortete Schöller I in derselben Weise. Hatten da – früher in – Hinter – pommern – irgendwo – Rittergut. – Habe – mal – da – in – Quar – tier – gelegen.

So? Quartier – gelegen? – Was – sind es denn – für – Leute?

Sie ist eine – alte – Schraube.

Alte – Schraube?

Ja – alte – Schraube – mit großem – Geld – sack.

Und – die Tochter?

Unbe – deutende – Butter – blume. Wird – aber – doch einen Mann – kriegen.

Mann – kriegen?

Ja – Mann – krie – gen. – Wegen – des Geldsacks.

Dieses Gespräch war nicht dazu angethan, unvermerkt zu verhallen. Außerdem wurden von aufmerksamen Beobachtern folgende Thatsachen festgestellt. Erstens: die alte Larose trug echte Spitzen und eine Brosche mit einer großen Perle. Zweitens: die Tochter Larose trug achtknöpfige Handschuhe, das Paar gewiß zu fünf Mark. Drittens: die Laroses hatten keinen Kuchen mitgebracht und aßen von Bendemanns Bisquittorte, was beinahe — nach der Meinung der einheimischen Damen — an Verschwendung grenzte. Viertens: Personen, die absichtlich nahe an dem Larosischen Tische vorübergegangen waren, hatten deutlich gehört, daß Frau Larose von gewissen steinreichen Tanten gesprochen hatte, daß von einem Familiensilberschatze die Rede gewesen sei, und daß Fräulein Larose nach einer Quelle für wirklich gute Eau de Cologne gefragt habe. Dies alles, und was man außerdem aus Eduard Lorenz herausgepumpt hatte, führte zu dem Schlusse, daß man es mit sehr beachtenswerten Leuten und mit einer jungen Dame zu thun habe, die zu der Gattung der Goldfische zählte.

Wenn beim Erscheinen der Laroses Frau Rätin Bolze so plötzlich ihren Bericht unterbrochen hatte, so war das nicht aus atemloser Neugierde geschehen, sondern weil ihr eine Vision gekommen war, nämlich die eines Brautpaars, Fräulein Larose und ach, ihr Robert. Wenn doch nur der gute selige Bolze etwas mehr Wert auf einen wohlklingenden Namen gelegt hätte! Robert Bolze! wie klingt das? Aber er war leider Gottes nicht aus seiner altfränkischen Gleichgiltigkeit gegen das Höhere frei zu machen.

Wir wollen hier eine Thatsache mitteilen, die wir in Gegenwart von Frau Rätin nicht zu berühren gewagt hätten. Sie war gar nicht Frau Rätin. Ihr guter seliger Mann war Oberkassenkontrolleur gewesen und würde sicher noch Rat geworden sein, wenn es nicht das Schicksal gewollt hätte, daß er als Kassenkontrolleur starb. Immerhin gewährte es einen gewissen Trost, daß in der Todes-

anzeige gesagt werden konnte: Nach Gottes unerforschlichem Ratschlusse starb unser guter „sorglicher“ Vater, Bruder, Vetter, Schwager, Onkel usw. Denn das Wort sorglich bedeutet in Todesanzeigen einen Nachlaß von wenigstens dreißigtausend Mark. Mit Hilfe dieses Nachlasses und der Pension konnte man es nun möglich machen, Robert studieren und in die höhern bürgerlichen Sphären aufsteigen zu lassen. Um selbst nicht zurückzubleiben, nannte sich Frau Volze von dem Tage an, als Robert die bunte Mütze trug, Frau Rechnungsrat, was um so eher ging, als sie inzwischen den Wohnort verändert hatte. Als aber Robert, der natürlich Jura studierte, Assessor geworden war, nannte sie sich nur noch Frau Rat. Ja es ist nicht ausgeschlossen, daß sie, wenn Robert erst einmal die für ihn bestimmte reiche Erbin geheiratet hat, zur Frau Geheimrätin avanciert. Denn das war selbstverständlich, Robert mußte eine gute Partie machen. Mit einer schönen, vornehmen und reichen Schwiegertochter vor ihren Bekannten großthun zu dürfen, das sollte ihr Lohn sein für die Sorgen und Entbehrungen, die sie wegen ihres Roberts so lange Jahre auf sich genommnn hatte.

Nur gab es zwei Schwierigkeiten. Erstens war ihr die reiche Erbin noch nicht begegnet, und zweitens bemühte sich Robert selbst auch zu wenig, sie zu finden. Ja es hatte ernste Mühe gemacht, ihn von einer unpassenden Verlobung zurückzuhalten. Man denke, mit der Tochter eines Gymnasialprofessors, der nicht mehr als seinen Gehalt hatte. So war ihr denn auch die Aufgabe geworden, nach einer Frau für ihren Robert auszuschauen.

Da erschienen die Laroses auf der Bildfläche, und zugleich stieg in ihr die Vision auf: Dies ist die Braut. Dieses Gedankenbild war noch nicht verweht, da legten sich die knochigen Finger von Frau Stadtrat Hammer auf ihren Arm, und Frau Stadtrat sagte mit den Augen nach Laroses hinwinkend: Wissen Sie, Frau Rat, das wäre eine Braut für Ihren Sohn. Frau Rat schlug die Hände zusammen über diese Seelenverwandtschaft, und beide Frauen sahen sich verständnisvoll lächelnd an. Darauf wandte sich Frau Hammer an ihre andre Nachbarin, und diese wieder an die nächste, und man flüsterte und winkte sich zu und lächelte, als wenn man Schenken und Logieren gespielt hätte.

Ich bin verpflichtet, dem Leser das Rätsel zu erklären, wie es möglich war, daß eine ganze Tischrunde von Müttern, Tanten usw. einen heiratsfähigen Assessor in uneigennütziger Weise an ein eben zugereistes, wenn auch noch so nettes und reiches Mädchen weggaben. Die Sache war nur aus dem Grunde möglich, weil es gerade für keine der eignen Töchter und Nichten wünschenswert war, „aus dem Hause“ zu heiraten. Röschen Meerwitz konnte nur einen Kaufmann brauchen, der das väterliche Geschäft übernehmen konnte, Alwine Kuhrts hatte nicht Geld genug, einen Assessor zu ernähren, und nicht Geduld genug, zu warten, bis aus dem Assessor ein Amtsrichter geworden war, und so begnügte sie sich mit ihrem Zahnarzt — was auch ein schönes Geschäft ist. Und Elsbeth Frankenberg war so gut wie verlobt. Und so auch die andern. Überdem war man auch viel zu vorsichtig, für die eignen Söhne auf eine so fremde Dame zu reflektieren. Wenigstens würde Frau A. T. Großmann in ihrem Hause keine Schwiegertochter zugelassen haben, deren Familien- und Vermögensverhältnisse nicht wenigstens seit zehn Jahren stadtbekannt gewesen wären. Man konnte also mit größter Uneigennützigkeit Ehe stiften.

Einen lebhaften Briefwechsel zwischen Frau Rätin und ihrem Sohne und zwischen diesem und seinen Vorgesetzten übergehe ich. Das Ende war, daß einige Wochen darauf an einem Konzertabend Assessor Volze, seine Mutter am krummen Arme führend, durch den Mittelgang eintrat.

Du, – sag mal, tutete Schöller II ins Horn von Schöller I, was – kommt – denn – da – für – Grobzeug?

Die — alte — Tante? tutete Schöller I zurück.

Ja — die Alte — mit — dem — verrückten — Pom — pa — dour.

Ist — halb närrisch — kuriose — Strebe — tante. — Nennt sich — Frau — Rat. — Mann — war — bloß — Kassen — kontrolleur.

Kassen — kontrolleur?

Ja. — Rechen — mensch. Weiß es — ganz — genau. — Bin mal — nach P. — abkommandiert — gewesen, wo er — am — Gericht — war.

Und der — junge — Mensch?

Der Kerl — mit den — Bügelfalten — in — Hosen — und Bart — Binden — Gesicht? Ist ihr — Sohn. — Haben — ihn — kommen lassen —

Kommen lassen?

(Mit lauterer Stimme:) Haben — ihn — kom — men — lassen. — Wegen — der — Laroses. — Wird wohl — auf — den — Leim — kriechen.

Der Herr Assessor wurde gewürdigt, am Tische der jungen Mädchen Platz zu nehmen. Die Laroses, umgeben von einem Hofstaate jüngerer Herren, saßen nicht weit davon. Es dauerte nicht lange, so hatte Eduard Lorenz die Brücke zwischen Laroses und dem Ratstische geschlagen. Annette kam herüber und siedelte sich unter den jungen Mädchen an, und Frau Rat ging hinüber, um eine Halskette von altertümlicher Arbeit und hohem Werte zu bewundern, die Frau Larose trug. Frau Larose sprach von dieser Kette mit einer gewissen, offenbar echten Geringschätzung und bemerkte, daß es ein altes Familienstück sei und an Kunstwert ihrem Silberschatze nicht gleichkomme. Aber das interessiere ja wohl Frau Rätin nicht. — Im Gegenteil, Frau Rätin interessierte sich sehr für Silber und Gold, und das letzte Stück des Programms war noch nicht gespielt, als auch Frau Larose am Ratstische saß, und man einen Kaffee verabredet hatte, bei dem dieser Silberschatz gezeigt werden sollte.

Mit besagtem Silberschatze hatte es aber eine eigentümliche Bewandtnis. Tante Paula war nämlich gestorben. Gott habe sie selig. Was aber hatte das Testament bestimmt? Die Larose hatte den Schmuck und das Silbergeschirr geerbt, aber die Kapitalien waren an die ältere Schwester gefallen. Das war bitter gewesen, und Frau Larose hatte nicht umhin gekonnt, ihrem Ärger durch bösartige Bemerkungen über undankbare Verwandte, die nicht wüßten, was sie ihrer Familie schuldig seien, Luft zu machen. Ja sie war so unklug gewesen, in einem Briefe an Tante Elise ihrer Enttäuschung andeutungsweise Ausdruck zu geben. Später beruhigte sie sich. Die Sache war ja nicht weiter schlimm. Es war ja schließlich gleich, ob man seine Erbschaft in zwei Teilen oder alles auf einmal einstrich. Es war nur nötig, noch weiter zu warten. Kommen mußte es doch einmal, damit konnte man rechnen.

Die Damen fanden sich pünktlich und vollzählig zum Kaffee ein. Im Nebenzimmer war eine Ausstellung der Silbergeräte und des Schmuckes arrangiert. Man stärkte sich vor dem Anblicke mit Kaffee und Kuchen und nach dem Anblicke mit süßem Wein und Torte, und die Meinung befestigte sich, daß die Laroses unmenschlich reich sein müßten.

Robert, sagte Frau Rat zu ihrem Sohne, halte dich dazu. Hast du nicht gemerkt, daß Leutnant Stackelbein ernstliche Absichten hat? Wenn du dir diesen Goldfisch entgehn läßt, so beruhige ich mich Zeit meines Lebens nicht wieder.

Fräulein Annette, sagte Frau Stadtrat Hammer zu Fräulein Larose, Sie sehen heute wieder reizend aus. Sehen Sie nur, was der Assessor für Augen macht.

Herr Assessor, sagte Frau Schielebink, mit dem Fächer hinter Laroses her winkend, wie gefällt Ihnen Fräulein Annette? Nicht wahr, allerliebst — und sehr reich. Ich glaube, Sie würden da nicht vergeblich anklopfen.

Dazu kamen Picknicks, Kahnpartien mit Tänzchen und die Aukonzerte. Können

wir uns wundern, daß, wo alles Gelegenheit machte, half und schob, die Mütter einverstanden waren und schon im voraus zu segnen anfingen, der Schicksalswagen in Bewegung kam, und die sich fanden, die sich finden sollten — umsomehr, als die Nächstbeteiligten wirklich Gefallen aneinander gefunden hatten?

Es war am letzten Aukonzerte des Sommers, als Assessor Bolze, seine Braut am Arme führend, und gefolgt von den beiden Müttern, den Mittelgang des Konzertgartens betrat. Dies erregte großes Aufsehen. Manche Kaffeetasse wurde schief auf die Untertasse gesetzt, und manches Stück Kuchen blieb unbearbeitet zwischen den Zähnen hängen. Der „Gänsestall“ war in höchster Aufregung, das „Standesamt“ war gerührt, und selbst über das „Femgericht“ flog ein freundlicher Schimmer von Teilnahme. Die beiden Mütter aber schwammen in Wonne. So hatte sich die Frau Rat die Sache in ihren glücklichsten Träumen gedacht; und als nun der allezeit höfliche Bendemann seine Glückwünsche brachte und dazu: Frau Geheimrat sagte, da waren ihre höchsten Wünsche erfüllt. Und in dem gesamten weiblichen Publikum herrschte die Empfindung, wie beim Lesen des letzten Kapitels eines schönen Romans, wo „sie“ ihm in die Arme sinkt, und „er“ süße Worte stammelt, und sie lallt: O — du! o — du!

War damit nun der Roman aus? Glücklicherweise nicht. Es blieben noch zwei interessante Kapitel übrig, das Kapitel der Ausstattung und das der Trauung; der Ausstattung bei Grünthal und bei Rosenmüller und der Trauung in der Hauptkirche durch den Herrn Superintendenten.

Während dessen äußerte sich Schöller II in bekannter Weise zu Schöller I: Du, sag mal – was ist denn – dieses Bartbinden – Gesicht – eigentlich?

Vorläufig – noch – gar nichts.

Von – was – wollen sie – denn – dann – leben?

Von – ihrem – Durchgebrachten – wie – Baron – Brand – sagte.

Für – Kartoffeln – und – Händedrücken – wäre – ich – aber – nicht.

Ich – auch nicht.

In der That, das Kapitel von der Ausstattung gestaltete sich höchst interessant. Die alte Larose hatte in hochherzigem Vertrauen alle Besorgungen dem lieben Schwiegersohn überlassen, und dieser setzte den Möbelhändler, den Tapezierer, den Weißwarenhändler und die Ausstattungshandlungen gehörig in Nahrung. Besonders hielt auch Frau „Geheimrätin“ darauf, daß alles standesgemäß eingerichtet werde. Die beste Wohnung in der Stadt, die neulich der Herr Bankdirektor als zu teuer aufgegeben hatte, wurde gemietet, die teuersten Vorhänge, die modernsten Möbel, die feinste Wäsche wurde gekauft. Tag und Nacht arbeitete eine Schar Näherinnen, um große Monogramme in die Wäsche zu zaubern. Noch nie hatte die Möbelhandlung von Rosenmüller soviel Besuch von Damen erhalten, als solange die fertigen Stücke im Laden aufgestellt wurden. Und als bei Grünthal die Wäsche nach allen Regeln der Kunst ausgestellt wurde, gab es eine ganze Völkerwandrung der Damen, die die Hände über solchen Luxus zusammenschlugen. Das Brautkleid kriegten sie aber nicht zu sehen, da dasselbe direkt von Gerson aus Berlin bezogen wurde. Aber auch ohne dies mußte man sich sagen, daß die Geschäftsleute einen ausgesuchten Geschmack entwickelt hatten, und daß die Rechnungen wohl auch dem entsprechend ausfallen würden. Aber die Laroses mußten es ja können.

Der Assessor war in B. geblieben, zunächst auf Urlaub, dann aber hatte er es unter mancherlei Mithilfe einzurichten gewußt, daß er in B. ein Kommissorium erhielt, das mindestens ein Jahr dauern konnte. Auf dieser Grundlage sollte geheiratet werden, und dann konnte man darauf rechnen, daß die Stelle eines kranken Amtsrichters in B. frei wurde, und daß der Assessor eintreten werde. Und schlimmsten Falls — na ja, man konnte es ja abwarten.

Die Brautleute waren natürlich glücklich. Sie stellten vor dem Publikum alle die Gruppen und erwiesen sich alle die Zärtlichkeiten, die das Publikum von Brautleuten zu verlangen berechtigt ist. Sie benahmen sich durchaus korrekt, machten alle Besuche, die erwartet werden konnten, und haspelten geduldig alle Frag- und Antwortspiele ab, die bei solcher Gelegenheit üblich sind. Ein schärferer Beobachter hätte aber doch sehen können, daß das Glück nicht schattenlos war. Es gab etwas, was die Braut bedrückte.

Die Trauung in der Hauptkirche war großartig. Schon den ganzen Vormittag hatte man Blumen und Orangeriebäume in die Kirche gebracht. Die Lohnkutscher fuhren wie toll in den Straßen umher, der Logenwirt hatte schon dreimal sein gesamtes Personal ausgeschimpft, und der Piccolo hatte Maulschellen bekommen. Der Küster hatte den extra guten Teppich hinlegen lassen und machte seine wichtigste Miene, und der Kirchendiener hatte in Erwartung der großen Trinkgelder Zuckungen in den Händen. Den untern Kirchenraum füllte der Plebs, Kindermädchen mit Kindern auf den Armen, Frauen mit Körben auf den Rücken und die liebe Jugend, auf den Emporen hatten die bessern Kreise Platz genommen, weil man von dort alles am schönsten betrachten konnte. Es war beängstigend, zu sehen, wie man sich über die Brüstung herüberneigte, um nur alles ganz genau zu betrachten. Endlich hörte man wieder einmal Räder rollen, der Küster schob das Volk beiseite, der Organist ließ die Orgel los — da kamen sie! Die Braut: Weißseidner Rips mit Valenciennesspitzen — Ah! Und dort: Hellblauer Seidentüll mit gelben Rosen — Hmm! und da Altgold — Ei! und dort: Rosa Unterkleid und weißer Tüll mit Schwarz — Hſſ! Und wer ist denn das in dem Sammetkleide in Burgunderrot? — Das ist ja die Larose! — Ui! Und diese goldne Kette! — Ehhh! Ja die haben es dazu.

Aber die Feinschmecker unter den Zuschauerinnen studierten die Züge der Braut. Es war nicht zu leugnen, die Braut sah blaß aus, leichenblaß! Sie machte eine Miene, als wenn sie zum Schafott schritte. Als die Ringe gewechselt wurden, wankte sie, als ob sie umfallen wollte, was der Herr Superintendent dem Eindrucke seiner Traurede zuschrieb, und als das Jawort gesprochen wurde, sprach sie so leise, daß der Herr Superintendent noch einmal hinhören mußte. Das alles war ja höchst interessant! Sollte vielleicht? — Ha, der Roman hatte noch kein Ende, jetzt kam erst der zweite Teil. Man war auf den ersten Teil abonniert gewesen, man hatte das Recht, auch den zweiten Teil mit zu erleben. Findige Köpfe hatten es gleich heraus, daß hier ein „Vorleben“ in Betracht komme. Sollte vielleicht in Pommern nicht alles in Richtigkeit sein? Sollte dort vielleicht ein unglücklicher Liebhaber sitzen oder — ein nur schemenhaft aufsteigender Verdacht — ein verborgnes Pfand der Liebe? Oder kam Leutnant Stackelbein in Frage? Oder „jener schlanke Jüngling mit hoher weißer Stirn und geschmackvoller, doch etwas nachlässiger Kleidung,“ der dort, gerade der Braut gegenüber, an einem Pfeiler lehnte? In letzter Beziehung irrte man sich durchaus. Denn besagter Jüngling war, wie sich bald herausstellte, ein Reisender, der in Kirchenheizungen machte, und der die Gelegenheit benutzt hatte, sich die Hauptkirche anzusehen.

Ja, es war etwas geschehn, aber niemand ahnte, was geschehn war. Acht Tage vor der Hochzeit war Tante Elise gestorben und hatte der Nichte Larose eine Menge Möbelkram, Bilder, Porzellan und Andenken, aber nur zehntausend Mark hinterlassen. Und dieses Geld war festgelegt und konnte nicht ausgegeben werden. Das ganze große Vermögen, eine halbe Million, war der Stadt D. zugefallen zur Anlegung einer Suppenanstalt. Frau Larose wurde fast vom Schlage gerührt, als sie diese Nachricht erhielt. Sie wurde ganz blau im Gesicht und kam erst nach einer halben Stunde wieder zu sich. Darauf rang sie vierundzwanzig Stunden lang die Hände, und darauf stürmte sie zum Rechtsanwalt, um durch diesen beantragen zu lassen, daß das Testament umgestoßen werde.

Nun aber begann eine zweite Not mit Annette, die ein paar Tage wie geistesabwesend umhergegangen war und darauf von der Mutter angetroffen wurde, wie sie, ihren Verlobungsring auf dem Schreibtische vor sich, einen herzzerreißenden Brief schrieb. Sie nahm der Tochter den Brief weg.

Annette, rief sie in höchstem Unwillen, bist du wahnsinnig?

Nein, Mama, aber ich kann Robert nicht betrügen.

Aber bedenke doch, was du thust. So kurz vor der Hochzeit. Es giebt einen unerhörten Skandal. Man wird mit Fingern auf uns zeigen, wir werden in ganz B. einfach unmöglich. Und wer redet denn von betrügen? Die Betrognen sind wir selbst. Aber ich habe das Testament angefochten. Es wird umgestoßen werden. Der Herr Rechtsanwalt war auch der Meinung, daß wir nicht enterbt werden dürften. Ja, und es giebt noch Gerechtigkeit in der Welt, und man kann damit rechnen, daß wir den Prozeß gewinnen werden. Und inzwischen willst du dich und mich unrettbar blamieren?

Annette war keine Heldin. Den Brief zu schreiben hatte ihr eine schwere Überwindung gekostet. Sie ließ sich von den Gründen der Mutter überwinden, aber überzeugt war sie nicht. Und so kam es, daß sie in dem Bewußtsein ihrer Schuld in der Kirche fast zusammengebrochen wäre.

Der Winter war vergangen, und der Nachwinter, den wir so kühn sind, Frühling zu nennen, hatte sich verzogen, und es war Vorsommer geworden. Unser Bendemann hatte sein Trianon wieder geöffnet, und unser Nauke und seine Künstlerschar hatten ihre Schallmuschel wieder bezogen und „sangen alte liebe Lieder.“ Es war überhaupt alles so wie im Jahre vorher. Nur Bolzes und Laroses hatten einen Tisch für sich eingenommen, ein Gegenstand der Beobachtung aller andern in Frage kommenden Tischgruppen. Denn es schwirrten unbestimmte Gerüchte in der Stadt umher. Es war etwas los, man wußte nur noch nicht, was.

Der erste, der etwas bestimmteres in Erfahrung gebracht hatte, war Eduard Lorenz gewesen. Er hatte im Handwerker-Bildungs-Verein mit Rosenmüller über den Stand der Geschäfte gesprochen, und Rosenmüller hatte gemeint, das Geschäft ginge ja schon, aber die Kunden seien zu schlechte Zahler. Darauf hatte Eduard Lorenz wohlberechneten Widerspruch erhoben und gesagt, so etwas komme in B. doch nicht vor. Worauf Rosenmüller, die geschäftliche Diskretion vergessend, geantwortet hatte: Kommt nicht vor? Ich sage Ihnen, ganze Ausstattungen bleiben unbezahlt, und die reichsten sind nicht immer die besten Zahler. Hier war doch nun mit dem Krückstocke zu fühlen, daß die Laroses gemeint waren. Dies war also eine wichtige Neuigkeit, die Lorenz brühwarm in den Augarten brachte. Sie erregte Sensation. Man steckte die Köpfe zusammen, man verwunderte sich und beschloß, die interessante Fährte weiter zu verfolgen. Als man nach acht Tagen wieder zusammenkam, hatte man herausgebracht, daß auch Grünthal nicht bezahlt war, obwohl er schon mehrmals gemahnt hatte, daß der Fleischer nicht mehr Kredit geben wollte, und daß sogar die Miete vierzehn Tage zu spät bezahlt worden war. Das Sammetkleid in Burgunderrot war nicht wieder zum Vorschein gekommen, doch hatte man bemerkt, daß der Stoff zu mancherlei andern Zwecken verwandt worden war. Ferner nahm man mit großer Aufmerksamkeit wahr, daß zwischen Bolzes und Laroses auch nicht alles in Richtigkeit war. Man hatte die beiden Schwiegermütter seit längrer Zeit nicht mehr miteinander gehn sehen. Ja, Hendricks Dienstmädchen wollte gehört haben, daß es bei Bolzes eine heftige Auseinandersetzung gegeben habe, und daß kurz darauf Frau Rat Bolze in großer Entrüstung das Haus verlassen habe. Das alles war höchst interessant und ließ einen wunderschönen Skandal erwarten. Nur die eine Besorgnis hatte man im Augarten: Werden sie heute auch zum Konzert kommen?

Sie werden, sagte Eduard Lorenz, sie werden ganz gewiß kommen, denn sonst würden sie ja zugeben, daß sie Grund haben, sich vor dem Publikum zu fürchten. Das sah man ein, man setzte sich in Erwartung der kommenden Dinge zurecht wie Leute, die ihr Theaterbillet bezahlt und damit das Recht gewonnen haben, alles zu sehen, was auf der Bühne vorgeht.

Und richtig, sie kamen. Assessor Bolze und Frau zuerst. Sie setzten sich in einen Winkel. Er war zerstreut, und sie sah gedrückt aus. Darauf erschienen die beiden Schwiegermütter, und zwar von verschiednen Seiten. Und das Unglück wollte, daß sie gerade im Mittelgange zusammenstießen, an einer Stelle, wo sie sich nicht ausweichen konnten. Frau Rat Bolze wurde rot, und Frau Larose wurde blaß, und darauf rauschten sie aneinander vorüber, wie wenn eine für die andre Luft gewesen wäre. Eine tiefe Bewegung ging durch die gesamte Zuschauerschaft. Diese Bewegung war so tief, daß sie sogar Schöller II spürte.

Du, sag mal — sprach er in der bekannten Weise in das Hörrohr, was — ist — denn — los?

Großer — Krach — bei — Bolzes, antwortete Schöller I.

Donnerwetter — das — ist — famos.

War — nichts — mit — dem — Reichtum — bei — Laroses. Lauter — fauler — Zauber. — Ein — ganz — gehöriger Reinfall — von dem — Bolze. Ein — ganz — aus — gewachsner — Schwindel!

Schöller I hatte zu laut gesprochen. Frau Rat Bolze hatte die letzten Worte gehört. Frau Rat gehörte nicht zu den schüchternen ihres Geschlechts. Sie trat an den Tisch heran und sagte zornbebend: Wer redet hier von Schwindel?

Schöller I hüllte sich in die Unnahbarkeit schwerhöriger Leute, legte sein Rohr auf den Tisch, erhob sich freundlich und sagte: Ja, es ist ein wirklich schöner Abend heute, Frau Rat.

Wer wagt es, den Namen meines Sohnes mit dem Worte Schwindel in Verbindung zu bringen?

Es geht schon noch, ich komme schon noch allein nach Hause.

Herr, Sie sind ein — Hier fehlte ihr der Atem.

Danke, danke, sehr angenehm gewesen.

Damit setzte er sich wieder. — Du — sag — mal, meinte Schöller II, was — wollte — die — denn — eigentlich?

Habe — keine — Ahnung.

Frau Rat war außer sich. Da sie nun nicht davon laufen konnte — was hätten sonst die Leute gesagt? —, setzte sie sich, noch immer nach Atem ringend, in dem Kreise ihrer alten Bekannten nieder. Sie wurde mit herzlichster Teilnahme aufgenommen, und Fräulein Klinker verwunderte sich über die Maßen und sagte einmal über das andremal: Nicht mööglich! obwohl man noch von ganz alltäglichen Dingen redete. Wie geht es Ihnen denn, meine liebe Frau Rat, klang es von andern Seiten. — Ach ja, man hat seine Not. — Und seine Enttäuschungen, nicht wahr? — Jawohl, jawohl, wenn alles immer so wäre, wie man sichs gedacht hatte! — Nicht wahr? Und wenn man alles voraus wüßte! — Frau Rat wollte die Teilnahme ablehnen und die Unbefangne spielen, aber es half ihr nichts, man ließ sie nicht los, sie mußte beichten. Man rückte zu einem engern Kreise zusammen, und Fräulein Klinker, die sich zu vernehmlich wunderte, wurde weggeschickt. Da vernahmen denn die Damen zu ihrer maßlosen Verwundrung und ganz geheimen Genugthuung, daß der Larosische Reichtum in einer Hoffnung auf eine große Erbschaft bestanden hatte, und daß es mit dieser Hoffnung ziemlich aus sei, und daß von der ganzen teuern Einrichtung so gut wie nichts bezahlt sei. — Ja aber, mein Gott, das ist ja schrecklich! — Was werden Sie denn nun thun? — Aber die Laroses können nicht

in der Stadt bleiben. — Auf keinen Fall! — Nach diesem Eklat! Ganz unmöglich! Nicht?

Ja aber, wandte Frau Rat schüchtern ein, mein Sohn muß doch hier bleiben!

So müssen sich Ihr Sohn und seine Frau trennen. Es ist die einzige Möglichkeit, wie sich Ihr Sohn halten kann. Die Laroses verschwinden, und die Geschäftsleute sehen zu, wie sie zu ihrem Gelde kommen.

Dieses Thema wurde noch einige Stunden lang weiter variiert, und als Frau Rat, sorgsam von ihren Freundinnen geleitet, nach Hause kam, sah sie einen Hoffnungsschimmer: Ehen können geschieden werden.

Dieses Ankonzert hatte verhängnisvolle Folgen. Natürlich durcheilte die Nachricht von dem zu Wasser gewordnen Reichtum der Laroses die Stadt in Windeseile. In allen Kaffeegesellschaften wurde der Fall besprochen. In der Nebelungschen Konditorei feierte man bei Schlagsahne wahre Orgien. Von allen Seiten liefen die Rechnungen der Geschäftsleute mit unzweideutigen Randbemerkungen ein. Und an demselben Tage kam auch die Nachricht, daß der Prozeß gegen die Stadt D. wegen Herausgabe der Erbschaft verloren worden sei. Es war alles zu Ende.

Assessor Bolze saß vor seinem eleganten Diplomatenschreibtisch und rieb sich die Stirn. Hinter seinem Stuhle stand seine junge Frau.

Robert, sagte sie schüchtern. Robert hörte nicht. Robert — ach, Robert, bitte, schicke mich nicht fort.

Aber Kind, wer denkt denn daran?

Deine Mutter sagt, es sei die einzige Möglichkeit, wie du dich halten könntest, wenn wir weggeschickt würden.

Dummes Zeug!

Robert, Gott weiß es, ich habe dich nicht betrügen wollen. Ich habe dir alles sagen wollen, aber meine Mutter —

Ich weiß schon, hats nicht geduldet, wegen des Aufsehens und der Leute wegen. Ha! ha! Die lieben Nebenmenschen! Ich möchte wohl wissen, was sie jetzt sagen.

Und ich habe es auch schwer gebüßt, die ganze Zeit über.

Annette, hör mal zu. Wir wollen die ganze Angelegenheit auf eine glatte, runde Formel bringen: Wir haben eine Kapitaldummheit gemacht, du und ich und deine Mutter und meine Mutter. Nun wäre es eine ganz unnötige Fortsetzung dieser Dummheit, wenn wir uns untereinander zanken wollten, wer den größten Anteil daran hat. Ich könnte sagen: Es geschieht mir ganz recht, warum habe ich Fräulein Larose wegen ihres Geldes geheiratet. Aber es ist nicht wahr, ich habe dich nicht wegen des Geldes geheiratet, das weißt du ganz gut. Darum fällt es mir auch nicht ein, mich wegen des Geldes mit dir zu entzweien.

Was soll denn aber werden?

Wir haben uns eine Suppe eingebrockt, und die wird nun gegessen, was soll denn anders werden? Die Schulden müssen bezahlt werden. Es sind, wie ich eben zusammengerechnet habe, 11399 Mark 50 Pfennige, ein hübscher Posten für einen, der nichts hat.

Annette brach in Thränen aus.

Kind, was ist denn da zu weinen. Was man nicht hat, das verdient man sich. Als Amtsrichter kann ich das freilich nicht, aber ich lasse mich hier als Rechtsanwalt nieder.

Hier? Wäre es nicht besser, wo anders hin zu gehn?

Ach so? wegen der Leute? Annette, das wäre wieder eine Dummheit. Denn erstens, was gehn uns die Leute an! All ihr Gerede ist nicht vorhanden, wenn man nicht darauf hört. Und zweitens, hier kennt mich jedermann. Im ganzen

Kreise wird binnen kurzem kein altes Weib sein, das nicht die Bolzesche Geschichte mit schönen Variationen zu erzählen wüßte. Also bekannt bin ich. Wo anders würde ich Jahre brauchen, um nur einigermaßen das zu erreichen, was ich hier habe. Wäre es in Amerika, so ließe ich an den Hausgiebel mit Riesenbuchstaben malen: Hier wohnt der bewußte Bolze, der die bewußte Dummheit gemacht hat, hinterher aber „helle" geworden ist. Eignet sich vortrefflich zum Rechtsanwalt. Das sollte schon ziehn! Es muß also folgendes geschehn: Wir kündigen die Wohnung und ziehn in ein kleines Quartier. Was verkauft werden kann, wird verkauft. Wir schränken uns ein. Wir geben keinen Groschen unnötig aus. Geraucht wird nicht mehr, auch nicht ins Konzert gegangen. Ich arbeite, und du ziehst ein Kattunfähnchen an und kaufst den Kohlrabi in der Markthalle selber. Die nächsten Jahre werden einfach gestrichen. Wenn wir dann nach ein paar Jahren, wenns Glück günstig ist, die Trümmer unsers verfehlten Anfangs beiseite geräumt haben, dann fangen wir von neuem an. Dann aber mit Grazie. Willst du das?

Mit Freuden, Robert!

Na, denn man zu.

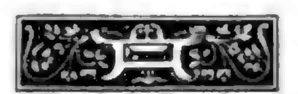
Aber die beiderseitigen Mütter waren mit dieser Lösung der Frage keineswegs einverstanden. Frau Larose konnte es nicht ertragen, daß ihre Tochter so tief hinabsteigen sollte, den Kohlrabi selbst einzukaufen, und Frau Rat Bolze konnte es nicht verwinden, daß sie im Begriff stand, auch den Ratstitel einzubüßen. Hatte sie doch kürzlich ein impertinenter Ladenjüngling Frau Kassenkontrolleur genannt. Sie zogen also beide fort — zur Erleichterung der Zurückbleibenden.

Bolze war wirklich helle geworden. Er hatte die Lage der Dinge richtig erkannt, es war sehr gescheit gewesen, in B. zu bleiben. Da es ihm nun noch gelang, eine günstig gelegne Wohnung zu erwischen, so ging es in seinem Bureau zu wie in einem Bienenhause, er war bald der beschäftigtste unter den jüngern Rechtsanwälten und verdiente einen hübschen Groschen Geld. Als er die ersten 5000 Mark abgestoßen hatte, leistete er sich den ersten Luxus. Er ließ sich eine Schrifttafel anfertigen, auf der unter Glas und Rahmen die Buchstaben D. W. D. A. zu lesen waren, und hängte die Tafel über seinen Schreibtisch.

Männchen, fragte Annette, als sie die Inschrift sah, was soll denn das bedeuten?

Das ist ein Wappen, Kind, erwiderte er, etwa so wie das römische: S. P. Q. R. Oder auch ein Zauberspruch, und zwar ein solcher, der sich bei uns ausgezeichnet bewährt hat. Es sind nämlich die Anfangsbuchstaben von Worten aus einem alten Studentenvers, den wir in Halle oft genug gesungen haben:

> **D**enn **w**as **d**ie **a**ndern von uns denken,
> Das kann uns piepe sein,
> Ist uns auch ganz schnurz.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der Antipietist. Zu Beginn des Jahres erschien eine kleine theologische Broschüre: „Der Antipietist" (im Verlag von Frommann, Stuttgart), deren polemischer Titel und packender Stil vielfach die Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Das Schriftchen hat widersprechende Kritik erfahren — von rechts abgelehnt, von links

anerkannt. Aber auch die moderne theologische Rechte hat zugegeben, daß manches aus dem Schriftchen gelernt werden könne, und die objektive Kritik der modernen Linken giebt Rade in seiner Christlichen Welt: „Dem Schriftchen haftet eine gewisse Einseitigkeit an, die der Gesinnungsgenosse leicht ergänzt, der angegriffne Gegner ihm aufmutzen wird. Eines Mannes Rede ist keine Rede, dies Wort fiel mir zuweilen ein; aber es war doch eines Mannes Rede, und das that gut."

Was das Schriftchen zunächst für beide theologischen Richtungen wertvoll machen muß, ist das Verdienst, daß wieder einmal eine pointierte Zusammenstellung aller der religiös-kirchlichen Fragen gegeben wird, die für das beginnende Jahrhundert das Erbe der geistigen Umbildung sind, die die letzte Generation des neunzehnten Jahrhunderts in Laientum und Theologie durchgemacht hat.

Wir dürfen uns ja nie dem Glauben hingeben, daß sich Rechte und Linke in Parlament, Kirche oder Wissenschaft die Hand reichen werden zum „ewigen" Frieden. Aber das Los alles Konservativismus und Liberalismus, die unbewußte und ungewollte Beweglichkeit vorwärts und rückwärts illustriert treffend die Entwicklung der Reformation. Die katholische Kirche ist konservativ geblieben und hat sich doch nicht gegen den Bazillus des Fortschritts wehren können, und die Reformationskirche hat manchen konservativen Rückschlag in sich aufgenommen und verarbeitet.

Dasselbe gilt von dem gegenwärtigen Stande der theologischen Parteien. Der wertvollste Ertrag der geistigen Arbeit und des Kampfes der letzten Zeiten wird die Erkenntnis sein, daß gerade die Parole des Subjektivismus, unter der von der Linken wie von der Rechten gekämpft wird, die Kampfweise humanisieren muß, unter dem Eindruck der Thatsache, daß gerade Glaubensfragen zu einem guten Teil Stimmungsprobleme sind, und daß der kälteste Logiker ira et studio in die Welt schaut.

So dürfen wir auch die Schrift dieses „Antipietisten" trotz alles Aggressiven nicht leicht vom rein polemischen Standpunkt aus auffassen, sondern als den Stimmungsniederschlag eines Theologen, dem in der ehrlichen Negation und beherrschenden Kenntnis moderner Probleme des Christentums das Alte hemmend, das Neue unsicher und das Kommende stark problematisch erscheint.

Der Verfasser ist offenbar ein Praktiker, der sich mit all den Erscheinungen auf dem Gebiet der innern Mission, der sozialen Politik und der Theologenerziehung persönlich befaßt und daran mitzuarbeiten versucht hat. Jeder, der mitten in neuen Bildungen mit Hand anlegt, hat den Kampf mit dem Objekt aufzunehmen, und das macht aggressiv und resigniert.

Der „Antipietist" braucht einen starken Gott, einen Gott seines Temperaments, einen subjektiven Gott. Andre ängstlichere Gemüter erhalten sich in dogmatischer Bedenklichkeit einen kühl objektiven Gott und wagen es nicht, ihm ihre Herzens- und ihre Zeitwünsche an das große Vaterherz zu legen. Von dem energischen Gottesbegriff des Verfassers aus entsteht der Wunsch, daß sich der Gotteswille einer geistigen Freiheit durchsetze, alle Reaktion brechend. Das ist freilich nicht ganz der reale Gang der Geschichte und der Geistesentwicklung. Auch in der Kirche der Reformation ist langsames Tempo Gesetz.

Damit ist aber lebendigen Geistern das Amt nicht versagt, in einer explosiven Ausführung Licht und Schatten über das Gegenwartsleben zu werfen, um wieder einmal den langsamen, verschleierten Gang der Dinge durch einen Blitz zu erhellen. Der Blitz setzt freilich die Dinge nicht in ihre ganze natürliche Beleuchtung. Wir erschrecken.

So berühren uns die bittern Wahrheiten, die der Verfasser hinwirft — über die Thatsachen, daß die Gebildeten in religiösen Fragen indifferent geworden seien,

daß die innere Mission durch einen engherzigen „pietistischen Geist“ in ihrer Wirksamkeit gehemmt sei, daß die Schwachen die Starken beherrschen durch Erzwingung der Konzessionen gegen ihre „Schwachheit,“ daß moderne Theologie da und dort durch parteiische Kritik geächtet wird. Und doch weiß der Verfasser selbst, daß er damit nicht das ganze Wirklichkeitsbild giebt, und daß er auch der liberalen Theologie nicht das Wort ausschließlich reden kann. Er kennt auch ihre Schwächen und die Stärke der Orthodoxen. „Die Orthodoxen alten Schlags haben viele treffliche Eigenschaften: Konsequenz der Gedanken und Gesundheit der Lebensführung, nicht gedrückt, ängstlich, peinlich; unbefangner Weltgenuß. Da können die Liberalen lernen: es ist, als ob der Kampf um wissenschaftliche Problemstellungen ihre Kraft erschöpft hätte, ihnen aber für die Praxis die feste Richtschnur fehlte. — Daß doch einmal einer käme und die Theologenparteien vernichtete und auf die Wichtigkeit des religiösen Problems selbst hinwiese.“

Und ich möchte dazu noch die Ergänzung Rades geben: „Gerade das Ungeschichtliche des Gemeinschafts- und Evangelisationschristentums ist nicht nur seine Schwäche, sondern auch seine Stärke.“

Bei solchen Betrachtungen verliert das Büchlein seine polemische Schärfe, denn ich kann mir keine weitgehendere Anerkennung gegenüber dem positiven Glaubenswert der Orthodoxie denken, als wenn man ihr Gesundheit der Lebensführung zuerkennt und der Krankhaftigkeit mancher neuern Orthodoxen das ebenso Ungesunde mancher modernen Liberalen ehrlich gegenüber hält. Ich muß aus dieser These, die das Büchlein wohl etwas energischer hätte durchklingen lassen können, folgern, daß die Negation des Antipietisten zuletzt der Wille zur Gewinnung einer breiten Grundlage ist, auf der sich eine starke Einigkeit durch die großen Gegenwartsfragen, die der Verfasser alle anhaut, aus der Enge dogmatischer Streitigkeiten herausrufen lassen soll zur gemeinsamen, geschichtlich-wissenschaftlichen Erfassung des bunten, wirren Gegenwartslebens — zur Untersuchung der Thatsachen, daß und warum die Gebildeten entkirchlicht sind, warum die Landeskirchen in vielen Fragen nicht mitreden können, wo sie die berufnen Redner eines erlösenden Wortes sein sollten, und endlich rufen lassen soll zur gemeinsamen Besinnung darüber, ob wir mit der Ablehnung moderner Kultur oder mit der Aufnahme und dem Versuche einer Neuchristianisierung dieser Kultur mehr unserm christlichen Lebens- und Berufsideale dienen.

Diese gemeinsame Arbeit auf dem praktischen Boden der Kirche wird zunächst den Wert mancher Schattierung der dogmatischen oder historischen Auffassung der christlichen Religion im Verhältnis zu den zeitgeschichtlichen Kirchenfragen als sekundär erscheinen lassen. Weiter kommen sich in der praktischen Zusammenarbeit die Geister näher, wenn auch nicht aufs erstemal. Die aktiven Persönlichkeiten müssen sich gesetzmäßig anziehn, wenn sich ihr praktischer Bethätigungswille in demselben praktischen Ziele trifft. Die „prinzipiellen Standpunkte“ stoßen sich ab, weil sie über dem Standpunkt das gemeinsame Ziel vergessen. Ich erinnere daran, daß auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß Liberale und Positive zusammenstehn, und daß in Karlsruhe ein sehr liberaler Theologe Stöcker warme Anerkennung gezollt hat. Die „prinzipiellen Standpunkte“ — wissenschaftlich oder unwissenschaftlich — sind kalt, herzlos, streitbar, weil fast immer litterarisch auf dem Papier ausgefochten und darum unversöhnlich, wenn sie im Leben aneinander geraten. Die aktiven Persönlichkeiten, wenn sie wirklich „christliche“ Persönlichkeiten sind, müssen sich gerade in dem Lebenspunkte finden, der sie als „Standpunkt“ scheidet, in der Religion, wenn das Wort Religion nicht zur frivolen Phrase werden soll im Munde der Diener Christi.

Dieses Zusammenarbeiten wird aber durchaus keine Vermischung oder Ver-

gewaltigung einer „Partei" bringen müssen, sondern nur das Verständnis für das ehrliche Wollen der andern und ihren relativen, gottgesetzten praktischen Wert. Jede Religionsgemeinde, ob wir Volkskirche, Freikirche oder Staatskirche haben, wird nie ein reines, ungeschiednes Element von einheitlicher Erfassung, Anwendung und Bethätigung der christlichen Religion haben, sondern wird immer ein doppeltes Element bergen: intellektualistische und pektorale, wenn ich so sagen darf. Auch unsre pietistischen Zirkel haben beide Elemente; ich erinnre an neuere Vorgänge in Basel und in der Brüdergemeinde!

Das streng pietistische, von der Geschichte und Kultur sich selbst isolierende Element, dem der Verfasser, wie er in einer neuern kurzen Abwehr betont, allein entgegentreten will, wird sich bei der praktischen Zusammenarbeit der Orthodoxen und der Liberalen vielleicht oder gewiß nicht beteiligen wollen. Sind aber nur die Orthodoxen und die Liberalen in ihrer großen Zeitaufgabe einig, so kann das Zurückstehn pietistischer Sonderkreise geschichtlich nicht in Betracht kommen. Die Besonderheit ihrer Verkehrs mit Gott wird vielleicht eben unter dem Druck dieses Zusammenschlusses der Orthodoxen und der Liberalen eine andre Form ihrer religiösen Gemeinschaft suchen, wie dies in andern großen Kirchen geschehn ist, und ihre Isolierung wird sie dann von selbst zu einem aktionsmöglichen Gemeinschaftskörper umbilden, der in einer selbstgestellten Weltaufgabe seine individuelle Daseinsberechtigung beweisen muß, wie es die Brüdergemeinde gethan hat. So verstehe ich wenigstens das göttliche Gesetz der Biologie christlicher Gemeinschaften. Dieses Ausscheiden könnte unter den versöhnendsten Formen geschehen und in dem Bewußtsein, daß man sich später, nach Sturm und Drang, wiedersieht draußen in der Arbeit an den gemeinchristlichen Aufgaben der Kultur.

Ob endlich aber eine auf dem Grunde des Zusammenschlusses der orthodoxen und der liberalen Partei stehende Kirche — das Resultat der Vereinigung ist eine Sache jahrelanger Entwicklung, die in ihren ersten Anfängen ist —, ob diese Kirche eine Staatskirche bleibt, oder ob sie sich zur Volkskirche weiter gestaltet, wie der Antipietist meint, läßt sich kaum vorausbestimmen und vielleicht auch gar nicht anstreben, da wir noch nie die geschichtliche Probe erlebt haben, was eine einige evangelische Kirche, ein großer deutscher Kirchenbund dem Staate gegenüber an Rückgrat, Selbsthilfe und Mitarbeit leisten kann.

Jede Zeit hat ihre Probleme zu lösen in Staat, Wissenschaft, Kunst und Kirche. Die evangelische Kirche hat auf dem Gebiet der wissenschaftlich-theologischen Forschung Bedeutendes geleistet und in großen Zügen das Bild Christi und seiner Gemeinde klar dargestellt und das religiöse Problem nach seiner universalen religionsgeschichtlichen Bedeutung aufgezeigt. Die wissenschaftliche Arbeit hat noch Gold in ihren Minen und wird weiter graben. Aber die evangelische Kirche ist als echte Germanenkirche vielleicht schon zu lange in der Studierstube gesessen und hat den pietistischen Elementen die kirchliche Zeitaufgabe der innern Mission überlassen, indem sie vergaß, daß Luther nicht nur ein Theologe, sondern auch ein Kirchenmann und ein Volksmann gewesen ist.

Die wissenschaftliche Arbeit ist aber auch an gewissen Grenzen angelangt. Auf dem Gebiete der neutestamentlichen Forschung hat Harnack festgestellt, daß man wieder zu positivern Resultaten zurückgekehrt ist. Die Dogmatik beweist ihre Grenzen in der Unfruchtbarkeit an originalen Werken. In der Ethik aber ist ein frischer Zug. Neue Probleme werden angefaßt — soziale, politische, praktische —, und das geschieht unter dem Druck der hereinbrechenden neuen Kulturfragen. Überall drängt die Zeit nach praktischer Bethätigung in Theologie und Kirche, und die „Predigt," die beide vermittelt, ist Gegenstand lebhaftester Diskussion.

Lassen wir einmal die Edelsten der evangelischen Kirche, Orthodoxe und Liberale,

an den praktischen Fragen der sozialen Ethik, der christlich-evangelisch-sozialen Politik, der praktisch angewandten Kirchen- und Dogmengeschichte arbeiten, dann wird sich auch von selbst die Forderung ergeben, die der Antipietist mit Recht betont, daß wir die ganze geistige Kultur auch in der Kirche verarbeiten müssen, wenn wir dem modernen Geschlecht den Beweis der imponierenden Geistesmacht der evangelischen Kirche geben wollen. Und Naumann hat recht: nur die Macht ist ein „Faktor" in der modernen Welt. Aber es giebt nicht nur eine politische, es giebt auch eine religiöse und soll auch eine christliche, und ich hoffe zu Gott, auch noch einmal eine deutsch-evangelische Geistesmacht geben.

Gerade die Geschichte, auf die der Verfasser seine Hoffnung setzt, sollte nach meinem Gefühle für beide Teile die versöhnende Erkenntnis bringen, daß da, wo die Kirche dogmatische Streitigkeiten vergessen hat, sie wieder eine Macht geworden ist. Die katholische Kirche ist durch Glaubenseinigkeit — wenn sie auch nur äußerlich gewahrt ist — eine politische Macht, die evangelische Kirche würde durch Glaubensfrieden eine geistige Macht der Gegenwart und der Zukunft. Und die Anzeichen zu einer Machteinigung der evangelischen Kirche mehren sich in dem Rufe nach einem deutsch-evangelischen Kirchenbund und in der immer klarer werdenden Erkenntnis von den sozialen Pflichten der Landeskirchen, wie sie z. B. der Vertreter der badischen Oberkirchenbehörde auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß in Karlsruhe mit feiner Ironie vertreten hat. Die Verschließung gegen die sieghafte Macht dieses einfachen Werdegesetzes der Einigkeit hat zu allen Zeiten die Reaktion und die Ängstlichkeit und die Kirchturmspolitik geboren.

Positive und Liberale können ihren logischen und gemütlichen Religionsbedürfnissen und Kontemplationen ungestört in friedlicher Sezession nachgehn; daneben ein wenig Liebe auf die Pulverpfanne — dann wird nicht soviel Pulver unnütz verknallt über metaphysische Dinge, von denen sich doch keiner durch den andern überzeugen läßt, so wenig wie Athanasianer und Arianer einander verstanden, bis die Geschichte sie selbst zermalmt hat.

Und ehe die Geschichte und das schwerblütige moderne Leben uns zermalmen, sollten wir von der Geschichte lernen.

Das größte, vielleicht teilweise ungewollte Verdienst des Antipietisten mit seiner temperamentvollen Einseitigkeit wäre wohl das, wenn er Anlaß gäbe zu Friedenspräliminarien über die gemeinsamen Interessenfragen, die die innerkirchlichen Parteien nach außen, nach der modernen Welt haben. Oder wollen wir gar nichts von der Wirklichkeit lernen in alter rabies theologorum? Was Staatsparteien können — sich einigen zu großen Vaterlandszwecken —, das sollten doch auch Kirchenparteien können zu Reichs-Gotteszwecken. Kirchenparteien, die beide von der Liebe predigen und den Gebildeten das amüsante Schauspiel schwerttragender Friedensapostel geben!

Und da fragen wir noch, warum die Gebildeten entkirchlicht sind?

David Koch

Was leisten unsre höhern Töchterschulen? Ich habe in den letzten Jahren wiederholt Gelegenheit gehabt, junge Mädchen von sechzehn Jahren danach zu fragen, was sie in ihren Schulen, höhern Töchterschulen großer wie auch kleinerer Städte, gelernt oder was sie von dem Gelernten behalten haben. Was ich da erfahren habe, erfüllt mich mit gerechtem Staunen. Das Resultat war „um Null herum." Die jungen Mädchen waren nicht imstande, festzustellen, ob Friedrich der Große im fünfzehnten, sechzehnten, siebzehnten oder in einem andern Jahrhundert gelebt habe, Gustav Adolf und Luther wurden für Zeitgenossen gehalten, wer Karl der Große gewesen sei, und in welchem Jahrhundert er gelebt habe, war un-

bekannt, ebenso waren die Könige David und Salomo wie auch Alexander der Große gänzlich unbekannte Größen. Und doch war ohne Zweifel dies alles seiner Zeit „dagewesen.“ Die Hauptströme Deutschlands wurden mit Mühe zusammengebracht, die Nebenflüsse verloren sich in undurchdringliches Dunkel. Ob Newyork in Nord- oder Südamerika liege, war eine zweifelhafte Sache. Wie eine Sonnenfinsternis zu stande komme, wußte man nicht. Gegen die scherzweise gegebne Erklärung, daß die Sonne eine dunkle und eine helle Seite habe, und daß eine Sonnenfinsternis entstehe, wenn uns die Sonne die dunkle Seite zukehre, hatte man nichts einzuwenden. Bei wieviel Grad das Wasser koche, war völlig unbekannt. Eine glaubte, bei dreißig Grad. — Nicht besser war es mit den Kenntnissen im Rechnen bestellt. Folgende Aufgabe: Wenn ich mit 80 Gramm Kaffee für 6 Personen $5^1/_2$ Tag reiche, wie lange bei 3 Personen? konnte man nicht lösen. Dasselbe gilt von der nachfolgenden Aufgabe: 3 Brüder teilen sich in 120 Mark, der eine erhält 1 Teil, der andre 2 Teile, der dritte 3 Teile, wieviel erhält ein jeder? Die Aufgabe 11×37 war zu schwer, als daß sie im Kopfe hätte gelöst werden können. Die Handschrift war nicht schlecht, aber die Federhaltung völlig inkorrekt. In den fremden Sprachen war der Standpunkt der Kenntnisse etwas besser; aber auch hier war viel Schaum und Unsicherheit. Ich habe hier nur einige Beispiele angeführt und könnte Seiten füllen mit kinderleichten Fragen, die unbeantwortet blieben. Ich habe wiederholt tags darauf bei Revisionen von Dorfschulen dieselben Fragen gestellt und prompte Antwort erhalten.

Diese jungen Damen waren aber keine Idioten, sondern ganz kluge und „gebildete“ Mädchen, wie schon gesagt, Schülerinnen höherer Töchterschulen großer und mittlerer Städte. Die einzige Teilnehmerin an diesen Examinatorien, die ein solides Wissen zeigte, war meine Frau. Und diese hat überhaupt keine Töchterschule besucht, sondern ist von ihrem Vater unterrichtet worden und hat die Schulzeit seit einer hübschen Reihe von Jahren hinter sich.

Natürlich können nicht alle Einzelheiten, die in der Schule gelernt werden, das Leben lang im Gedächtnis behalten werden. Vieles, meinetwegen das meiste, sinkt unter die Schwelle des Bewußtseins hinab. Es muß aber doch seinerzeit so fest eingeprägt worden sein, daß es nicht gänzlich verloren geht, sondern bei gegebner Gelegenheit und gegebner Hilfe leicht wieder auftaucht. Es muß doch von den Hauptsachen mindestens ein Gerüst übrig bleiben, nach dem die neu gelernten Dinge geordnet werden, gleichsam Gruppen von Haken, an denen die neuen Kenntnisse, die das Leben bringt, oder die aus Büchern entnommen werden, angehängt werden können. Wenn aber das Gelernte völlig verloren geht, wenn nicht einmal die Grundlinien, nicht einmal die Hauptsachen übrig bleiben, wenn sich wenig Jahre nach Schluß der Schulzeit nichts weiter findet als eine große Öde und die nebelhafte Erinnerung: Wir haben in der Schule eine ganze Menge Dinge gehabt, so fragt man mit Recht: Ist nicht dieses Resultat mit acht oder zehn Jahren, die auf Schulbänken verlebt werden, mit verdorbnen Augen, verdorbnen Nerven und bleichsüchtigem Körper zu teuer bezahlt? Ist es nicht besser, den weiblichen Unterricht wie in alten Zeiten von vornherein auf das dürftigste Maß zuzuschneiden und die freie Zeit auf Erlernung von nützlichen Dingen und auf die Pflege der Gesundheit zu verwenden?

Ich bin überzeugt, daß es keinen Direktor einer höhern Töchterschule giebt, der nicht die Meinung, solche Resultate könnten seiner Schule nachgesagt werden, mit Entrüstung zurückzuweisen bereit sei, und der mir nicht den Vorwurf machte, daß ich ihn ungerechtfertigterweise verallgemeinere. Dagegen stelle ich die Frage: Woher will denn der Herr Direktor wissen, was seine Schülerinnen, nachdem sie aus der Schule entlassen sind, noch leisten? Das Zeugnis beweist nichts, denn

einmal sind Zeugnisse Beweismittel geringen Werts, und dann — wer nimmt wohl das den höhern Töchtern gegebne Zeugnis ernst? Besonders schlimm liegen die Dinge in Privatschulen, wo das gute Zeugnis zur Geschäftspraxis gehört. In einer solchen Schule wurde, weil ungünstige Zensuren Unzufriedenheit erregten, zensiert: 1a, 1b, 1c und 1d, wobei nach Belieben die Unterbezeichnung weggelassen werden konnte. Auch die Osterexamina beweisen nichts, da sie vorbereitet zu werden pflegen und sich immer nur auf das zuletzt gelernte beziehn. Erst wenn man die Prüfung ein, zwei Jahre nach Schluß des Schulunterrichts anstellt, kann man erfahren, was von dem Gelernten Eigentum der Schülerin geworden ist. Es ist auch nicht eine vereinzelte Erscheinung, daß höhere Töchter aus der Schulzeit ganz unverhältnismäßig wenig übrig behalten, es ist ein allgemein empfundner Mangel. Nachdem ich aufmerksam auf diesen Mangel geworden war, habe ich mich nach verschiednen Seiten erkundigt und nur erfahren, was zur Bestätigung meiner Beobachtungen dienen konnte. Ich will zugeben, daß nicht in jedem Falle so ungenügende Resultate zu Tage treten, wie in den von mir beobachteten Fällen, ich will sogar annehmen, daß der Durchschnitt höher liegt, als er nach meinen Mitteilungen erscheinen könnte; tief genug liegt er trotzdem. Und alle die jungen Mädchen, die gar nichts behalten hatten, sind aus der ersten Klasse abgegangen und müssen doch ihrer Zeit für reif angesehen worden sein, in diese Klasse versetzt zu werden. Es scheint also doch, daß hier ein allgemeiner Mangel vorliegt, nämlich der, daß die jungen Mädchen, auch wenn sie mit vielen Dingen beschäftigt worden sind, von dem, was in der Schule behandelt ist, zu wenig ins Leben mitnehmen, und daß daran die Art des Unterrichts schuld ist.

Die Volksschule, die Realschule, das Gymnasium sind dafür verantwortlich, daß sie dem Schüler ein vorgeschriebnes Maß von Kenntnissen beibringen. Die Volksschule, die auf dem Schulzwang errichtet ist, ist verpflichtet, „die für einen vernünftigen Menschen erforderlichen Kenntnisse“ zu schaffen. Die höhern Schulen führen zum Berufsstudium und schließen mit einem Berechtigungs- oder Reifeexamen; der höhern Töchterschule ist freigestellt, was sie leisten will und was nicht. Sie hat kein Berechtigungszeugnis auszustellen, das Reifezeugnis der höhern Tochter ist ihr Alter. Die höhere Töchterschule hat allerdings ihren Lehrplan, ihr Unterrichtsziel. Wird dieses Ziel erreicht, so ist es gut, wird es nicht erreicht, so ist es zuweilen auch gut. Das macht den Unterrichtsbetrieb bequem, aber das Resultat unsicher. Wer will denn Vorwürfe erheben? Und wer fordert denn solides Wissen? Für Mädchen ist es doch genug, wenn sie etwas zu wissen scheinen.

Daß der Umfang des Unterrichtsstoffes zu eng begrenzt sei, wird niemand behaupten können. Es kommt alles vor, was es zwischen Himmel und Erden giebt und gegeben hat, von der Fixsternwelt bis zu den Kryptogamen und der Pflanzenzelle, von Ramses dem Großen bis zu Schiller und Goethe und Paul Heyse. Aber vielleicht liegt hier gerade der Fehler. Es ist eine Erfahrungssache, daß Mädchen sich dem Unterrichte in den Realien gegenüber etwas spröde verhalten. Geographie ist ganz besonders nicht ihr Fall. Aber auch die umgekehrte Erfahrung wird gemacht. Wenn sie etwas interessiert, so greifen sie zu und behalten auch, was ihnen dargeboten wurde. Ich kenne Mädchenklassen, in denen mit Geographie und Geschichte nicht viel los ist, andre, in denen gerade diese Fächer mit Lust und Erfolg getrieben werden. Es kommt eben darauf an, wie es gemacht wird. Um Interesse zu wecken, darf man natürlich nicht bei toten Zahlen und Namen stehn bleiben, sondern muß malen und detaillieren, was eine Beschränkung des Stoffes fordert. Eine Überfülle des Stoffes ist der größte Feind eines erfolgreichen Unterrichts. Ebenso vergeblich ist es, auf Erfolg zu hoffen, wenn man mit Schlaglichtern und Phrasen arbeitet, über Zeiten und Dinge mit eiligen Schritten hingeht und nichts

gewinnt als einen allgemeinen Eindruck oder ein allgemeines Staunen über das, was es in der Welt alles giebt.

Hier möge die Frage erlaubt sein: Wird in den höhern Töchterschulen nicht vielleicht zu geistreich unterrichtet, zu flüchtig, zu sehr auf den äußern Schein gearbeitet? Ist der Unterricht nicht zu sehr Schaufensterarbeit, als daß er solide und fruchtbringend sein könnte? Giebt man nicht vielleicht dem modernen Geiste, dem alles „interessant" gemacht werden soll, der an allem naschen, sich aber um nichts redliche Mühe geben will, beim Mädchenunterrichte zu sehr nach? Man würde sich in diesem Falle nicht wundern können, wenn unsre Frauen, nachdem sie einen flüchtigen, wenig vertieften und wenig fruchtbringenden Unterricht genossen haben, und nachdem sie später zur Vollendung der Erziehung aus einem Vortrage in den andern geführt worden und mit unzusammenhängenden und unverstandnen Dingen flüchtig beschäftigt worden sind, einen oberflächlichen und auf lauter Nichtigkeiten gerichteten Sinn erwerben.

Vielleicht trägt auch eine schwache Disziplin zu dem Mangel an zureichenden Resultaten bei. Es giebt leider genug unverständige Mütter, die ihren Kindern immer recht geben, ihnen geflissentlich eine Geringschätzung gegen den Lehrer anerziehen und sich in ihren heiligsten Menschenrechten verletzt fühlen, wenn die Schule irgend eine unbequeme Forderung aufstellt. Kommt nun noch ein Direktor hinzu, der, um seine Popularität besorgt, das Hausrecht der Schule nicht wahrt und das Ansehen seiner Kollegen nicht schützt, so ist es nicht verwunderlich, wenn die Mühle schlechtes Mehl giebt. Die Stellung eines städtischen Schuldirektors ist nicht frei von Schwierigkeiten. Der Direktor darf nicht bloß Schulmann, er muß auch Diplomat sein. Er muß sich mit den Herren von der Schuldeputation vertragen, er muß sich mit dem Magistrate gut stehn, aber auch Freunde unter den Stadtverordneten haben. Vor allem muß er es vermeiden, daß Klagen der Eltern ihren Wiederhall in den städtischen Körperschaften finden. Er weiß ganz genau, daß es seine Stellung erschweren würde, wenn er immer streng sachlich verfahren wollte. Er muß unter allen Umständen dafür sorgen, daß die Frequenz der Schule nicht sinkt, daß er in dem Konkurrenzkampf mit den Privatschulen nicht geschlagen wird. Strebsame Direktoren, die ihre Stellung „repräsentativ" auffassen, nehmen denn auch aus Sorge um ihre Popularität gar zu leicht Partei gegen den Beschwerde führenden Lehrer. Von einer renommierten höhern Töchterschule wird in Lehrerkreisen behauptet, daß der dortige Direktor, ein kluger Mann, der höher hinaus wollte, immer für die Schülerin gegen den Lehrer eingetreten sei. Die Schülerinnen dieser Schule erzählten sich Wunderdinge über die Streiche, die sie ihren Lehrern spielten. Wir wollen in Gottes Namen die Hälfte davon als leere Renommage streichen, es bleibt aber immer noch zuviel übrig. Es kam dort wiederholt vor, daß eine Schülerin, die ihren Lehrer bis zur Verzweiflung gebracht hatte, von diesem die Treppe hinauf zum Direktor geführt wurde. Aber der Lehrer kehrte auf halbem Wege um, weil er sich sagte, daß er doch Unrecht erhalten werde. Wenn nun auch nicht anzunehmen ist, daß solche Verhältnisse die Regel sind, so ist doch wohl ziemlich allgemein der Fall, daß die jungen Mädchen zu sehr als Dämchen behandelt werden. In einer andern Schule desselben Ortes wird es erlaubt, daß sich die Mütter in das Schulzimmer setzen und dem Unterrichte zuhören. Was kann auch ein tüchtiger Lehrer unter solchen Umständen leisten? Wenn aber die Osterversetzung und das Osterzeugnis kommen, so herrscht himmlische Milde, und auch ganz schwache Schülerinnen werden noch versetzt. Es ist erklärlich, daß ein aus ernsthaften Männern bestehendes Lehrerkollegium dieses Arbeiten auf den äußern Effekt, auf Schaufensterauslagen nur mit Widerwillen mitmacht. Lehrerinnen sind meist gefügiger, beugen sich gewöhnlich ohne Widerspruch den Wünschen oder besondern Auffassungen des

Direktors und lassen sich oft bis zum Zusammenbrechen ausnutzen, außerdem arbeiten sie billiger. Man sieht auch die merkwürdige Erscheinung, daß Direktoren, die früher gegen die Lehrerinnen agitiert haben, neuerdings mit allen Mitteln für die zahlreichere Verwendung von Lehrerinnen an den höhern Mädchenschulen eintreten und die tüchtigen Volksschullehrer am liebsten ganz daraus verdrängen möchten. Feste Zucht, Gründlichkeit, Verinnerlichung, Einfachheit wären manchen Mädchenschulen dringend anzuraten. Keine überflüssige Wichtigthuerei und kein Effekthaschen, kein Paradieren und keine überspannten Pläne!

Wenn man nun gegenwärtig bestrebt ist, auf die höhere Töchterschule in Form des Mädchengymnasiums ein neues Stockwerk aufzubauen, so bin ich der unmaßgeblichen Meinung, man sollte doch erst einmal die Fundamente des untern Stockwerks gründlich revidieren und ordentlich verbessern.

Wieder ein neuer Heiland. Oder eigentlich zwei, die freilich ihrer Lehre nach nur einen ausmachen. Zwei leibliche Brüder, die zugleich Brüder in Apoll sind, die Dichterphilosophen Heinrich Hart und Julius Hart, verkünden in ihrer neusten Schrift*): Ihr Thoren, was zerbrecht ihr euch selbst und zerschlagt ihr euern Brüdern die Köpfe um Gott, Absolutes, Religion, Moral, Metaphysik und ähnliche solche Einbildungen! Die Welt ist, was sie scheint, und dahinter steckt nichts. Über ihre Gegensätze und Wandlungen braucht ihr euch nicht zu verwundern: erkennt diese Gegensätze oder Widersprüche an und laßt sie stehn, so sind sie überwunden. Alles ist eins, und eins ist alles. Vielheit ist Einheit, und Einheit ist Vielheit, Ei und Henne sind eins, Raupe und Puppe sind eins, Geist und Leib sind eins, ich und du, wir sind eins, die Welt ist in mir, und ich bin in der Welt; die Welt ist, wie sie ist, sie läuft, wie sie laufen will, ein Narr, der sich darüber den Kopf zerbricht. Erkennen wir das an, so hört aller Streit auf, die Harmonie ist hergestellt, und die Menschheit ist erlöst. Gegen den theoretischen Teil dieser Auffassung wäre an sich nichts einzuwenden, denn wenn ein Philosoph auf Philosophie verzichten will wie der erste beste Philister, so geht das niemand was an, und will er solchen Verzicht Philosophie nennen, so übt er damit sein gutes Recht. Nur daß diese alte Weisheit nicht den Namen einer neuen Weltanschauung verdient, wenn auch die Redensarten, mit denen sie hier vorgetragen wird, neu und, wie wir gern anerkennen, nicht allein neu, sondern auch wohllautend sind und von der ehrlichen Gesinnung und dem warmen Herzen der Verfasser zeugen. Schlimmer steht es um die praktische Bedeutung, die die beiden Hart ihrer Alleinslehre zuschreiben. Schießen einander Engländer und Buren, Europäer und Chinesen vielleicht wegen irgend einer Meinungsverschiedenheit in betreff der Natur des Absoluten tot, und toben Agrarier und Industrielle, Warenhäusler und Kleinkrämer gegeneinander, weil die einen dem Spiritualismus, die andern dem Materialismus huldigten? Es ist schon wahr, daß die Leute einander mitunter auch der Religion wegen morden — der Philosophie wegen wohl kaum —, aber das sind doch nur vorübergehende Fanatismusanfälle, denen oft genug noch bewußt oder unbewußt die Ursache aller ernsthaften und tragisch verlaufenden großen Kämpfe: das materielle Interesse, zu Grunde liegt. Solange also die Interessengegensätze nicht aus der Welt geschafft werden, könnte auch die vollständigste Harmonie in der Weltanschauung

*) Vom höchsten Wissen. Vom Leben im Licht. Ein vorläufig Wort an die wenigen und alle. Leipzig, Eugen Diederichs, 1900. Erstes Heft der von den beiden Brüdern geplanten Reihe: Das Reich der Erfüllung. Flugschriften zur Begründung einer neuen Weltanschauung. — Das Büchlein ist so ausgestattet, wie es G. Wustmann im 23. Heft unter der Überschrift „Geschmacksverirrung im Buchdruck" beschrieben hat.

uns Menschen den ewigen Frieden nicht bringen. Dazu kommt nun noch der große psychologische Irrtum der Brüder Hart, daß mit der Herstellung eines allgemeinen Weltfriedens und der Auflösung aller Haßdissonanzen in Liebesharmonie auch die allgemeine Seligkeit hergestellt wäre. Nehmt dem Durchschnittsmenschen die Möglichkeit, sich über einen Gegner zu erbosen und auf ihn zu schimpfen: auf den Juden, oder den Pfaffen, oder den Junker, oder den Liberalen, oder den Freimaurer, oder den Neukantianer, oder den Neulamarckianer, oder den Medizinarzt, oder den Naturheilkünstler, oder den Tschechen, oder den Papisten, oder den Protestanten, oder den bösen Nachbar, oder den bösen Ehemann — und ihr habt ihm das halbe Leben genommen, vielleicht sogar das ganze. Ja nicht allein zu hassen und zu kämpfen, sogar für die eigne Überzeugung zu leiden ist vielen Bedürfnis, und es giebt Exaltierte, denen man keine größere Wohlthat erweisen kann, als wenn man sie um ihres Glaubens willen verbrennt. Das sieht ja nun recht häßlich eingerichtet aus, aber am Ende ist es doch noch die beste Einrichtung, die getroffen werden konnte, denn wer weiß, ob sich die Brüder Hart nicht vor Langerweile aufhängen werden, wenn ihr Bund — einen solchen gründen sie nämlich — den Streit aus der Welt geschafft haben wird, den doch schon Heraklit als den Vater der Dinge — philosophisch ausgedrückt das principium individuationis, die Daseinsbedingung alles individuellen Lebens — erkannt hat. Widersprüche, sagen die beiden Herren, überwindet man nicht dadurch, daß man sie aufhebt, sondern dadurch, daß man sie stehn läßt; so bemühen wir uns auch nicht um die Lösung der Widersprüche, die sie selbst zum besten geben, lassen sie vielmehr ruhig stehn und wollen nur einen davon zum Ergötzen unsrer Leser hierher setzen. Seite 12 schreiben sie: „Wir sehen darin [in den theologischen, philosophischen und naturwissenschaftlichen Lehren] nichts als eine Bankrotterklärung der alten Welt, die damit zugiebt, daß sie die Gegensätze und Widersprüche in unserm Sein und Denken nicht aufzulösen und zu überwinden, in ihrer Wesenseinheit nicht zu erfassen vermag.“ Seite 13 aber schreiben sie — oder hat vielleicht Heinrich die Seite 12 und Julius die Seite 13 geschrieben? —: „Wer die Einheitserkenntnis gewonnen hat, der steht reif und fertig auf der Höhe dieses Lebens, wo sich ihm im magischen Lichte deutlich und mit vollkommner Klarheit enthüllt, daß der menschliche Geist niemals irren und fehlen konnte.“ Also haben alle Recht, sogar die alten Theologen, und niemand ist bankrott.



Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Die Zukunft der russischen Ostseeprovinzen
und die Lösung der baltischen Frage

Mit wachsendem Interesse hat der Schreiber dieser Zeilen den sich durch große Sachkenntnis und vor allem durch eine lobenswerte Unparteilichkeit auszeichnenden Artikel „Zur baltischen Frage und zu ihrer Lösung" von O. Heinrich in Nr. 48 des letzten Jahrgangs dieser Zeitschrift gelesen. Da er als geborner Balte nach vollendetem Studium sowie nach zweijähriger Berufsthätigkeit in Kurland für seine Person die baltische Frage in der von O. Heinrich vorgeschlagnen Weise gelöst hat, d. h. in die Provinz Posen ausgewandert ist, so dürfte hiermit sein Recht, in dieser „Frage" ebenfalls das Wort zu ergreifen, erwiesen sein. Und zwar möge es ihm, im Anschluß an den erwähnten Artikel, erlaubt sein, auf die beiden dort behandelten Fragen, welches die Zukunft der baltischen Provinzen sei, und ob die baltische Frage durch eine geschlossene Auswandrung der Balten zu lösen sei, näher einzugehn.

Was zunächst die Zukunft der russischen Ostseeprovinzen anlangt, so dürfte jeder unbeteiligte Zuschauer dem Herrn Verfasser des oben genannten Artikels darin zustimmen, daß „die Ostseeprovinzen als verlorner Posten des Deutschtums anzusehen" sind. Die Russifizierung wird immer weiter fortschreiten und nicht eher zum Stillstand kommen, als bis das Deutschtum völlig vernichtet und Kurland, Livland und Esthland „russische" Provinzen geworden sind. Ist auch die Zahl der „deutschbaltischen Opportunisten, die sich mit dem Gedanken an eine organische Verschmelzung mit dem russischen Volke ausgesöhnt haben und den Russifizierungsbestrebungen entgegenkommen,"*) noch sehr gering, so wächst sie doch stetig, und in der zweiten Generation dürfte sie recht stattlich, wenn nicht sogar überwiegend geworden sein. Hierfür spricht allein schon die

*) Wo bei Zitaten keine Quelle angegeben ist, da sind diese dem erwähnten Artikel entnommen.

Thatsache, daß viele Deutschbalten zur Zeit ihre Ausbildung auf innerrussischen Universitäten erhalten.

Dazu kommt nun ein weiterer Umstand, der nicht genugsam berücksichtigt wird: das Verhältnis zwischen den Deutschen und der nationalen Urbevölkerung, den Letten und Esthen. Trotz der Annäherung beider Teile, die gerade infolge der fortschreitenden, auch die Nationalen bedrohenden Russifizierung erfolgte, ist doch der Gegensatz zwischen ihnen zu groß, als daß hier nicht immer wieder neuer Zündstoff entstünde, den die Russen, wie bisher, mit Erfolg für ihre Zwecke auszunutzen bemüht sein werden. Bei uns in Deutschland hört und weiß man freilich wenig von den nationalen Kämpfen innerhalb der baltischen Provinzen. Und doch tobt dort solcher Kampf seit langer Zeit. Es ist noch in der allerletzten Zeit dazu gekommen, daß nationale Gemeinden, die mit dem vom Patron gewählten „deutschen" Pastor nicht zufrieden waren und seine Einführung zu verhindern suchten, mit dem kirchlichen Interdikt belegt wurden. Ja, man soll sogar daran gedacht haben, hierbei russisches Militär aufzubieten. Wie sehr ein solcher Unfriede den Russen für ihre Zwecke zu statten kommt, kann man leicht erkennen. Auch ist ein Ende dieser nationalen Kämpfe nicht abzusehen. So rächt sich aber die Sünde der Väter an Kindern und Kindeskindern. Welcher andern Macht stünden doch die Russen gegenüber, wenn die herrschenden Deutschen vor Zeiten die Letten und Esthen germanisiert hätten, zumal da diese einer Germanisierung nicht nur nicht abgeneigt waren, sondern sie mit allen Mitteln erstrebten. Aber die Deutschen unterließen es angeblich aus Liebe zum Volke, dem sie seine Nationalität nicht rauben wollten. Mag solches immerhin mit der Grund gewesen sein, so werden doch eigennützige Interessen und die Furcht vor der Konkurrenz dabei die Hauptrolle gespielt haben. „Die eingewanderten Deutschen haben die einheimischen Letten und Esthen grundsätzlich getrennt und in Knechtschaft gehalten. Und wenn diese im letzten Jahrhundert die deutsche Kultur angenommen haben," so ist das gewiß nicht ein Verdienst der Deutschen. Diese haben überaus wenig dazu beigetragen, die Unterschiede zwischen den deutschen Edelleuten auf den Schlössern, den deutschen Litteraten und Bürgern in den Städten einerseits und der nationalen Landbevölkerung andrerseits auszugleichen. Ein so großes Verdienst sich auch namentlich der baltische Adel um die baltischen Provinzen erworben hat, so ist dieses doch sein größtes Verbrechen am Deutschtum. Damit soll keineswegs bestritten werden, daß in der letzten Zeit, wo hierin eine Wandlung eingetreten ist, die junglettischen und jungesthnischen Bestrebungen einen Ausgleich unmöglich gemacht haben. Aber trotzdem kann den Deutschbalten der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß sie, die einstmaligen Pioniere des Deutschtums in den baltischen Ländern, durch das Unterlassen der Germanisierung dieser Länder vor allem daran schuld sind, daß dieses deutsche Kultur- und einstige Reichsland dem Deutschtum endgiltig verloren geht. Wären die baltischen Provinzen zu Anfang der Russifizierungsbestrebungen rein deutsche Provinzen gewesen, dann hätten die Russen nicht so bald und nicht so leicht

die Früchte ihres Zerstörungswerkes ernten können. Eine ernste Mahnung an die Leute, die in den Ostmarken des Deutschen Reichs für das Deutschtum zu kämpfen berufen sind!

Ist es demnach durch das Verschulden unsrer Stammesbrüder dabei geblieben, daß in den angeblich „deutschen“ Provinzen Kurland, Livland und Esthland die deutsche Bevölkerung nur ein Viertel der Gesamtbevölkerung ausmacht, so haben die Reichsdeutschen gewissermaßen Recht, die behaupten, daß es allein schon hierdurch ausgeschlossen sei, daß das Deutsche Reich politisch in die baltische Frage dreinzureden habe: es sind keine „deutschen“ Länder, sondern nur deutsche Kolonien in russischen Provinzen. Es ist daher eine vergebliche Hoffnung, wenn mancher Balte erwartet, Deutschland werde gegebnen Falls mit bewaffneter Macht für die russischen Ostseeprovinzen einschreiten. Auch in diesem Punkte wird Deutschland nicht umhin können, der Politik seines größten und weisesten Staatsmanns zu folgen. Schon im Jahre 1867 äußerte sich Bismarck dem Redakteur der deutschen „St. Petersburger Zeitung“*), Dr. Fr. Meyer, gegenüber in einer Unterredung über die russischen Ostseeprovinzen folgendermaßen: „Was sollte uns auch dieser lange vorgeschobne Streifen zwischen dem Meere und Polen, ohne Hinterland — ein Nichts, für das wir die ewige Feindschaft Rußlands eintauschen würden. Nein, es ist besser so. Die Deutschen in den Ostseeprovinzen müssen auch in Zukunft der Guano sein, der jene große russische Steppe düngt. Auch wäre den Bewohnern jenes Landstriches durchaus nicht damit gedient, wenn sie preußisch würden. Unsre preußische Verfassung mit lettischen und esthnischen Urwählern wäre für die kurischen und livländischen Barone, wie ich sie kenne, ein sehr zweifelhaftes Vergnügen.“ Im weitern Verlauf dieses Gesprächs spricht er sich dann allerdings gegen die Entnaturalisierung und Russifizierung dieser Provinzen aus. Diesem Standpunkt ist Bismarck auch späterhin treu geblieben. Motley, sein amerikanischer Jugendfreund, schrieb von ihm im Juli 1872: „Bismarck spricht sich frei über alles und jedes aus, sagt u. a., daß es keine größere Dummheit für ein Land geben könne, als ein andres Land anzugreifen, daß, wenn Rußland ihm die baltischen Provinzen als Geschenk anböte, er sie nicht annehmen würde.“ Und vom 29. August des Jahres 1890 berichten die Schweizer Huber und Schlotter, bei denen sich Bismarck in Kissingen zum Frühstück eingeladen hatte, u. a.: „Ein warmes Herz schlägt in Fürst Bismarcks Brust für die Deutschen in den Ostseeprovinzen; das ging schlagend aus allem hervor, was er uns sagte; er kennt das Volk genau, auch den dortigen Adel, von dem er viel hält und unter dem er zahlreiche Freunde zählt, »aber — man kann nicht helfen«. Diese Politik muß Deutschland verfolgen, und somit ist auf diesem Wege die Lösung der baltischen Frage nicht zu erwarten.“

Es giebt nicht allzuviel Balten, deren Hoffnung hierdurch zerstört wird.

---

*) Dieser Zeitung sind die nachfolgenden Äußerungen entnommen.

Nur ein ganz verschwindender Teil würde die politische Vereinigung mit Deutschland gern sehen. Der allergrößte Teil der Deutschbalten ist sogar in politischer Beziehung gegen Deutschland. So sehr sich auch die Deutschbalten als Deutsche gebärden, so gern sie auch „Deutschland als ihr geistiges Vaterland“ anerkennen, und so gewiß „Deutschlands Leid und Deutschlands Größe jederzeit in ihren Herzen lauten Wiederhall gefunden hat,“ so sehr sie auch „dem alten Kaiser und seinen Paladinen die höchste Verehrung und Bewunderung gezollt haben,“ so freudig sie auch die Wiedergeburt des Deutschen Reichs begrüßt haben, so würde doch kaum einer von ihnen auch nur einen Finger dazu rühren, wenn es gälte, dem Deutschen Reiche einverleibt zu werden.

Folgende Stelle aus dem baltischen Romane „Im Vaterhause“ von Leon Hardt (Dresden, 1886, 2. Teil, S. 23 ff.) ist zu charakteristisch, als daß sie nicht verdiente, wiedergegeben zu werden. Dort hat ein Balte auf die Aufforderung, preußisch zu werden, folgendes zu erwidern: „Wir haben unserm Kaiser den Eid der Treue geschworen und werden ihn halten bis zum letzten Atemzuge, Verräter und Meineidige haben wir, Gott sei Dank, keine unter uns. Sollten die Ostseeprovinzen freiwillig an Deutschland abgetreten werden, so würden wir uns mit schwerem Herzen hierein fügen, wir wollen nicht preußisch werden. Sie werden das vielleicht höchst sonderbar finden, da wir doch Deutsche sind, und diese Lande bis vor dreihundert Jahren zum Deutschen Reiche gehörten; es ist aber dennoch so, und ich glaube nicht meine vereinzelte Meinung, sondern die des ganzen Landes auszusprechen, wenn ich wiederhole, wir wollen nicht preußisch werden, denn der Tausch wäre zu schlecht. Wir würden hingeben unsre Selbstverwaltung, welche ja auch nach Aufhebung der Verfassung dem Lande bleiben wird, unsre mit der Eigenart der Provinzen verwachsenen Einrichtungen, und würden dagegen beglückt werden mit der Bureaukratie einer uns ganz unbekannten Macht; wir würden unsre Abgeordneten in den Reichstag senden, damit sie dort zusehen könnten, wie man beschließt, bei uns tabula rasa zu machen und uns mit den Segnungen der modernen Zivilisation zu überschütten, für welche wir uns gehorsamst bedanken. Uns gelüstet nicht danach, unsre fest geordnete und erprobte Kirchen- und Schulverfassung aufzugeben und dagegen einzutauschen: Zivilehe, Aufhebung des Taufzwangs und konfessionslose Schulen; wir sind hier christliche Provinzen und wollen keine Heiden unter uns aufwachsen sehen. . . . Wir haben ferner keine Neigung, unsre Kaufleute und Handwerker dem jüdischen Kapital auszuliefern. Sie wissen, wir haben in unsern Provinzen keine Judenhetzen erlebt, das Gesetz, das für alle gilt, kommt auch ihnen zu gute, wir haben nichts gegen sie, denn sie sind nicht schlechtere Unterthanen als wir, aber wir wünschen nicht, daß die Juden in unserm Lande zur Macht würden, die Handel und Handwerk von sich abhängig macht und die Güter ausschlachtet, wie das in Deutschland die Regel geworden. Wir wollen unser geordnetes Armenwesen nicht eintauschen gegen die Überflutung mit Vagabunden, über welche in Deutschland ja laute Klage geführt wird, und die bei uns ein

noch unberührtes Terrain für ihre Brandschatzungen finden würden. Wir wollen nicht unsre ackerbautreibende, wohlhabende Bevölkerung vertauschen gegen ein arbeitendes Proletariat, das durch die maßlose Zerstücklung des Grundes und Bodens großgezogen wird. Wir wollen unsre alten Schranken erhalten, die dem Lande zum Nutzen gereichen und seinen Wohlstand erzeugen, und sie nicht eintauschen gegen zügellose Freiheit. . . . Sie werden wahrscheinlich überhaupt der Meinung sein, daß ich sehr junkerische oder, wie das beliebte Wort heißt, sehr »feudale« Ansichten hege. Ihnen mag das so scheinen, in Wahrheit ist dem nicht so, und auch bei ihnen wird man allmählich die Einsicht gewinnen, daß das Ganze, das Volk, höher steht als der Einzelne, und daß bei einer Kollision der Interessen beider der Gesamtheit der Vorzug gebührt. Das sind die Gründe, welche mir im Augenblicke eingefallen sind, weshalb wir nicht preußisch werden wollen. Noch hinzufügen möchte ich, daß wir 170 Jahre, seit wir unter russischer Herrschaft leben, keinen Krieg im Lande gehabt haben, und welcher Wert darin liegt, das vermag niemand besser zu beurteilen, als gerade Livland, welches früher unaufhörlich der Schauplatz gewesen, auf dem die nordischen Mächte ihre Kämpfe ausfochten. Daß aber Preußen oder Deutschland uns diese Wohlthat zu gewähren vermöchte, daran erlaube ich mir bescheiden zu zweifeln. Die Vorteile, daß wir Industrieerzeugnisse billiger haben würden, namentlich Cigarren, sind so lächerlich gering, daß sie nicht in Betracht kommen. Abermals, nein, wir **können** und **wollen** nicht preußisch werden."

Dieses Zitat — wir mußten es anführen, damit man uns nicht der Parteilichkeit zeihe — giebt in der That die Ansicht der Mehrzahl der Balten wieder. Es zeigt uns aber damit zugleich, wie der größere Teil der von uns so sehr bemitleideten Balten über uns denkt. Man kann es in diesen Provinzen aus dem Munde der Balten auf Schritt und Tritt zu hören bekommen, daß eine Reise nach Deutschland und ein kürzerer Aufenthalt dort wunderschön seien, daß aber gleichwohl keiner von ihnen bei uns dauernden Aufenthalt nehmen möchte. Der Verfasser dieses Artikels könnte aus eigner Erfahrung mancherlei dafür anführen, daß man sich bei uns einer Illusion hingiebt, wenn man meint, die Deutschbalten liebten unser deutsches Vaterland dermaßen, daß sie heute lieber als morgen reichsdeutsch werden möchten. Es sei nur das erwähnt, daß bei seiner Auswandrung nach Deutschland auch nicht ein einziger seiner baltischen Freunde und Bekannten diesen Schritt gebilligt hat, sondern daß sie ihm alle vielmehr davon abgeraten haben. Und wiederholt hat er es hören müssen, daß sie im Falle eines Krieges mit Deutschland gern für die Fahnen Rußlands kämpfen wollten. Es ist ja bekannt, welche wichtige Rolle namentlich der baltische Adel im Heere und in der Verwaltung Rußlands gespielt hat und noch immer spielt. Und die Kaisertreue der Balten ist geradezu sprichwörtlich geworden. So gewiß sie dem russischen Volke innerlich fremd gegenüberstehn und sich als Deutsche fühlen, ebenso gewiß sind sie in politischer Beziehung Gegner Deutschlands. Am liebsten sähen sie natürlich den Fort-

bestand des alten Zustandes: deutsche Schulen, eigne Gerichtsbarkeit in deutscher Sprache und evangelisch-lutherische Landeskirche unter russischer Oberhoheit. Kann das aber nicht so sein, dann ziehn sie die Russifizierung, an deren endgiltigen Erfolg sie übrigens nicht glauben, der politischen Abhängigkeit von Deutschland vor. Daß diese Art von Deutschbalten für eine Auswandrung nach Deutschland nicht zu haben ist, leuchtet ein.

Nun giebt es aber, Gott sei Dank, unter den Balten eine ganze Anzahl von Leuten, die, sobald sie davon überzeugt wären, daß die baltischen Provinzen dem Deutschtum endgiltig verloren sind, gern nach Deutschland kämen, um hier ihre neue Heimat zu suchen. Aber sie gehören ebenso wie die eben erwähnten baltischen Separatisten „den Idealisten an, die davon träumen, daß in den maßgebenden Kreisen eine Sinnesänderung eintreten könnte, die den Ostseeprovinzen eine Rückkehr zur frühern Ausnahmestellung ermöglichte.“ Ja, „auf die vergangne, bevorzugte Stellung und ihre Kultur pochend, sind sie nur zu geneigt, sich die Zukunft in allzu rosigen Farben auszumalen.“ Es ist, als ob sie geradezu mit Blindheit geschlagen wären: sie können und wollen es nicht glauben, daß die Russen jetzt endgiltig mit dem Deutschtum reinen Tisch machen werden. Den eigentlich doch schon jetzt verlornen Kampf geben sie noch lange nicht auf und schelten die Leute, die die Auswandrung nach Deutschland vorziehn, weil diese den ihnen von Gott gewiesenen Posten verlassen, statt im Streite gegen das anstürmende Slawentum weiter zu kämpfen. So düster auch die Zukunft scheinbar aussieht, das zähe Festhalten der Balten am Alten ist, nach ihrer Meinung, die sichere Gewähr dafür, daß auch jetzt noch der Panslawismus kräftigen Widerstand findet, daß trotz der russischen Beamten, der Propaganda der griechischen Kirche und der russischen Schulen der Kampf noch lange nicht verloren ist. So tönt es uns denn auch allenthalben entgegen: Noch ist Baltien nicht verloren! Ein Feigling, wer ins Ausland flüchtet!

Demnach wird die Zahl derer, die für eine Auswandrung nach Deutschland in Betracht kommen, immer geringer und geringer. Und es sind verhältnismäßig nur wenige, die bisher „die heimatliche Scholle verlassen haben, um sich und ihren Nachkommen die deutsche Nationalität zu bewahren, die sie für eins der teuersten Güter halten.“ Zu ihnen gehören aber einmal die verschiednen Litteraten, die infolge der Russifizierung mehr oder weniger brotlos wurden, und dann wiederum wohlhabende Leute, die sich diese Auswandrung leisten konnten. Werden ihnen viele folgen? Kaum. Besonders ist das von dem Mittelstande, der doch hier in erster Linie in Betracht käme, nicht anzunehmen.

Wenn man bedenkt, wie sehr die Balten von der Liebe zur Heimat beseelt sind, dann wird man es verstehn, wie schwer es ihnen fallen muß, diese Heimat, die ihnen zugleich das Vaterland ersetzt, da sie Rußland als solches nicht anerkennen, zu verlassen. Hierzu kommen dann aber vor allem die mannigfachen Vorurteile gegen Deutschland, die wir zum Teil aus dem längern Zitat oben

kennen gelernt haben, und die zu zerstören geradezu eine Unmöglichkeit ist. Das Hauptvorurteil ist aber das, daß man in Deutschland nur schwer sein Auskommen finden kann, oder wie man dort zu Lande vielfach zu sagen beliebt, daß die Deutschen „an Hungerpfoten saugen.“ Aber wie? Ist das überhaupt ein Vorurteil? Es ist doch Thatsache, daß bei uns in Deutschland der Brotkorb viel höher hängt als in den baltischen Provinzen. Wo aber will man in unsrer materialistischen Zeit die Idealisten finden, die nicht danach fragen: Werde ich auch dort im fremden Lande mein Brot haben? Der Verfasser erinnert sich dabei unwillkürlich an seine Amtsbrüder, die es nicht begreifen konnten, wie er so thöricht sein könne, eine fette kurländische Pfarre aufzugeben gegen eine deutsche „Hungerpfarre.“ Und so sehr z. B. die baltischen Pastoren mit Fug und Recht über Glaubensverfolgungen klagen, so würden sich doch die allerwenigsten von ihnen als praktische Leute schon allein aus diesem Grunde — abgesehen von der von ihnen verworfnen Union unsrer Landeskirche — dazu entschließen können, zu uns zu kommen. Demnach wird, abgesehen von andern Gründen, einzig und allein „die materielle Frage“ ein großes Hindernis für eine etwaige Auswandrung der Deutschbalten sein.

Nun ist allerdings auch der Schreiber dieser Zeilen davon überzeugt, daß Deutschland die Auswandrung der Balten dann sicherlich zu fördern und materiell zu unterstützen suchen würde, wenn es diese zur Kolonisierung seiner Ostmarken oder in seinen Kolonien verwenden könnte. Daß aber, um mit unsern Kolonien zu beginnen, die Balten gern dorthin gehn werden, ist mehr denn unwahrscheinlich; handeln doch selbst wir Reichsdeutschen — und wir haben doch, oder sollten doch wenigstens mehr Interesse an unsern Kolonien haben als die Balten — am liebsten nach dem alten Spruch: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich.“ Eher ließe sich an die Besiedlung unsrer Ostmarken mit baltischen Auswandrern denken. Allein, ist es denn wirklich so verlockend, hier unter den Anfeindungen und dem Hasse der Polen und unter den vielen waschlappigen Deutschen den Kampf für das Deutschtum zu führen? Und erinnert nicht besonders Posen, das doch auch in Ostelbien liegt, vielfach an russische, zum wenigsten baltische Zustände? Es ist sehr zu befürchten, daß die allermeisten Balten von diesem Deutschland nicht allzu entzückt sein werden, ja eine gewisse Enttäuschung könnte sie unter Umständen sogar veranlassen, ihren Landsleuten von einer Auswandrung hierher abzuraten. Ich rede aus eigner Erfahrung: ich war nicht wenig enttäuscht, als ich meine neue Heimat gerade in der Provinz Posen finden mußte, nachdem ich dem Zuge nach dem Westen gefolgt war. So sehr ich, augenblicklich wohl als einziger gewesener Balte in der Provinz Posen, es für einen Vorzug halte, mit unter die Zahl der Vorkämpfer für das Deutschtum gezählt zu werden, so kann ich mich nach eingehender Prüfung doch nicht zu der Ansicht bekehren, daß sich viele Balten bereit finden lassen werden, in unsre östlichen Provinzen auszuwandern. Wahrlich, uns thäten solche Deutschen not, die hier in dem großen Kampfe gegen den Panslawismus Vorpostendienste thun wollten. Dazu wären auch die

Balten berufen: sie sollten den jetzt zu weit vorgeschobnen und darum als verloren aufzugebenden Vorposten in ihrer Heimat verlassen und sich hierher konzentrieren. Sie sollten es als gute Deutsche immer mehr einsehen lernen: Extra Germaniam non est vita, si est vita, non est ita.

Von dieser Wahrheit meine gewesenen Landsleute zu überzeugen, das hatte ich beabsichtigt. Aber die obigen Betrachtungen, die bei den Balten gewiß manchen Widerspruch finden werden, die jedoch, weil sie mit gegebnen Verhältnissen rechnen, und weil ihnen alle Schönfärberei fremd ist, der Wahrheit am nächsten kommen dürften, haben mich zum Teil davon abgebracht. Doch habe auch ich noch nicht ganz die Hoffnung aufgegeben, daß ein Rest der Deutschbalten vielleicht für das Deutschtum gerettet werden könnte. Nur sollte man sich da keinen Illusionen hingeben.

Das sollte allen nüchternen Beurteilern der baltischen Frage und besonders denen, die an ihrer praktischen Lösung mit Hand anlegen wollen, von vornherein eine ausgemachte Thatsache sein: Die russischen Ostseeprovinzen sind für das Deutschtum endgiltig verloren; an eine geschlossene Auswandrung — zur Rettung dieses Deutschtums — ist aber nicht zu denken, da es einmal den meisten Balten an der hierfür notwendigen Liebe zum Deutschen Reiche mangelt, da ferner andre, bei denen diese Voraussetzung einträfe, die Position des Deutschtums in den russischen Ostseeprovinzen noch nicht als endgiltig verloren ansehen und deshalb auf ihrem Posten ausharren zu müssen meinen, und da endlich die allermeisten Balten nicht Haus und Hof verlassen und hier in Deutschland einer doch mehr oder weniger ungesicherten Zukunft entgegengehn werden. Sollte es nun auch noch, neusten Zeitungsnachrichten zufolge, dazu kommen, daß russischen Unterthanen der Austritt aus dem Unterthanenverbande sehr erschwert werden soll, so kann von einer geschlossenen Auswandrung keine Rede sein. Es ist das ein schöner Traum, der schon deshalb, weil er zu schön ist, nie der Wirklichkeit angehören wird. Ja es fragt sich sogar, ob auch nur ein beträchtlicher Rest für eine Auswandrung in Frage käme. Auch das dürfte eine Hoffnung sein, die nie in Erfüllung gehn wird. Doch alle Hoffnung soll und darf nicht aufgegeben werden. Darum begrüßen auch wir mit Freuden den Vorschlag des genannten Grenzbotenartikels: „Die in Deutschland lebenden Balten sollten sich zusammenthun und ihren Landsleuten die Auswandrung durch Rat und That erleichtern und durch Wort und Schrift das Interesse der deutschen Gesellschaft für ihre baltischen Stammesangehörigen zu wecken suchen.“*)

Es ist kein erfreuliches Bild, das wir gezeichnet haben; es führt uns vor Augen, wie abermals ein Stück deutscher Kultur nur dazu gut war, dem Zarenreiche als Kulturdünger zu dienen. Es zeigt uns aber auch, wie soundsoviele Tausend Deutsche — nicht ganz ohne ihre Schuld — dem Deutschtum

*) Der Verfasser dieses Artikels (Adr.: Pinne, Prov. Posen) erklärt sich bereit, mit allen, die diesen Vorschlag annehmen wollen, in Verbindung zu treten.

verloren gegangen sind und noch mehr verloren gehn werden. Das sollte uns eine neue Mahnung dazu sein, daß wir uns immer mehr darauf besinnen, es sei nicht nur unsre Pflicht, nie und nirgends unsre Nationalität zu verleugnen, sondern es sei auch unsre Aufgabe, Gut und Leben dafür einzusetzen, daß Deutschland, ja daß alles, was deutsch ist und heißt, nichts mehr an andre Völker abgebe.

Theodor Kruming



Deutschtum oder Polentum

(Fortsetzung)



Das ganze Leben der Bevölkerung der preußischen Ostprovinzen, ihre polnisch sprechenden Glieder mit einbegriffen, ist nach seiner Kultur durch und durch deutsch. Verfassung und Verwaltung, Recht und Schule, Heerdienst und Steuerordnung sind deutsch. Wissenschaft und Kunst, Industrie und Handwerk, Handel und Ackerbau sind deutsch. Das gesamte Wirtschafts- und Geistesleben, jede Regung in Denken und Fühlen, in Wollen und Handeln, das alles ist dort deutschen Kulturwesens, ideell deutschen Ursprungs, deutsch. Kein Zug in dem Bilde, der wirklich polnisch wäre.

Riehl, der große Volkskenner der neuen Zeit, erklärt in seinem Buche „Die bürgerliche Gesellschaft," wo sich deutsches Bauerntum entwickelt habe, da sei ein streng gegliedertes, freies genossenschaftliches Leben, ein kraftvolles Gemeindeleben vorhanden, während dort, wo polnisches Bauerntum platzgreife, von einer genossenschaftlichen Selbständigkeit der Bauern, wenn sie auch als Einzelne staatsrechtlich frei sein möchten, nichts zu finden sei. Nun, darüber kann kein Zweifel herrschen, daß überall in den preußischen Dörfern des Ostens, auch in denen rein polnischer Zunge, ein bäuerliches Gemeindeleben von derselben Selbständigkeit besteht wie im übrigen Deutschland. Von einem Kmetentum, wie es in Galizien an der Tagesordnung ist, giebt es dort keine Spur mehr. So muß nach dem sachlich unanfechtbaren Ausspruch des besten Beurteilers bäurischen Wesens das gesamte Bauerntum in Preußens Osten einschließlich seiner noch polnisch redenden Angehörigen als innerlich, als in Wahrheit deutsch bezeichnet werden.

Mit der adlichen Rittergutsbesitzerschaft steht es nicht viel anders. Zeuge dafür ist die Auffassung des intransigenten Polonismus selber. Über den preußisch-polnischen Adel sagt einmal der „Orendownik": „Das Verhalten der polnischen Rittergutsbesitzer läßt sich psychologisch dahin deuten, daß dieser Stand schon wenig auf Erfüllung der nationalen Pflichten hält." Das stimmt genau mit der Haltung überein, die die „unentwegten Macher" in Polo-

nismus schon seit längerer Zeit praktisch beweisen. Sie haben die sogenannte Hofpartei, d. h. den polnisch redenden Adel Preußens, für national unzuverlässig erklärt, die Abgeordneten aus dessen Reihen ziemlich allgemein in Verruf gethan und sie grundsätzlich aus dem Landtage zu entfernen gesucht. Das alles zusammen führt eine sehr eindringliche Sprache. Sie klingt einwandfrei dahin aus, daß die preußischen Adlichen polnischer Zunge, wie die ihnen nächststehenden Kreise schon erkannt haben, überhaupt nicht mehr wahre Polen sind. Erstaunen kann das freilich kaum wachrufen. Aus diesem Teile des Adels der Ostprovinzen, der übrigens auch viele ursprünglich deutsche, nur später nach dem Sturze des Ordens polonisierte Familien enthält, sind Geschlecht auf Geschlecht Unzählige in das preußische Offizierkorps eingetreten. Es ist ganz selbstverständlich, daß sie von dessen Geiste erfüllt worden sind. Unter dem unwiderstehlichen seelischen Banne, mit dem seit der Organisation Friedrich Wilhelms I. das preußische Offiziertum seine Angehörigen ergreift, sind sie alle vom Scheitel bis zur Sohle Mannen ihres Königs geworden. Die preußische Kriegsgeschichte belegt das mit zahllosen Beispielen. Gewiß, manch liebesmal hat bei manchen von ihnen unter innern oder äußern Einflüssen von Polonismus ein seltsames Empfindungsgebrodel gespukt und mag heute noch schärfer geschürt spuken: unter dem übermächtigen Geisteszwange des ihnen in Fleisch und Blut übergegangnen Fridericianismus hat in der Stünde der Entscheidung noch immer über alle Anfechtung gesiegt und wird jedesmal siegen ihr Königsmannentum, ihre Ministerialengesinnung. Ministerialengesinnung aber und deutsche Gesinnung sind eins. Die Wirkung hat nicht ausbleiben können. Sie hat mit Notwendigkeit zu einer tiefinnerlichen Durchsetzung auch des ursprünglich polnischen Teils des preußischen Klein- und Schwertadels mit wahrhaftig deutscher Gesinnung geführt. Er ist innerlich deutsch geworden. Wie sehr das der Fall ist, das beweisen gerade das Gezeter der erzpolnischen Blätter und die politische Haltung ihrer Brüder im Geiste gegen die „Hofpartei." Wer daran nicht Genüge findet, der sei auf etwas andres hingewiesen. Von den sarmatischen Staatsfunktionären Österreichs unterscheidet sich die preußische Zivil- und Militärministerialität polnischen Adelsstamms ganz auffällig. Ihre Art, der auch nicht ein Stäubchen der pekuniären Unzuverlässigkeit galizischer öffentlicher Ämterinhaber anhaftet, ist durch und durch preußisch-deutschen Dienstcharakters. Der polnische Kleinadel Preußens ist eben seelisch und geistig deutsch geworden.

Am klarsten zeigt sich die innere Umwandlung der Nachkommen von Angehörigen des einstigen Polenreichs zu wahren Deutschen in den bürgerlichen Kreisen des Ostens. Wenn oben die Erkenntnis gewonnen ist, daß Polentum und Mittelstand nicht nebeneinander bestehn können, und wenn in den Ostprovinzen ein wirklicher Mittelstand polnischer Zunge erwachsen ist, so müßte, von diesen Thatsachen aus angeschaut, eigentlich kurzweg a priori diese preußische Bevölkerungsgruppe als in Kultur und Sitte deutsch, als deutsch im besten Sinne des Begriffs in Anspruch genommen werden. Das könnte möglicherweise als beweisschwache petitio principii ausgegeben werden, als ein hohles

Gerede, das sich der Stütze von Thatsachen nicht sicher zu sein schiene. Deshalb sei darauf, so große Bedeutung es grundsätzlich hat, hier nicht Gewicht gelegt. Deshalb sei für die Entscheidung der Frage, ob der preußische Mittelstand polnischer Zunge zum Deutschtum oder zum Polentum gehört, andres, und zwar rein thatsächliches Material verwandt.

Bei dem anzufangen, was sich gleich beim ersten Anblick der Betrachtung bietet: Der preußische Mittelstand polnischer Zunge zeigt in seinem Bau ein individuell abgetöntes, organisch gegliedertes Gesellschaftsgefüge. Ist in Tarnow und Jaroslaw, in Kalisch und Lublin, im österreichischen wie im russischen Polen all das an Volk, all die rudis indigestaque moles, die zwischen den Schlachzizen und den Kmeten ihr Wesen treibt, ein wüst ineinander verschwommner, sozial ungegliederter Menschenbrei, so steht es mit dem sogenannten polnischen Bürgertume Preußens sehr anders. Hier herrscht scharf ausgeprägte gesellschaftliche Schichtung und Gliederung. Hier bestehn die beiden großen Gruppen des Großbürgertums und des Kleinbürgertums, und hier sondert sich das Großbürgertum wieder in Großkaufmannschaft und Fabrikantentum, während sich das Kleinbürgertum des Feinern zu Kleinkaufmannschaft, Ackerbürgertum und Handwerk individualisiert zeigt. Diese Gruppierung bis ins einzelne und einzelnste kann nun gegenüber dem sozialen Chaos der Gewerbe- und Handelsbevölkerung Halbasiens allerdings auch nicht als bürgerliche Eigentümlichkeit und Errungenschaft des Kulturlebens des gesamten Mittel- und Westeuropas angesehen werden. Der Romanismus erkennt bei seiner Verherrlichung der Masse grundsätzlich einer solchen Differenzierung überhaupt keinen Wert zu. Das Angelsachsentum schätzt den Personalindividualismus egoistisch materialistischer Art über alles; ihm gilt der gesellschaftliche Rahmen, worin die Einzelmenschen stehn, wenig, ja der Radikalindividualismus der Yankees ändert oder verwirft ihn bekanntlich ganz nach Belieben. Die der Wirklichkeit der Dinge feinfühlig nachgehende, darum der natürlichen Verschiedenheit bei Menschen und Verhältnissen nach innen wie nach außen ruhig und aus freieignem Wollen Rechnung tragende, in Wahrheit dem Individualismus und seinem Kernworte Suum cuique nachlebende Sichtung und Schichtung des großen Gesellschaftsganzen nach seinen organischen Teilgrößen ist lediglich und typisch allein deutsche Art. Wenn also das gesamte Wesen des polnisch sprechenden Mittelstands Preußens in dieser Art von Auffassung und Ausgestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse beschlossen ist, so giebt das den durchschlagenden ethischen Beweis dafür, daß er seiner Wesenheit nach deutsch ist. Wie sehr das der Fall ist, das wird in unvergleichlich bezeichnender Weise dadurch belegt, daß der ganz charakteristisch deutsche Drang, der seit den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts die Reichsgenossen, und besonders die des Mittelstands, beherrscht, nämlich der Trieb ihrer einzelnen zu treufestem Zusammenschlusse in der Form von Vereinen, auch der charakteristische Zug im Bilde des sogenannten polnischen Mittelstands von Ostelbien ist. Emporkommen ihres vollendet ausgebildeten Vereinswesens und Emporkommen ihres geistigen und materiellen Vermögens deckt sich bei diesen „Polen." Es ist kaum nötig, noch

ausdrücklich Marcinkowski und Wawrzyniak zu nennen, der übrigens nichts ist, als ein ins Polnische übersetzter Schulze-Delitzsch. Wenn durch irgend etwas, so beweisen just durch ihr Vereinswesen die bürgerlichen „Polen“ Preußens, wie grundsätzlich sie Deutsche geworden sind; denn Vereinswesen und Deutschtum sind einander deckende Begriffe. Das ist eine so alltägliche, durch die Erscheinungen des öffentlichen Lebens bei allen andern Völkern, Romanen und Angelsachsen, Galiziern und Russen, auch bei den Polen selber durch deren frühere Geschichte belegte Wahrheit, daß daran gar nicht zu rütteln ist. Was bei Nichtdeutschen als Klub, League oder Konföderation bestanden hat oder noch besteht, das ist himmelweit davon verschieden, was das deutsche Vereinswesen ausmacht. Das ist so gewiß, und das ist so sehr Gemeingut der Überzeugung aller Welt geworden, daß darüber kein Wort mehr verloren zu werden braucht; wer aber, in seinen politischen Ansätzen oder Träumen durch diese Feststellung unangenehm berührt, es doch nicht glauben will, der sehe einmal in die Witzblätter der ganzen Welt, am besten der außerdeutschen, hinein, und ihm wird nach dem, was er da findet, nichts übrig bleiben, als vor der Notorietät der Thatsache seinen unterthänigen Bückling zu vollführen. Es läßt sich eigentlich kein andres Beispiel finden, an dem so klar, wie an der sogenannten Polonisierung des ostelbischen Mittelstands polnischer Zunge, die bekannte Ironie der Weltgeschichte zu Tage träte. Mit ihrer fanatischen Arbeit an diesem Mittelstande haben die Macher ad majorem Poloniae gloriam ihn, den sie in unmittelbarer Gefahr der Germanisierung sahen, wieder durch und durch dem Polentum zurückgewinnen wollen: was sie bewirkt haben, das ist nicht mehr und nicht weniger, als daß sie, diese neusten und eifervollsten Gehilfen pour le roi de Prusse, ihn innerlich bis in die letzte Faser verdeutscht haben. Wie mit dem Bauerntum und dem Adel, so steht es auch mit dem Bürgertum polnischen Idioms in Preußen: es ist genau, wie jene, seiner Wesenheit nach typisch deutsch, kurzweg deutsch.

Alle polnisch redenden Staatsangehörigen des Deutschen Reichs müssen ethisch als Deutsche angesprochen werden. Geradezu verwunderlich wäre es, wenn man es anders machen wollte.

Mit der bisher gewaltigsten Macht der Geschichte, der romanischen Weltkultur, hat sich das Deutschtum seit seinem historischen Auftreten in einen erbitterten Kampf verwickelt gefunden. Es ist daraus und aus allen seinen vielgestaltigen Wandlungen als Sieger hervorgegangen. Da sollte es eines nach seiner Kultur so wertlosen Volksgetrümmers wie des Polentums nicht Meister werden können? Das nur zu denken, ist logisch närrisch. Komisch bestenfalls sind die Deutschen, die dazu neigen. Um so komischer, als schon das, was hier theoretisch ausgeführt wird, von Slawen selber thatsächlich festgestellt worden ist. Im Jahre 1897 ist in Moskau ein russisches Buch: „Skizzen des Weichselgebiets“ von einem ungenannten Verfasser erschienen (in den Grenzboten besprochen 4. Januar 1900). Der Schreiber gehört ohne Zweifel zu dem hohen Beamtentum des Zarenreichs; denn er ist mit den öffentlichen

Angelegenheiten Kongreßpolens in einer Weise vertraut, wie sie nur durch eine intime, aus amtlichen Quellen erlangte Kenntnis von Land und Leuten gewonnen werden kann. Mit seinem offenbar scharfen und daneben von keiner Parteinahme für Deutsche oder Polen beeinflußten Urteil bezeichnet er Posen als völlig verdeutscht. Das Buch ist in Deutschland sicherlich wenig bekannt; möglicherweise würde ihm auch, wenn das doch der Fall wäre, von den Deutschen und der ihnen oft noch anhängenden Splitterrichterei in Nebensächlichkeiten seiner Anonymität wegen mehr oder weniger Mißtrauen entgegengebracht werden. Zur Unterstützung seiner Feststellung seien deshalb hier nach dem alten Spruche, daß durch zweier Zeugen Mund allerwege die Wahrheit kund wird, die Aussprüche zweier andrer und den Deutschen genau bekannter Männer angeführt, die sich mit der Überzeugung des Ungenannten völlig decken. Mieroslawski hat während des polnischen Aufstands 1847, als von den Regimentern des fünften Korps fast niemand zu ihm und seinen Scharen überlief, ingrimmig ausgerufen: Vous les avez dégénérés nos Polonais. Pobedonoszew hat erst vor wenig Jahren tschechischen Parteiführern rund heraus gesagt: „Die Tschechen sind ja ganz im Banne der deutschen Bildung! Wie wollen sie es wagen, ihre totale Abhängigkeit von deutschem Wissen zu leugnen?" Der Generalprokurator des Heiligen Synods hat als typischer Russe, was er durch und durch ist, aus dem urwüchsig richtigen Empfinden seiner wahrhaft slawischen Natur heraus den Nagel auf den Kopf getroffen. Was er als Thatsache erklärt hat, und was auch die andern hier aufgeführten Zeugen zur Sache erklärt haben, das ist, wenn auch mit andern Worten, dasselbe, was hier in allgemeiner Wendung vorgetragen ist, das ist der Satz von der Zugehörigkeit der Westslawen, ganz besonders aber der preußischen „Polen" zum deutschen Kulturkörper, zum Deutschtum.

Eine Thatsache, und zwar eine mit Händen zu greifende und vollständig unanzweifelbare, scheint nun dieser Feststellung aufs entschiedenste entgegenzustehn und sie schlagend zu widerlegen. Es ist die Gewißheit, daß der großpolnische Traum heute gerade unter diesen germanisierten „Polen" eine viel größere, insbesondre aber viel thatkräftigere bewußte Vertreterschaft gefunden hat, als er sonst irgendwie gehabt hat. So sicher das der Fall ist, so sicher ist es doch kein Beweis gegen die hier gegebnen Ausführungen und für die Behauptungen der Gläubigen des Polonismus. Das ergiebt eine schärfere Prüfung der Dinge, wie sie wirklich sind; das ergiebt eine eingehendere Erörterung der Frage, was in Wirklichkeit die letzte und treibende Ursache der erstaunlichen Neubelebung des Polonismus in der jüngsten Zeit in Preußen ist.

Im allgemeinen und ganz besonders bei den Pangermanen unentwegter Richtung herrscht die Ansicht, der Hauptträger der Idee des Polonismus sei der katholische Klerus. Zum Beweise dafür wird auf die Erfahrungen der preußischen Regierung mit der Hierarchie im Osten seit Dunin hingewiesen. So in Bausch und Bogen zu urteilen erscheint für den kühlen Menschen-

verstand von vornherein nicht nur sehr oberflächlich, sondern auch stark bedenklich. Es erscheint sogar geradezu als politisch thöricht; denn dadurch wird preußischerseits sofort eine ganze gesellschaftliche Gruppe im Osten, die von ganz hervorragender Bedeutung im öffentlichen und privaten Leben ist, unter ebenso rücksichtsloser wie verbitternder Verletzung ihres tiefsten und reinsten menschlichen Empfindens in blödem Schematismus blindlings vor den Kopf gestoßen. Bei solchem Verfahren, das die gesamte papstgläubige Geistlichkeit des Ostens unterschiedlos in einen Topf wirft, werden die katholischen Pfarrer deutschen Stamms mit den polnischen Kaplänen in eine Linie gestellt. Das ist einfach der Gipfel politisch leidenschaftlicher Voreingenommenheit und Selbsttäuschung. Das Denken und Fühlen dieser Pfarrer ist, mag auch noch so vieles daran ziehn und zerren, und nicht etwa nur von polnischer und ultramontaner Seite her, im Grunde deutsch, wie das ja bei der Art des Deutschtums und seiner Kulturgewalt über alle seine Söhne gar nicht anders sein kann. Davon ist aber verdammt wenig zu spüren, werden gewisse deutsche Kreise höhnisch rufen. Gewiß, sie haben, obenhin betrachtet, nicht Unrecht. Nur, was sie pharisäisch zu schwerer Schuld stempeln, hat Gründe, die es, wenn nicht ganz entschuldigen, mindestens erklären. In jenem Wetterwinkel des Reichs sind die gesellschaftlichen Verhältnisse weichselzopfartig verfitzt, und das ist für niemand peinlicher, als für den dortigen geistlichen Bruchteil seiner deutschbürtigen Angehörigen. Da auf Menschen und Dinge einzuwirken, das läßt sich lediglich durch intim eingehende, individuelle Verwaltung ermöglichen. Einfach unmöglich aber ist es bei einem plump schematisierenden Regiment, das den Besonderheiten in der äußern und in der innern Lage des katholischen Klerus deutschen Stamms im Osten Preußens ganz und gar nicht Rechnung trägt. Eine solche nun, eine Reinkultur von Bureauadministration hat Preußen derzeit und muß es haben; denn seine heutige Verfassung läßt keine andre zu. Sakrileg wäre der jetzt geltenden preußischen Verfassung eine Individualverwaltung, wie sie das Land in der Zeit des Fridericianismus als volkstümlich verfassungsmäßige Einrichtung seiner öffentlichen Angelegenheiten gehabt hat. Sie allein, sie freilich sicher, wäre imstande, die hier zur Erreichung des ganz auf individuellem Gebiete liegenden Ziels erforderliche Individualleistung zu erbringen. Bis das heutige, trotz der Lehren der Verfassungskämpfe Wilhelms I. noch immer dem Glauben an den allein glücklich machenden Konstitutionalismus anhängende Preußentum sich auf die Bedeutung seiner alten fridericianischen und allein volkstümlichen Verwaltungsweise besinnen wird, hats allerdings noch gute Wege. Nur, wenn die Dinge so liegen, dann kann auf die katholische Geistlichkeit deutscher Herkunft im Osten nicht deshalb mit Steinen geworfen werden, weil das derzeitige preußische Regiment bei ihr keinen lauten patriotischen Wiederhall findet, dann kann insbesondre nicht kurzweg behauptet werden, in dieser Geistlichkeit lebe kein deutscher Hauch, in dieser Geistlichkeit werde zufolge ihres Katholizismus lediglich der Polonismus gehegt. Ja, solch ein Vorwurf in Bausch und Bogen ist, um der Katze einmal die rechte Schelle

anzuhängen, eine direkte Verleumdung, die unter den von ihr betroffnen nur böses Blut machen kann und das allem Anscheine nach auch prächtig gethan hat. Wie mag sie Dinder geklungen haben! Ihm, dem seine deutsche Gesinnung die Posen-Gnesener Inful zur Märtyrerkrone gemacht hat. Um nicht bei einzelnem zu bleiben: wer sich die Mühe nimmt, zwischen den Zeilen der vorsichtig gehaltnen, diesem Teile des katholischen Klerus offnen Presse zu lesen, der kann nicht verkennen, daß ihm nicht einmal hakatistische Regungen fern liegen. So kann man auch sagen, daß der katholische Klerus deutschen Stamms im Osten nicht als ein überzeugter und um seines Glaubens willen grundsätzlicher Träger der Idee des Polonismus betrachtet werden darf. Daraus folgt aber ohne weiteres, daß dem katholischen Klerus des Reichs die Rolle des Hauptträgers dieser Idee nicht kurzer Hand zugeschrieben werden darf.

Ganz anders steht es mit dem Teile der papstgläubigen Hierarchie in Deutschland, der nationalpolnischer Herkunft ist. Er tritt mit Leib und Seele für den Polonismus ein. Er ist durch und durch ultramontan und strebt rücksichtlos danach, das ihm folgende Volk neben national-polnischen mit kirchlich-ultramontanen Ideen zu erfüllen. Er ist auch in der katholischen Kirche, in der der Ultramontanismus die herrschende Richtung ist, enfant gâté. Da liegt es freilich nahe, zu der bekanntlich vielen Deutschen eignen Anschauung zu kommen, der Hauptträger der deutschfeindlichen Bestrebungen im Westslawentum sei die vom Ultramontanismus grundsätzlich gehegte polnische Kaplanokratie, oder gar der prinzipiell mit dieser Spielart katholischer Geistlichkeit gehende Ultramontanismus, der Katholizismus schärfster moderner Prägung an sich.

Es giebt innere Gründe, die diese Anschauung als in der Natur der Dinge begründet, also als geradezu unanfechtbar erscheinen lassen könnten.

Der papale Romanismus hat die Überzeugung, daß der katholische Priester in derselben Weise über den Laien stehe, wie sich einst der civis Romanus für erhaben über die Peregrinen gedeucht hat. Zum Polonismus gehört die Vorstellung, daß der Schlachziz ein besserer und höherer Mensch sei als der Kmet. Beide Grundansichten wurzeln ideell in demselben Boden. Daß sie sich, wie es übrigens schon lange in der Luft gelegen hat, völlig gefunden und sogar über ein Jahrzehnt eng miteinander verwoben haben, dafür hat zweierlei den Ausschlag gegeben. Nachdem unter den preußischen Gesetzen das westpreußisch-posische adliche Schlachzizentum vergangen war, hatte sich in dessen gesellschaftliche Rolle und Stellung bei dem dortigen der Führung bedürftigen Volke sarmatischen Stamms die orthodoxe Geistlichkeit gesetzt. Das hatte zur Folge, daß eine vollkommne Verschmelzung nationalpolnischer und kirchlich-orthodoxer Ideen in dem slawischen Klerus der posen-gnesenschen Kirchenprovinz eintrat. Das wieder führte zu dessen bedingungslosem Anschluß an den Papalismus. Rom hat selbstverständlich, was ihm so, ohne jeden Gegenanspruch entgegengebracht wurde, mit Wohlgefallen aufgenommen. Der Kulturkampf hat dann dazu geführt, daß auch die Kurie ihrerseits die intime Einigung

zwischen ihr und ihren geistlichen Söhnen aus der Diözese des Warthelandes bewußt betont und sorglich gepflegt und vertreten und endlich den Bund zwischen Ultramontanismus und Dominsel um so fester geschlossen hat, je schärfer der Kulturkampf entbrannte. Das konnte gar nicht anders sein. Der gemeinsame Gegner der beiden Verbündeten war der preußische Staat, und der Kampfpreis, den er ihnen beiden, einem Streitgenossen wie dem andern in gleicher Weise, bestritt, das war das Fundament ihres Seins, das war ihre Autorität über ihre Gemeinden, einerseits die Autorität des Papstes über seine katholische Gemeinschaft der Gläubigen, und andrerseits die Autorität des tonsurierten Schlachzizentums über seine Kmetenschaft.

Inwieweit der Staat Friedrich Wilhelms I. zu seinem Vorgehn im Kulturkampf ethisch berechtigt gewesen ist, das zu erörtern ist hier nicht die Stelle. Es kommt hier nur darauf an, festzustellen, welche innern Gründe für das Bündnis zwischen Ultramontanismus und polnischer Kaplanokratie vorhanden gewesen sind. Danach kann man allerdings nicht verkennen, auf wie starken Stützen die Ansicht ruht, die den Zusammenschluß des Katholizismus und des kaplanokratischen Polentums für organisch nimmt. Ihr kann trotzdem nicht beigepflichtet werden.

Wie Rom immer sein mag, diplomatisch kühle Auffassung der Dinge ist ihm von alters her charakteristisch, und wenn bei irgend einer Macht, so gilt bei ihm das Wort: „Mit einem Kadaver alliiert man sich nicht." Daß Polen aller modernen Galvanisierungsversuche ungeachtet ein Kadaver ist, das ist dem Vatikan, mögen sich auch noch so viele andre sogenannte politische Größen darüber haben täuschen lassen, sicherlich nicht entgangen. Das kann um so weniger bezweifelt werden, als für Rom seiner ganzen Geschichte und seinem innersten Wesen nach das Nationalitätsprinzip, aus dem allein die jetzige Irrlichterei in der Polenfrage herkommt, eine von ihm in seinem internationalen Kulturmachtbewußtsein höchstens belächelte leere Floskel kurzsichtiger Augenblickspolitik ist und bleibt. Mag die Kurie auch das Schlagwort der letzten Zeit und den Glauben der Menschen daran ausgenutzt haben, wo es ihr dienlich schien, für ernst oder gar für richtig hat sie es auf keinen Fall gehalten. Sie würde sich geradezu selber die Axt an die Wurzel legen, wenn sie ihm bei sich Raum gewährte. So hat sie nimmermehr von ihm aus die polnischen Angelegenheiten beurteilt, und so hat sie sich nimmermehr, mag auch noch so sehr versucht worden sein, dem Westslawentum mit dem Pinsel des Nationalitätsprinzips den äußern Anschein des Lebens anzuschminken, zu dem Glauben hinreißen lassen, daß im Polentum noch inneres, wahres Leben vorhanden sei. Wenn der Ultramontanismus im Kulturkampf auch die Diözese Ledochowskis so energisch wie gewandt als Hilfsgenossin benutzt hat, mit ihrem Geschicke das seine grundsätzlich zu verknüpfen liegt ihm ganz bestimmt völlig fern. Mögen die Toten ihre Toten begraben. Es wird Rom bei seiner diplomatischen Art nie ernstlich in den Sinn kommen, seine Zukunft dadurch, daß es sich selber den polnischen Leichnam ins Haus nimmt,

eben so leichtfertig wie politisch unklug zu kompromittieren. Das wird um so schneller und offner zu Tage treten und auch von dem fortgeschrittensten Ultramontanismus, der sich zu dem Eingeständnis aus leicht begreiflichen Gründen der Taktik und des Anstands freilich erst im letzten Augenblick herbeilassen wird, schließlich bekannt werden, je entschlossener er vor die Entscheidung gestellt wird, zwischen dem Deutschtum und dem Polentum zu wählen. Rom wird sich dann auf die deutsche Seite stellen. Die Gründe dafür liegen auf der flachen Hand. Zunächst ist das Reich, während Polen im Sterben liegt, eine von Lebensfülle, von unversieglicher innerer Lebenskraft strotzende Weltkulturgröße ersten Ranges. Da ist für kühle Überlegung nicht schwer, sich zu entschließen, mit welcher von beiden Parteien man gehn soll, und auf den sieben Hügeln wird sehr kaltblütig kalkuliert. Weiter werden in dem Weltweben der heraufziehenden Geschichte, für die grundsätzlich der Individualitätsgedanke entscheidend, für die also der Romanismus wegen seines Aufgehns im Autoritarismus an sich bedeutungslos sein wird, die Deutschen als geborne Individualitätsmenschen die ethisch maßgebende Macht der Zukunft, die katholischen von ihnen aber das einzig brauchbare und natürlich gegebne Mittelglied für die Kurie sein, um Fühlung und Verbindung mit dem Werdenden zu gewinnen. Möglich übrigens, ja wahrscheinlich ist es, daß an der Tiber das einstweilen noch nicht erkannt wird. Das würde selbstverständlich nur den dort versammelten Vätern zum Schaden gereichen. An den Beschlüssen und Handlungen der patres conscripti gemäß dem Notworte Videant consules usw. würde es doch nichts ändern. Wie sich die Weltlage allmählich mit innerer Notwendigkeit verschoben hat, muß bei der fast schon aufs äußerste gestiegnen und noch immer weiter drängenden Spannung zwischen Angelsachsentum und Romanismus das Haupt dieses letzten, das Papsttum, ängstlich bemüht sein, jede Neigung des Deutschtums nach der Seite des andern zu hintertreiben, sich das Deutschtum nach Möglichkeit zu verbinden. Darüber giebt sich das Kardinalstaatssekretariat im tiefsten Grunde seiner Erwägungen sicherlich keiner Täuschung hin. Seine Leiter werden das freilich im Verkehr mit Deutschland aus diplomatischer Klugheit nicht wahr haben wollen. Aber das politische Muß ist für sie so zwingend, daß sie am Ende gar nicht anders verfahren können, als dem Reiche auf Schritt und Tritt entgegenzukommen. Das wird schließlich bei dem Ultramontanismus den Ausschlag dafür geben, daß er sich, sobald er kurz und bündig vor eine klare Entscheidung in der deutschen „Polenfrage" gestellt wird, trotz aller seiner an sich begründeten Vorliebe für das Polentum zum Parteigänger des Deutschtums erklären wird. Die Ansätze dazu beginnen auch für blöde Augen schon deutlich erkennbar zu werden. In jedem Fall darf man die Parteinahme des Ultramontanismus für den Polonismus nicht als eine prinzipielle auffassen. Mit Rom läßt sich in der Frage paktieren, und zwar auf einer für das Deutschtum günstigen Basis.

Demnach darf man auch nicht den modernen Katholizismus für den grundsätzlichen Hauptträger der deutschfeindlichen Bestrebungen im deutsch-pol-

nischen Osten halten. Damit ist zugleich die Frage entschieden, welche Bedeutung dem national-polnischen Klerus für den Kulturkampf zwischen Deutschtum und Westslawentum beigelegt, wie hoch oder wie niedrig er in dem Ringen beider Rassen um Sein oder Nichtsein der einen gewertet werden muß.

Wohl wäre es möglich, daß ein Teil der sarmatischen Kaplanokratie thäte, wie die gesamte katholische Kirche. Dann ginge er in ihr und ihrem Verfahren auf, und nach dem eben Erörterten wäre nichts besondres darüber zu sagen. Aller Voraussicht nach thäte das jedoch nur ein sehr geringer Teil. Die überwiegende Masse wird, wie viele vorausdeutende Fälle schon zeigen, ganz anders handeln. Sie wird ihrem durch das Nationalitätsprinzip neu in ihr geweckten und nicht am wenigsten durch Rom selber unter Ausnutzung dieses modernen Schlagworts wachgerufnen Rassenfanatismus mehr gehorchen als der Stimme der Kirche. Sie wird sich von der Kurie, wenn diese mit dem Reiche geht und Polen Polen sein läßt, in heißer Erbitterung trennen. Damit wird sie aber den Ast, der sie allein trägt und ihr allein Halt giebt, selber absägen. Sie wird ihre geistliche, ihre geistige Stütze verlieren. Eine andre hat sie mangels eines eignen polnischen Kulturprinzips nicht. So wird sich dieser Haufe der niedern polnischen Geistlichkeit demselben Schicksal überantworten, dem das Westslawentum längst im ganzen verfallen ist; er wird, was seine Kultur anlangt, wertlos werden, zu einem banausischen Schlachzizentum in der Kutte herabsinken, und das hat vor der Kulturmacht des Deutschtums nicht mehr zu bedeuten, als einst das Schlachzizentum in der Konfederatka — wobei noch gar nicht in Betracht gezogen ist, daß mit den polnischen Kaplänen, im Notfalle auch mit den polnischen Pfarrern bei gutem Willen des Vatikans kirchenrechtlich im Handumdrehn gründlich aufgeräumt werden kann. So kann das Likowskitum nicht als eine maßgebende Größe im deutsch-polnischen Kulturkampfe betrachtet werden. Leere sarmatische Spreu im deutschen Sturme.

Alles in allem: die hohe, ja entscheidende Bedeutung, die heute fast allgemein in der Polensache dem katholischen Klerus, als deren geistigem Leiter, zugeschrieben wird, hat er in Wahrheit gar nicht. Es wäre ein arger Mißgriff, ihn für den Hauptträger der deutschfeindlichen Polonismuspläne im Reiche zu nehmen und danach gar grundsätzlich die Hauptzüge eines politischen Programms für die Deutschen in der Polenfrage zu formen.

Die Zentrale des Strebens nach Wiedererrichtung des Staats vom weißen Adler liegt heute beim polnisch sprechenden Mittelstande des preußischen Ostens. Er ist der Hauptträger der national-polnischen Idee. Er ist es, um das gleich kurz herauszusagen, weil er deutsch ist. Das klingt freilich, so frei hingesprochen, geradezu widersinnig. Aber richtig ist es doch. Eine einfache Erörterung zeigt das.

Früher sind alle Haupt- und Staatsaktionen der Krakowzen mit viel Begeisterung und viel Schnaps angestellt und aufgeführt worden. Immer verliefen sie in einer kurzen, plötzlich aufflammenden Bewegung, die dann so schnell erlosch, wie sie in wilder Eile losgebrochen war. Das ist ebenso der

Fall gewesen, als sich das Reich der Jagellonen noch lustig seines Daseins freute, wie später, als es jämmerlich in die Brüche gegangen war. Das war, solange Adel, Prälatur und Bauernschaft in der ihnen volkstümlich eignen, avitischen Weise die polnische Politik machten. Heute, wo sich der Mittelstand dabei eingemengt hat, sucht man das großpolnische Ideal in ganz andrer Weise zu verwirklichen. Heute setzen die bürgerlichen Kreise polnischer Zunge, indem sie sich grundsätzlich von Putschen fernhalten, harte und andauernde Arbeit daran, den Polonismus von innen heraus zu kräftigen, ihm materiell nachhaltige Macht zu geben und ihn dadurch für den Fall einer seinen Hoffnungen günstigen Weltkrise zur Wiedererrichtung seines Staats zu befähigen. Wie hingebend diese Arbeit vom preußisch-polnischen Mittelstande seit Marcinkowski und Wawrzyniak geleistet wird, dafür sprechen die wirtschaftspolitischen Vorgänge in den Warthegegenden seit Jahren in so beredter Weise, daß sie nicht zu beachten für Deutschland geradezu Hochverrat an sich selber wäre.

Nun, so sicher die alte Gepflogenheit der Konföderationen und Aufstände der Weichselländer echt sarmatisch ist, so sicher ist die neue bürgerliche Art in dem Verfahren zur Neubelebung Polens durch und durch deutsche Weise. Es ist stilles, unverdrossenes, nüchtern verständiges Arbeiten des Einzelnen an der Erreichung des um der Gesamtheit willen erstrebten Ziels; es ist das feste, hartnäckige Ringen in rastlosem Mühen, das deutschen Menschen eigentümlich ist, das gerade, so unbegreiflich, ja zuwider es wahrhaft slawischen Leuten ist, charakteristisch volkstümlich deutsches Wesen ist.

Weiter oben sind bei der Erörterung der Inkommensurabilität von Polentum und Mittelstand die allgemeinen Gründe dafür auseinandergesetzt worden, warum der polnisch redende Mittelstand im deutschen Osten seinem wahren Wesen nach als Deutschtum anzusprechen ist. Hier ergiebt sich für die Wahrheit dieser Thatsache nun ein ganz intimer Beweisgrund, der dem alltäglichen, d. h. unbewußt geübten, also natürlichen Gebaren des „polnischen" Mittelstands Preußens entfließt, in dessen typischer Art, zu sein, zu fühlen und zu denken, zu wollen und zu handeln, beschlossen und demgemäß völlig untrüglich ist, ja in sich selbst die Gewähr seiner Richtigkeit trägt.

Wie richtig, wie wahr das ist, mag zu allem Überflusse noch eine besondre Betrachtung und Feststellung belegen. In Kronpolen dringt nach dem oben angeführten Werke des ungenannten russischen Beamten das Deutschtum wirtschaftlich unaufhaltsam vor. Das vollzieht sich nicht nur ohne jede Unterstützung von reichsdeutscher Seite, etwa gar durch die Regierung, sondern sogar gegen die offne Widersacherschaft der polnischen Bevölkerung und insbesondre der russischen Behörden. Das vollzieht sich allein zufolge der innern Kraft des Deutschtums; diese befähigt es, sich Polen, Russen und Juden gegenüber beim Konkurrenzkampf in Stadt und Land, in Handel und Gewerbe zu behaupten, ja sich ihnen allen gegenüber als so überlegen zu beweisen, daß es entschiedner Herr des ganzen wirtschaftlichen Lebens in Kronpolen geworden ist. So im russischen Weichsellande. Ganz anders steht es heute im preußischen Polen. In Posen wird es dem Mittelstand deutscher Zunge trotz aller Unter-

stützung durch die preußische Regierung unsäglich schwer, sich vor dem Andrang der „polnischen“ Konkurrenz zu behaupten, von leichtem oder überhaupt von irgend welchem Vordringen des Deutschtums dort gar nicht zu reden. Während das Deutschtum in Kronpolen allein aus eigner Kraft Polen, Russen und Juden insgesamt meistert, kann es sich in Posen trotz aller staatlichen Hilfe vor den „Polen“ allein kaum im alten Besitzstande halten. Das ist schon manchem rätselhaft erschienen. Gewiß, einer Betrachtungsweise, wie sie heute im allgemeinen gäng und gäbe ist, ist es auch rätselhaft genug. Und rätselhaft ist es thatsächlich, wenn als Grund für die wirtschaftliche Tüchtigkeit der „Polen“ in Posen angenommen wird, die polnischen Mittelklassen hätten sich gegen früher materiell gehoben und stellten nun eine Bevölkerungsgruppe von hoher nationalpolnischer Befähigung für den Konkurrenzkampf und materiellen Nationalitätenkampf dar, während doch ein Blick auf Kronpolen und gar erst auf Galizien ohne weiteres klar vor Augen stellt, daß das Polentum auch heute noch keine Mittelklasse zu bilden vermag, und daß es auch heute noch nationalökonomisch so schwach geblieben ist, wie es alle Zeit seines Daseins gewesen ist. So, gemäß dem heute giltigen Schema, über die „Polen“ des Mittelstands in Posen denken und danach argumentieren, das heißt, die Augen vor den Thatsachen schließen, dessen ungeachtet aber ein deutliches Erkennen ihrer feinsten Einzelzüge, sogar der in Schatten getauchten, behaupten wollen. Mit solcher Weise der Untersuchung ist dem wirklichen Sachverhalt nicht auf die Spur zu kommen. Das ist nur bei ganz anderm Verfahren möglich, und zwar nur bei einem Verfahren, das aus den Dingen selber, und wie sie wirklich sind, geschöpft ist. Die Wirklichkeit der Dinge nun ist — unbestreitbar! — diese:

1. in Kronpolen herrscht das Deutschtum wirtschaftlich über das Polentum,
2. in Posen erwehrt sich das Deutschtum mühsam des Polentums,
3. in Kronpolen findet sich das Polentum in seiner alten Art.

Das läßt als vierten und Schlußsatz nur einen zu. Er lautet in seiner zunächst möglichen Form: Wenn das Deutschtum, das sich diesseits wie jenseits der preußisch-russischen Grenze gleich ist, drüben wirtschaftlich dem Polentum überlegen ist, hüben aber nicht, so kann das nur darum der Fall sein, weil das Polentum hüben ein andres ist als das drüben herrschende polnische Wesen, das der alten, wahren Art. Das führt sofort zu der Frage: Was ist denn aber das preußische „Polentum,“ wenn es nicht als wahre polnische Art angesprochen werden kann? Möglich wäre da — und von den Rädelsführern des Sarmatentums wird demgemäß verfahren werden —, es als ein abgewandeltes Westslawentum aufzufassen.

(Schluß folgt)





Künstlermystik

Ein neuer Nietzsche ist unter uns aufgestanden! Er heißt **Rudolf Kaßner** und redet mystisch, symbolistisch dunkel in Antithesen, Widersprüchen und Paradoxien, hie und da im Prophetentone.*) Ob ihn die „Moderne" über, unter oder neben Nietzsche stellen wird, weiß man noch nicht, was mich anbetrifft, so ist er mir lieber als Nietzsche. Er erklärt Gott nicht für abgesetzt oder tot wie Nietzsche, der sich, wenn bei ihm von Folgerichtigkeit die Rede sein könnte, eigentlich zum plumpen Materialismus der Darwinianer bekennen müßte. Er stellt die Bibel sehr hoch, erwähnt den bedeutenden Einfluß, den sie in England auf die Dichter übt, und schreibt: „Der Stil der Bibel ist das großartigste Vorbild einer vollkommnen Vereinigung von Pathos und Sinnlichkeit," was eine sehr gute Charakteristik ist, denn in der That vereinigt die Bibel die Anschaulichkeit Homers mit einem Pathos, das hoch über dem der griechischen Tragiker steht. Und Kaßner wird kein Unheil anrichten wie Nietzsche. Ob diesen alle die Leute, die ihn, weil er Mode ist, kaufen, auch wirklich durchlesen, erscheint mir sehr fraglich, aber seine berühmtesten Sachen lassen sich durchblättern, weil sie aus Aphorismen bestehn; unter diesen findet der Blätternde hie und da einen, den er versteht, und jedenfalls sind einige seiner aphoristischen Orakelsprüche geflügelte Worte geworden, die „die Moderne" in ihr Glaubensbekenntnis aufgenommen hat, sodaß sie auf die Massen wirken. In Kaßner, der, wie Nietzsche in seinen jüngern Jahren, zusammenhängende Aufsätze giebt, wird weniger geblättert werden, und ihn zu lesen werden nur wenige die Geduld haben, obgleich in seinem mystischen Nebellande manche auch für gewöhnliche Menschenkinder genießbare Frucht gedeiht. Endlich und vor allem: Kaßner maßt sich nicht an, die Welt umgestalten zu wollen. Daß Nietzsche sich selbst für eine Art Erlöser gehalten hat und auf das Leben einwirken wollte, erkennt auch jener an, indem er z. B. von dem allermodernsten Menschen, den die Modernen träumen, Seite 187 sagt: „Goethe hat ihn schon geahnt, und Nietzsche hat ihn aus den Träumen ins Leben führen wollen — er heißt bei ihm der Übermensch." Unser neuer Nietzsche hält sich bescheidentlich innerhalb des litterarischen Gebiets und kümmert sich um das Leben gar

---

*) **Die Mystik, die Künstler und das Leben.** Über englische Dichter und Maler im neunzehnten Jahrhundert. Akkorde. Leipzig, Eugen Diederichs, 1900. Die Ausstattung ist die altertümliche, die dieser Verlag pflegt.

nicht, und da es den Dichtern nicht allein erlaubt ist, zu dichten, zu fabeln und zu träumen, sondern geradezu ihr Beruf, so läßt sich gegen die vorliegende Wandrung durch ein Dichterfabelland nichts einwenden.

Eine Art Vorrede stellt den Dichter und den Kritiker, der Platoniker genannt wird, einander gegenüber. Die ganz mystisch gehaltne Charakteristik des Platonikers beginnt mit den Sätzen: „Der Kritiker, von dem ich zu Ihnen spreche, scheint auf den ersten Blick hin etwas so ganz Neues, so wenig Exponiertes, etwas mit allem so Verkettetes, daß es schwer ist, sein Wesen irgendwie positiv zu bestimmen. Er ist der Philosoph ohne System, der Dichter ohne Reim, der einsamste Gesellschaftsmensch, der Aristokrat ohne Wappen, der Bohémien ohne Abenteuer. Er lebt mit allen, und die Dinge erkennen in ihm kein Gesetz. Sie zeichnen ihn höchstens, seine Eitelkeit bewahrt die Male, und sein Leichtsinn wischt sie weg. Er »besitzt« viel Liebe und wenig Macht [das wäre in der That eine ganz neue Art von Kritiker, ungefähr die Umkehrung des heutigen Theaterrezensenten], sehr viel Stolz und keine Diener. Er hat das feinste Gehör und vermag keine Saite zu rühren. Er weiß alles und kann gewöhnlich nichts." So geht es durch dreizehn Seiten fort. Man sieht aber schon gleich aus dieser Probe, wie der Verfasser Unverständliches und Paradoxes mit Verständlichem und Annehmbarem mischt. Die letzten beiden Sätze gelten sogar von unsern gewöhnlichen Kritikern ganz allgemein, nur daß ein guter Kritiker wenigstens etwas kann, nämlich schreiben. Und Kaßner erkennt ihm sogar das Monopol der Prosaschreibkunst zu. „Alle großen Gedichte der Menschheit sind in Versen geschrieben. Die Romanschriftsteller, also die Dichter in Prosa haben mit nicht vielen Ausnahmen gar keinen oder einen schlechten Stil. Die Platoniker von Plato über Montaigne bis Nietzsche haben immer eine vollkommne Prosa gehabt." Es fragt sich nur, ob die Romanschreiber, die keinen Stil haben, überhaupt Dichter sind. Daß der Vers zum Wesen der Dichtung gehört, daß sich im leichten Versfluß die Dichteranlage offenbart, und daß der Versedrechsler kein Dichter ist, scheint auch mir sicher zu sein. Trotzdem habe ich immer Plato für einen Dichter gehalten, der nur darum keine Verse geschrieben hat, weil er nicht gewollt hat, den Aristoteles dagegen für den Vater der Kritiker, und die meisten dürften bisher derselben Ansicht gewesen sein, aber es geht am Ende auch so, wie der Herr von Meyer-Arnswalde zu sagen pflegte; vielleicht meint Kaßner, Leute wie Aristoteles hätten im Reiche der Phantasie überhaupt nichts zu sagen, auch nicht zu kritisieren. Eine sehr schöne, wenigstens sehr schön klingende Beschreibung zweier Menschenarten finden wir auf Seite 10: „Der Dichter thut eigentlich nichts andres, als daß er für die große Seele aller, die auch seine Seele ist, eigne Formen findet, der Platoniker sucht in den vielfach verschlungnen Körpern des Lebens seine eigne Seele. Der Dichter verkörpert, schafft, kommt entgegen, der Platoniker vergeistigt, erzieht, zieht herauf und entzieht sich. Wie zwei Brüder sind sie. Der eine kommt den Berg herab, die Sonne im Rücken, in der Hand die Gaben der Höhen wie Flammen, die

ihn nicht sengen, der andre steigt den Berg herauf, seine Hände sind leer, und seine Augen vergessen. Sie begegnen einander und tauschen die Zeichen, mit denen sie dem Leben verschworen sind." Der letzte Satz klingt ein bischen dunkel, aber das Ganze klingt gut und poetisch bis auf das herauf und herab, und die beiden Brüder kann man sich gut vorstellen; ob aber der Dichter und sein Rezensent so aussehen, wird manchem zweifelhaft erscheinen. Nur ein Zug trifft zweifellos zu, daß der Dichter mit vollen, der Rezensent mit leeren Händen kommt.

Von den englischen Dichtern und Künstlern, die in dem Buche behandelt werden, ist William Blake der erste. Außer den Spezialisten auf dem Gebiete der englischen Kunst und Litteratur dürfte ihn in Deutschland niemand kennen. Populäre Litteraturgeschichten wie die von Leixner nennen ihn nicht. Aus dem Konversationslexikon erfährt man, daß er von 1757 bis 1828 gelebt hat, daß er Maler, Zeichner, Kupferstecher und Dichter gewesen ist, Visionen gehabt und diese in Wort und Bild dargestellt hat. Kaßner giebt den Hauptinhalt der Dichtungen Blakes wieder, und es scheint, daß er damit seine eigne Weltansicht ausspricht. Blake hat oft mit Christus, Sokrates, Milton, Voltaire lange Unterredungen gehabt. Er ist nach Kaßner „der unerschrockenste Lehrer von der Wirklichkeit der menschlichen Phantasie [gemeint ist wohl die Wirklichkeit der Phantasmen, an der Wirklichkeit der Phantasie zweifelt doch niemand], seine Ethik ist die Ethik der Phantasie, und darin liegt seine Bedeutung. Er hatte nur ein Gewissen, und dieses war die Phantasie, dieses gewissenloseste Ding." Blakes Phantasien bewegen sich um Paradies, Sündenfall und Erlösung. Im Paradies waren die Menschen geschlechtslos, zeugten und gebaren nicht und wußten nichts vom Tode. „Sie hatten keinen Willen und darum kein Schicksal. Sie litten nicht, weil sie nicht handelten, und mit den Spiegeln fehlte ihnen die Sehnsucht. Sie wußten nichts vom Raume, denn sie waren überall, sie nahmen die Zeit nicht wahr, denn alles war Ewigkeit. Sie kannten das Ideal nicht, denn sie waren es selbst. . . . Alle Menschen waren Dichter, die Felsen und Bäume und Tiere waren Menschen —" seen afar, setzt allerdings Blake hinzu, also für den, der sie mit dem Dichterauge von weitem beschaut. Der Sündenfall besteht in einer Reihe von Emanationen. „Der Geist emanierte in die Natur, die Seele in den Körper, die Ewigkeit in die Zeit, der Wille in das Schicksal, der Mann in das Weib, der Künstler in sein Werk, und der Mensch in sein Ideal. Ein jedes Ding verhält sich zu seiner Emanation wie das Positive zu seinem Negativ, die Bejahung zur Verneinung, das Männliche zu dem Weiblichen." So drückt es Kaßner aus. Bei Blake sind die Emanationen Fabelwesen mit phantastischen Namen wie Urizen, Luvah, Tharmas, Urthona, deren Kämpfe, Leiden, Liebesgeschichten und Ehen er erzählt, und die Kaßner als Vernunft, Gefühl, Begierde, Instinkt, als sonstige Kräfte, Anlagen, Stimmungen, Zustände des Menschen deutet. Durch die Trennung des Emanierten von seinem Urquell entstehn die heutigen Geschöpfe, denen zwei Wege offen stehn: zurück zum wahren, ewigen Leben, oder

vorwärts in diesem heutigen Leben, das nur Tod ist. Das Leben liegt in der Phantasie, im Geiste, Christus ist sein Vermittler, und der Mann seine Verkörperung, der Tod liegt in der Vernunft, im Leibe, Satan ist sein Vermittler, und das Weib seine Verkörperung, Natur, Vernunft, Gesetz, positive Religion gehören dem Reiche des Satans an; sobald der Mensch etwas für Sünde hält, verfällt er dem Satan. Der Wille des freien Mannes kennt keine Sünde. Sünde ist „ein unbedeutendes Versehen, das leicht vergeben wird." Von sich selbst sagt Blake: „Ich bin vielleicht der sündhafteste aller Menschen und erhebe keinen Anspruch auf Heiligkeit; ich will nur lieben, sehen, mit Menschen als Mensch verkehren und am Freunde der Sünder*) teilhaben." Seine Freunde versicherten, er sei den Tod eines Heiligen gestorben; im Leben wurde er von den meisten für verrückt gehalten. Von Milton sagte er, dieser sei ein wahrer Dichter, aber, ohne es zu wissen, ein Parteigänger des Teufels gewesen (als Anhänger einer positiven Religion). Daher komme es, daß er von dem Teufel und der Hölle in Freiheit, von Gott und den Engeln aber in Fesseln schreibe. Wie sich das Leben des gefallnen Menschen gestaltet, beschreibt Blake — wenn ihn Kaßner getreu interpretiert — folgendermaßen: „Wenn unser Intellekt schwach wird, so werden unsre Gefühle aufdringlich und fühlen nicht eher, daß sie eigentlich von Natur aus blind sind, bis sie sich nicht an den Kopf gestoßen haben. Was sie anzieht, schwächt sie, und bevor die Menschen an ihrer Dummheit verbluten, kommt ihnen die Vernunft zu Hilfe und sagt ihnen, sie müßten gesetzlich lieben. Der stärkere Teil nun unsrer Gefühle lebt als Sehnsucht gebunden fort, den schwächern Teil vermag das bischen Leben leicht aufzuzehren. So kam es, daß die Menschen die Bildung gesetzlich regeln, die Dummheit und unfreiwillige Keuschheit Unschuld nennen, daß sie ihre Weisheit verschweigen und mit ihrem Wissen protzen, und daß sie den, der sich nicht schämt, schamlos nennen. Darum nur heißen sie die Heuchelei gute Sitte, die Feigheit Vorsicht, die Unfähigkeit Demut, den Stolz Hochmut und die Großmut, unter der sie stehn, Übermut."

Oft kehrt der Gedanke wieder — ein Gedanke, der an mehrere Gedanken Nietzsches erinnert —, daß das Weib von Natur rein passiv sei, und daß es Unheil stifte, wenn es einen eignen Willen bekomme. Einer seiner mythologischen Dämonen schilt einen andern, weiblichen:

Shall the feminine indolent bliss, the indulgent self of weariness,
The passive idle sleep, the enormous night and darkness and death,
Set herself up to give her laws to this active masculine virtue?
Thou little diminutive portion, that darest to be counterpart,
Thy passivity, thy laws of obedience and insincerity
Are my abhorrence.

---

*) Simers für sinners ist der eine der vier Druckfehler, die ich in dem Buche gefunden habe, dessen Druck ebenso sorgfältig ist wie sein Stil; die andern sind: ein falsches Komma auf Seite 44, Turneschen Landschaft für Turnerschen Seite 78, und Andromache für Andromeda Seite 196.

Aber in wie viel tausend Ehen sind die Rollen geradezu vertauscht. Das ist nun eben nach Blake, und wohl auch nach andrer Leute Meinung, das Nichtseinsollende, indes geht Blake zu weit, wenn er behauptet, in der Ewigkeit, womit er die Idealwelt meint, gebe es kein solches Ding wie einen weiblichen Willen, wenn er also dem Weibe das Recht auf eigne Persönlichkeit abspricht. Kaßner spricht die Inferiorität des Weibes mit den Worten aus: „Noch nie hat ein Weib einen Gott geschaffen, und die Abenteurerin nennt man Dirne."

Was Blake eigentümlich angehört, das ist die Form. Über seine Gemälde und Zeichnungen kann ich nicht urteilen, da ich keine gesehen habe, aber ein Dichter von Verdienst ist er den hier mitgeteilten Proben nach zu nennen. Schon die ersten beiden Strophen des kleinen Gedichts: „Das Land der Träume" genügen, das zu beweisen:

Awake, awake, my little boy!
Thou wast thy mother's only joy.
Why dost thou weep in thy gentle sleep?
Oh wake, thy father doth thee keep.

Oh what a land is the land of dreams?
What are its mountains and what are its streams?
Oh father! I saw my mother there
Among the lilies by waters fair.

Dagegen ist der Ideengehalt seiner Phantasien, wie man sieht, nichts Neues, sondern nur der uralte der Brahmanen, der Gnostiker, Mystiker und Theosophen aller Zeiten. Sein Mensch ist der durch fortgesetzte Emanationen sozusagen heruntergekommne Gott, sein Paradies ist der selige Bythos des Valentinus, der Ur- und Abgrund und Quell alles Seins, und seine Emanationen unterscheiden sich nur dem Namen und dem schönen Verskleide nach von den Äonenpaaren der Gnostiker. Wie in allen alten Mythologien verkörpert das rebellische Weib auch bei ihm das Böse. Und wie viele gnostische Sekten und die ihnen geistesverwandten mittelalterlichen, namentlich die Brüder und Schwestern des freien Geistes, bis zu den husitischen Adamiten und den Libertinern herab, die dem Reformator Calvin zu schaffen machten, die Sünde Tugend, die Tugend Sünde und das Gesetz böse nannten, wofür sie sich auf Christus, Paulus und Luther berufen konnten, so läuft auch die moderne Spekulation gern in jene Libertinage aus, die als etwas Neues, Kühnes und als ein ungeheurer Fortschritt angestaunt wird, weil Nietzsche und verwandte Geister ein paar neue Namen dafür erfunden haben. Bei Kaßner ist diese Freigeisterei unschädlich, weil sie sich, wie gesagt, innerhalb des litterarischen Gebiets hält. Der Dichter hat das Recht, mit den einander widerstreitenden Elementen des Lebens zu spielen und das Unterste zu oberst zu kehren; der Philosoph dagegen hat als Volkslehrer die Pflicht, zu unterscheiden, auseinanderzuhalten und zu ordnen. Nicht leicht ist die Unterscheidung, denn nicht

bloß in der Phantasie des Dichters, auch im Leben fließen die feindlich entgegengesetzten Kräfte wild durcheinander, und die Leidenschaften der Menschen, ihr Glücksbedürfnis und ihre Vorurteile hängen daran. Bald feindlich, bald sich ergänzend und harmonisch zusammenklingend stehn einander gegenüber Gott und Welt, Geist und Körper, Seele und Leib, Mensch und Natur, Mann und Weib, Vernunft und Trieb, Phantasie und Verstand, Wille und Erkenntnis, oder wie Schopenhauer sagt Wille und Vorstellung, Freiheit und Gesetz. Gleich schon im Anfange des Denkens, Phantasierens und Spekulierens liegt unter andern Versuchungen auch die nahe, der Blake unterlegen ist, je die ersten und je die zweiten Glieder dieser Paare zu identifizieren. Wie falsch das ist, beweist schon der Umstand, daß je nachdem der Geist des Denkers gerichtet ist, der Leib als Gefängnis der Seele oder der Geist als Fessel der Natur gehaßt, die Intelligenz als Feindin oder als Retterin des Willens angesehen wird. Gewohnheit, Sitte, Staats- und Kirchenordnungen zielen darauf ab, den Menschen zum willenlosen Teil eines Ganzen und sein Handeln zum Abdruck einer Schablone zu machen. Das ruft Widerspruch hervor, eine Strömung, die der Philosoph Subjektivismus und Individualismus, die Kirche Ketzerei, der Staat Liberalismus, Revolution, Anarchismus nennt. Die Autoritäten erklären die Triebe für das Böse und wollen sie unterdrücken oder ausrotten, die Revolutionäre erklären die fesselnden Ordnungen für das Böse und wollen sie abschaffen. Jene ersticken das Leben, diese vergeuden es, beide bringen es um, jene langsamer, diese rascher. Die rechte Philosophie lehrt, daß das Leben weder ohne Lebensdrang, Willen, Trieb, Glückseligkeitsgier möglich ist, noch ohne Begrenzung und Zügelung der Einzelwillen durch Vernunft, Gesetz und Ordnung. Sie erklärt daher beides für gut: das Streben ins Unendliche und die Schranke, die den endlichen Geist in einen kleinen Kreis des Wirkens und Genießens bannt. Der Lebensdrang ist das Leben selbst, die Begrenzung aber ist die Bedingung, unter der allein geschöpfliches Einzelleben dauern kann. Das Anstürmen des Einzelnen gegen die Schranke, oder was dasselbe ist, der Kampf der Einzelnen gegeneinander, denn ein jeder ist eben des andern Schranke, ist die Sünde, aber die Sünde ist unvermeidlich, weil mit dem Kampf ums Leben das Leben selbst aufhören würde. Der Ordnungs-, Sitte- und Autoritätsmensch bildet sich ein, eine sündelose Welt erzwingen zu können — die Balken im eignen Auge sieht er ja nicht —, der Freigeist hält die Unterscheidung von Gut und Böse für die einzige Sünde und die wirkliche Sünde für Tugend, der wahre Philosoph erkennt die Sünde als Sünde an, nimmt sie aber als eine vom irdischen Dasein unzertrennliche Unvollkommenheit hin und glaubt als Christ, daß sie dem Erlösten, d. h. dem Menschen von gesunder Willensrichtung nicht schade, die Sünde nämlich, nicht etwa Ruchlosigkeit und Greuelthat, die ein Mensch von gesunder Willensrichtung nicht verübt. Das mag als Auseinandersetzung mit der Ethik „der Moderne," die Kaßner zu vertreten scheint, genügen; es ist nichts Neues, aber auch die neue Ethik ist schon uralt; es ist ein wenig philisterhaft, aber das Publikum,

für das man gewöhnlich schreibt, besteht auch nicht aus lauter Ausnahmemenschen, wie Kaßners englische Dichter und Künstler sind.

Auf den unbekannten Blake folgen Shelley, Keats, die Präraffaeliten unter der Kapitelüberschrift: Der Traum vom Mittelalter, Rossetti, Swinburne, Morris, Burne-Jones und Robert Browning. Diese alle kennt man in Deutschland wenigstens oberflächlich. Da aber oberflächliche Kenntnis nicht genügt, dem, was der Verfasser über sie sagt, gerecht zu werden, so beschränke ich mich auf eine allgemeine Betrachtung. Die genannten Dichter oder vielmehr ihre Werke haben alle etwas von den heiligenbildähnlichen oder an Lilien erinnernden Gestalten der Präraffaeliten an sich; Schatten nennt Kaßner die Personen Shelleys, unirdisch werden sie von andern genannt. Und wo sie, wie Swinburne in einigen seiner Gedichte, realistisch werden, da werden sie wild erotisch. Eine solche Richtung erscheint als eine Notwendigkeit im modernen englischen Leben. Denn dieses ist in der Form überfeinert, inhaltlich aber roh materialistisch, ganz auf Erwerb und Anhäufung von Besitz gerichtet und verschmäht als Mittel zum Zweck keine noch so grausame Gewaltthat. Der englische Geist ist aber, als ein echt germanischer, universell; findet man doch, sagen die Engländer selbst, in Shakespeare, wie in der Bibel, alles, besonders aber zarteste Empfindung und so vergeistigte Wesen wie Prospero und Miranda; und Shakespeare war ein Schauspieler in einer wüsten Zeit, wie stark muß also das feinere Element im englischen Volksgeiste sein! Je mehr sich nun das Gesamtleben des Volkes materialistisch gestaltet, desto einseitiger muß sich jenes andre Element entwickeln; da sich das Volksleben nicht vergeistigen und idealisieren läßt, wendet sich der Geist von ihm ab, tritt in Gegensatz zu ihm und wandelt seine eignen phantastischen Bahnen. Wo aber die Dichtung einmal den wirklichen Menschen darstellt, wird sie mit Vorliebe die Seite an ihm hervorkehren, die, wie die englische Sittengeschichte beweist, ganz besonders stark in ihm entwickelt ist, von den höhern und Mittelständen jedoch heute — äußerlich und zum Scheine — gänzlich verleugnet wird. Und mit der Richtung aufs überirdisch Feine, Überzarte, Vergeistigte kommt die Kunst sogar dem Bedürfnis des Alltagsengländers entgegen, der doch eben auch noch seinen Anteil am allgemeinen Volksgeiste hat. Zufällig finde ich, daß im 37. und 38. Heft des Jahrgangs 1890 der Grenzboten Richard Muther an die zwei Seelen in des Engländers Brust erinnert und hervorgehoben hat, der heutige Engländer wolle in der Erholung, die ihm sein Heim bietet, die gemeine Wirklichkeit des Lebens draußen, namentlich den Daseinskampf, vergessen, und wähle daher zum Schmuck seiner Wohnung Kunstwerke, die ihn nicht daran erinnern. Freilich sagt Muther auch, über den Zimmerschmuck entscheide der Geschmack der Frau, und es fragt sich daher noch, ob sich der Mann dieser Geschmacksrichtung bloß fügt, oder ob sie seinem eignen Bedürfnis entspricht. Was nun von der englischen Kunst gilt, das gilt doch wohl von der nordisch-germanischen Kunst im allgemeinen einigermaßen. Unser Leben wird immer mehr Erwerbsleben, anglisiert und amerikanisiert sich immer mehr. Darum wendet

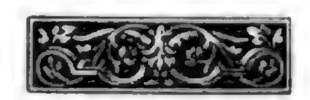


sich der Dichter-, der Künstlergeist von ihm ab, wird phantastisch und symbolistisch, verbohrt sich in die feinsten und schwierigsten psychologischen Probleme; Stimmungen, Empfindungen, Grübeleien, die auch gesunde Menschen anwandeln, aber ohne ihr Handeln und ihren Lebensgang zu bestimmen, macht er zum ausschließlichen Inhalt seiner Geschöpfe. So wenig unsre Maler und Malerinnen, unsre Romanschreiber und Blaustrümpfe den Mönchen und Nonnen ähnlich sehen mögen, in Wirklichkeit sind sie die modernen Eremiten und Klosterleute. Die Welt verlangt von einem jeden, daß er für sie arbeite und sich mit dem Stück persönlichen Lebens begnüge, das nebenbei und zufällig für ihn abfällt. Das ist heute mehr als je der Fall, und Leute mit ungemessener Arbeitszeit, zu denen nicht bloß die Klassen der Lohnarbeiter gehören, die der Arbeiterschutz noch nicht erreicht, sondern auch viele Geschäftsleute, haben gar kein eignes, persönliches Leben, kein Seelenleben, ja bei vielen darf man beinahe sagen, keine Seele. Das gesunde Verhältnis besteht darin, daß sich das Seelenleben in der Arbeit entwickelt, und daß die eine Persönlichkeit an der andern erwacht und erstarkt. Aber im Widerstande gegen die unersättliche Welt, die den einzelnen verschlingen statt bilden will, entwickelt sich die der Verkümmerung entgegengesetzte Krankheit der Hypertrophie des Seelenlebens. Der seines Werts Bewußte will entweder als Asket seine Seele retten oder sie als Moderner genießen, und beides kommt, wie es den feinsten und extremsten Egoismus zum gemeinsamen Ausgangspunkt hat, so auch im Erfolg auf dasselbe hinaus, indem es der Asket auf eine geistige Schwelgerei abgesehen hat, bei der er sich nicht selten in eine krankhafte Erotik verirrt. Neben einer Poesie nun, die sich nur noch in der Weise eines Novalis mit Seelenmalerei, Darstellung feinster Empfindungen und Aufsuchung geheimnisvoller Beziehungen zwischen der Seele und den Dingen befaßt, entwickelt sich eine Kunst, die von der Erwägung ausgeht, daß die vollständige Scheidung der Poesie von der Wirklichkeit unnatürlich sei, und daß, solle die Kunst fortbestehn, sie weder im Unwirklichen schwärmen noch sich auf das Kopieren vergangner Wirklichkeiten beschränken dürfe, sondern unsrer heutigen scheinbar unästhetischen Wirklichkeit die trotzdem vorhandne ästhetische Seite abringen müsse. Sind demnach beide Richtungen, die symbolistisch-mystische wie die naturalistische, notwendige Erzeugnisse unsers Maschinen- und Börsenzeitalters, so darf man ihnen auch die Berechtigung nicht absprechen; nur sollten es die Dichter vermeiden, durch die Vermischung beider Stilarten Monstra hervorzubringen, wie Ibsens symbolistische Stücke, deren Anstößiges im modernen Kostüm und Milieu liegt. Eines modernen Baumeisters höchster Wunsch ist es nicht, auf den höchsten Bergen oder Turmspitzen zu stehn, und ein mythologischer Ikarus-Euphorion zeichnet keine Pläne und schließt keine Baukontrakte ab. Goethe würde sich und Byron nur lächerlich gemacht haben, wenn er diesen in weißen Pantalons und blauem Frack hätte aus der Luft stürzen lassen zu den Füßen seiner Lady Mutter, und die englischen Dichter Kaßners haben wohl daran gethan, ihre allegorischen Gestalten in altgriechische oder orientalische Gewänder zu hüllen.

Da Kaßner selbst Mystiker ist, darf man sich nicht wundern, bei ihm auf viele Sätze zu stoßen, die das uneingeweihte Publikum, wenn es solche Bücher läse, für baren Unsinn erklären würde. So z. B. nennt er Byron in einer übrigens prächtigen Charakteristik „verlogen bis zur Wahrheit" und sagt von den Deutschen, sie seien „vornehmlich Philosophen und Musiker, d. h. Verliebte." Und von Morris und Burne-Jones heißt es: „Sie waren aber auch Ästheten und liebten die Leidenschaft als Sünde und die Tugend als Askese. Sie waren modern und empfanden wie die meisten von uns vor einem Marienbilde wie Heiden und vor der Venus von Milo wie Christen." Doch findet auch der Uneingeweihte so manches, was er versteht, und was weiter gedacht zu werden verdient. So liest man Seite 85: „Die Handlung eines vollkommnen Dramas trägt die Musik in sich, wie sie ein vollkommner Mensch in sich trägt. Beide werden durch von außen hinzutretende Musik nur gestört, und Komponisten wissen das, und um ihre Musik notwendig erscheinen zu lassen, müssen sie die Handlung der bedeutenden Vorlage [?] so erbärmlich wie möglich machen." Spricht er damit nicht Wagnern das Todesurteil, den er für einen der drei größten Deutschen erklärt? Die andern beiden sind natürlich Goethe und Nietzsche. Daß der Künstler nicht durch ein zu starkes sinnliches Interesse an seinen Gegenstand gefesselt sein dürfe, wird sehr anschaulich ausgedrückt: „Man wälzt sich entweder in einem Heuhaufen, oder man tritt von ihm weg und kann ihn dann malen." Seite 110 schreibt der Verfasser sehr gut: „Die Frage von Licht und Schatten ist die wichtigste, ja einzige Frage des Lebens im allgemeinen und der Kunst im besondern." Wirklich geistreich ist folgender Gedanke: „Mich wundert immer, warum noch nie ein Dramatiker versuchte, eine Tragödie zu schreiben, die mit dem fünften Akte sozusagen beginnt und den Helden alle Akte der Reihe nach bis zum ersten — erniedrigt." Ist nicht das Leben jedes Menschen, der als idealistischer Jüngling anfängt und als Philister stirbt, eine solche umgekehrte Tragödie? Vom Deutschen sagt der Verfasser nicht übel, man könne ihn nicht mit zwei dividieren, es bleibe immer ein Rest, und fährt dann in seiner paradoxen Weise fort: „und dieser Rest ist dann entweder ein Unsinn oder ein Ideal, ein Gott oder die Musik." Eine Erklärung des englischen Cant schließt mit den Sätzen: „Ich weiß gar nicht, was Cant überhaupt ist und nicht ist, ich weiß nur, daß er nicht musikalisch produziert. Du darfst aber auch nicht vergessen, daß auch dann, wenn die Franzosen von raison und Ideen, die Deutschen von Vernunft und Idealen sprechen, der eine oder andre Engländer mit feinem Humor vielleicht auch nur: Cant! sagt."

Das steht nämlich in einem Dialog über Stil, der den Abhandlungen über die Dichter angehängt ist. Stil im Schreiben und im Handeln ist dem Verfasser das allerwichtigste im Leben, und wenn sein eigner Buchstil auch vielleicht nicht von allen Kritikern als musterhaft anerkannt werden wird, so muß man ihm doch lassen, daß er sich redlich Mühe damit giebt und jeden Satz auf das sorgfältigste drechselt. Eine Charakteristik der Sprache Shelleys,

die zugleich als Glanzprobe von Kaßners eigner Sprache dienen kann, mag diesen Bericht über das originelle Buch schließen. „Es ist etwas eignes um die Bilder Shelleys. Sie sind wie aus Licht, Luft und Wasser gewoben, die Farben sind die des Regenbogens, ihr Ton der des Echos, ihre Dauer, wenn ich so sagen darf, der der auf- und abschäumenden Welle. Shelley liebte das Meer und das Schicksal, die Segel und die Seele, die Sterne und die Augen. Er liebte die Wolken, die Töchter des Meeres und der Luft, und die Menschen, die Kinder des engenden Schicksals und der weitenden Sehnsucht, er liebte den Regenschauer und die Thränen. Der Wind jagt die Wolken, der Wille die Menschen. Er liebt die Lust, wenn sie in den Schmerz hinstirbt wie der Tag in die Nacht. Mond und Echo sind ihm wie die Erinnerung an den Glanz und den Jubel des tagenden Glücks. Er liebte die Dinge um ihres Wechsels willen, er, der nie Ruhe fand. Doch unzerstörlich lebt in ihm das heiligende Wissen vom ewigen Sein der Naturkräfte. Ein Ding verstehn, heißt Ohr für seine Musik haben. Alles, was ist, soll man daraufhin prüfen, den Menschen und sein Gedicht. Ich stelle Shelleys Lyrik die Goethes gegenüber. Auch als Lyriker ist Goethe immer Künstler, er nimmt jedes Ding in seiner Eigenheit und spannt und streicht es wie eine Saite, bis es einen Ton giebt und Musik geworden ist. Für Shelley ist die Welt unvergleichlich ärmer, aber er hört in den Dingen, denen sein Auge offen ist, überhaupt nur die Musik, und sein Dichten ist ein Leiden an den großen Harmonien." C. J.



Eine Dienstreise nach dem Orient

Erinnerungen von Staatsminister Dr. Bosse

eit Jahren gehörten zwei Reisen zu meinen sehnlichsten Wünschen, eine Reise nach Amerika und eine nach Paläſtina. Zwei sehr verschiedne Reiseziele, ebenso verschieden wie die Gründe meiner Sehnsucht nach ihnen. Nur die Unwahrscheinlichkeit, daß diese Sehnsucht jemals Erfüllung finden könnte, war bei beiden gleich groß. Schon Homer ermahnt: *ἀλλ' οὐ Ζεὺς ἄνδρασσι νοήματα πάντα τελευτᾷ*, nicht gewährt Zeus den Männern alle Wünsche. Damit hatte auch ich mich abgefunden. Allein zuweilen geschehn plötzlich und unverhofft Dinge, die auch den kühnsten Wünschen Erfüllung bringen. So ist es mir mit der ersehnten, aber für unerreichbar gehaltnen Orientreise ergangen. Wider alles Erwarten fiel sie mir plötzlich in den Schoß. Ich habe in meinem bewegten Leben viel Schönes und Interessantes gesehen und erfahren, und ich bin dafür dankbar. Diese Reise aber mit allen ihren Seltsamkeiten — sie verlief ganz

anders, als ich sie bei freier Disposition mir eingerichtet haben würde — gehört immerhin zu den Glanzpunkten meiner Erlebnisse.

Am 1. September 1898 war ich in meiner Eigenschaft als Kultusminister, wie üblich, zu dem im Berliner Schlosse stattfindenden Herbstparadediner befohlen worden. Als nach aufgehobner Tafel der Kaffee herumgereicht wurde, kam der Geheime Kabinettsrat von Lucanus an mich heran und teilte mir mit, der Kaiser habe befohlen, daß ich mich bei ihm in Jerusalem zu der am 31. Oktober bevorstehenden Einweihung der Erlöserkirche melden solle. Ich war überrascht. Der Bau der Erlöserkirche wurde von der Jerusalemstiftung geleitet, und diese steht unter der Oberaufsicht des Kultusministeriums. Diesem Verhältnisse entsprechend hatte ich bei der Vorlegung der von dem Geheimen Oberbaurat Adler entworfnen Baupläne für die Erlöserkirche mitgewirkt. Der Kaiser selbst hatte die vorgelegten Pläne teilweise geändert und namentlich an Stelle des ursprünglich projektierten Turms den jetzt zur Ausführung gelangten, sehr harmonischen und stilgerechten Turm selbst in das Projekt eingezeichnet und uns bei einem Immediatvortrage die Gründe für die von ihm befohlnen Abweichungen mitgeteilt. Indessen daraus ergab sich noch kein Anspruch für mich, auch bei der Einweihung der fertigen Kirche zugezogen zu werden. Als ich Kenntnis davon erhielt, daß für die Einweihung der Kirche eine Feier in großartigem Stil unter Anwesenheit des Kaisers geplant wurde, war mir wohl der Gedanke gekommen, daß in der Stellung des Kultusministeriums zu der Jerusalemstiftung und in den kirchenregimentlichen Befugnissen, die der Kultusminister in den Landeskirchen der Provinzen Hannover, Schleswig-Holstein und Hessen-Nassau ausübt, vielleicht ein Grund liegen könne, ihn bei der Einweihungsfeier der Erlöserkirche mitzuzuziehn. Ich hatte es aber unterlassen, in dieser Beziehung Wünsche auszusprechen. Nun waren nach der Mitteilung des Geheimen Kabinettsrats ähnliche Gedanken ohne jedes Zuthun von meiner Seite an allerhöchster Stelle aufgetaucht, und ich konnte den Befehl des Kaisers, mich in Jerusalem bei ihm zu melden, nur mit froher Genugthuung begrüßen. Als mich deshalb der Kaiser gleich nach dem Gespräch mit Herrn von Lucanus persönlich anredete, sprach ich ihm meinen Dank dafür aus, daß er mich bei der Feier in Jerusalem zuziehn wolle. Der Kaiser war an diesem Abend sehr aufgeräumt und scherzte mit mir äußerst freundlich über das uns im heiligen Lande bevorstehende Kamelreiten. Die Umstehenden mochten einzelne Worte aus dieser Unterhaltung gehört haben, und ich wurde nachher darauf angeredet, daß ich dem Kaiser gesagt hätte, es sei jedenfalls besser, ein Kamel unter sich als über sich zu haben. Das war, wie ich nicht zu versichern brauche, die Legende eines Spaßvogels. Ich hatte nur gesagt, wenn man das Kamel erst unter sich habe, werde man wohl damit fertig werden können. Der Kaiser verabschiedete sich von mir sehr gütig mit den Worten: „Also auf Wiedersehen in Jerusalem.“ Zu Hause fand ich denn auch schon den entsprechenden schriftlichen Befehl vor.

Ich war bei dem amtlichen Charakter der bevorstehenden Reise in der

glücklichen Lage, einen der Räte des Ministeriums und außerdem einen Diener mitnehmen zu können, und das erleichterte nicht nur die Reise, sondern die Gemeinschaft mit einem befreundeten Gefährten, der mir zugleich geschäftlich zur Verfügung stand, war eine besondre Annehmlichkeit. Alle Freuden der Reise wurden dadurch erhöht, die Mühsale und Verdrießlichkeiten gemindert. Wir bestellten uns Plätze bei dem Unternehmer Hugo Stangen, der von seiten der Jerusalemstiftung mit dem Arrangement der „offiziellen Festfahrt" betraut war. „Offizielle Festfahrt" klang allerdings nicht besonders schön. Offiziell klingt zwar nicht ganz so schlimm wie offiziös, aber schön klingt es auch nicht, und bei dem Worte Festfahrt dachte man mindestens mit demselben Rechte an fest fahren, wie an das Fahren zu einer festlichen Feier. Aber dafür war ich ja nicht verantwortlich. Es trug vielmehr wesentlich zu meinem Behagen während der Reise bei, daß ich für die Reiseanordnungen nicht die mindeste Verantwortung zu tragen hatte. Die Aussicht, für einige Wochen von jeder geschäftlichen Verantwortlichkeit frei zu sein, war für einen mit Geschäften überlasteten Minister eine geradezu paradiesische Perspektive.

Man war damals allgemein erstaunt darüber, daß die Kaiserin ihren Gemahl auf der Reise nach dem Orient begleiten wollte. Nach allem, was man über den Reiseplan des Kaiserpaares gehört hatte, sollte die Reise ziemlich lange dauern, über Konstantinopel nach Syrien und Palästina gehn und schließlich auf Ägypten ausgedehnt werden, wo der Kaiser, wie es hieß, den Nil hinauf bis Assuan fahren und in Oberägypten englische Truppen sehen wollte. Eine solche Reise ist nicht ohne ungewöhnliche Strapazen denkbar, und die Sorge ängstlicher Gemüter, daß dabei trotz aller Vorsichtsmaßregeln bei den unsichern und unkontrollierbaren Zuständen des Orients Gefahren für die Person des Kaisers und der Kaiserin nicht ausgeschlossen seien, ließ sich nicht ganz abweisen. Diese Gefahren erschienen um so bedrohlicher, als die weite Entfernung und der Aufenthalt in halbzivilisierten Ländern eintretendenfalls die Verlegenheiten ins ungeheuerliche zu steigern geeignet waren. In weiten Kreisen sah man deshalb der Reise des kaiserlichen Paares mit einer gewissen Bangigkeit entgegen. Das Reiseprogramm erwies sich ja auch schließlich als sehr eingeschränkt. Dem Kaiser und der Kaiserin aber war — wenigstens an jenem Abend im Schlosse — von derartigen Besorgnissen nicht das mindeste anzumerken. Beide freuten sich sichtlich auf die Reise. Die Kaiserin, die mich in ihrer gütigen Art bei dieser Gelegenheit ebenfalls auf das bevorstehende Zusammentreffen in Jerusalem anredete, meinte nur, sie wünsche sich, daß sie die heiligen Stätten ohne großen Trara sehen könne. Ich erwiderte, das sei freilich ein sehr begreiflicher Wunsch; aber auf den Höhen des Lebens — das sei nun einmal nicht anders — müsse man auch den Trara, ohne den es nicht abgehe, mit in den Kauf nehmen. Sie gab mir Recht.

Daß der Kaiser indessen den Ernst des ganzen Reiseunternehmens nicht verkannte, ging daraus hervor, daß er am 7. Oktober im Marmorpalais bei

Potsdam die Minister zu einem Kronrat versammelte. Er besprach in dieser Zusammenkunft alle zur Zeit schwebenden großen Fragen der Politik, insbesondre unser Verhältnis zu Rußland, England und Frankreich eingehend mit einer Klarheit, Einsicht, Überlegung und Entschlossenheit, die uns mit Bewunderung erfüllte. Soviel ging aus dieser Besprechung unzweifelhaft hervor, daß alles von einem hohen Standpunkte aus auf das sorgfältigste überlegt, und soweit menschliches Ermessen und menschliche Vorsorge reicht, nicht nur wohl erwogen war, sondern daß auch für die verschiednen politischen Möglichkeiten die umsichtigsten Dispositionen im voraus getroffen worden waren. Übrigens wurden dabei auch aus der Mitte des Staatsministeriums heraus die Gefahren der Reise, der weiten Entfernung und der langen Abwesenheit ausdrücklich hervorgehoben. Jedenfalls trug dieser Kronrat wesentlich dazu bei, die Zuversicht auf einen günstigen Verlauf und Erfolg der Reise bei den Ministern zu stärken.

Mein Begleiter, Geheimrat St., und ich hatten uns mit Rundreisebillets versehen für die Reise nach Frankfurt, Luzern, Mailand und Genua, wo wir uns auf dem früher deutschen, jetzt aber einer englischen Firma gehörenden Dampfer Midnight-Sun einschiffen sollten, während wir für die Rückreise den Weg über Neapel, Rom, Florenz, Venedig, Wien und Dresden vorgesehen hatten. Mir war diese Reiseroute erwünscht, weil ich zwar Oberitalien und die Seen sowie Mailand schon kannte, dagegen bisher weder in Genua, noch in Neapel, Rom, Florenz und Venedig gewesen war. Wir hatten uns gleichmäßig mit warmer und leichter Kleidung vorgesehen und mußten außerdem für die Feier in Jerusalem die Galauniform mitnehmen. Das war ein wenig umständlich, gehörte aber zu dem Trara, von dem die Kaiserin, echt menschlich empfindend, zu mir gesprochen hatte.

Dienstag, den 11. Oktober, fuhren wir vom Anhaltischen Bahnhofe ab, übernachteten in Frankfurt und reisten am 12. über Basel nach Luzern. Für die verschiednen Zollgrenzen hatten wir ein laissez-passer des Auswärtigen Amts bei uns, das uns treffliche Dienste leistete. In Luzern war das Wetter trübe und regnerisch. Wir gingen aber doch zum Löwen und zum Gletschergarten, übernachteten im Schweizerhof vortrefflich und trafen dort auch als ersten Reisegefährten, oder wie man sich nachher auszudrücken pflegte, Mitpilger, den uns befreundeten Generalsuperintendenten, Propst D. Faber aus Berlin. Am Donnerstag früh hatte sich das Wetter geklärt, und frohgemut fuhren wir über Arth-Goldau, Brunnen und Flüelen dem Gotthard zu. Es war ein heller Tag, alle Berge, auch Rigi und Pilatus waren bis untenhin beschneit, und die Gipfel funkelten im Sonnenschein. Im Zuge fanden wir einige Johanniterritter aus Westfalen, die zwar nicht auf der Mitternachtsonne, aber auf dem gleichfalls von der Firma Hugo Stangen gecharterten Dampfer Argonaut die Fahrt mitmachen wollten. In Göschenen lag Schnee auf der Bahn, aber jenseits des großen Tunnels wurde es warm bei völlig wolkenlosem, blauem Himmel. So fuhren wir, nachdem in Chiasso die Zollrevision — dank unserm laissez-

passor — erstaunlich glatt und schnell verlaufen war, mit Entzücken durch die herrliche Landschaft. In der lombardischen Ebene boten sich die herrlichsten Rückblicke auf die Alpen, insbesondre den imposanten Monte Rosa. Um ½4 Uhr nachmittags waren wir in Mailand, fanden im Hotel Milan vorausbestelltes, gutes Quartier und konnten noch bequem zum Dom und nach dem Cimetero gehn. Leider war das Dach des Doms nicht mehr zugänglich. Das berühmte Camposanto mit seinen veräußerlichten, forciert realistischen Marmorkunstwerken machte auf uns einen wenig befriedigenden Eindruck. Diese anspruchsvollen Marmordenkmäler muten uns Deutsche nicht an. Man hat immer den Eindruck, als ob diese Büsten und Porträtfiguren hier nicht ausschließlich als der Ausdruck der Liebe zu den Verstorbnen stehn, sondern zugleich als kostspielige Renommierkunstwerke, die besagen sollen: Wir lassen uns auf dem Camposanto unsre Pietät etwas kosten, wir haben es ja dazu. Am andern Morgen stiegen wir in aller Frühe auf das Dach des Doms. Ich war auch diesesmal über die zahllosen Figuren auf den Dächern und Galerien erstaunt, aber einen recht warmen, packenden Eindruck hat mir der Mailänder Dom nie gemacht. Wir hatten es auch eigentlich mehr auf den Blick nach den savoyischen Alpen abgesehen; aber das helle Wetter von gestern war vorbei. Dunstschleier verhüllten die Bergriesen und lüfteten sich nur spärlich, um uns deren Eisgipfel vorübergehend zu zeigen. Das hatte zwar auch seinen geheimnisvollen Zauber, aber wir hatten mehr erwartet. Ziemlich enttäuscht machten wir uns an den Abstieg.

Wir brannten darauf, bald nach Genua zu kommen. So gern ich die herrliche Certosa di Pavia einmal genau und im Innern gesehen hätte, so gaben wir sie doch auf und bestiegen um neun Uhr den Zug, der über Novi nach Genua fuhr. An der Certosa kamen wir vorüber und hatten auch von der Bahn aus unsre helle Freude an den graziösen Architekturformen der schönen Kirche. Auch das Überschreiten des Po und die dort wahrnehmbaren, berühmt gewordnen Flußregulierungsarbeiten interessierten uns. Landschaftlich aber wird der Blick aus der Bahn erst von Novi an gefesselt. Hier tritt die Bahn in das Gebirge (den Apennin) ein und windet sich durch zahlreiche Tunnel und auf hohen Viadukten höchst malerisch hinüber. Gegen ein Uhr mittags waren wir in Genua. Dort war in dem trefflichen, deutsch bewirtschafteten Hotel de Ville am Hafen für uns gutes Quartier bestellt, und schon das Treiben im und am Hafen vor unsern Fenstern bot ein schönes und bewegtes Bild. Wir trafen auch schon einige Jerusalemfahrer, unter ihnen den Bischof D. Bang aus Christiania, einen trefflichen, hochgebildeten Theologen, der geläufig deutsch sprach und sich mit uns bekannt machte. Er ist auch einmal anderthalb Jahre lang norwegischer Kultusminister gewesen, meinte aber, daß er das Bischofsamt weit vorziehe. Das glaubte ich ihm ohne weiteres, und doch mag das Ministersein in Norwegen vielleicht noch vergnüglicher sein als bei uns. Gleich bei der Ankunft meldete sich bei mir der junge Geistliche der deutsch-evangelischen Gemeinde in Genua, Pastor Leonhardt, ein

Schwager des Geheimen Rats Dr. A. im Berliner Kultusministerium. Auch unser Generalkonsul Dr. Pritsch und der Vizekonsul Zahn begrüßten uns. Sie geleiteten uns zu Wagen durch die Stadt aufwärts nach dem Camposanto. Schon die Gebäudeanlage ist hier großartiger und würdiger als die in Mailand, und auch der Gesamteindruck ist günstiger. Indessen, von ganz vereinzelten Denkmälern abgesehen, ist der Eindruck auch hier im ganzen und großen der einer künstlerischen, sozialen und sittlichen Verirrung. Nur der kleine, einfache Friedhof der deutsch-evangelischen Gemeinde, der an das Camposanto angrenzt, wirkte auf uns heimatlich, schlicht, ernst, weihevoll. Hier weht der Odem der Liebe über die wohl gepflegten und sinnig geschmückten Gräber, hier ist ein Stück deutscher Heimat im fremden Lande.

Von dort fuhren wir mittels Trambahn und Drahtseilbahn nach dem hoch oben über der Stadt herrlich liegenden Café Righi. Es liegt dicht unter dem Castellaggio, einem Fort, das den Gipfel des Berges krönt. Wir trafen es mit der Aussicht von der geräumigen Terrasse des Café Righi noch ganz prächtig. Der Blick auf die terrassenförmig sich bis zum Golf hinabziehende Stadt, über den vor uns liegenden, von Schiffen belebten Hafen in den Golf hinaus und über die beiden Rivieren, westlich die Riviera di Ponente, östlich die Riviera di Levante, ist entzückend. Westlich sieht man nach Pegli zu, östlich nach Nervi. Hinter Nervi wird das Bild durch das sehr charakteristische Vorgebirge Portofino, hinter dem Rapallo und Santa Marguerita liegen, malerisch abgeschlossen. Wir tranken oben einen trefflichen Chianti und trafen auch eine bekannte Berliner Familie, die mit dem Argonaut nach Jerusalem reisen wollte. Am Sonnabend Vormittag fuhren wir im Hafen mit einem Boot nach dem Stangenschen Dampfer Argonaut, der achtzig Passagiere nach Alexandrien und Jerusalem bringen soll. Das Schiff gefiel uns ganz gut. Jedenfalls hatte es mehr Raum als unsre daneben liegende Mitternachtsonne, auf der rund zweihundert Reisende eingeschifft werden sollten. Diese war freilich viel größer als der Argonaut. Dennoch mußte sie voller werden und dem Einzelnen weniger Raum bieten. Im übrigen machten beide Schiffe einen vertrauenerweckenden Eindruck. Nur daß wir unter englischer Flagge fahren mußten, hatte für uns etwas Demütigendes. Ich brachte das auch zur Sprache, erfuhr aber, daß die Bemühungen, ein Schiff des Norddeutschen Lloyd zu bekommen, an den zu hohen Forderungen des Lloyd gescheitert seien. Sehr, sehr schade! Eine „offizielle Festfahrt" der höchsten kirchenregimentlichen und sonstigen deutschen Beamten unter englischer Flagge! Es war beinahe wie ein Hohn, und ich kann mir kaum denken, daß dieses Arrangement unserm Kaiser sehr gefallen haben würde. Allein zu ändern war daran nichts mehr.

Dann besuchte ich noch die deutsche Schule und wohnte in allen Klassen eine Zeit lang dem Unterrichte bei. Das Ergebnis war sehr befriedigend. Diese deutschen Schulen im Auslande haben beim Unterrichte mit Schwierigkeiten zu kämpfen, von denen sich unsre Lehrer in der Heimat nichts träumen lassen. Die Kinder kommen mit allen möglichen Muttersprachen zur Schule

und können häufig im Anfange kein Wort deutsch. So müssen sich die Lehrer ihre Klasse erst mühsam zu einer deutschen heranbilden. Sie haben dafür natürlich bestimmte methodische Erfahrungen, aber immerhin sind in diesen Schulen alle Schwierigkeiten, mit denen der Lehrer bei uns zu kämpfen hat, potenziert. Gleichwohl habe ich hier und später auch in Neapel überraschend gute Leistungen gefunden. Namentlich zeichnete sich in Genua die Klasse einer Lehrerin aus, und in dieser Klasse ein kleines, gewecktes, sehr hübsches jüdisches Mädchen, das alle andern Kinder weit hinter sich ließ. In dem Direktor der Schule lernten wir einen methodisch geschulten, umsichtigen und thatkräftigen Schulmann kennen. Er ist im Jahre 1872 von dem ehrwürdigen Dr. Schneider, dem Leiter des Volksschulwesens in unserm Kultusministerium, dorthin empfohlen worden. In der Schule merkte man deutlich, wie sie und ihre Arbeit von nationalem, deutschem Bewußtsein getragen werden. Mit dem wachsenden Ansehen des Deutschen Reichs hebt sich natürlich das patriotische Empfinden der Deutschen im Auslande. Diese Diasporaschulen aber haben dabei eine große Aufgabe, und ihre nationale Bedeutung kann man kaum hoch genug anschlagen. Ich habe mir überall, wo ich solche Schulen besucht habe, genaue Notizen in der Hoffnung gemacht, manche Förderung für sie erwirken zu können.

Nach Tisch fuhren wir nachmittags mit dem Generalkonsul Dr. Pritsch bei hellem, warmem Wetter in einem Mietwagen nach Nervi. Der Weg führt an der Küste des Golfs entlang; es war eine wundervolle Fahrt. Etwa in der Mitte des Städtchens Nervi stiegen wir aus und gingen eine förmliche Palmenallee entlang — diese riesigen Palmen als Chausseebäume imponierten uns nicht wenig — bis an das Meeresufer. Hier windet sich durch die Klippen der Küste ein entzückender Fußweg parallel der nach Spezzia führenden Eisenbahn. Wir verfolgten ihn und wandten uns schließlich dem schönen Garten des großen Edenhotels zu, auf dessen Terrasse wir in sehr fröhlicher Stimmung ein Glas Bier tranken. Als wir bei einbrechender Dunkelheit nach Genua zurückkamen, hatte sich inzwischen die Zahl der angekommnen Mitpilger sehr vermehrt, und in dem Wintergarten unsers Hotels gab es ein fröhliches Begrüßen. Anderntags war Sonntag. Wir gingen um $1/2$ 11 Uhr zum evangelischen Gottesdienst in dem Betsaal der Waldensergemeinde. Der Saal mag wohl selten so gefüllt gewesen sein, wie an diesem Sonntag, an dem zugleich der Gedenktag des dreißigjährigen Bestehens der evangelischen Gemeinde in Genua gefeiert wurde. Aus diesem Anlaß predigte Pastor Leonhardt über den 100. Psalm und gedachte dabei auch unsrer Jerusalemreise. Am Abend dieses Sonntags waren wir bei dem Generalkonsul Dr. Pritsch zu Tisch, wo wir eine Reihe von Herren aus der deutschen Kolonie trafen. Die Frau des Hauses, eine geborne Lippe-Detmolderin, wußte ihre gastlichen Räume mit dem Zauber deutscher Geselligkeit zu erfüllen, und der Abend verlief sehr traulich in angeregter und fruchtbarer Unterhaltung.

Den andern Morgen, Montag dem 17. Oktober, sollten wir uns einschiffen.

In unserm Hotel hielt der Geheime Kirchenrat D. Pank aus Leipzig, uns Berlinern von früher her ein lieber Freund, eine kurze, schlichte, sehr wohlthuende Morgenandacht, und dann ging es — etwas stürmisch — hinab zum Hafen. Stürmisch war das Wetter — es wehte ein warmer, aber heftiger Sirokko mit Regenböen —, und stürmisch war das Gedränge zu den Booten, das Geschrei der Bootsleute, die Angst der nun massenhaft erscheinenden Mitpilger um ihre Person und ihr Gepäck. Wir hatten uns glücklicherweise ein besondres Boot gemietet, das ein alter Genueser Fischer Benedetto, ein wettergebräunter, höchst verwegen dreinschauender Prachtkerl, mit Kraft und Grazie durch das Gewirr der zahllosen Boote und Schiffe sicher an die Falltreppe der Mitternachtsonne ruderte. Glücklich kamen wir mit unsern Sachen hinauf und nahmen von unsern Kabinen Besitz. Sie lagen auf Deck, waren freilich ein wenig eng aber doch ausreichend und, was besonders wichtig war, bequem zu lüften. Ich habe in dieser Beziehung über die Mitternachtsonne nicht die geringste Klage zu führen und mich in wie außer meiner Kabine auf dem Schiffe sehr wohl befunden. Die unter Deck liegenden Kabinen ließen freilich manches zu wünschen übrig. Sie waren zum Teil recht heiß und dumpfig. Auch der große Speisesaal im Zwischendeck sah zwar mit den sauber gedeckten Tafeln ganz einladend aus, war aber niedrig und nur mangelhaft ventiliert, immerhin jedoch erträglich. Sehr angenehm war der auf dem Achterdeck liegende, geräumige, helle und behagliche Rauchsalon. Für den Aufenthalt auf Deck hatte ich mir vorsorglich einen bequemen, zusammenlegbaren Rohrsessel gekauft, der mir treffliche Dienste geleistet hat. Unsre Koffer waren bald verstaut, und wir hatten reichlich Muße, uns die mit immer neuen Mitreisenden ankommenden Boote von Deck aus mit dem Behagen sicherer Geborgenheit anzusehen. Das Wasser war selbst hier im Hafen ziemlich bewegt, und nach draußen zu sahen wir hohe Wellen ihren weißen Gischt über die Molen spritzen. Dicht neben unsrer Mitternachtsonne lag der große schöne Dampfer des Norddeutschen Lloyds „Bayern," der tags darauf von Genua nach China abgehn sollte. Bald nach elf Uhr schien unsre Reisegesellschaft vollzählig an Bord zu sein, und die Musik der „Bayern" spielte den Choral „Ein feste Burg ist unser Gott," während unsre Anker aufgewunden wurden. Gegen zwölf Uhr setzte sich unser Schiff in Bewegung. Wir standen alle auf Deck und sangen „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren." Dann brachte ein Herr ein Hoch auf unsern Kaiser aus, in das wir laut einstimmten. Daran schloß sich der Gesang von „Heil dir im Siegerkranz," und langsam glitt das stattliche Schiff durch den belebten Hafen. Ernst und gehoben war die Stimmung der Mitreisenden. Ich habe bei niemand sentimentale Anwandlungen bemerkt, aber man sah es den Gefährten an, daß die Bedeutung der angetretnen Fahrt von ihnen empfunden wurde.

Bald wurde zum Frühstück geblasen, und in dem vollzählig besetzten Speisesaale ließ sich die Reisegesellschaft — es waren 201 Passagiere — zum erstenmal vollkommen übersehen. Wenn man sie gruppieren wollte — selbst-

verständlich saßen aber alle Gruppen bunt und zwanglos durcheinander —, so stand außer den sechsundvierzig Damen im Vordergrunde die Gruppe der Johanniterritter, unter ihnen zahlreiche ältere und jüngere Offiziere, natürlich in Zivil. Fast ebenso stark, aber äußerlich schon durch die Kleidung noch schärfer hervortretend erschien die Gruppe der Geistlichen, am wenigsten zahlreich die der Beamten und Zivilisten, unter ihnen überwiegend Vorsitzende und Beamte von Konsistorien. Den Vorsitz bei Tisch führte der Präsident des preußischen Evangelischen Oberkirchenrats, Exzellenz D. Barkhausen, der auch das Tischgebet sprach und überhaupt als Vorsitzender der Jerusalemstiftung die leitende Spitze der ganzen Expedition, gewissermaßen der Hausherr war. Die verschiednen Elemente der großen Reisegesellschaft fanden sich überraschend gut zu einander, der Verkehr war zwanglos, herzlich, heiter und überaus anregend. Das gemeinsame Ziel und auch wohl die in der Hauptsache gleichartige Auffassung der politischen und kirchlichen Bedeutung der Pilgerfahrt gaben dem Zusammensein auf dem Schiffe das Gepräge einer freundlichen, wohlthuenden Gemeinschaft. So scharf sich natürlich sehr bald einzelne charakteristische Individualitäten von dem durchschnittlichen Niveau abhoben, so störte dies doch die Traulichkeit der Gemeinschaft nicht nur nicht, sondern machte diese vielmehr lebendiger und reicher.

Ganz besonders erfreulich und traulich entwickelte sich auf dem Schiffe der Verkehr zwischen Süddeutschen und Norddeutschen. Ich habe ihn ziemlich scharf beobachtet und habe dabei auf keiner Seite irgend etwas künstlich Gemachtes entdeckt. Die Norddeutschen fühlen sich von vornherein zu den Süddeutschen mehr hingezogen, als umgekehrt diese zu jenen. Die zugeknöpfte Art des Norddeutschen und der namentlich den Preußen von jeher nachgesagte Zug zu einer gewissen anspruchsvollen Geltendmachung ihrer eingebildeten oder vielleicht auch einmal wirklichen Überlegenheit hat die Schwaben einigermaßen mißtrauisch gegen norddeutsches Wesen gemacht, und dieses Mißtrauen hängt — bewußt oder unbewußt — mit unsrer ganzen politischen Entwicklung zusammen. Wie stark ausgleichend aber die Wiedererrichtung des Reichs, die Gewinnung des gemeinsamen Vaterlandes gewirkt hat, war mir früher kaum jemals so handgreiflich vor Augen getreten wie dort auf dem Schiffe. Überdies hatte sich eine andre, nicht von mir allein gehegte Besorgnis als ganz unbegründet erwiesen. Auf dem Schiffe waren geistliche Würdenträger und Männer in hohen, zum Teil den höchsten kirchenregimentlichen Stellungen aus allen verschiednen deutschen Landeskirchen vereinigt, also unierte und konfessionelle, Nassauer, Badenser, Anhaltiner und unierte Preußen auf der einen und hannoverische, schleswig-holsteinische, hessische, mecklenburgische, bayrische, sächsische und sonstige Lutheraner auf der andern Seite. Wer die Schärfe der kirchlichen und theologischen Gegensätze kennt, die noch vor dreißig oder vierzig Jahren und — mehr vereinzelt — auch noch später zu den heftigsten Kämpfen und ganz fanatischen Ausschreitungen geführt hatten, der durfte wohl mit einer gewissen Ängstlichkeit der Vereinigung so disparater und gegen-

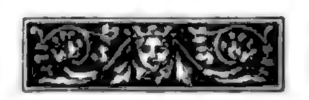
einander mit kirchenpolitischem Mißtrauen erfüllter Elemente auf dem Schiffe entgegensehen. Diese Ängstlichkeit war völlig unbegründet und wurde glänzend beschämt. Zwischen den Vertretern der verschiednen Landeskirchen, Konfessionen und selbst Richtungen — ganz unvertreten war auch die mehr liberale Theologie nicht — herrschte während der ganzen Reise ein wahrhaft herzliches, vertrauensvolles, man kann sagen brüderliches Verhältnis. Ich habe daran im stillen meine Freude gehabt. Wenn man bedenkt, daß die geistlichen Herren einer nach dem andern an die Reihe kamen, um morgens oder abends die gemeinsame Andacht zu halten, so konnte man wohl auf den Gedanken kommen, daß dabei leicht einmal ein unvorsichtiges oder nicht ganz taktvolles Wort zu Mißverständnissen und unerfreulichen Reibereien führen könne. Nichts davon ist eingetreten. Das gegenseitige Vertrauen und die daraus erwachsende innerliche Gemeinschaft, die Freude an dem anregenden, sich von Tag zu Tag vertiefenden Verkehr miteinander wuchsen vielmehr je länger desto mehr.

Wer mitten in diesem Verkehr stand und offne Augen hatte, mußte sich sagen, daß diese gegenseitige Annäherung nichts Zufälliges war, daß sie vielmehr einem sich seit Jahren langsam und fast unmerklich vollziehenden grundsätzlichen, theologischen und kirchenpolitischen Entwicklungsprozeß entsprach, daß sie ein Symptom oder vielmehr der Ausdruck der evangelischen Friedensgesinnung war, die — vielleicht im kaum bewußten Anschluß an die Eisenacher kirchenregimentlichen Konferenzen — in den deutschen evangelischen Landeskirchen oder doch unter deren kirchenregimentlichen Vertretern Wurzel zu fassen begonnen hat. Ich weiß wohl, daß diese Auffassung in manchen kirchlichen Kreisen dem Einwande eines allzu hoffnungsreichen oder doch verfrühten Optimismus begegnet, und daß man warnt, die Keime zu einer Ausheilung unsrer kirchlichen Zertrennung und Zersplitterung, wenn solche wirklich vorhanden sind, nicht zu früh bloßzulegen und damit ihre Weiterentwicklung zu stören. Gewiß soll man nicht, den Kindern gleich, keimende Saatkörner immer wieder aufkratzen. Wo sie aber in gesunder, natürlicher Entwicklung die Erdscholle durchbrechen, ans Licht dringen und grüne Blätter treiben, da soll man sich doch die Augen nicht zuhalten, sondern da darf und soll man sich des sprossenden Grüns freuen und getrost Blüte und Frucht erhoffen.

Durch die evangelischen Kirchen, namentlich die deutscher Zunge, geht unverkennbar ein geistliches Regen, ein Zug nach größerer Gemeinsamkeit, eine religiöse Vertiefung und Entwicklung. Schon die praktische Bethätigung auf dem Gebiete der Innern Mission, die evangelische Liebesthätigkeit giebt davon Zeugnis. Auch die Entwicklung des Gustav-Adolf-Vereins und die günstige Stellungnahme aller evangelischen Richtungen zu ihm möchte hier als ein Symptom zu erwähnen sein. Und dieser lang ersehnte Zug zu friedlicher Annäherung zeigte sich deutlich und erfreulich auch in dem Verkehr auf unserm Schiffe. Sicherlich hat daran auch die politische Einigung des Deutschen Reichs ihren Anteil, und diese gemeinsame Pilgerfahrt der Vertreter der evangelischen Kirchenregimente nach Jerusalem war ja ohne Frage auch nicht ohne politischen

Hintergrund. Aber das schöne, einträchtige Verhältnis, wie es in der so bunt zusammengewürfelten Reisegesellschaft hervortrat, wäre doch vor Jahren kaum denkbar gewesen. Was mir immer wieder entgegentrat, war die Wahrnehmung, daß die früher so tief wurzelnde und so weit verbreitete Furcht vor der preußischen Union und Unionsmache in erfreulicher Weise zurückgetreten ist; denn diese Besorgnis lag den nichtpreußischen Evangelischen, namentlich den Gliedern der nicht unierten, konfessionellen Landeskirchen tief im Blute und ließ viele Jahre lang jede Verständigung von vornherein als ausgeschlossen erscheinen. Das hat sich geändert. Die synodale Entwicklung und die kirchengesetzlich verbürgte Geltung des vorhandnen Bekenntnisstands, sowie die Haltung, die das preußische Kirchenregiment in diesen Fragen seit Jahren eingenommen hat, haben allmählich in weiten Kreisen das Mißtrauen beseitigt oder doch wesentlich abgeschwächt. Und das ist ein großer Fortschritt zu dem Ziele einer brüderlichen Annäherung der einzelnen evangelischen Landeskirchen und eines von Unionsfurcht nicht getrübten, praktischen Zusammenwirkens.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Mein wunderlicher Freund. Ich glaube, ich habe ein dummes Gesicht gemacht, als ich bei Bonorand stand und mich nach allen Seiten umsah. Natürlich saß er an keinem der hundert Tische, denn es war beinahe halb acht. Ich war mir wie ein Held vorgekommen, als ich aus dem Bett gesprungen war und dann meinen leeren Magen durch die Straßen trug und das Gefühl hatte, daß jeder, der mir begegnete, mich verwundert anschaue. Und dann hatte ich mich doch blamiert. Na, dachte ich, auf einen Hieb fällt kein Baum! Nun nur schnell frühstücken, vielleicht erwischst du ihn doch noch.

Es war mir ganz träumerisch zu Mute, als ich dann durch den Wald ging. Das Morgensonnenlicht spielte durch die Zweige, aus allen Bäumen jubilierte es — ach Gott, dachte ich, wie ist doch die Welt so schön, wenn es nicht regnet. Es ist wahr, wer es haben kann, und geht doch nicht in den Wald an einem so schönen Morgen, der ist ein Narr. Daß dazu eine gewisse Rücksichtslosigkeit gegen das eigne Fleisch und die süße Gewohnheit nötig gewesen war, hatte ich vergessen. Ich sah nur das funkelnde Grün um mich und hörte den tausendstimmigen Vogelsang, und erwachte erst wieder zum Bewußtsein aus der angenehmen Träumerei, der ich mich hingab, als ich den Pfad durch das Büschicht zum Amelungswehr hinausging und ihn plötzlich sitzen sah. Er hatte den Hut beiseite gelegt und den Kopf in die Hand gestützt und sah in Gedanken verloren auf die Waldwiese drüben über dem Wasser hinaus, vom Rauschen des Wehrs umtönt.

Als er meine Schritte hörte, wandte er den Kopf. Na wahrhaftig, sagte er, es ist alles Mögliche!

„Die Welt wird schöner mit jedem Tag," sang ich, um ihm weitere Bemerkungen abzuschneiden, während ich mich zu ihm setzte.

Ja, sagte er, zum Glück ist sie so altmodisch und thut das, ohne sich darum zu kümmern, was die arme Menschheit „die Welt" nennt; denn die Welt wird nicht schöner mit jedem Tag, sondern höchstens moderner. Sie merkt es gar nicht, wie sie dabei immer mehr von der Natur abrückt.

Es scheint mir, sagte ich, daß Sie das Bedürfnis haben, einen Vortrag zu halten in aller Frühe. Gestatten Sie mir indessen, Ihnen zunächst einen Guten Morgen zu wünschen.

Guten Morgen! sagte er und gab mir die Hand. Nein, ich habe nicht das Bedürfnis zu einem Vortrage. Wieso?

Nun, nach Ihrer geistvollen Bemerkung nahm ich an, daß Sie einen Anfall von Weltschmerz hätten, und bereitete mich schon vor, einen Vortrag über präraphaelitische Sägespänepuppenfabrikanten entgegenzunehmen, weil ich dachte, die Versorgung der Kunsthandlungsschaufenster durch die englischen Geschäftsreisenden, die gerade auf der Tour sein müssen, hätte eine Revolution Ihres verfeinerten Gemüts hervorgerufen. Ich muß sagen, obgleich ich —

Kein eigentlicher Kunstkenner bin, fuhr er fort, kommt es mir geradezu absurd vor, wenn mit einem Schlage sämtliche Schaufenster unsrer intelligenten Kunsthändler usw. Nein, ich dachte an etwas ganz andres. Sehen Sie hier — Sie dachten vielleicht, ich schwärmte, aber ich hatte ganz praktische Gedanken —, was ich mir eingesteckt habe. Die neue Auflage von Duden. Das Buch ist doch ein wahrer Segen für das unorthographische Deutschland — warum lachen Sie denn?

Gar nicht über den Duden; er ist meine Stütze und mein Stab und liegt jederzeit neben mir, und ich schreibe jedes Wort getreulich so, wie er es befiehlt — mit ein paar Ausnahmen. Nein, ich lachte, weil ich an meinen verlegerischen Freund dachte. Er war neulich sehr schlechter Laune, als ich bei ihm war, obgleich die Buchhändlermesse ja schon eine ganze Weile vorbei ist, und schimpfte über die Schwere des Daseins. Er hätte die ganze Sache satt. Er möchte sich zur Ruhe setzen, das sei überhaupt sein Gedanke von Jugend auf gewesen. Oder wenigstens Chausseegeldeinnehmer sein; das wäre das richtige Gewerbe für ihn gewesen. Sommer und Winter am Fenster sitzen und durch die kleine Scheibe den Stock mit dem Beutelchen hinausschieben, wenn ein Wagen vorbeikäme, und im übrigen als gereifter „Taugenichts" seine Pfeife in Gemütsruhe rauchen, das wäre sein natürlicher Fall. Aber das gäbe es ja leider nicht mehr. So im Laufe des Sommers eine Chaussee hinunter Steine klopfen, einen Haufen nach dem andern, während die Zeit über einem sachte hinwegzöge, das wäre ihm auch ein sympathischer Gedanke. Aber das Regenwetter! Am liebsten wäre er doch ein Wetterprophet. Man hängte das Häuschen vor seine Thür und säße ruhig darin und kümmerte sich den Teufel um Zeitschriften und Buchhandel. Wettermännchen, das sei das richtige. Natürlich ginge man nicht allein hinaus, sondern nur mit seiner Frau zusammen. „Komm, Alte, mach den Schirm zu und stell ihn in den Schrank. Es macht naß. Wir setzen uns jetzt hinein. Die draußen werden es schon selbst spüren, wenn es regnet." Ein vereinfachtes und rationelleres System von Wetterehepaar. Denn das sei natürlich nichts, wenn eins immer drinnen und das andre draußen wäre.

Nach solchen Expektorationen geht er dann auf das Sachliche ein, das sein Gemüt bewegt. Er hatte sich nämlich gerade wieder mit einem Mitarbeiter wegen „berechtigter Stileigentümlichkeiten" herumgeschlagen. Dieser ewige Kampf gegen die Unvernunft von Leuten, sagte er, die gar keine Ahnung davon haben, daß auch die Sprache ihre Gesetze hat, oder die sich wenigstens nicht darum kümmern, und

die jede Dummheit, die sie den Zeitungen nachmalen, für ihr unantastbares geistiges Eigentum halten, ist zum toll werden. Sie denken gar nicht daran, daß Schreiben auch eine Kunst ist, die gelernt sein will wie jede andre Kunst, ja für die ein natürliches Gefühl vorhanden sein muß, das gar nicht jeder hat, wie Farbensinn für den Maler und „Gehör" für den Musiker. Kann denn jeder malen oder komponieren? Zum Schreiben fühlt sich jeder berechtigt, auch wenn er keine zwei Sätze logisch aneinanderhängen kann. Nun ist es ja beim Schreiben freilich so, daß mancher etwas zu sagen hat, dem die Gabe fehlt, sich leicht auszudrücken, oder der nicht dazugekommen ist, sich einen gefälligen Stil anzueignen; man wird ihm nicht verbieten wollen, sich über seine Sache auszulassen, aber er sollte sich doch gefallen lassen, daß ihm andre dann den Stil etwas ausbürsten. Aber das verträgt niemand! In nichts sind die Leute empfindlicher als in dem, was sie ihren Stil nennen. Jede Korrektur betrachten sie als eine Vergewaltigung ihrer Schriftstellerehre. Nicht einmal das begreifen sie, daß eine Zeitschrift wenigstens ihre konsequente Rechtschreibung haben muß, sondern jeder will womöglich für seinen Artikel eine besondre. Es ist doch geradezu lächerlich, führte er weiter aus, daß wir zum Gespött des Auslands, das sich bemüht, hinter den Geist der deutschen Sprache zu kommen, nicht so viel Vernunft haben — oder vielmehr besitzen, denn in Deutschland hat kein Mensch mehr etwas, sondern er besitzt es, Phantasie, Hunger, Leidenschaften, Klugheit und Dummheit — alles ist ihm Sitzgelegenheit —, also nicht so viel Vernunft haben, über eine deutsche Rechtschreibung klar zu werden. Wir haben doch nun Gott sei Dank den Duden und die Puttkamersche Rechtschreibung, zu der ein Mann wie Wilmanns die wissenschaftliche Grundlage geschaffen hat. Und wenn auch noch Inkonsequenzen darin sind und sogar die gelehrten Verfasser nicht über solche Lächerlichkeiten wie bürgerlich und adelig klar geworden sind, und sie durch lich und ig stolpern, als wären ihnen die Augen verbunden, so ist doch eine Grundlage geschaffen, mit der man zufrieden sein könnte, und der größte Teil der in Deutschland hergestellten Druckschriften hat denn auch einfach den Duden als Norm angenommen. Wenn jemand, wie der alte Bismarck, nicht mehr umlernen wollte und sich für sein Ressort die Puttkamerei verbat, so konnte man ihm den Spaß lassen, denn er war gewissermaßen auch ein Deutscher und durfte deshalb seine Wunderlichkeiten haben. Aber jetzt, wo die Sache doch so ziemlich durchgedrungen war und sich nach und nach ganz selbstverständlich durchgesetzt hätte, jetzt kommt plötzlich die Reichspostbehörde und schreibt ihren Beamten vor, sie hätten sich der Schreibung des Bürgerlichen Gesetzbuchs zu bedienen! Man denke, wie sich die Reichspostbeamten über das Bürgerliche Gesetzbuch gestürzt haben werden, um daraus schreiben zu lernen! Jeder Telegraphenjunge radelte ja sofort mit einem Bürgerlichen Gesetzbuch unter dem Arm! — Und dann kam er auf seine Herren Kollegen vom Schulbücherverlag zu sprechen. Dabei wurde er etwas sarkastisch. Man bedenke nur, sagte er, was es kostet, ein Schulbuch eingeführt zu bekommen und endlich dahin zu gelangen, daß man immer neue Auflagen machen kann — wie eine Zwickmühle beim Mühlenspiel nach dem Rezept: Rose, Esel, Dach — Esel, Dach, Rose — Dach, Rose, Esel usw. —, die endlich den erhofften Lohn bringen, dadurch, daß jeder Schülervater gezwungen ist, für jeden seiner Jungen immer wieder die allerneuste so außerordentlich verbesserte Auflage zu kaufen; man bedenke, welche Opfer dann die Einführung der Puttkamerschen Orthographie schon den Verlegern verursacht hatte — sie stünde heute noch nur im Duden, wenn es nach ihnen hätte gehn dürfen; und welche neuen Opfer das Verbot der Drahtheftung, das noch verheerender geworden wäre, wenn man nicht nur diese verboten, sondern sogar solide Einbände verlangt hätte. Und nun denke man, welche Verwüstung von Nationalwohlstand es vollends verursacht hätte, wenn die Vorschrift der Postbehörde das Wetterleuchten für das

Unheil geworden wäre, das im preußischen Kultusministerium gebraut wurde, wie man munkelte. Diese aller gesunden Vernunft bare Behörde hatte in ihrem Innern eine Kommission eingesetzt, wußte man, die einen vernichtenden Schlag gegen den Schulbücherverlag brütete — eine neue von Grund aus umgestaltete Orthographie nach chinesischem System! Sie hätten das Gruseln sehen sollen, sagte mein Freund und Verleger. — Na, ich muß sagen, ich fühlte mich selbst etwas erleichtert, als die Nachricht kam, daß eine Konferenz im Kultusministerium, zu der übrigens Wilmanns selbst auch gehört hatte, beschlossen habe, die Puttkamersche Orthographie bei allen preußischen und Reichsbehörden durchzusetzen. Das ist ein wichtiger Schritt und ein großes Ereignis. Es ist ein Segen, daß wir endlich so weit sind, und daß jedermann wissen wird, wie es richtig ist, zu schreiben. Denn die kleinen Unebenheiten und Inkonsequenzen, die noch vorhanden sind, wird man ohne Not und Schwierigkeiten nach und nach beseitigen können.

Wir wollen es hoffen, sagte er, daß damit nun endlich reine Bahn gemacht wird in Deutschland. Ist eine Sache erst einmal allgemein angenommen, so machen sich ja die nur lächerlich, die sich dagegen sträuben. Aber schließlich ist die Orthographie doch nur eine Äußerlichkeit, man könnte den Zopfträgern die Freude an ihrem Zopfe solange gönnen, bis ihnen der Sensenmann die widerborstige Feder aus der Hand nimmt. Viel wichtiger wäre die andre Sache, die Ihrem Verleger so viel Mühe und Ärger verursacht, und die leider nicht durch eine Regierungsverordnung erledigt werden kann, sondern nur durch Belehrung und durch Einsicht zu erreichen ist: die Reinigung unsers Stils! Was hat nun Wustmanns vortreffliches Buch genützt? Eine kurze Zeit hat es Lärm verursacht, Jubel auf der einen Seite, grimmiges Geschrei auf der andern erregt, aber mit dem allgemeinen Schlendrian ist es kaum besser geworden. Alle Welt ist dieser Sache gegenüber gleichgiltig, sofern sie nicht zu hochmütig ist, sich am Stil flicken zu lassen. Es ist einem rein unfaßbar, wie weit die Gedankenlosigkeit in Stildingen geht, und in welchen Kreisen sie herrscht. Unser deutsches Publikum genießt jede Stilbrühe wahl- und quallos, die ihm vorgesetzt wird. Jede Sprachdummheit, die ein aus Halbasien bezogner Zeitungsbediensteter zuwege bringt, wird mit Behagen als eine Weiterbildung unsrer Sprache aufgegriffen; man pflanzt sie in den lieblichen Krautgarten, wo das obrigkeitliche Kanzleideutsch und das Juristendeutsch gepflegt wird, wo das Zeitungs-, Juden-, Blaustrumpf-, Schulmeisterdeutsch, und wie sonst die schönen Gewächse alle heißen, ihre Ranken treiben und ihren Duft verbreiten und ihren Samen reifen zur Bereicherung und Weiterbildung unsrer Sprache. Dieses infame Wort „Weiterbildung der Sprache" war der richtige Knüppel, der Wustmann zwischen die Beine geworfen werden konnte, von Leuten, die kein Organ dafür haben, zu spüren, ob sie aus der Gosse oder aus einem lebendigen Quell schöpfen. Die Sprache hat sich ja von alters her in Fehlern weitergebildet!

Ja, das wird nicht besser werden, bis man sich entschließt, eine deutsche Akademie zu schaffen, bemerkte ich, die auch in dieser Sache autoritativ vorgehn kann.

In Deutschland! höhnte er. Haben Sie einmal die Güte und lassen Sie die Leute, die Sie etwa dafür geeignet halten, vor Ihrem geistigen Auge Revue passieren. Wieviel Leute wissen Sie denn, denen Sie das Amt eines deutschen Sprachakademikers anvertrauen möchten? Wo wissen Sie denn Leute, die — selbstverständlich von den „Germanisten" von Fach abgesehen, die aber andre Ziele verfolgen als gut zu schreiben — mit klarem Bewußtsein den Gesetzen unsrer Sprache nachforschten und folgten, die überhaupt über die Sprache nachdächten, wenn sie schreiben? Und wenn Sie eine Anzahl Männer fänden, die sich klar über die Sache wären und einig in der Sache würden, wie sollten sie denn autoritativ vor-

gehn? Wären sie denn imstande, unklare Köpfe klar zu machen? Haben denn nur die Kultusministerien — andre sollen gar nicht in Betracht kommen —, die doch zunächst gewissermaßen die Stelle einer Sprachakademie vertreten könnten, die Handhabe benutzt, die Wustmann mit seinem bahnbrechenden Buch geboten hatte? Hätte nicht z. B. sein eignes sächsisches auf den Gedanken kommen können: Gott sei Dank, da haben wir ja einen Helfer aus der Not! Das muß ins Volk, muß vor allem in die Schule! Sie haben gar nicht daran gedacht, daß sie den Beruf dazu haben könnten, das Buch zu fördern. Und die Schulmeister, sollten sich die selbst schulmeistern lassen, von irgend jemand, ohne ministerielle Verfügung? Es fällt ihnen gar nicht ein! Wissen Sie, was mich neulich ein Schulmann von Belang fragte, als ich Wustmanns erwähnte? Wustmann, fragte er, ist das nicht der wunderliche Herr, der die Gänsefüßchen aus den Büchern verbannen will? Sie glauben es nicht? So wahr ich hier — sitze. Kommen Sie übrigens, wir versitzen hier sonst den ganzen Vormittag!

Die Schulmeister, fuhr er fort, als wir aufgestanden waren und den Weg zur Stadt zurück eingeschlagen hatten, könnten auch gewissermaßen die Stelle einer deutschen Sprachakademie vertreten. Aber sie denken ja gar nicht daran. Ebensowenig die Herren von der Universität. Sie sind gar nicht fähig dazu, denn sie leiden alle an berechtigten Stileigentümlichkeiten und fühlen, wenn sie überhaupt in der Sprache fühlen, deren sie sich bedienen, den Beruf oder die Berechtigung in sich, sie „weiterzubilden." Und wehe dem, der sie in diesen Rechten kränken wollte! Und wäre es die dümmste Zeitungsstilblüte, wenn sie darauf hineingefallen sind, und man es ihnen aufmutzt, sie würden an die Decke fliegen vor Entrüstung über den Eingriff in ihre berechtigten Stileigentümlichkeiten und die Antastung ihrer Würde. Nun, Sie wissen es ja selbst von Ihrem verlegerischen Freund, daß es Leute giebt, die nur, weil sie zu hochmütig sind, sich an ihrem kläglichen Stil flicken zu lassen, abgesagte Feinde seiner Zeitschrift sind. Diese Leute sehen nur eine Fexerei, Marotte, Wichtigthuerei und Schulmeisterei darin, wenn sich eine Redaktion bemüht, ihren Unbeholfenheiten abzuhelfen. Sie sind auch sofort gewappnet, wissenschaftliche Gegenbeweise zu führen. Sie brauchen ja nur in den Klassikern zu blättern, was sie natürlich sofort thun, wenn sie in ihrem Stil gekränkt werden. Du lieber Gott, was kann man nicht aus den Klassikern nachweisen! Goethe schrieb in seinem Alter einen Kanzleistil, der — nun wir wollen sagen eben Altemännermanier ist. Soll der Muster sein für die künftige Akademie?

Ich weiß übrigens doch nicht, sagte ich. In Italien haben sie die Academia della Crusca — sie ist schon im sechzehnten Jahrhundert gegründet worden, von einem Dichter! —, und in Frankreich die von Richelieu — also im siebzehnten Jahrhundert — geförderte Académie Française, die beide den Zweck haben, für die Reinigung und Veredlung der Landessprache zu sorgen. Warum sollte das nicht auch bei uns möglich sein? Nachahmungen, die im siebzehnten Jahrhundert in Deutschland versucht worden sind, sind freilich gescheitert, aber jetzt leben wir doch in ganz andern Verhältnissen.

Es ist mir zunächst fraglich, erwiderte er, ob wir schon so weit sind, daß eine Akademie in der Weise wirken könnte, wie die italienische und die französische. Unsre Sprache ist noch nicht so fertig wie diese beiden, sie ist noch entwicklungsfähig, in ganz andrer Richtung freilich als da, wo sie der Tageblattdeutsche sucht, d. h. in der Saftlosigkeit und Bleichsüchtigkeit und im Schwulst, die übrigens in den meisten Zeitschriften ebenso ihr Wesen treiben, wie in der besinnungslos vorwärts gepeitschten Tagespresse. Blutauffrischung kann unsre Sprache brauchen, und die ist ihr möglich. Die deutschen Stämme fangen erst an, sich zu vermischen und lebendiger aufeinander einzuwirken als in der Zeit der Zersplitterung und des spärlichen Verkehrs. Und

daraus folgt, daß noch vieles schöne Dialektische Allgemeingut werden kann. Unsre Umgangssprache hat noch Wurzeln in den Dialekten und wird aus ihnen saugen. Das könnte ja freilich auch von einer Sprachakademie geleitet werden, wenn sich eine schaffen ließe, aber will sich denn jemand leiten lassen? Das ist es ja gerade! In Deutschland will sich niemand regieren lassen. Eher läßt man sich von den hergelaufnen Leuten von ausgesprochnem Typus die Sprache verhunzen, als daß man vernünftigem Zureden nachgiebt, wenn es zu dem Geständnis führt, daß man ein Sünder sei. Es giebt ja Leute, die eine Sprachakademie haben möchten, aber ich glaube, unser Kaiser hat wieder das Richtige damit getroffen, daß er zunächst einmal bei der Zweihundertjahrfeier der Akademie der Wissenschaften die Zahl der Sitze der philosophisch-historischen Klasse um drei vermehrt hat, die „vorwiegend mit Gelehrten der deutschen Sprache besetzt werden sollen." Es sei Aufgabe der Akademie, die deutsche Sprache zu pflegen. — Natürlich wäre das eine ihrer vornehmsten Aufgaben, und wenn sie es thäte, brauchten wir gar keine besondre Akademie mit Polizeibefugnis. Die drei Sitze genügen vollauf. Es kommt nur darauf an, daß sie mit den rechten Leuten besetzt werden. Ich würde vorschlagen: Wilmanns, als Fachgelehrten; Wustmann, als den scharfen und grübelnden Verstand; Heyse, als den schöpferischen Genius, der ganz von selbst das reinste Deutsch schreibt, weil er gar nicht anders kann. Aber der ist zu alt und würde es nicht mehr thun. Wen aber statt seiner? Da hapert es gleich. Wissen Sie jemand?

Nein, sagte ich bescheiden.

Der chinesische Krieg und die Sozialdemokratie. Unter der Überschrift „Die reifende Ernte" brachte die sozialdemokratische „Neue Zeit" in Stuttgart am 7. Juli einen Leitartikel über das Verhältnis des Deutschen Reichs und hauptsächlich des Kaisers zum chinesischen Kriege, der an Entstellung und Hetzerei geradezu unerhörtes leistet. Wir würden auf jede Kritik dieser Niederträchtigkeiten verzichten, wenn nicht immer noch dieser Zeitschrift unser sozialistisch parfümiertes Beamten- und Litteratentum besondre Sympathien entgegenbrächte.

Wie immer in kluger Berechnung der agitatorischen Wirkung zerrt die „Neue Zeit" auch hier wieder Reden des Kaisers in den Vordergrund ihres Lug- und Trugbilds. Sie weiß, daß man den Kaiser persönlich schmähen, ihm persönlich das Vertrauen rauben muß, wenn man den Massen die Monarchie verhaßt machen will, und daß dem deutschen Volk das Vaterlandsgefühl zerstört werden muß, wenn ihm die Pöbelherrschaft möglich und gut erscheinen soll. Es wird dem Kaiser vorgeworfen, er habe in seiner Rede an die ausrückenden Seebataillone in Wilhelmshaven im ausgesprochnen Gegensatz zu der weisen Politik der europäischen Mächte „den Kriegszustand mit China proklamiert," indem er die Eroberung Pekings als Ziel des Kriegs bezeichnet habe. Die böswillige Fälschung, die hier versucht wird, kann nur der Gedankenlosigkeit verborgen bleiben; aber die „Neue Zeit" weiß eben, mit welchem Quantum davon sie rechnen darf. Der Zweck der Entsendung von Truppen nach China mußte selbstverständlich, solange man noch hoffen durfte, dadurch die Gesandtschaften zu retten, die Eroberung Pekings sein. Und sämtliche europäische Mächte haben auch das Ziel verfolgt, das der Kaiser bezeichnet hat; sie mußten es verfolgen, wollten sie nicht des Verrats an ihren Gesandten schuldig werden. Der Vorstoß Seymours war nichts als ein Versuch, das auszuführen, was der Kaiser in Wilhelmshaven verlangt hatte. Mit der „formellen Kriegserklärung," die die Mächte und auch die deutsche Regierung vermeiden wollten, was die „Neue Zeit" selbst als eine „diplomatische Fiktion" bezeichnet, hatte des Kaisers Rede nichts zu thun. Es ist einfach wieder eine wissentliche, wohlüberlegte Lüge, wenn das behauptet wird, und vollends erlogen ist es, daß der Kaiser damit im Ausland böses

Blut gemacht habe. Die Wahrheit ist, daß die sozialdemokratischen Führer in Deutschland auf jede Weise im Inland und im Ausland böses Blut machen wollen gegen die deutsche Politik, das Deutsche Reich und den deutschen Kaiser. Darin unterscheiden sie sich ja so schmachvoll von den Genossen in England und in Frankreich. Sie sind eben vaterlandslose Gesellen, mit denen Gemeinschaft zu halten jeden gebildeten Patrioten schändet. Die Arbeitermassen, die ihrer Pfeife folgen, wissen nicht, was sie thun.

Noch kräftiger zu ihren giftigen Zwecken sucht die „Neue Zeit" die Worte des Kaisers auszubeuten, die er beim Stapellauf der „Wittelsbach" an den Prinzen Ruprecht von Bayern über die Notwendigkeit der Weltpolitik und deshalb einer starken Seemacht für das Reich gerichtet hat. Was der Kaiser sagte und die „Neue Zeit" davon mitteilt, ist hundertmal im letzten Halbjahr ausgesprochen worden, auch die Überzeugung, „daß er bei seiner Politik Deutschlands Fürsten und das gesamte Volk festgeschlossen hinter sich habe." Was die deutschen Fürsten meinen, ist der „Neuen Zeit" ganz unwichtig, aber was das deutsche Volk meint, das weiß natürlich sie allein. Es scheine, schreibt sie, dem Kaiser von seinen verantwortlichen Beratern vorenthalten worden zu sein, daß die gesamte Arbeiterklasse der Weltpolitik der Regierung einen geschlossenen und unerschütterlichen Widerstand entgegensetze, und das sei zunächst einmal schon die Mehrheit des gesamten Volks. Es ist immer ein zweifelhaftes Ding, ob man vor dem Rechenstift bestehn kann, wenn man von Meinungen des „gesamten Volks" spricht. Statistische Korrektheit beansprucht der Kaiser wohl am wenigsten für seine Worte bei dieser Gelegenheit. Aber die „Neue Zeit" rechnet, sie stellt sich statistisch an, und deshalb ist das, was sie sagt, nicht nur unrichtig, sondern eine Lüge. Es ist doch geradezu haarsträubend, zu behaupten, die gesamte Arbeiterklasse setze der Weltpolitik der Regierung einen geschlossenen und unerschütterlichen Widerstand entgegen! Vielleicht mag die sogenannte „Elite" der Industriearbeiter, denen in sozialdemokratischen Bildungsvereinen oder auch in manchen der vielgepriesenen Volkshochschulkurse die bekannte politische Halbbildung angelernt ist, eine auf Mißverstehn beruhende Meinung von der Weltpolitik haben, die Masse, sogar die der sozialdemokratisch wählenden Industriearbeiter, maßt sich darüber gar kein eignes Urteil an. Und diese sozialdemokratischen Wähler sind denn doch immer nur ein Bruchteil der „gesamten Arbeiterklasse." Aber man sei doch überhaupt endlich einmal in diesem Punkte ehrlich. Weltpolitische Fragen — was immer man sich unter dem sehr unklaren Worte denken mag — zu lösen kann gar nicht Sache der Bauern und Arbeiter in ihrer Masse sein. Selbständig und verantwortlich dazu Stellung zu nehmen sind doch immer nur die „gebildeten" Klassen berufen, und die haben — freilich teilweise auch ohne zu wissen, was gemeint war — der Weltpolitik, wie sie als Grund der stärkern Seemacht so unendlich oft besprochen worden ist, denn doch in sehr weitgehender Einmütigkeit zugestimmt.

Ein internationaler Verhetzungsversuch ist es schließlich, wenn die „Neue Zeit" behauptet, der Kaiser habe in den erwähnten Reden eine „internationale Herrenstellung" beansprucht. „Seit fünfzig Jahren — sagt sie —, seit den Tagen des Zaren Nikolaus hat kein europäischer Souverän ähnlich gesprochen, und es ist ganz unausbleiblich, daß eine Sprache dieser Art den Widerspruch und, falls den Worten auch Thaten folgen sollten, den Widerstand ganz Europas erwecken wird." Die Presse des Auslands hat reichlich über die kaiserlichen Reden geschrieben, aber nicht einmal die von ausgesprochnem Deutschenhaß erfüllten Zeitungen haben das aus ihnen zu machen versucht, was die „Neue Zeit" daraus zu machen die Dreistigkeit hat. In ihrem blinden Haß gegen Kaiser und Reich überbietet thatsächlich unsre sozialdemokratische Presse nicht nur die Deutschenhasser im Ausland, sondern sie sucht dort den Deutschenhaß wissentlich durch Lüge und Fälschung zu schüren.

Das sollten doch die Leute bedenken, die so viel Schönes von der „Mauserung" der Sozialdemokratie zu sagen wissen. Ob die Partei die alten sozialistischen Utopien jetzt mehr beiseite setzt als früher, das macht sie nicht ungefährlicher, und daß sie programmatisch die Evolution der Revolution voranzustellen anfängt, ist praktisch ganz gleichgiltig. Sie predigt nach wie vor mit allen Mitteln, die sich ihrer Skrupellosigkeit bieten, den glühenden Haß gegen die Grundlagen der bestehenden Staats- und Rechtsordnung, an denen kein Staat, der sich nicht selbst verachtet, rütteln lassen darf. Daß dieser politische Ultraradikalismus in dem Reichshaß des Auslands seinen natürlichen Bundesgenossen sieht, davon liefert die besprochne Leistung der „Neuen Zeit" den Beweis. Je schärfer sich die chinesischen Wirren zuspitzen, um so schärfer wird die vaterlandslose Gesinnung dieser deutschen Reichsbürger zweiter Klasse, wozu sie sich selbst in optima forma machen, zum Ausdruck kommen. Die leeren Phrasen von deutscher Gesinnung in den ultrademokratischen Programmen sollten niemand darüber täuschen, daß in ernsten Konfliktsfällen mit dem Ausland auf solche Gesellen kein Verlaß ist.

Auch in der Wiener „Zeit" hat sich kürzlich ein Berliner, Georg Bernhard, veranlaßt gesehen, über den „Chinesentaumel in Deutschland" zu faseln. Er redet sich und andern vor, Deutschland habe durch besonders scharfes Brüskieren berechtigter Eigentümlichkeiten der Chinesen ihren Haß herausgefordert. Aber nicht eine Thatsache für die Richtigkeit dieser Ansicht, nicht ein Wort des Beweises dafür ist zu finden. Die Konsuln hätten „angeblich" den Mächten vorgeschlagen, der chinesischen Regierung mit der Zerstörung der Kaisergräber in Peking zu drohen. „Angeblich" solle der englische Konsul sich dem widersetzt haben. „Das ist ein Zeichen dafür — fährt Bernhard fort —, wie eben doch noch von allen europäischen Nationen die englische am meisten kaufmännischen Instinkt besitzt. Dieses Verhalten Englands wird ihm später goldne Früchte tragen." Ist es schon spaßhaft genug, aus den zwei „Angeblichkeiten" solche Folgerungen gezogen zu sehen, so ist es vollends närrisch, wenn es weiter heißt: „Aus diesen Gründen(?) fürchte ich auch für die handelspolitische Zukunft Deutschlands in China, denn von allen beteiligten Staaten hat das Deutsche Reich sich am meisten herausgestellt, und die Reden des deutschen Kaisers müssen das Deutschtum dem chinesischen Volk unbedingt verhaßt machen." Durch diese Reden sei „bekanntlich" eine Kundgebung der Vereinigten Staaten von Amerika veranlaßt worden, die ausdrücklich hervorhebe, daß Amerika nicht nach der Herrschaft in China strebe, sondern daß es nur darauf ausgehe, die Aufständischen niederzuwerfen. Auch Amerika hat also den richtigen kaufmännischen Instinkt für das, was dem Absatz schadet, und für das, was dem Absatz nützt. „Es unterliegt nach alledem gar keinem Zweifel, daß durch die augenblicklichen Geschehnisse die deutschen Handelsbeziehungen zu China mehr als die aller andern Staaten geschädigt worden sind. Die Wunden des Kriegs werden am deutschen Wirtschaftskörper noch bleiben, wenn sie in den andern Staaten bereits lange vernarbt sind." Solcher blühender Unsinn braucht natürlich keine Kritik, er spricht für sich selbst, und er ist bei der Schnellproduktion an staatswissenschaftlichen Litteraten, der wir uns erfreuen, auch weiter nicht auffällig, aber daß er in einem Blatt wie der „Zeit" Aufnahme findet, ist doch kaum glaublich. Aber wohin führt nicht sozialdemokratische Verranntheit?

Im weitern belehrt uns Herr Bernhard dann darüber, daß wir uns durch die Erschließung Chinas nur den schlimmsten industriellen Konkurrenten erziehn würden, spottet über die Bahnbauten in China und die Lieferung von Verkehrsmitteln und Maschinen nach China, behauptet schlankweg, was wir bisher nach China exportiert hätten, sei doch nur zum allergeringsten Teil von den Chinesen konsumiert worden, die größten Mengen dürften Baumaterialien und Bedarfsartikel

für unsre Bahnbauten sein. Herr Bernhard kann in die deutsche Handelsstatistik ebenso wenig einen Blick geworfen haben, wie in die chinesische. Sonst könnte er solches Zeug gar nicht in die Welt setzen. Zweck ist eben auch bei ihm die Diskreditierung der deutschen Politik. Nach Beweisen und Unterlagen fragen solche großen Geister nicht, sie machen auch ohne das Eindruck. Die deutschen Arbeiter, soweit sie im Garn der Sozialdemokratie sind, werden natürlich Herrn Bernhard weit lieber glauben als dem Grafen Bülow, der in seiner Beschränktheit der deutschen Industrie für eine mehr oder weniger lange Zukunft einen Anteil an dem Absatz der Fabrikate nach China und an der Einfuhr von Rohstoffen u. dergl. von dort her sichern will, wie ihn England, Frankreich, Rußland, Amerika und Japan eifrig für sich beanspruchen. Die Herren sollten sich der Kritik namentlich der britischen und der amerikanischen Versuche, China für sich als Absatzgebiet zu gewinnen, nicht entschlagen, wenn sie in dieser Weise Deutschlands chinesische Politik als ganz zwecklos hinstellen. Die unmittelbare wirtschaftliche Bedeutung Chinas ist allerdings heute noch für uns sehr gering. Aber es wäre der Zukunft Deutschlands gegenüber eine unverantwortliche Unterlassungssünde, wollte das Reich auch in Ostasien der Eroberung der Märkte durch die andern Mächte müßig zusehen.

Aber mit der Unterschätzung oder der Überschätzung des chinesischen Markts haben wir es hier gar nicht zu thun. Worauf wir die Blicke der gebildeten Deutschen wieder einmal hinlenken wollen, ist die ungeheure Gefahr für die monarchische Gesinnung im deutschen Volke und damit für den Grundstein der so schwer erkämpften politischen Einheit der Nation und ihrer fernern Machtstellung in der Welt für unabsehbare Zeit, die in dem Haß und der unablässigen Hetzarbeit der Sozialdemokratie gegen den Kaiser liegt.

Es will uns scheinen, daß gerade an den verantwortlichsten Stellen in den führenden Kreisen diese Gefahr unterschätzt wird, daß man glaubt, mit ihr spielen zu dürfen, oder doch spielend mit ihr fertig werden zu können, wenn sie drohender würde. Mehr als jemals ist es Pflicht der leitenden Personen im Reich, peinlich alles zu vermeiden, was zum Untergraben der monarchischen Gesinnung im deutschen Volke ausgebeutet werden könnte. Wenn die verantwortlichen Berater des Kaisers ihm darüber die Wahrheit vorenthalten sollten, so würden sie sich an ihm und dem Reich schwer versündigen. β



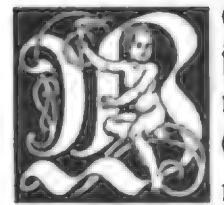
Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Aus dem kleinsten deutschen Lande

Von Karl Gußmann

> Wißt ihr, wie auch der Kleine was ist? Er mache das Kleine
> Recht; der Große begehrt, just so das Große zu thun.
>
> Goethe



er die Kleinen und Kleinsten in der Weltfamilie der Staaten sind, weiß bei uns jeder Schulknabe, schon kuriosumshalber und vielleicht auch deshalb, weil die deutsche Schule in ihrer Gründlichkeit nicht selten gerade das Entlegne und Nebensächliche mit um so angestrengterm Eifer einzupauken pflegt. Monako, San Marino, Andorra — lauter geläufige Namen, so winzig die Länder sind, die sie bezeichnen, und so fossil diese uns anmuten mögen.

Wie viele solcher politischen Kleinwesen sind völlig verschwunden und vergessen! Wer spricht heute noch z. B. von der Republik Gersau? Und doch ist erst vor kaum hundert Jahren, am Johannistage 1798, die damals kleinste mitteleuropäische Republik, der Freistaat Gersau am Vierwaldstätter See, aus dem europäischen Staatenkörper verschwunden. Nur die wenigsten der Besucher des Vierwaldstätter Sees wissen davon, daß das herrlich am Fuße des Rigi liegende Gersau vierhundert Jahre lang ein Freistaat war und vor hundert Jahren, wie später, wo ein neuer kurzer Selbständigkeitsversuch gemacht wurde, von dem damaligen Kanton Vierwaldstätten „aufannektiert" wurde. Nachdem Gersau 1815 für kurze Zeit zu einiger Selbständigkeit gelangt war, wurde es im Wiener Frieden kurzweg vergessen. Berühmt war ehedem (bis 1840) die Gersauer „Gaunerkilb," ein dreitägiges Fest aller Heimatlosen und Landstreicher aus nah und fern und selbstverständlich ein rechtes Kreuz für das ganze „Ausland" rings um diesen Freistaat her. Dieser „Kleine" hat also von der Goethischen Mahnung nichts gewußt oder nichts wissen wollen und seine „kleine Sache offenbar nicht recht gemacht."

Im löblichen Gegensatz dazu steht ein Kleinstaat, der auch in den Hoch-

bergen liegt wie Gersau oder Andorra oder Marino — gewiß kein Zufall, daß fast alle diese Staatenzwerge in den Bergen stecken! —, der bei einem Völkerfriedensschluß genau ebenso vergessen wurde wie Gersau, der aber heute noch in der Reihe der unabhängigen Staaten seine Stelle hat — das Fürstentum Liechtenstein.

Während die andern „Kleinen" sich nicht sehr artig aufzuführen pflegen — Monako mit seiner Spielhölle, San Marino mit seinem Ordens- und Titelschacher, Andorra, das, obwohl Republik, gleich zwei Herren, Frankreich und dem spanischen Bischof von Urgel, dient und nach hüben und drüben schmuggelt, von dem verflossenen Gersau mit seiner Gaunerkilbe ganz zu schweigen! —, hatte sich Liechtenstein allezeit des besten Rufs zu erfreuen, so sehr, daß 1870 nach der Einnahme Roms der Papst, dem der Fürst das Land angeboten haben soll, seine Residenz beinahe hierher verlegt hätte. „Wenn-Philosophen" mögen sich ausdenken, wie sich der Hirtenstab Petri in deutsche Erde eingewurzelt ausgewachsen hätte! Zu einem deutschen Avignon etwa? oder einem deutschen Rom? Müßige Gedanken! Deutsch in jedem Fall war damals und ist heute dieser Boden, deutsch der Strom, deutsch sind und bleiben die riesigen Berge und alles Land, so weit sie schauen, und deutsch vor allem ist das Völklein in diesen Bergen.

Oben beginnt das Ländchen an der Luziensteig, und unten am Schellenberg endigt es; dreißig Kilometer beträgt diese Längslinie von der Graubündner Grenze zur österreichischen, und ein paar gute Pferde sind bald fertig mit dem Staate Liechtenstein. Aber mit einer solchen Fahrt hätte man nur den einen Teil des Landes kennen gelernt, die Ebne am Rhein; der andre Teil der 15708 Hektare, die den gesamten Flächeninhalt ausmachen, läßt sich nicht so leicht mit Roß und Wagen bereisen. Das sind die von der Rheinebne aufsteigenden gewaltigen Berge vom Rhätikon her, die sich in der höchsten Spitze, dem Naafkopf, bis zu 2573 Metern erheben und eine Fülle der großartigsten Landschaftsbilder darbieten. Eine Reihe von Spitzen und Zacken drängt sich kühn und keck empor zwischen Rhein und Samina: Plasteikopf, Rappenstein, Alp-, Gaflei-, Kuhgratspitze (1124 Meter), Garsella, drei Schwestern; und drüben über dem rauschenden Saminabach, wo das Malbun- und das Valorschthal einmünden: Schönberg, Gallinakopf, bis hinüber zum Sareiser Joch, zum Panüler Schrofen und zur Seesaplana. Wer einen Einblick in diese wunderbare Berg- und Felsenwelt gewinnen will, der begehe den am Kurhaus Gaflei (1500 Meter) beginnenden Fürstensteig,*) auf dem man ganz bequem auf die Kuhgratspitze gelangt: welche ungeheuern Wände und Schluchten, wie verwegen die starrenden Felsnadeln, die überhängenden Gesteinsmassen! und wie überwältigend der Rundblick von einem der Gipfel aus, zu denen der Weg führt, die Schau weit hinein in die Gletscherwelt des Hochgebirgs und

*) Hergestellt durch Beiträge des Fürsten Johann, der Familie Schädler-Vaduz und des deutsch-österreichischen Alpenvereins 1898.

hinaus in die Vorländer, aus denen der breite Spiegel des Schwäbischen Meeres aufblitzt! Zu ihm, zum Bodensee, strömt und stürmt drunten im abgrundtiefen Thal der glitzernde Rheinstrom, noch der echte, unkultivierte Sohn der Berge, der sein unermeßliches Geschiebe in ewigem Wechsel rechts und links und links und rechts zum Ufer wirft, drüben der freien Schweiz ins Gesicht und hüben dem souveränen Liechtenstein, sodaß sein Gewässer zwischen den Kiesbänken eine fast langweilig regelmäßige Schlangenlinie zeichnet — der junge Rhein selber ist nichts weniger als ein langweiliger Geselle, er strebt ungebärdig hinaus aus dem künstlichen Bett, in das man ihn gezwängt hat, frei will er sein, den ganzen Thalgrund wieder beherrschen wie ehedem —, der deutsche Rhein, ein Sorgenkind gleich von seiner Wiege an! Sämtliche Uferstaaten des Bodensees wenden ja immer noch und gerade gegenwärtig aufs neue in verstärktem Maß Millionen um Millionen auf, um den freien Rhein zu „korrigieren." Derweil aber bleibt für das kleinste deutsche Land die ärgste Plage der größte deutsche Fluß.

Doch — steht man oben in schwindelnder Höhe auf einem der Bergesgipfel, so fühlt man sich auch solcher Nachdenklichkeiten und Sorgen ledig: man grüßt den deutschen Strom da unten und die deutschen Berge ringsum und den mächtigen deutschen See da draußen und freut sich, daß sich deutsche Berge und Ströme nichts scheren um politische Grenzen und künstliche Markscheiden.

Denn auch das Nächste, was uns umgiebt, das Land Liechtenstein, ist deutsch bis zum Grunde. Stutzig machen könnte uns nur die Menge der undeutsch klingenden, also romanischen Orts- und Flußnamen. Vaduz, Schaan, Eschen, Gamprin, Balzers, Ruggell — hier ein paar liechtensteinische Ortsnamen (vorsichtig! es sind nur sechzehn!); Gafal, Gaflei, Guschgfiel, Silum, Valüna, Bargella, Malbun, Gritsch, Gavadura, Sücca, Garsella — dies die bedeutendsten Alpen des Ländchens. Was uns so fremd und welsch ins Ohr tönt (und es ist auch welsch, z. B. Vaduz = vallis dulcis, Schaan und Eschen = scana, Schiffslände — am See zwischen beiden Orten —, Gamprin = campus Rheni, Balzers = palazoles, Ruggel = runcalo, Reute, Gafal und Gaflei = Pferdeweide — cavall —, Malbun = valbun, gutes Thal usw.), das sind die letzten Spuren der ältesten Geschichte dieses deutschen Bodens, auf dem auch jahrhundertelang wie in so manchem deutschem Gebiet der Schritt der römischen Legionen dröhnte. Verwundert schaute vor Jahren ein Liechtensteiner Bauer auf den Eisenhut, den ihm ein Spatenstich aus dem Boden gefördert hatte; es war ein wohlerhaltner römischer Helm, der um einen Spottpreis verkauft in irgend einer Wiener Sammlung alsbald verschwand. Nicht selten stößt man noch auf römische Heizanlagen, Bäder, Backöfen (namentlich bei Triesen).

Mit dem, was sich nach den Römern im Laufe der Jahrhunderte in dieser engen Völkerpforte gedrängt und geschoben, gestoßen und geschlagen hat, vom mittelalterlichen Schwabenkrieg bis zu den französisch-russischen Kämpfen, wollen wir den Leser nicht aufhalten, so sehr die Ruinen (Wildschloß Schalun, Schellen-

berg, Gutenberg usw.) uns dazu aufmuntern könnten, die da und dort als Merkzeichen alter Zeiten in die Lüfte ragen. Die Geschichte Liechtensteins beginnt ja doch erst mit dem Zeitpunkt, wo der Name „Liechtenstein" für dieses Gebiet überhaupt entstand. Denn das ist gleich eine von den mancherlei Besonderheiten des Ländchens, daß ihm ein Name künstlich aufgepfropft wurde, mit dem es früher von Haut und Haar rein nichts zu schaffen gehabt hatte, und daß diese Umtaufung geschichtliche und geographische Giltigkeit bis auf den heutigen Tag behalten hat. Nicht jedes Land oder vielmehr unsers Wissens gar keins auf der weiten Welt (außer etwa süd- und mittelamerikanischen und afrikanischen Staatengebilde, Räuberstaaten wie Rhodesien u. dergl.) vermag seinen Namenstag bis auf Jahr und Tag hin zu feiern. Klein-Liechtenstein kanns und hat es auch gethan am 23. Februar 1899, und daran war schuld gerade zwei Jahrhunderte vorher der Graf Jakob Hannibal III. von Hohenembs-Gallara-Vaduz, dem die Schulden über den Kopf gewachsen waren, obwohl ihm unter anderm die zwei Herrschaften Vaduz und Schellenberg*) gehörten — so hieß bis 1699, was man heute Liechtenstein nennt. Der Fürst Johann Adam Andreas von Liechtenstein legte ihm für Schellenberg 115000 Gulden bar auf den Tisch, und — Land und Staat und Nation Liechtenstein waren geschaffen! Gegen die mährische Herrschaft Bistrau und ein Aufgeld von 56000 Gulden tauschte Johann Adam nachher vollends die Herrschaft Vaduz ein, und die uralte Burg Hohen-Vaduz mußte sich die Umtaufung in Schloß Liechtenstein gefallen lassen, in dessen malerischem Gemäuer heutzutage der unerfahrne Wandrer den Urstammsitz derer von Liechtenstein zu bewundern pflegt. Kaiser Karl VI. erhob durch Diplom vom 23. Januar 1719 das neugebackne Ländchen zum unmittelbaren Reichsfürstentum, und von 1815 bis 1866 war Liechtenstein Mitglied des Deutschen Bundes, worin es sich mit Hohenzollern, Reuß, Schaumburg, Lippe, Waldeck in eine von den siebzehn Stimmen der engern Verwaltung zu teilen hatte. Bis 1866! Bis dahin mußte das Fürstentum Liechtenstein sein Kontingent zur deutschen Bundesarmee stellen, und zwar in Gestalt von zwei Offizieren, fünfzig Scharfschützen und einem Trommler. Im Kriegsfall war dieses Heer auf einundneunzig Mann zu erhöhen.

Und dieses Kontingent zog im Jahre 1866 mit Trommelschlag und Hörnerklang aus, um zur Tiroler Landwehr zu stoßen und gegen Preußen zu kriegen. Auf dem Arlberg angelangt vernahm die Liechtensteiner Armee ein Wort, nur ein Wörtlein, aber das hieß: „Königgrätz!" und die Heersäule machte rechtsum kehrt und zog eilends wieder heim nach Vaduz. Dieser unblutige Feldzug findet sich in keiner Weltgeschichte verzeichnet und ist noch nie in einem deutschen Examen abgefragt worden. Trotzdem steht er einzig da, sofern er eigentlich heute noch nicht zu Ende ist! Beim Friedensschluß zwischen Preußen und Österreich samt Verbündeten wurde der Staat Liechtenstein völlig vergessen, sodaß der Kriegszustand zwischen Preußen und Liechtenstein immer

*) Nebenbei: auch Schellenberg wird welsch erklärt = scalamont, Stiegenberg.

noch besteht, und das von Rechts wegen! Was ist doch der Siebenjährige Krieg oder sogar der Dreißigjährige Krieg gegen diesen nunmehr vierunddreißigjährigen Kriegszustand, der niemals ein Ende nehmen will!*)

Dieser kriegerischen Zeitläufte ungeachtet hat sich Liechtenstein in den drei Jahrzehnten, die seither verflossen sind, ganz vortrefflich entwickelt. Bedarfs doch keiner solchen Weitläufigkeiten und Vielschreibereien mehr wie zu Bundestagszeiten, wo z. B. Liechtenstein mit Bayern wegen Landau infolge eines Bundesbeschlusses vom Jahre 1835 auch noch mit dem benachbarten Österreich und Württemberg Verhandlungen pflegen und Übereinkünfte schließen mußte wegen Bereithaltung der für seine Jägerabteilung erforderlichen 12000 bis 13000 Reservepatronen, alles auf die denkbar umständlichste Art und Weise! Auch solche Visitationen brauchte sich die liechtensteinische Heeresmacht nicht mehr gefallen zu lassen, wie die im Oktober 1858. Die das Bundesheer inspizierenden Generale (z. B. für das preußische Garde- und das 5. und 6. Armeekorps: Erzherzog Leopold von Österreich, der sächsische Generalleutnant von Mangold und der hannoversche General der Kavallerie Graf von der Decken) kamen damals zwar nicht selber nach Liechtenstein, aber der bayrische General von Heß hatte unter anderm den Bericht von dem Zustande der Bundeskontingente von Hessen-Homburg, Lippe-Detmold, Liechtenstein und Lübeck zu erstatten, der allerdings kein glänzendes Bild giebt. Die drei erstgenannten konnten als marsch- und schlagfertig überhaupt nicht, das Bataillon Lübeck nur als marschbereit anerkannt werden. Die hessen-homburgischen Jäger waren recht schlechte Schützen usw. General von Heß hatte das dreiundfünfzig Köpfe starke liechtensteinische Jägerdetachement am 15. und 16. Oktober in Vaduz gemustert. Von den zwei Offizieren fehlte einer. Die Präsenz des einzelnen Mannes betrug durchschnittlich nur neun bis zehn Monate und war nicht zusammenhängend. Der Präsenzstand beschränkte sich nämlich für den größern Teil des Jahres auf einen Offizier, einen Unteroffizier und vier Mann. Zu diesen traten vom 1. bis 20. Mai die Chargen und die sechzehn Rekruten, die jährlich ausgehoben wurden, und vom 20. Mai bis Ende Juni die Mannschaft des Hauptkontingents. Dann trat Beurlaubung ein. Dem entsprechend war die Ausbildung in allen Zweigen ungenügend, besonders standen die Schießergebnisse bei den liechtensteinischen Jägern hinter denen der andern Bundeskontingente zurück. Die Truppe könnte, sagt General von Heß, als Schützenzug ausgebildet, einem andern Bundeskontingent zugeteilt, diesem wesentliche Dienste leisten, dazu müssen aber von seiten der hohen Regierung wesentliche Verbesserungen der Organisation usw. angeordnet werden. An Waffen waren 60 Wildsche Büchsen und außerdem 82 österreichische Stutzen, aber von verschiednem Kaliber (0,66 und 0,56 Zoll), vorhanden. Bei der Inspizierung war die Mannschaft zum Teil mit abgetragnen Stücken bekleidet,

*) Eine kürzlich durch die Presse gegangne Notiz, wonach doch eine Art Friedensschluß stattgefunden haben soll, und zwar infolge einer scherzhaften Vermittlung von Lothar Bucher gegenüber Fürst Bismarck, hat keinen geschichtlichen, sondern höchstens Anekdotenwert.



und überdies fehlten am Bedarf 29 Tschakos, 20 Mäntel, 54 Paar Stiefel, 8 Lederzeuge und 25 Feldgeräte. Bezüglich der gerügten Mängel konnte die Bundesmilitärkommission auf ihren Bericht von 1856 Bezug nehmen, dem aber bisher keine Folge gegeben war! Alles vergangne Zeiten, gottlob vergangen für Liechtenstein und für das „übrige Deutschland"!*)

Heute ist Liechtenstein trotz des chronisch gewordnen Kriegszustands gegen Preußen das friedlichste Land von der Welt, und geradezu behaglich mutet uns an, was von Verfassung und Verwaltung dieses monarchischen, souveränen Stätchens zu vermelden ist, das mit seinen 178,4 Quadratkilometern zwischen dem österreichischen Kaiserstaat und der Schweizer Republik eingeklemmt daliegt als ein verschollnes Stück europäischer Staatengeschichte, als eine Oase des unbewaffneten Friedens, als eine fast unerhörte politische Idylle!

Am 12. November 1898 beging Fürst Johann von Liechtenstein auf dem mährischen Schloß Eisgrub, wo er am 5. Oktober 1840 geboren ist, in voller Zurückgezogenheit sein vierzigjähriges Regierungsjubiläum. Aus diesem Anlaß gingen dem Fürsten zahlreiche schriftliche und telegraphische Glückwünsche zu, natürlich vor allem aus seinem getreuen Lande,**) das er zum Schmerz seiner 10000 Unterthanen leider gar zu selten besucht — thatsächlich war, wie man uns sagte, der Landesherr erst zweimal innerhalb seiner höchsteignen blau-rot gestrichnen Grenzpfähle. Das hindert aber nicht, daß ihm seine sämtlichen Unterthanen mit vollster Liebe und Treue zugethan sind. Wo eins von ihnen einen Schmerz hat, da wendet es sich brieflich oder mündlich nach Wien oder Eisgrub, oder wo sonst gerade der — unvermählte — Fürst residiert. Prächtige Kirchen und Schulen zeugen von seiner Freigebigkeit, und schon manchen Liechtensteiner hat er auf seine Kosten der Kunst und der Wissenschaft zugeführt.

---

*) An solche Zustände wie zu Zeiten des seligen Bundestags könnte man in Liechtenstein heute nur noch erinnert werden, wenn man an die obere Landesgrenze geht, über der sich in einer dem dritten Teil beim Gotthard entsprechenden Paßhöhe von 714 Metern die Luziensteig erhebt (der Name vom heiligen Luzius, der nach der Legende aus England kam und die Gegend im Jahre 180 christianisierte; gestorben in Luziensteig; Patron des Bistums Chur): eine (schweizerische) Festung und doch keine! Die einzelnen Anlagen sind ja scheinbar in gutem Zustande, aber sollten sie einmal irgend welchen ernstlichen Widerstand leisten können, so müßten sie vorher nach neuzeitlichen Grundsätzen von Grund und Boden aus umgewandelt werden. Nebenbei: im Jahre 1799 wurde hier die russische Intendantur von der nachdrückenden französischen Vorhut arg ins Gedränge gebracht und ließ deshalb die gewaltige Summen bergende Kriegskasse, die im Volksmund bald zu fabelhaften Schätzen anschwoll, drüben im Glarner Land in den Klönthaler See versenken, wo sie trotz unzähliger Bergungsversuche bis auf den heutigen Tag ruht. Grenzboten 1898, 43.

**) Den zahlreichen Huldigungsakten, die bei diesem Anlasse von den Behörden, vom Landtag, den Gemeindevertretungen und andern Körperschaften des Landes erfolgt sind, schloß sich z. B. auch der landwirtschaftliche Verein an, indem der Vereinsausschuß den Vereinsvorstand beauftragte, die fürstliche Regierung zu ersuchen, Hochdieselbe wolle Seiner Durchlaucht anläßlich dieses festlichen Ereignisses die Huldigung des landwirtschaftlichen Vereins mit dem Ausdruck unwandelbarer Anhänglichkeit und tiefsten Dankes zur Kenntnis bringen. Als Andenken an das vierzigjährige Regierungsjubiläum Seiner Durchlaucht beschloß der Vereinsausschuß ferner, eine jährliche Rindviehprämie von fünfzig Kronen als zweiten Preis für Zuchtfamilien zu stiften.

Der berühmtesten einer ist der Tondichter Joseph Rheinberger (geb. 1839 in Vaduz), dessen Glanz die Welt erfüllt. Weiter wäre noch zu nennen der Züricher Zeichner Peter Balzer usw.

Das Land, das bis 1818 Ständeverfassung hatte, gehört seit 1862 zu den konstitutionellen Monarchien. Der Fürst vereinigt die Staatsgewalt in sich unter Mitwirkung des Landtags. Dieses wohl kleinste Parlament der Welt zählt fünfzehn Mitglieder: drei werden vom Fürsten ernannt, zwölf durch Wahlmänner gewählt. Aktiv und passiv wahlberechtigt sind vom vierundzwanzigsten Lebensjahr ab sämtliche männliche Landesangehörige, die ihren Wohnsitz im Lande haben und im Genuß der bürgerlichen Rechte und Ehren stehn. Auf hundert Seelen kommen je zwei Wahlmänner. So weit ginge alles ungefähr nach den Einrichtungen andrer Staaten auch. Nun aber erhebt sich Liechtenstein turmhoch über die meisten andern Nationen: es hat nicht bloß das Wahlrecht, sondern auch die Wahlpflicht, d. h. wer nicht wählt und ungerechtfertigt ausbleibt, verfällt in eine Geldstrafe! Hängt wohl mit dem Einfluß dieser Wahlpflicht zusammen der grundsolide, verständige, in bestem Sinn konservative Ton, der in dem Liechtensteiner Parlament herrscht und keine Wiener und Berliner Lärmszenen, keine geballten Fäuste und keine klappernden Pultdeckel kennt, der gänzliche Mangel an „Genossen," die Auswahl der richtigen, nur dem Volkswohl dienenden Männer, die keinem Fraktionszwang unterthan sind? Wer weiß! Wie bekanntlich die Alten von den kleinen Kindern lernen können, so vielleicht auch die Großstaaten von dem kleinsten Staat. Darum — nach Ramler —:

Nimm dich voll Menschenhuld der Kleinsten willig an!
Auch wisse, daß dir oft der Kleinste nützen kann!

Da die fünfzehn Abgeordneten des Landes, die auf vier Jahre gewählt werden, selbstverständlich auch Tagegelder beziehn, so vermöchte sich vielleicht sogar der großmächtige deutsche Reichstag auch in dieser Hinsicht ein gutes Beispiel an diesem winzigen Kollegen zu nehmen.

Weniger vorbildlich dürfte für andre Länder die schon erwähnte dauernde Abwesenheit des Landesherrn sein. Diese macht die Einsetzung eines ständigen „Landesverwesers" nötig (derzeit: Kabinettsrat Freiherr Karl von In der Maur auf Strelburg und zu Freifeld), der Ministerverantwortlichkeit hat und im Regierungspalast in Vaduz wohnt. Die Regierung besteht neben diesem ihrem Chef aus zwei Landräten, zwei Stellvertretern, einem Sekretär, die vom Fürsten auf sechs Jahre ernannt werden.

Die Justizverwaltung umfaßt als erste Instanz das Landgericht Vaduz, als zweite das fürstliche Appellationsgericht in Wien und als dritte das k. k. österreichische Oberlandesgericht in Innsbruck. Die Gemeindeverwaltung setzt sich in jeder Gemeinde auf Grund dreijähriger Wahlen zusammen aus dem Ortsvorsteher, dem Rechner und aus drei bis sieben Gemeinderäten.

Was nun einen besondern Hauptpunkt in der Schätzung und Vergleichung

der heutigen Staaten betrifft, die Staatsfinanzen, so steht Liechtenstein in fast überirdischem Lichte da: keine Staatsschulden und mehr Einnahmen als Ausgaben! Ein Märlein ist freilich vornweg zu streichen, nämlich das, daß die Liechtensteiner keine Steuern zu zahlen hätten. Viel tausendmal werden die guten Leute gefragt: „Nicht wahr, ihr braucht keine Steuern zu zahlen?“ Und viel tausendmal müssen sie beinahe beleidigt antworten: „Doch, das müssen wir freilich, Herr, und nicht zu wenig!“ Dieses „Nicht zu wenig“ ist jedoch mit liechtensteinischem Maß zu messen, nicht mit reichsdeutschem; nach diesem müßte man die Steuern (Grund-, Gewerbe-, Personal-, Klassen-, Salz-, Hundesteuer) recht mäßig finden. Außer aus den Steuern erzielt der Staat seine Einnahmen aus Pachtgefällen, Zollgeldern, Stempel- und Taxerlös. Was die Zölle betrifft, so steht Liechtenstein seit 1852 im Zollverband mit Österreich, und zwar unter der k. k. Finanzbezirksdirektion Feldkirch. Zwei Wappen zieren die vier Zollhäuser, das k. k. österreichische und das fürstlich liechtensteinische, und die Zahl der österreichischen „Finanzer,“ die — sämtlich Nichtliechtensteiner — dem Fürsten für die Zeit ihrer Thätigkeit im Lande den Eid der Treue zu schwören haben und, wenn nötig, zur Unterstützung der Polizei verwandt werden, beläuft sich auf fünfzig Mann, also dieselbe Stärke, wie sie das militärische Bundeskontingent von ehedem hatte. Ein mühseliges Amt, in diesen himmelhohen Bergen auf die Pascher zu fahnden, denen die liechtensteinische Insel im österreichisch-schweizerischen Völkermeer vortrefflich paßt! Drunten über den rauschenden Rhein huscht nächtlicherweile der schwerbeladne Nachen, und droben schlängelt sich durch unwegsame Klippen und Schluchten, nur dem Kundigen sichtbar, der Schmugglerpfad. Daß es beim Aufeinandertreffen nicht friedlich abgeht, davon zeugen z. B. auf Gritsch, der obersten Alpe des Ländchens, die im Holzwerk der Sennhütte steckenden Kugeln: ein blutiger Belagerungskampf hatte sich vor Jahren hier in dieser wilden Hochgebirgseinsamkeit zwischen Grenzern und Schmugglern abgespielt. Wie überall so stehn auch hier die Sympathien der Bevölkerung durchaus nicht auf seiten der Hüter des Gesetzes. Dieses Gesetz ist eben in diesen Bergen doch nur das österreichische und nicht ein eignes. Wenn man antiösterreichische Reden hören wollte, so durfte man zur Zeit der Zuckersteuererhöhung (1899), die die Österreicher ohne weiteres auch den Liechtensteinern aufmutzten, gerade hier nur die Ohren aufthun. Der Kleine wurde da wieder einmal vom Großen brutal vergewaltigt, und alle Souveränität war umsonst. Von einer Kündigung des Zollvertrags von seiten Liechtensteins konnte und kann ja schon deswegen keine Rede sein, weil Österreich sofort mit einer „Kontinentalsperre“ antworten würde und damit das Ländchen so ziemlich aushungern könnte; und bei der Schweiz über dem Rhein drüben dürften die biedern Liechtensteiner erst recht vom Regen in die Traufe kommen. Man sieht, die Däumlingsexistenz hat ihre Schattenseiten auch in der Welt der Staaten.

Vertragsmäßig läge die Sache keineswegs ungünstig für Liechtenstein, sofern die Verteilung der Zollerträgnisse so geregelt ist, daß auf den Kopf der

Bevölkerung mindestens 2 Gulden 50 Kreuzer kommen. Aber trotz aller Verträge ist eben mit großen Herren nicht gut Kirschen essen. Als hätten sich die Liechtensteiner daraufhin auf ihre Selbständigkeit besonnen, ließen sie neustens wieder eignes Geld prägen, nachdem sie auch in diesem Stück lange Zeit hindurch völlig schwarz-gelb gewesen waren. Im Jahre 1862 wurden in der Wiener Münze Thalerstücke geprägt (Johann II.), die, wenn gut erhalten, ziemlich hohen Sammlerwert haben (derzeit das Stück etwa 50 Mark). Durch Gesetz vom 8. August 1898 wurde die Ausprägung von Zwanzig-, Zehn-, Fünf- und Einkronenstücken ins Auge gefaßt. Neujahr 1899 erfolgte die Ausgabe von Zwanzigkronenstücken, und das Wiener Hauptmünzamt hat nun auch die Ausprägung der übrigen Nominale bewerkstelligt. Da im ganzen geprägt wurden: 1500 Zwanzigkronen-, 1500 Zehnkronen-, 5000 Fünfkronen- und 50000 Einkronenstücke, so werden auch diese Münzen bald Sammlerwert erhalten und in den Sammelkästen verschwinden, sodaß dem Fürstentum Liechtenstein nichts andres übrig bleiben wird, als sich noch einmal auf seine Selbständigkeit zu besinnen und fernere Neuprägungen zu veranlassen.*)

So etwas kann ja ein ganz vortreffliches Geschäft sein, und man muß sich nur wundern, daß man in Liechtenstein nicht schon auf den verwandten, zweifellos viel Geld einbringenden Gedanken gekommen ist, eigne Briefmarken auszugeben an Stelle der langweiligen österreichischen! Zur Zeit hat die liechtensteinische Regierung in postalischer Beziehung nur das Recht, die Briefboten anzustellen! Alles andre, was zu Post und Telegraph gehört, besorgt Österreich, aber gewiß nicht aus liebender Fürsorge, sondern um des klingenden Vorteils willen. Im übrigen sind die Verkehrsverhältnisse ganz auf der Höhe der Zeit. So verbindet jetzt ein Telephonnetz, das seinen Draht bis zu 1500 Metern empor sendet, sämtliche Gemeinden unter sich und mit Vaduz.

Wie kommt es, daß die Liechtensteiner solche Goldgruben, wie eigne Briefmarken, eigne Münzen, nicht schon lange ausschöpfen? Es kann auch anerkennenswerte Noblesse sein in erfreulichem Gegensatz zu Monako und Konsorten.**) Am Ende ist es aber der Phäake, der das hindert, indem er lächelnd und selbstzufrieden auf das Staatsbudget hinweist, das z. B. 1896 lautete: Einnahmen 207251 Gulden, Ausgaben 199538 Gulden, Aktivvermögen 196484 Gulden.

Das sind keine kleinen Summen, wenn wir an die Zahlenverhältnisse denken, auf die sie anzuwenden sind, die Kleinheit des Landes und seiner Bevölkerungszahl! Keine einzige Stadt in diesem Reich, wohl aber zusammen

*) Die Stempel der schönen Münzen (von dem französischen Künstler Deleye) tragen das Bild des Fürsten, an der linken Seite mit der Inschrift: Johann II., Fürst von Liechtenstein, auf der Rückseite das fürstliche Wappen zwischen zwei Lorbeerzweigen, die Wertbezeichnung und die Jahreszahl 1898 bei Zwanzigkronen; die vertiefte Rundschrift lautet: Klar und fest.

**) Zweifellos darf man es nobel heißen, daß Liechtenstein die wiederholten und erst in neuester Zeit wieder auftauchenden glänzenden Anerbietungen, im Ländchen eine Spielhölle à la Monako zu errichten, stets schroff abgewiesen hat. Hoffentlich bleibts dabei!

sechzehn Dorfschaften, darunter elf selbständige Gemeinden und zehn Pfarreien. Für die Landtagswahl sind diese in zwei Wahlkreise geteilt, in denen die ursprüngliche Zusammensetzung des Ländchens noch fortlebt: das Oberland = die frühere Herrschaft Vaduz, und das Unterland = die alte Grafschaft Schellenberg. In dem sechs politische Gemeinden und fünf Pfarreien umfassenden Oberland liegt — beinahe hätten wir gesagt: die Residenzstadt! — nein, das Residenzdorf Vaduz (464 Meter über dem Meere) mit 1200 Einwohnern, der Sitz der Regierung, des Landgerichts und der Domänenverwaltung. In der That ein vallis dulcis, eine „süßes Thal," wie es so daliegt in seinen üppigen Rebengärten, eng hingeschmiegt an den Fuß des Gebirgs, von dessen unterster Staffel das alte Schloß Hohen-Vaduz mit seinen weißen Mauern herunterleuchtet, vordem eine gewaltige Herrenburg, derzeit eine hochromantische Halbruine mit uraltem Eckturm und malerischem Burghof, jetzt auch, wie schon berichtet, zu „Hohenliechtenstein" umgetauft und an Haupt und Gliedern etwas brüchig geworden. Seit die altberühmte Schloßküferei, in der man den besten Vaduzer „Bocker" schenkte, zum Leidwesen aller Einheimischen und Fremden von der Burg ins Thal verlegt ist, steht das Schloß gänzlich unbewohnt auf seinem jähen Felsen. Um die bresthaften Dächer des vielgestaltigen, umfangreichen Gebäudes wieder herauszuflicken, wurden im vorigen Jahre von Wien her Hunderttausende von alten Dachziegeln beigeschafft (gottlob keine neuen!), und viele der guten Unterthanen glaubten aus diesen Dachziegeln den Schluß ziehn zu dürfen, daß der heißgeliebte, aber in der Ferne weilende Landesvater künftig innerhalb seiner Staaten wohnen werde. Eitle Hoffnungen!

So müssen sich die Liechtensteiner wohl auch in Zukunft an den Fernwirkungen der Huld ihres Landesherrn genügen lassen, die so weit geht, daß er das Regieren gänzlich kostenfrei besorgt: es giebt keine Zivilliste! In allen Kreisen hört man rühmen, welch einen Aufschwung das Land unter Fürst Johann genommen habe.*) Überall ist seine freigebige Hand zu spüren, ob

*) In dem Glückwunschschreiben des landwirtschaftlichen Landesvereins zum vierzigjährigen Regierungsjubiläum des Fürsten hieß es u. a.: „Wenn ein Volk Ursache hat, auf eine solche lange Regierungszeit mit dankerfülltem Herzen zurückzublicken, so ist es das Völklein von Liechtenstein. Zahlreich sind die Früchte, die diese segensreiche Regierungszeit für unser Land, namentlich für unsre Landwirtschaft gezeitigt hat. Durch das Zehentablösungsgesetz konnten sich unsre Landwirte allmählich von einer drückenden Belastung befreien, die Entwässerung des Binnenlandes hat unsre Kulturböden zum Teil vor Versumpfung bewahrt, durch die Korrektion der Rheinufer wurde unser Ländchen vor vernichtenden Überschwemmungen behütet. Ein ausgedehntes Straßennetz hat unsre entlegensten Alpen mit dem Lande in Verbindung gebracht und der Verbesserung zugänglicher gemacht; zudem ist in diesem Zeitraume ein eignes Alpengesetz zur Hebung der Alpwirtschaft geschaffen worden. Ein höchst wohlthätiges Ereignis dieser Zeit ist die Errichtung der Landessparkassa, durch die der ländliche Kredit wesentlich leichter und billiger wurde. Die Viehzucht — der wichtigste Teil unsrer Landwirtschaft — hat sich in den letzten zwanzig Jahren sehr gehoben und sichert unsern Landwirten jährlich eine bedeutende Einnahme. Danken wir deshalb dem Allerhöchsten, daß er uns in dieser Zeit einen so gütigen

es sich um neuzeitliche Verkehrsmittel handelt oder um Viehzucht und Alpenwirtschaft oder um die teuern Rheinschutzbauten, um Wohlthätigkeitsanstalten und Sparkassen wie um Kirchen und Schulen. Welche schönen Kirchen z. B. stehn in Vaduz und im benachbarten Schaan! Besonders die in Vaduz, ein Werk des Wiener Dombaumeisters Schmidt, eines schwäbischen Pfarrerssohnes, der sich im katholischen Kirchenbau ausgezeichnet hat, ist der Besichtigung wert. Das staatliche Straßennetz erstreckt sich auf neunzig Kilometer, wozu noch die Gemeindestraßen innerhalb Etters mit vierzig Kilometern kommen — alles in bestem Stand gehalten. Bis auf die obersten Alpen hinauf ziehn sich bequeme Wege oder vielmehr Sträßchen, und man wird nicht leicht sonstwo in den Bergen solche bis ins einzelnste gehenden Verkehrserleichterungen treffen. Die Liechtensteiner Alpenwirtschaft gilt — nach Klenze — als die erste der ganzen Welt, und musterhaft ist auch, was im Flachland dem Rhein an Kulturboden abgerungen worden ist durch ein breites Netz von Entwässerungskanälen. Selbst die Eisenbahn meidet dieses Bergland nicht; von Feldkirch her zieht sich ein Strang zum Schweizer Ufer hinüber, und auf liechtensteinischem Grund liegen die zwei Stationen Nendeln und Schaan.

So führen die Liechtensteiner in ihrem Ober- und Unterland ein verhältnismäßig glückliches Dasein. Es giebt keinen Kulturkampf, denn alles ist katholisch. Man hört nichts von Militarismus und Marinismus: keine Soldaten! — wenn auch, Notabene! das Recht des Landtags zur Einberufung von Truppen immer noch zu Recht besteht. Noch wunderbarer: keine neuzeitliche Frauenbewegung, die männliche Bevölkerungszahl ist höher als die weibliche, und alte Jungfern, wenn es solche giebt, habens nur sich selber zuzuschreiben. Sollte diese merkwürdige Thatsache der weiblichen Minderzahl etwa darauf zurückzuführen sein, daß vor zweiundeinhalb Jahrhunderten eine Menge von Frauenspersonen hier — verbrannt worden ist? Anführen wollen wirs jedenfalls, daß dem greulichen Hexenwahn 1648 in Vaduz vierzehn Personen zum Opfer fielen, 1649 mehr als hundert! Auch hier war es ein edler katholischer Priester, der — wie der Jesuit Spee — gegen die Hexenprozesse auftrat, Valentin von Küß, der Pfarrer von Triesen.

Kirchlich gehört das, wie schon erwähnt, ganz katholische Ländchen zum Bistum Chur. Die Geistlichkeit bildet ein eignes Kapitel unter einem bischöflichen Landesvikar. Wie in der Konfession, so wären die Liechtensteiner auch in der Mundart einig (alemannisch), wenn nicht die Triesenberger eine Ausnahme machten, die als aus dem Walserthal eingewandert gelten. Also Stammesgegensätze sogar im kleinsten deutschen Lande! Aber deutsch ist alles, im Oberland wie im Unterland.

So ist es denn auch echt deutsch, daß von alters her das Schulwesen

---

und fürsorglichen Herrscher geschenkt hat, unsre besten Glück- und Segenswünsche mögen am bevorstehenden Jubeltage zu unserm allgeliebten Landesfürsten bringen und ihn von unsrer treuen Anhänglichkeit und Dankbarkeit überzeugen! Gott erhalte unsern guten Fürsten Johann II. noch recht lange und nehme ihn in seinen besondern Schutz und Schirm!"

blühte, das ganz nach württembergischem Muster eingerichtet ist. Rund fünfzehnhundert junge Liechtensteiner und Liechtensteinerinnen besuchen — die Knaben vom sechsten bis zum siebzehnten, die Mädchen vom sechsten bis zum sechzehnten Jahre — die vierunddreißig Schulklassen (eine Unterrealschule, neun Knaben-, neun Mädchen-, fünfzehn gemischte Schulen), an denen sechzehn weltliche Lehrer und siebzehn Schulschwestern unterrichten. Wir wollen nicht versäumen, hervorzuheben, daß der Schulunterricht unentgeltlich ist. Sogar einer höhern Töchterschule kann sich Liechtenstein rühmen; Gutenberg heißt das von Schwestern der Christlichen Liebe aus Paderborn geleitete und aus Württemberg, der Schweiz usw. viel besuchte Institut, das am Fuße der malerischen Ruine desselben Namens im Rheinthal liegt. An der Spitze des Schulwesens steht der Landesschulrat, der sich aus dem Landesverweser und vier vom Landtag auf drei Jahre gewählten Mitgliedern — darunter ist einer aus dem Landklerus und einer aus dem Lehrerstand — zusammensetzt und zur Beaufsichtigung der Schulen einen Landesschulkommissar zu ernennen hat. In den einzelnen Gemeinden besorgt ein aus Pfarrer, Ortsvorsteher, Gemeindekassierer und zwei von der Gemeindeversammlung auf drei Jahre gewählten Mitgliedern bestehender Ortsschulrat die Geschäfte, während der Lehrer zur Besorgung des Schreibwerks als Sekretär beigegeben ist. Es mag mit der Entwicklung des Schulwesens zusammenhängen, daß man unter diesen Liechtensteiner Alemannen verhältnismäßig viel Intelligenz findet.

Dem braucht ja nicht zu widersprechen, daß wir — ein weiteres Wunder! — in Liechtenstein einen Staat vor uns haben, wo keine Zeitung gedruckt wird! Es erscheint wohl wöchentlich einmal ein Blatt, genannt: „Liechtensteiner Volksblatt, Organ für amtliche Kundgebungen," aber gedruckt wird es drüben in der Schweiz. Also richtig ein Land ohne selbstgedruckte Zeitung, ein europäischer Staat ohne Druckerei! Aber deswegen keineswegs eine barbarische Gegend, wie wir gesehen haben, und außerdem kommt eine ziemliche Anzahl auswärtiger Blätter herein. So trifft man in den Wirtschaften häufig den „Schwarzwälder Boten," ein württembergisches deutschnationales Blatt; ferner neben Vorarlberger Zeitungen die Münchner „Neusten Nachrichten." Als über dieses Blatt im vorigen Jahre das bekannte Strafgericht von Wien aus erging — Verbot für Österreich —, wurde zum Ärger der souveränen Liechtensteiner das Verbot der Zeitung auch auf das Land Liechtenstein ausgedehnt — ein weiteres Beispiel des Dankes vom Hause Österreich gegen allzu vertrauensselige „Kleine"!

Von der Blüte der Landwirtschaft ist schon die Rede gewesen. Das milde Klima des Flachlandes erzeugt feurigen Wein, feines Obst, Getreide, Gartengewächse usw. und — ein hohes Alter. In den Bergen gedeiht aufs beste die Viehzucht. Das Gesamtländchen weist auf: 5000 Hektar Kulturland, 4700 Hektar Wald, 2700 Hektar Alpenweiden, 1500 Hektar Hutweiden und Streuriede, 2000 Hektar unproduktives Gebiet. Von den landwirtschaftlich ausgenützten Gründen gehören elf Hektar der fürstlichen Domänenverwaltung. Von seinem im Lande liegenden Privatbesitz vermöchte demnach Fürst Johann

nicht standesgemäß zu leben, zumal da er bekanntlich als Landesvater keinen Pfennig bezieht. Glücklicherweise ist für die fürstliche Familie außerhalb des Landes aufs reichlichste gesorgt!

Schwere Schäden bringen der Landwirtschaft, abgesehen vom Rhein und seinen Tücken, immer wieder die „Rüfen." Das sind die mächtigen Stein- und Schuttlawinen, die in der Brüchigkeit des dolomitischen Kalkgesteins der Berge ihren Ursprung haben und bei Regengüssen mit ungeheurer Gewalt herabstürzen, ganze Wälder niederreißend und wertvolle Weideländer auf ewig mit Steingetrümmer überschüttend. Seit dem „Rüfengesetz" vom 23. September 1871 sucht man durch Verbauung der Rüfengänge die besonders drohende Gefahr abzuwenden. Aber wer schon die Schuttfelder z. B. der Lawenarüfe oder die der Spaniarüfe zwischen Triesen und Vaduz oder zwischen Vaduz und Schaan die der Rappensteinrüfe (durch diese führt die Hauptstraße) gesehen hat, weiß, daß man es hier mit einem fast übermächtigen Feinde zu thun hat.

Ein besondres Verdienst um die Hebung der Landwirtschaft hat sich der liechtensteinische landwirtschaftliche Verein unter seinem Vorstand, Dr. med. R. Schädler in Vaduz, erworben, der eine im zehnten Jahrgang erscheinende Vereinszeitschrift herausgiebt. Aus dieser entnehmen wir, daß Liechtenstein im Jahre 1899 ins Ausland 771 Stück Rindvieh mit einem Erlös von 101577 Gulden und einem Durchschnittspreis von 131 Gulden das Stück verkaufte. Die 27 Sennereien erzeugten 1899: 1754846 Kilo Milch, 62240 Kilo Butter, 153675 Kilo Käse. Der Weinwuchs ertrug in demselben Jahre 141961 Liter.

Weniger ertragreich sind, wie sich von selbst versteht, die Wälder, da sie fast durchweg als Schutzwald zu dienen haben. Hirsche, Rehe, Gemsen, Auer- und Birkwild, Feld- und Alpenhasen — dem weidgerechten Jägersmann geht in diesen Forsten und Klüften das Herz auf! Aber auch der sonstige Waldfreund kommt auf seine Rechnung, von den üppigen Buchenwäldern angefangen bis hinauf zu den starken Wetterfichten und den herrlichen Lärchen und noch höher zum unentwirrbaren Gestrüpp der Legföhren. Dazu in Wald und Weide und Wildnis eine ebenso üppige als eigentümliche Hochgebirgsflora, die dem Kletterlustigen auch das Edelweiß in reichem Maße bietet.

Fast ists zum verwundern, daß in diesen Weltwinkel auch die Industrie ihren Weg gefunden hat. In jedem Fall ist sie da und kann sich sehen lassen in Gestalt von drei mechanischen Baumwollwebereien und einer großen Baumwollspinnerei (Vaduz).

Als eine neue Art von Industrie könnten hier noch die Luftkurhäuser des Landes angefügt werden: Samina, Masescha, Sükka, Gaflei. Aber dem Kenner des Ländchens geht bei diesen Namen der Gaul durch, das Herz auf und der Industrie- und Geldstandpunkt verloren: Gaflei, die hochthronende „Weide der Rosse," wo selbst der trockenste Aktenmensch einem Füllen gleich ausschlagen möchte und die wirklichsten Geheimräte herumlaufen können wie ganz gewöhnliche Menschenkinder, du lieblich-stolzes Gaflei mit deinem roten Waldhaus, das

sich harmonisch aus dem zarten Lärchengrün hebt, mit Wald- und Weidenmatten und Herdenglocken, mit deinem Fürstensteig, den schroffen Bergspitzen und den schauerlichen Abgründen, die hinab bis zum glänzenden Rheinstrom stürzen; und Masescha, du stilles Reich der „drei Schwestern,“ die nicht bloß als dreigipfliger Berg 2108 Meter hoch in die Lüfte ragen, sondern als wirkliche und wahrhaftige drei Liechtensteiner Damen den stadtmüden Fremdling aus dem Reich in ihrer Pension aufs treulichste hegen und pflegen; das waldstille Sükka, die „saftige Weide“ im Saminathal drüben — das sind Bergnester, wie man sie heimlicher und prächtiger nirgends in diesem Hochgebirg findet.

Mit diesen Nestern des Staatsnests Liechtenstein wollen wir Abschied nehmen von dem ganz einzigartigen Ländchen, vom Fürstentum ohne Fürst im Land und von dem so hochromantisch klingenden und mit diesen lichten Stein- und Felswänden wie verwachsenen, aber im Kuhhandel erhaltnen Namen „Liechtenstein,“ vom Land, in dem kein Buch gedruckt, aber der Schulunterricht unentgeltlich erteilt wird, vom Staatswesen und von der Monarchie ohne Zivilliste, ohne Geheime- und Regierungsräte, ohne Militär, ohne Umsturz, ohne Stadt, ohne Schulden, mit seinem Parlament ohne Parteien, mit seiner idealen Verbindung von Wahlrecht und Wahlpflicht, vom gelobten Land — ach es ist so klein! —, wo es mehr Männer giebt als Frauen!

Sollen wir im großen Reich draußen die hier im kleinsten beneiden?

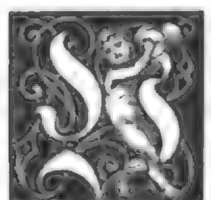
Das würde sich schon nicht schicken, weil es ja unsre deutschen und zwar unsre kerndeutschen Brüder sind! Beneiden, ja, um ihre wundervolle Natur etwa, um ihr Miniaturstaatswesen — trotz aller Vorzüge nimmermehr! — Was ist Liechtenstein?

Ein Sandkorn zwischen Hammer und Amboß, die künstlich so gestellt sind, daß dafür gerade noch Raum bleibt! Ein vergessener Brosamen auf dem Tische Europas, so klein, daß ihn die hungrigen Gäste ringsum übersahen, und doch so schmackhaft, daß ihn keiner dem andern gönnt! Dem Neide aber und dem Zufall sein Dasein zu verdanken, ist nicht des Neides wert.



Deutschtum oder Polentum

(Schluß)



Von abgewandeltem Volkstum zu sprechen und mit diesem Begriff zu operieren hat für ernste Erörterung große Bedenken; denn fraglich erscheint ohne weiteres, ob ein Volkstum, wenn es Abwandlungen gegen seine frühere Art zeigt, wenn es sichtbare Abänderungen an ihr erlitten hat, überhaupt noch in urwüchsiger, rechter Art eigentümlich, ob es überhaupt noch echt volkstümlich, kurz, ob es

überhaupt noch Volkstum geblieben ist. Die Grenze bei solchen Änderungen im Volkswesen, bis zu der das Volkstum noch oder nicht mehr gewahrt sei, wird nur sehr schwer oder wohl gar nicht gesetzt werden können. Mit dem Begriff des abgewandelten Volkstums ist also grundsätzlich nichts anzufangen. Er ist eine unbestimmte und unbestimmbare Größe, und mit Halbheiten, vollends solchen ethischer Natur, läßt sich theoretisch nicht arbeiten. Ernstes und ehrliches Streben, festzustellen, was denn dieses preußische „Polentum" in Wirklichkeit ist, kann mit solchen phrasenhaften Zwitterbegriffen nicht wirtschaften; man muß, um zu einem klaren und wahren Schluß zu kommen, die charakteristischen Merkmale im Wesen des polnisch redenden Mittelstands Preußens ins Auge fassen und nach ihnen das Urteil über dessen Volkstum und Volkszugehörigkeit fällen. Die charakteristischen Merkmale des ostelbischen Mittelstandes polnischer Zunge nun sind hier schon zur Genüge hervorgehoben worden. Sie sind alle, ohne jede Ausnahme, typisch deutscher Art. So bleibt gar nichts andres übrig, als unter Abweisung aller andern Floskelformeln zur Klassifizierung des preußischen Westslawentums als Schlußergebnis auch der eben abgewickelten Gedankenreihe denselben Satz, der sich nun schon vielfach und in den verschiedensten Wendungen ergeben hat, aufzustellen: Das „Polentum" in den Warthegegenden ist gemäß seinem typischen Gehalt als Deutschtum zu charakterisieren. Wird das in den obigen, zunächst unbestimmter gehaltnen vierten und Schlußsatz eingesetzt, so heißt dieser nunmehr, scharf sachgemäß gefaßt: Wenn das Deutschtum in Kronpolen dem Polentum überlegen ist, in Posen aber nicht, so kann dies nur darum der Fall sein, weil das Posener „Polentum" Deutschtum ist. Ist das einmal festgestellt, so ergiebt sich der Schlüssel für alle die vielen Rätsel, die die Polenfrage anscheinend bietet, ganz von selbst. Mit ihm lassen sich unter einer und derselben fest umschriebnen Formel, ein Beweis übrigens für ihre Richtigkeit, hüben wie drüben alle Schwierigkeiten in Ethik und Politik grundsätzlich, glatt und rein lösen. Es ergiebt sich dann ohne weiteres, warum das Deutschtum, das in Kronpolen trotz der offiziellen Ungunst seiner Lage das Polentum wirtschaftlich bedingungslos meistert, dies in Posen trotz aller Unterstützung durch die öffentlichen Gewalten nicht vermag. Das „Deutschtum" (das Wort hier im heute gemeingebräuchlichen Sinne verstanden) kommt darum nicht oder doch nur mit Mühe gegen das „Polentum" des Reichs vorwärts, weil ihm in dessen Kernkörper, im „polnischen" Mittelstand, eine Volksgruppe gegenübersteht, die auch durch und durch deutsch ist, und die demzufolge den Konkurrenzkampf, den materiellen Nationalitätenkampf mit derselben harten, unverwüstlich zähen Arbeitskraft führt wie das Deutschtum selber.

Sollten auch alle andern Gründe, die hier dafür angeführt worden sind, daß das preußische „Polentum" in seinem innern, seinem wahren Wesen deutsch ist, bestritten werden, dieser letzte kann nicht abgewehrt und nicht widerlegt werden. Er ist in dem täglichen und stündlichen, unwillkürlich als Ausfluß des ureigensten Wesens erfolgenden Thun und Treiben des Mittelstands,

des heute maßgebenden Bevölkerungsteils des preußischen „Polentums“ beschlossen, und gegen einen solchen sich aus den vulgärsten Regungen im Leben des Volks ergebenden Beweis ist kein Wort zu sagen.

Deutsche Art ist nun, sich einer ethischen Idee nicht nur mit der hinreißenden Leidenschaftlichkeit des ersten Eindrucks, sondern mit tief innerlicher Überzeugung hinzugeben, in ihr nicht nur mit kurz verfliegendem Enthusiasmus, sondern mit voller Seele aufzugehn und an ihre Verwirklichung mit eiserner Beharrlichkeit Leib und Leben zu setzen. Und solche deutsche Weise ist es gewesen, was die bürgerliche Gesellschaft polnischer Zunge im Reiche getrieben hat und noch treibt, an die Verwirklichung der großpolnischen Idee ihr alles zu setzen. Gerade in den Jahren nämlich, als die noch polnisch redende mittlere Klasse der Bevölkerung in den Ostprovinzen innerlich zu wahrem deutschem Bürgertum geworden war, kam das Nationalitätsprinzip zu seiner Herrschaft über die Geister. Es wurde auch in diesem Bürgertum zur herrschenden Idee. Eine verhängnisvolle Wendung! Was danach kommen mußte, kam.

Das „polnische“ Volk Preußens hatte sich seit der fridericianischen Zeit dem zwingenden Zuge der an ihm wirkenden Kulturentwicklung zufolge und in instinktiv richtigem Erfassen der geschichtlichen Notwendigkeit immer mehr des polnischen Wesens entschlagen. Sein Leben in Fühlen und Denken, Wollen und Wirken hatte sich dem in ihm lebendigen innern Drange gemäß zu einem deutschen umgestaltet. Die polnische Sprache begann der deutschen zu weichen. Am stärksten trat diese Kulturbewegung beim Mittelstand hervor. Er ist sogar kurz vor dem Umschwunge, der unter der Einwirkung des Nationalitätsprinzips eingetreten ist, als im großen und ganzen germanisiert angesehen worden. Gefehlt hat an dem Abschluß des großen weltgeschichtlichen Vorgangs bei ihm nur eins: daß die neuen Deutschen im Osten nicht zum Bewußtsein dessen gekommen sind, was im tiefsten Innern mit ihnen vorgegangen war, wie von Grund aus und warum sie deutsch geworden waren. So blieb bei ihnen die Ansicht, die sich ja auch mit den äußerlichen Thatsachen ihrer Herkunft und ihres noch von den Stockpolen gesprochnen Idioms deckt, herrschend, daß sie, vom nationalen Standpunkt aus betrachtet, Polen wären. Das alles zusammen hat ein ganz seltsames Ergebnis gezeitigt. Nicht nur begann der „polnische“ Mittelstand, indem er sich, genau wie das übrige, altdeutsche Bürgertum des Reichs, dem allgemeinen Glauben an das gefeierte Nationalitätsprinzip hingab, mit scharfer Betonung von seinem Polentum und seiner nationalen Pflicht zu dessen Hochhaltung zu sprechen, sondern er ging zugleich daran, sein neues Bekenntnis zum Polentum in einer diesem sonst fremd gewesenen Weise praktisch zu bethätigen. Die Richtung, die das „polnische“ Bürgertum Preußens damals eingeschlagen hat, hat es dann im nationalen Konkurrenzkampf mit dem offiziellen Deutschtum beharrlich weiter verfolgt, und so ist es geschehn, daß ein Volksteil des Reichs, der seinem ganzen Wesen nach deutsch geworden war, unter dem Einfluß einer banalen Äußerlichkeit, des Nationalitätsprinzips, dazu gekommen ist, gegen das Deutschtum Stellung zu nehmen und sich zum Schild-



halter des diesem grundsätzlich todfeindlichen Polentums aufzuwerfen. Da ist es wahrlich kein Wunder, wenn in schöner Übereinstimmung mit dem alten Wort „Der Deutsche ist des Deutschen schlimmster Feind" der „polnische" Mittelstand Ostelbiens, der Reinkulturkern des preußischen „Polentums," zum Hauptträger und zur cohors praetoria der großpolnischen Idee geworden ist. Das neuste Gegenstück zu der germanischen Leibgarde des Zäsarismus.

Nach den vorstehenden Erörterungen ergiebt sich von selbst, in welcher Weise das Deutschtum mit dem Polenrummel und mit der ihm und seiner weltgeschichtlichen Mission von diesem drohenden Gefahr zu verfahren hat. Es hat, allgemein gesprochen, gegen den in Wahrheit grundsätzlichen und noch dazu in seine Meinung verbissenen Hauptträger des Polonismus, mit dessen Sturz das ganze, in Wirklichkeit von ihm allein gehaltne Gebilde fallen muß und wird, ebenso systematisch wie rücksichtslos durchgreifend vorzugehn. Das heißt, genauer umschrieben: das Deutschtum hat bei seinem Kulturkampf im Osten bedingungslos den „polnischen" Mittelstand oder vielmehr dessen Irrwahn zu bekämpfen, ihn von seiner Verblendung zurück- und zugleich der Erkenntnis seines wahren Wesens wieder zuzuführen.

Um das zu erreichen, muß in zwei Richtungen vorgegangen werden.

In weiten Kreisen des Reichs bricht sich die Ansicht Bahn, daß das Durchschlagen des Deutschtums bei den preußischen „Polen" nicht durch bloßes administratives Regieren von oben her, sondern allein durch wirtschaftliches Walten in und aus dem Volksleben heraus bewirkt werden könne. Die Ansicht ist wohl durch das Hundertmillionengesetz, das erste wirtschaftspolitische Vorgehn des Staats in der Polenfrage, veranlaßt worden. Von diesem will man heute im großen und ganzen nicht recht etwas wissen. Man jammert sogar darüber, weil durch das Gesetz viele ausgekaufte „Polen" vom Lande in die posenschen Städte gedrängt worden seien, was zur Folge gehabt habe, daß diese durch das Zuströmen der ausgekauften und nunmehr kapitalkräftig gewordnen Polen viel mehr und materiell viel intensiver polnisch geworden seien als früher, wo in ihnen die deutschen Bürger, wenn nicht durch ihre Zahl, so doch durch ihre wirtschaftliche Überlegenheit an Vermögen, unangefochten geherrscht und damit dem Gemeindeleben einen vorherrschend deutschen Zuschnitt gegeben hätten. Es mag darüber weggegangen werden, daß diese Argumentation mit einer Scheingröße als einem wirklichen Faktor rechnet und somit auch nur zu einem scheinbar richtigen Schlusse kommt: ein Körnchen Wahrheit ist in ihr enthalten. Es ist die Thatsache, daß durch Bismarcks Vorgehn mit dem Gesetz den Polen Mittel zugeführt worden sind, die sie früher nicht besaßen, und daß sie sich mit diesen Mitteln, allerdings zum augenblicklichen Schaden des deutschen Bürgertums im Osten, den Städten zugewandt haben. Aber wenn das auch geschehen ist, so ist darum das Gesetz an sich nicht zu tadeln; denn das Gute, das es wirken sollte, hat es gewirkt und wird es weiter wirken. Hat es anderweit unangenehme Folgen gezeitigt, so kann das nur zu dem Schluß führen, daß dem Mangel nach dem Motto „Das eine thun und das andre

nicht lassen“ in angemessener Weise abgeholfen werden muß. Ja die große Maßregel Bismarcks muß sogar, genau betrachtet, am letzten Ende als dem deutschen Bürgertum des Ostens dienlich erachtet werden. Durch sie ist es infolge des von ihr herbeigeführten plötzlichen Aufstaus von materiellem Vermögen in den „polnischen“ Kreisen der städtischen Bevölkerung Ostelbiens zum jähen, für die Leitung des unter der Decke arbeitenden Polonismus sicherlich voreiligen, für die Aufklärung des in Täuschung über die Lage der Städte des Ostens befangnen Deutschtums aber sachlich nur nützlichen Ausbruch dessen gekommen, was sich, bis dahin vorsichtig verhohlen, im Mittelstand Posens vollzogen hatte. Unter dem brutalen Vorstoß des materiellen Polonismus gegen das bis dahin in diesen Kreisen herrschende und mindestens zufolge seiner „Intelligenz“ als maßgebend geltende deutsche Wesen ist offen zu Tage getreten, daß das Bürgertum dort nicht, wie die öffentliche Meinung annahm, von Grund aus deutsch, sondern in seinen breiten Schichten „polnisch“ ist. Unzweifelhaft ist auch klar geworden, daß in dem nun von dem „polnischen“ Mittelstand eröffneten wirtschaftlichen Kampf gegen den deutschen Lehrmeister das Aufgebot materieller Mittel durch die Deutschen eine unumgängliche Vorbedingung des Siegs über jenen ist. Die gesamte deutsche Kulturwelt, einschließlich sogar ihrer staatsrechtlich und nationalökonomisch rein theoretisch gesonnenen, sonst völlig im gouvernementalen und manchesterlichen laisser aller aufgehenden liberalen Kreise, ist sich bewußt geworden, daß mit eingreifend realistischer Wirtschaftspolitik deutsches Wesen in den posenschen Städten gepflegt werden muß.

Das ist ein Ergebnis von der höchsten Bedeutung für deutsches Staatswesen; denn damit ist der Kern dessen, was Friedrich Wilhelm I. als größter deutscher Volkswirt ausgeführt hat, was vor ihm die deutschen Städte, z. B. auch Thorn, gethan haben, was aber von den wirtschaftspolitischen Doktrinen des neunzehnten Jahrhunderts in die Acht erklärt worden ist, für das Deutschtum und sein öffentliches Recht wieder zu der ihm zustehenden Geltung gekommen. Das deutsche Bürgertum fußt auf dem wirtschaftlichen Getriebe des alltäglichen Lebens. So hoch es sich einerseits in die Sphäre der reinen Begriffe aufschwingt, so unerschütterlich wurzelt es andrerseits ebenso urwüchsig wie hausbacken verständig in der gewöhnlichen Wirklichkeit der irdischen Dinge. Will Preußen die seit Friedrich dem Großen von ihm an seinem „polnischen“ Mittelstande geleistete und innerlich durchgeführte deutsche Kulturarbeit endlich auch äußerlich vollenden, will das Preußentum, das Deutschtum endgiltig dieses Mittelstands mächtig werden, so muß es dessen Wirtschaftsleben bis in die feinsten Verzweigungen nachgehn, und das nicht nur mit administrativen oder Polizeiverordnungen, sondern mit ganz intimer und individueller Pflege der ökonomischen Angelegenheiten seiner Bürger.

Einen Hauptteil der Arbeit hat dabei das deutsche Volk, genauer gesagt der deutsche Mittelstand zu leisten, und zwar mit all den unzähligen Mitteln, die ihm wirtschaftspolitisch auf dem engern Gebiete des unmittelbaren Thuns und Treibens in Handel und Gewerbe und dem weitern des allgemeinen gesell-

schaftlichen Zusammenlebens und dessen unendlich mächtigen Beziehungen und Einflüssen zu Gebote stehn. Viele, besonders die Manchestermänner, werden sich allein auf das engere, rein ökonomische Gebiet beschränken wollen. Das wäre durchaus verfehlt. Es käme auf ein Zurücksinken in das manchesterliche, das heißt typisch angelsächsische, banausische Staats- und Wirtschaftssystem hinaus; dies paßt aber zu deutschem, ideal gerichtetem Wesen grundsätzlich nicht, würde also am letzten Ende aus innern Gründen dem Deutschtum die Erreichung des angestrebten Ziels erschweren, wenn nicht gar unmöglich machen. Außerdem würde dadurch gerade die Kraft des preußisch-deutschen Staatswesens, die zwar vom Manchestertum verworfen wird, die aber in Preußen unendliches für die wirtschaftliche Entwicklung und Hebung des Volksvermögens geleistet hat, das Beamtentum, ebenso unüberlegt wie grundlos beiseite gelassen. Die Geschichte lehrt, daß es für die Lösung aller Staatsaufgaben und ganz besonders der wirtschaftspolitischen in Deutschland gar kein besseres und schärferes Werkzeug gegeben hat als preußisches Beamtentum, wie es Friedrich Wilhelm I. geschaffen hat. Darum muß und wird ein solches, mögen auch noch so viele Konstitutionelle und Manchesterliche dagegen eifern, bei dem Streit gegen den Polonismus im deutschen Osten wiederhergestellt werden, da sonst die Durchführung der um Deutschlands willen an seinem „polnischen" Mittelstande zu leistenden materiellen Arbeit nicht möglich sein wird. Das nicht zu wollen, auf das am besten geeignete staatliche Mittel zur Förderung des Deutschtums im materiellen Konkurrenzkampf nicht zurückzugreifen, wäre wirklich ein Schildbürgerstückchen. Übrigens werden die Verhältnisse, nachdem sie schon die Wiederaufnahme des sachlichen Gehalts der fridericianischen Verwaltung erzwungen haben, auch die Wiederherstellung des persönlichen Rahmens herbeiführen; denn eins hängt mit dem andern aufs engste zusammen. So werden die ersten Abteilungen der Regierungen, diese grundsätzlichen Träger typisch preußischer wirtschaftspolitischer Verwaltungsweise, die die Verwaltungsreform kurzsichtig genug aus politischer Prinzipienreiterei beseitigt hat, unter der zwingenden Macht der realen Bedürfnisse zuerst in Posen, Westpreußen und Oberschlesien wiedererstehn müssen. Ja, erlöst sie nur dreist von ihrer heutigen Verdammung zu rein formaler, bureaukratisch mechanischer Aktenthätigkeit und gebt sie ihrem wahren Amtswesen nach Friedrich Wilhelms I. genialer Ordnung wieder. Sie werden, in genauer Parallele zu ihrer Erhebung unter Stein und Hardenberg aus dem durch Wöllner über sie gekommnen Niedergang, von neuem die erfolgreichsten Pfleger des Erwerbslebens der ihrer Dienstsorge befohlnen Volkskreise sein; denn das ist ihrer echten Art Weise. Deshalb heran mit dem preußischen Beamtentum, wohlverstanden einem von den mumifizierenden Banden der Verwaltungsreform befreiten und wieder nach den wahren Grundregeln preußisch-deutschen Verwaltungs- und Verfassungsrechts mit weitester sachlicher Arbeitszuständigkeit betrauten, heran mit ihm, um neben dem Volk und seiner wirtschaftlichen Arbeit, als der einen Größe im wirtschaftlichen Interessenkampf gegen den Polonismus, als die zweite Grundkraft in diesem Streit bis aufs Messer aufzutreten! Sobald beide Teile richtig und, was für

deutsche Art gleichfalls wichtig ist, in organischem Zusammenwirken ans Werk gestellt sind, ist der Sieg in dem materiellen deutsch-polnischen Kulturringen ihrer. **Exempla docent.**

Ein großer politischer Fehler wäre es aber, mit materiellen Maßregeln alles Erforderliche für gethan zu halten. Das genügt heute nicht mehr. Gewiß, durch die Interessenpolitik, die das Deutschtum durchzuführen hat, wird bestimmt eins erreicht werden. Durch sie wird der „polnische" Mittelstand in seinen intimsten Trieben angezogen und im Grunde schon dadurch vom Polentum gelöst werden. Das wird jedoch auf der Oberfläche des wirtschaftlichen und politischen Treibens kaum oder wohl gar nicht zur Geltung kommen. Was sich auch immer unter der Einwirkung der materiellen Arbeit des Deutschtums in der Seele des „polnischen" Mittelstands regen würde, es könnte bei seinem vollkommnen Versunkensein in eine lediglich polnisch phrasierte Ideenwelt zunächst nur unklares Empfinden bleiben. Deshalb wird dem Preußentum nur sehr schwer, in nächster Zukunft aber überhaupt nicht möglich sein, allein durch materielle Arbeit seinen „polnischen" Mittelstand zu dem klaren Bewußtsein zu bringen, daß sein wirtschaftliches Gedeihen mit der Pflege des Deutschtums zusammenhängt, und daß eins mit dem andern untrennbar verbunden ist.

Um zum Ziele zu gelangen, haben Preußens Volk und Regierung noch in andrer Richtung vorzugehn. Sie haben die Truggröße, die die preußischen „Polen" ideell in Bann hält und mit der Gewalt des Glaubens, eigentlich des Aberglaubens, am Erkennen ihres wahren, deutschen Wesens verhindert, aus Seele und Geist ihrer kläglich mißleiteten „polnischen" Mitbürger auszureuten. Sie haben, um es mit scharfer Zuspitzung zu sagen, das armselige Dogma des Nationalitätsprinzips, auf dem allein der heutige Polonismus und die Anhängerschaft der Preußen polnischer Zunge fußen, in seiner jämmerlichen ideellen Haltlosigkeit bloß zu legen und zu bekämpfen. Wird erst einmal für den Satz, daß die Pflege des Deutschtums wegen seiner Bedeutung als einer ersten Kulturmacht des gesamten Weltlebens eine unendlich hoch über der Nationalitätsprinziplerei stehende Forderung ist, entschieden eingetreten, dann ist der Anfang zur Befreiung der preußischen „Polen" von ihrem ideellen Irrwahn gemacht. Die Wolke, die ihre geistigen Augen umnachtet, wird verfliegen, und sie werden die Wahrheit, die sie einst zwar schon zu empfinden aber noch nicht zu verstehn vermochten, erkennen können und auch wirklich erkennen. Sie sind, mag auch ein Trug über sie auf Zeit Macht gewonnen und sie vom rechten Pfad verlockt haben, trotz dem und alledem Deutsche geblieben. Genau so sicher, wie sich die Deutschen, die im Laufe der Jahrhunderte der Lockung der Circe Roma gefolgt sind, schließlich in der Krisis des Widerstreits zwischen ihrem eignen Wesen und dem Bann der großen Zauberin zu sich selber zurückgefunden haben, genau so sicher werden diese Jungdeutschen neuster Zeit über alle sie bethörende Verführung hinweg den Weg zum entschlossenen Erkennen und Bekennen ihres wahren Wesens, ihres Deutschtums finden. Die Grundgewalten des Weltlebens bleiben sich immer gleich, und sie zeitigen immer dieselben, im Grunde gleichen, nur in der äußern Darstellung

je nach den Zeitaltern und deren Moden verschiednen Erscheinungen der Geschichte. Das wird sich auch an diesen Deutschen erweisen.

Auch die Enragierten des Polonismus werden, vielleicht schon bald, begreifen, wie flach im Grunde genommen das nackte Nationalitätsprinzip ist. Sie werden erkennen, wie es in der That und in Wahrheit die Preußen polnischer Zunge zur Annahme eines unwahren, sie mit sich selber in Widerspruch setzenden und am letzten Ende unbedingt zum innerlichen Zusammenbruch treibenden Gebarens verleitet hat. Sie werden sehen, wie es doch und aller modernen Verhimmlung ungeachtet vor der erdrückenden ethischen Übergewalt des Deutschtums in der Krisis des deutsch-polnischen Kulturkampfs in keiner Weise bestehn kann. Sie werden alsbald ihre bisherige politische Grundlehre verleugnen; sie werden mit der ganzen ihnen eignen Emphase behaupten, daß das Nationalitätsprinzip für das Polentum nicht von ausschlaggebender Bedeutung sei, und daß die Polenidee auch auf Reichsboden andern Wurzeln ihr Aufblühn danke. Das wird ein ebenso leeres wie unehrliches Geschrei sein. Es wird sofort an der Geschichte des preußischen Mittelstandes polnischer Zunge und an den mit ihr gegebnen Thatsachen kläglich scheitern. Übrigens empfinden die Westslawen selber ganz sicher, daß das Nationalitätsprinzip eins und alles für ihre derzeitigen politischen Pläne ist. Ihm haben sie sich, indem sie alle dagegen sprechenden Erwägungen von sich weisen, mit Haut und Haar verschrieben; wahre Orgien des Nationalitätstaumels haben sie um ihr blindlings vergöttertes Idol aufgeführt. Sie haben eben ganz genau begriffen, daß ihr gesamtes Programm von A bis Z mit dem Glück und Ende des Nationalitätsprinzips steht und fällt.

Wer nun nicht zu diesem schwört, dem wird es auch nicht zweifelhaft sein, wie mit dem äußerlich am ersten und greifbarsten hervortretenden Stücke der Polenfrage, wie mit der polnischen Sprache im deutschen Gebiet zu verfahren ist. Die Entscheidung über Sein oder Nichtsein des polnischen Idioms im deutschen Kulturbereiche lautet sehr einfach. Sie heißt: Ausmerzung mit Stumpf und Stiel. Gleich vornweg wäre dafür ein argumentum ad hominem anzuführen. Nur deshalb, weil die polnische Zunge nicht rechtzeitig geknebelt worden ist, hat all das Unheil, in das der preußisch-polnische Mittelstand während der letzten Jahre verstrickt worden ist, um sich greifen können. Die Thatsache sollte nach dem Worte: Vestigia terrent vollauf dafür genügen, daß gegen das sarmatische Unkraut im germanischen Weizen ein Vorgehn mit harter Hand als selbstverständlich erscheinen müßte. Aber heutzutage muß der Zeitrichtung, der Auffassungsweise nach allgemeinen „höhern Gesichtspunkten," Rechnung getragen werden.

Auch der abgeklärtesten, von leidenschaftlicher Volksüberzeugung völlig unbeeinflußten Anschauung von Kultur und Sitte wird der Satz als richtig gelten: Alles, was zum deutschen Kulturkörper, was zum Deutschtum gehört, das hat sich, um wahr zu sein, bedingungslos deutsch zu geben. Damit fällt die Entscheidung über die Frage, was im deutschen Osten deutsch zu sein, d. h. auch was sich beim Sprechen der deutschen Sprache, als dem allgemeinen Ausdrucks-

mittel, zu bedienen hat. Alles, was deutschen Wesens ist, hat sich unbedingt zum Deutschtum, also auch ganz besonders zur deutschen Zunge zu bekennen. Typisch deutscher Kultur im preußischen Osten sind, um nur Einiges aus dem Unzähligen zu nennen, Verwaltung, Gericht, Schule, städtisches Kommunalleben, ländliches Gemeindeleben, all und jede genossenschaftliche Einrichtung auf dem öffentlichen Gebiete. Typisch deutsch ist nicht minder das gesamte Vereinswesen, auch das sogenannte „polnische" rabiat polnischen Sprachgebrauchs, ganz besonders das von Marcinkowski und Wawrzyniak herrührende, und das bis in die intimsten Veräderungen hinab. Die linguistische Kulturforderung daraus ergiebt sich von selbst.

Damit ist übrigens in der Sprachenfrage des deutschen Ostens vom ethischen Standpunkt aus noch keineswegs das letzte Wort gefallen. Die Masse der preußischen Staatsangehörigen polnischer Zunge ist heute deutsch. Die preußischen „Polen" sind ihrem innersten Wesen nach Kulturgenossen des Deutschtums, eben Deutsche geworden. Sie haben also deutsch zu sprechen. Es wäre geradezu ein hirnloses Vergehen gegen die Ethik der Weltgeschichte, wenn sie sich, als Kulturmenschen, noch mit Absicht des von früher her auf sie gekommnen aber antiquierten Idioms einer nicht lebensfähigen und wegen dieser ihrer Lebensunfähigkeit elend verkommnen Erscheinung des Weltlebens bedienen wollten. Das ist um so thörichter, als diese Sprache, wenn sie auch äußerlich ihrem Munde noch bequem liegt, zu ihrem jetzigen Innenleben, zu ihrem neuen, nicht mehr sarmatischen, sondern deutschen Fühlen und Denken ideell ganz und gar nicht mehr paßt. Wenn sich die preußischen „Polen" endgiltig zum Festhalten an der polnischen Sprache verleiten ließen, so würden sie sich zu dem Versuch fortreißen lassen, das natürliche Werden aufhalten zu wollen. So gewiß das, im allgemeinen betrachtet, ein Verbrechen gegen die Entwicklung der Weltgeschichte ist und darum bei dem Beharren in der eingeschlagnen Richtung zum Zusammenbruch der widernatürlichen Politik führen müßte, so gewiß ist im besondern jede Beteiligung daran Majestätsverbrechen am Deutschtum.

Manchem biedermeierisch empfindsamen deutschen Gemüt mag die Bedingungslosigkeit, mit der das völlige Auslöschen des polnischen Idioms in Deutschland als notwendig bezeichnet wird, übertrieben, ja geradezu ungeheuerlich vorkommen. Das aber ist es ganz und gar nicht. Im Gegenteil: anders zu denken, das gerade wäre für Deutsche ungeheuerlich. Mit dem Festhalten an dem polnischen Idiom aus nationalistischen Gründen, aus offnem Bekenntnisse zum archaistischen Nationalitätsprinzip wird diese als die höchste Regel des Weltlebens erklärt. Damit wird dem Deutschtum, das eine solche Regel schlechthin nicht nur nicht anerkennt, sondern sie wegen ihrer rohen Entwicklungsunfähigkeit als barbarisch und banausisch ansieht und ihrer ethischen Niedrigkeit gegenüber das unendlich überlegne Nationalkulturprinzip als Gesetz seines Seins begriffen und entwickelt hat, grundsätzlich der Kampf bis aufs Messer verkündet. Damit nicht genug. Bei wirklichem oder nur theoretisierendem Frontmachen gegen das Deutschtum sind die Nationalitätsprinzipler und Polen-

schwärmer keineswegs stehn geblieben. Unter der Devise der Wahrung der polnischen Sprache nach dem Nationalitätsprinzip sind sie in heißem Bemühen längst schon drauf und dran, dem Deutschtum die ganze große Volksgruppe im Osten abspenstig zu machen, die es mit jahrhundertelanger, schwerer Arbeit aus ihrem kulturlosen Elend erlöst und zu einem organischen Gliede seines eignen Kulturkörpers geformt hat. Damit wird dem Deutschtum thatsächlich die Axt an die Wurzel gelegt. Ließe das Deutschtum auch nur im entferntesten ein solches Unterfangen zu, dann zeigte es, daß es nicht mehr die Kraft, ja nicht einmal mehr den Willen hätte, sich und sein Lebensprinzip, sich und sein Wesen im Weltgetriebe zu behaupten, dann dankte es als Kulturgröße, als Weltgröße ab. Deshalb hat das Reich bei der Lage und der prinzipiellen Zuspitzung der Dinge im Osten gegen das Fortbestehn der polnischen Sprache mit unnachsichtiger Schärfe vorzugehn. Das liegt, nachdem die Verhältnisse von den Westslawen in ihrer historisch allbekannten Tollköpfigkeit ebenso übermütig wie sinnlos bis zum Biegen oder Brechen getrieben worden sind, so klar auf der Hand, daß es kaum noch nötig ist, auf die Geschichtserfahrung zu verweisen, die da heißt: Zum Heile der Weiterentwicklung der Menschheit dient nicht das Wort „Leben und Lebenlassen," sondern allein das andre „Überwinden oder Untergehn." Das haben sogar die Chinesen begriffen.

Durch die feindselige Aufpflanzung der Fahne des nackten Nationalismus ist das Deutschtum mit dem Preußentum an der Spitze vom Westslawentum zum Kulturkampf auf Tod und Leben herausgefordert worden. Ein Streit ist damit zur hellen Flamme entfacht, der seiner ganzen Natur nach nur mit der Vernichtung der einen Partei enden kann. Sei es. Mag er lichterloh entbrennen, je eher, je besser für Deutschland; ihm kann bei seiner unbedingten Kulturüberlegenheit halbes Hinhalten, etwa nach österreichischer Manier, nur schaden. Je eher, je besser, und je schärfer, je besser. So schnell und so schneidend, wie es irgend angeht, mag das Deutschtum die Gegensätze zwischen hüben und drüben zur grundsätzlichen Klärung und Feststellung bringen. Nur dann, wenn es dem Sarmatentum schonungslos ein Ende setzt, wahrt das Deutschtum sich selber. Nur dann, wenn es die deutsche Sprache zur allein herrschenden in seinem Kulturreiche macht, wartet es pflichtgemäß der in heißer Arbeit gewonnenen Kulturerrungenschaften seiner frühern Geschlechter. Nur dann zeigt es sich seiner Geschichte würdig, nur dann zeigt es sich wahrhaft deutsch, nur dann zeigt es sich als das erstklassige Kulturvolk, das es in Wahrheit ist, und dessen Wahrspruch heißt:

> Was du ererbt von deinen Vätern hast,
> Erwirb es, um es zu besitzen.





Katholische Inferiorität und ultramontane Parität

Deutschland war krank im Süden und Norden,
Wär aus sich selbst schon gesund geworden;
Da kam ein Arzt ihm überzwerch,
Das war der Doktor van Wittenberg,
Der schnitts ganz kühn in zwei Halben.



So singt der klerikale Dichter Friedrich Wilhelm Weber, der Verfasser von „Dreizehnlinden.“ An diesem klerikalen Sang ist zunächst unwahr die Behauptung, daß Luther Deutschland in „zwei Halben“ zerschnitten habe; vielmehr waren beim Tode Luthers volle neun Zehntel des damaligen „heiligen römischen Reichs deutscher Nation“ protestantisch; gänzlich unberührt vom Protestantismus waren nur noch Tirol und Oberbayern; aber auch diese Teile hätten sich, da die Bewegung immer noch im Wachsen war, auf die Dauer nicht halten können, und so standen damals alle Länder deutscher Zunge im Begriff, protestantisch zu werden. Unbegründet ist demnach auch der in dem klerikalen Gesang enthaltne Vorwurf, daß die heute in Deutschland bestehende konfessionelle Spaltung durch Luther verschuldet sei. Daran, daß Deutschland heute thatsächlich konfessionell gespalten ist, sind vielmehr die Jesuiten schuld, die zuerst im Jahre 1551 in Deutschland ankamen, bald ganz Deutschland überschwemmten und in der sogenannten „Gegenreformation“ — bald im Bunde mit der Staatsgewalt, bald im Gegensatz zu ihr — vom Protestantismus die Hälfte seines Gebiets zurückeroberten, sodaß Deutschland bei dem Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges wirklich in „zwei Halben“ gespalten war. Ohne die jesuitische Gegenreformation wäre Deutschland heute in derselben glücklichen Lage wie England, Schottland, Dänemark, Schweden, Norwegen, Holland, d. h. es wäre nicht konfessionell gespalten. Die Klerikalen sollten daher endlich aufhören, dem „Doktor von Wittenberg“ vorzuwerfen, daß er die bedauerlicherweise bestehende konfessionelle Spaltung Deutschlands verschuldet habe.

Am meisten reizt aber zum Widerspruch die Behauptung des klerikalen Sängers, daß das damals im Norden und Süden kranke Deutschland „aus sich selbst“ gesund geworden wäre. Wäre der „Doktor von Wittenberg“ nicht aufgetreten, so wäre Deutschland „aus sich selbst“ ebenso gesund geworden, wie Spanien, Portugal, Italien, Belgien, die südamerikanischen Staaten, das selige Königreich Polen, der selige Kirchenstaat und — wenn auch in etwas abgeschwächter Art — Österreich und Frankreich aus sich selbst gesund ge-

worden sind oder jemals aus sich selbst gesund werden. Es ist vielmehr eine seit zwei Jahrhunderten feststehende Erfahrung, daß, je weiter sich ein Staat von den Ansprüchen der katholischen Kirche entfernt, desto günstiger seine politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse sowie die gesamte Lage seiner Bevölkerung werden. Deshalb sind die Verhältnisse der genannten protestantischen Länder unvergleichlich günstiger als die der katholischen Länder; deshalb sind die Verhältnisse in dem katholischen Frankreich, wo der Geist Rousseaus und Voltaires schon ein halbes Jahrhundert vor der großen Revolution den Klerikalismus getötet hatte, weit günstiger als in andern katholischen Ländern. Und was bei einem Vergleiche katholischer und protestantischer Staaten gilt, gilt ebenso in Deutschland bei einem Vergleich der katholischen Bevölkerung mit der protestantischen.

Als bald nach der Errichtung des neuen Deutschen Reichs die kirchenpolitischen Kämpfe mit ungeahnter Heftigkeit ausbrachen, entstand mit einem Schlage eine äußerst geschickte und kampfesfreudige ultramontane Schriftstellerei, die in der Tagespresse, in Zeitschriften sowie in andern Erzeugnissen die vom Papst gegen die deutschen Regierungen erhobnen Ansprüche vertrat. Seit mehr als einem Jahrzehnt ist zwischen den Streitenden ein Waffenstillstand geschlossen, und seitdem hat die ultramontane Schriftstellerei mehr und mehr Anlaß genommen, im eignen Lager Heerschau zu halten und sich mit der Behauptung der Gegner zu beschäftigen, die dahin geht, daß der katholische Teil der deutschen Bevölkerung und überhaupt Staaten von katholischer Bevölkerung an Mängeln leiden, die eine unmittelbare Folge der ultramontan-jesuitischen Wesenheit der katholischen Kirche seien. Nun ist aber dem waschechten Ultramontanen diese Geistesrichtung der Kirche Selbstzweck, sodaß ihm alle Mängel des katholischen Volksteils und katholischer Staaten viel eher erträglich erscheinen, als eine Änderung der ultramontan-jesuitischen Wesenheit der Kirche. Die katholische Schriftstellerei kommt deshalb hier in eine eigentümliche Lage: man kann die offenbaren Mängel, die unter dem Ausdruck „katholische Inferiorität“ zusammengefaßt zu werden pflegen, nicht mehr völlig totschweigen; man will aber auch nicht zugeben, daß ihr Grund in der ultramontan-jesuitischen Richtung der Kirche zu finden sei; darum sucht man zu vertuschen und zu verkleistern, man heilt an der Oberfläche und jagt förmlich nach Gründen, alles zu dem Zweck, nur ja nicht den Kernpunkt, die wirkliche Ursache der sogenannten katholischen Inferiorität bloßzulegen; sint ut sunt aut non sint, sagen die Ultramontanen, ganz wie der Jesuitengeneral, dem der Papst eine Änderung der Satzungen unter der Androhung, den Orden aufzuheben, anheimstellte.

1. Seit Jahrzehnten behandelt die klerikale Schriftstellerei mit unverhehlter Schadenfreude die in den protestantischen Landeskirchen hervorgetretnen Mängel; man wird gar nicht müde in der grellen Beleuchtung dieser Mißstände und schwelgt förmlich in dieser Betrachtung: die religionsfeindliche Sozialdemokratie habe ihre Hauptstützpunkte in protestantischen Gegenden, und ebenso wie die ungebildeten und besitzlosen Massen seien auch die gebildeten und besitzenden

Klassen der Protestanten dem Protestantismus (so nennt man aus den weiter unten angegebnen Gründen die protestantische Kirche) entfremdet; soweit noch religiöses Leben vorhanden sei, mache sich ein Sektierertum breit, und auch unter den protestantischen Geistlichen werde die Anzahl derer immer größer, die — um hier mit Egidy zu reden — es bestreite, daß sich Gott vor 2000 Jahren in die rechtsgiltige Ehe eines Zimmermanns gemischt habe, um der Welt einen Sohn zu schenken; die gläubigen Protestanten zersplitterten sich in eine Unzahl von einander bekämpfenden „Richtungen" usw. Mit besondrer Vorliebe ziehn die Klerikalen die Äußerung des verdienstvollen Hallischen Professors Beyschlag an: „Unsre geschichtlich gewordne evangelische Kirche mit ihren konfessionellen Spaltungen, mit ihren landesherrlichen Schlagbäumen, mit ihren ewigen Lehrstreitigkeiten, mit all ihren Rissen und Lücken, durch die von der einen Seite der kritisch auflösende, von der andern Seite der reaktionär gesetzliche Wind weht." Dagegen können sich die Klerikalen gar nicht genug beweihräuchern wegen der „dogmatischen Geschlossenheit" der katholischen Kirche; hier gebe es keine „Richtungen": die ganze Geistlichkeit vom Kaplan aufwärts und jeder gläubige Katholik sei nur ein Sprachrohr des Papstes.

Und dieselbe klerikale Presse, die dem in „Selbstzersetzung" zerfallenden Protestantismus schon Begräbnislieder singt, hat eine ebenso ständige Spalte, in der sie sich über die „protestantische Propaganda," über das unaufhaltsame Vordringen des Protestantismus beschwert: Mischehen zwischen Katholiken und Protestanten würden im Zeitalter des Verkehrs immer häufiger, in Preußen allein habe die letzte Volkszählung 278434 Mischehen ergeben; von den 597921 Kindern dieser Ehen seien 332947 protestantisch, 264648 katholisch, sodaß also rund 68000 mehr protestantische als katholische Kinder aus Mischehen hervorgingen; an diese (zuerst von den „Historisch-Politischen Blättern für das katholische Deutschland" gebrachte) Mitteilung knüpft die klerikale Presse den bittern Vorwurf, daß die katholischen Ehegatten ihrem Glauben weniger Anhänglichkeit bewahrten als die protestantischen; nur so erkläre es sich, daß durch Mischehen alljährlich viel tausend Seelen der Kirche verloren gingen. Einen weitern Beweis der „protestantischen Propaganda" findet die klerikale Presse mit Recht in den Leistungen der protestantischen „Innern Mission": in staunenswerter Fülle schaffe diese Krippen, Kleinkinderbewahranstalten, Rettungshäuser, Erziehungsvereine, Vereine für Armen- und Krankenpflege, für Pflege der Idioten und Epileptischen, Sonntagsschulen, Kindergottesdienste, Lehrlings-, Gesellen- und Jünglingsvereine, Herbergen zur Heimat, Bildungsanstalten für weibliche Dienstboten, Mägdeherbergen, Stadtmissionen, Arbeiterkolonien, Vereine zum Kampf gegen Bettelei, Trunksucht und Sonntagsentheiligung, gegen Prostitution, zu Diensten an Gefangnen, zur Sorge für deren Familien und für entlassene Sträflinge, Bibel-, Traktat- und Schriftenvereine, Volksbibliotheken, Vereine zur Sorge für die evangelische Diaspora, für die Deutschen im Ausland, für Auswandrer und Ausgewanderte. Dazu kommt die den Klerikalen geradezu unheimliche Thätigkeit des Gustav-Adolf-Vereins

zur Ausbreitung des Protestantismus und die des Evangelischen Bundes gegen den Ultramontanismus; mit fast unerschöpflichen Mitteln schaffe jener Diasporagemeinden mitten in den festesten „Bollwerken römischer Finsternis."

So bewegt sich die klerikale Presse in ganz merkwürdigen Widersprüchen: auf der einen Seite offne Schadenfreude über die „Selbstzersetzung" des Protestantismus, auf der andern Seite Wehklagen über die „protestantische Propaganda," über das mächtige Vordringen des Protestantismus; ja man hat klerikalerseits ausgerechnet, daß nach dem Zahlenverhältnis der beiden Bekenntnisse, das zu Anfang dieses Jahrhunderts bestand, das Deutsche Reich gegenwärtig eine Million Katholiken mehr haben müßte, als es thatsächlich hat. Staunend steht die klerikale Schriftstellerei der Thatsache gegenüber, daß der angeblich in gänzlichem Niedergang stehende Protestantismus so unaufhaltsam vordringt; die — weiter zu besprechende — Überlegenheit der Protestanten in geistiger und wirtschaftlicher Beziehung kann man sich ja zur Not noch erklären, ohne daß man auf den „protestantischen Geist" hinauskommt; aber die Thätigkeit der protestantischen innern Mission und des Gustav-Adolf-Vereins, sowie des Evangelischen Bundes ist doch zweifellos ein Erzeugnis des angeblich gänzlich sinkenden protestantischen Geistes. Es ist das Verdienst des Würzburger Apologeten (richtiger Apostaten) Professor Schell, seinen Glaubensgenossen eine Erklärung für diesen anscheinend widerspruchsvollen Sachverhalt geboten zu haben: der Protestant, der den Glaubenssätzen der protestantischen Kirche entfremdet ist, ist deshalb noch lange nicht dem Protestantismus entfremdet. Vielmehr sind solche den kirchlichen Glaubenssätzen mehr oder minder oder auch völlig entfremdeten Protestanten in hervorragender Weise bei allen Werken der protestantischen innern Mission, im Gustav-Adolf-Verein und im Evangelischen Bunde thätig; ja sie lassen sich sogar in die protestantischen kirchlichen Vertretungen wählen und thun auf diese Weise durch Rat und That das ihrige zur Erhaltung des kirchlichen Lebens. Und wenn so ein seiner Kirche entfremdeter Protestant eine Katholikin heiratet, so führt er seine Kinder unter allen Umständen wieder der protestantischen Kirche zu; und gelangt er in katholischen Staaten, wie Österreich, Bayern, Frankreich, zu einflußreichen Staatsämtern, so hat er — wenigstens versichern dies die Klerikalen — nichts eiligeres zu thun, als nur ja recht viel gläubige oder auch ungläubige Protestanten in hohe Ämter zu befördern.

Anders — führt Schell richtig aus — auf katholischer Seite: Jene „dogmatische Geschlossenheit" in Verbindung mit dem allseitigen Vorherrschen des Klerus nicht bloß auf kirchlichem, sondern auch ausnahmslos auf allen andern Gebieten des katholischen Lebens hat zur notwendigen Folge, daß alle die Katholiken, die nicht ganz „Sprachrohr des Papstes" zu sein vermögen, die also der katholischen Kirche mehr oder minder entfremdet sind, hiermit auch zugleich dem Katholizismus verloren gehn; daher sind Katholiken der bezeichneten Art nicht in den katholischen Wohlthätigkeitsvereinen, noch im Bonifaziusverein zur Ausbreitung des Katholizismus thätig; wenn solche

Katholiken eine Mischehe eingehn, so führen sie ihre Kinder mit Sicherheit dem Protestantismus zu, und wenn sie in protestantischen Staaten zu einflußreichen Stellungen gelangen, so fällt es ihnen gar nicht ein, gläubige oder ungläubige Katholiken nach sich zu ziehn. Der päpstliche Syllabus fällt eben zusammen mit dem Katholizismus, d. h. wer sich dem erstern nicht völlig unterwerfen kann, kann sich auch außerhalb des rein kirchlichen Lebens nicht als Katholik bezeichnen, noch weniger im katholischen Vereinsleben bethätigen. Deshalb ruft man auch ewig nach den katholischen Orden; diese sollen das Werk christlicher Nächstenliebe auf katholischer Seite besorgen, weil dem Katholizismus das fehlt, was die protestantische innere Mission groß macht: die gebildeten und besitzenden Kreise, die — ohne Rücksicht auf kirchliche Glaubenssätze — diese Thätigkeit besorgen. Diesen von Schell so scharf hervorgehobnen Mißstand kann aber die klerikale Schriftstellerei nicht zugeben; denn die jesuitisch-ultramontane Richtung der Kirche ist für sie Selbstzweck. Darum sprechen die Klerikalen niemals von einer „protestantischen Kirche," sondern vom „Protestantismus," um den oben beleuchteten Unterschied möglichst zu verwischen.

2. Es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß sich in Deutschland die katholische Bevölkerung langsamer vermehrt als die protestantische; nach der schon oben erwähnten, zweifellos richtigen Behauptung der Klerikalen müßte das heutige Deutsche Reich nach dem Zahlenverhältnis der beiden Bekenntnisse, wie es am Anfang dieses Jahrhunderts bestand, eine Million Katholiken mehr haben, als thatsächlich vorhanden sind; in Baden betrug noch vor etwa fünfundzwanzig Jahren die katholische Bevölkerung 67, die protestantische 32 vom Hundert, während sich das Verhältnis gegenwärtig auf 61 und 38 stellt. Zur Aufklärung dieser merkwürdigen Thatsache hat man unter anderm auf das „evangelische Pfarrhaus" hingewiesen; in einer kürzlich erschienenen Schrift eines Mainzer Domkapitulars finden sich hierüber interessante Geständnisse: Die evangelischen Geistlichen sind fast ausnahmslos verheiratet, und der Kinderreichtum dieser Männer ist bekannt; rechnet man nun, daß es in Deutschland etwa 15000 evangelische Pfarrhäuser giebt, so ist der Schluß berechtigt, daß aus ihnen im Laufe jedes Menschenalters, also im Laufe von je dreißig Jahren etwa 30000 neue protestantische Familien hervorgehn, sodaß also, da seit der Reformation mehr als zehn Menschenalter verflossen sind, aus den protestantischen Pfarrhäusern etwa 300000 neue protestantische Familien hervorgegangen sind, das heißt unmittelbar hervorgegangen sind; die mittelbare Vermehrung durch die folgenden Geschlechter entzieht sich selbstverständlich jeder Schätzung; klar aber ist, daß diese aus den evangelischen Pfarrhäusern hervorgegangnen neuen protestantischen Familien immer wieder zu den gebildeten und besitzenden Klassen gehören, eine Thatsache, die für die weiter zu besprechende wirtschaftliche und geistige Rückständigkeit der Katholiken nicht gleichgiltig ist; denn — bemerkt der Mainzer Domkapitular sehr richtig — auf katholischer Seite liegt die Sache ganz anders; hier stirbt jedes Pfarrhaus mit seinem Inhaber aus. Auch die unten mehrfach zu er-

wähnende klerikale Denkschrift über die Parität in Preußen kann nicht umhin, zuzugestehn, daß an dem Zurückstehn der Katholiken in der Staatsverwaltung auch der Cölibat der katholischen Geistlichen Schuld hat, „infolge dessen einer der akademischen Stände Bewerber für die Staatsämter nicht stellt, während aus den protestantischen Pfarrhäusern erfahrungsmäßig eine beträchtliche Zahl von Staatsbeamten aller Kategorien hervorgeht."

Man erkennt also auf klerikaler Seite diesen Mißstand an und ruft nur aus: „Wir können doch unmöglich unsre Pfarrhäuser bevölkern!" Das ist vom ultramontanen Standpunkt in der That unmöglich; zwar steht geschrieben: „Seid fruchtbar und mehret euch"; auch ist die Ehe nach katholischer Auffassung ein Sakrament, und wenn der Genuß eines Sakraments schon für andre Menschen heilsam ist, so müßte er doch für den Priester doppelt heilsam sein; auch hat noch vor etwa fünfzig Jahren der badische Gesamtklerus den damaligen Erzbischof von Freiburg ersucht, beim Papst um Aufhebung des Cölibatszwangs einzukommen, weil dieser naturwidrig und unsittlich sei; aber — vom ultramontanen Standpunkt ist die Aufhebung des Cölibats in der That unmöglich: denn der Ultramontanismus verlangt die unbedingte Unabhängigkeit der Kirche von dem, was man „Welt" nennt, und Geistliche, die für Weib und Kind zu sorgen haben, gehn nicht in die Gefängnisse, um die Ansprüche des Papstes — also eines ausländischen Priesters — gegen die Regierung des eignen Landes durchzusetzen.

3. Grundsätzlich vermeidet die klerikale Schriftstellerei eine Erörterung über die wirtschaftliche Rückständigkeit der Katholiken. Die Thatsache, daß die Katholiken der minder besitzende Teil sind, an Wohlhabenheit weit hinter den Protestanten zurückstehn, ist unbestreitbar. Klerikale Blätter jammern oft darüber, daß selbst in stockkatholischen Gegenden die Eigentümer und Leiter größerer Unternehmungen in Handel und jeglichem Gewerbe sowie in der Landwirtschaft fast ausschließlich Protestanten sind; nach glaubwürdigen Nachrichten ist die Zahl der Katholiken, die eine Kapitalrentensteuer zahlen, nur halb so groß, als sie es nach dem Gesamtanteil der Katholiken an der Bevölkerung sein müßte, und das erzbischöfliche Domkapitel in Freiburg hat zur Begründung seiner an die badische Staatsregierung gerichteten Bitte um Gewährung größerer Staatszuschüsse an die katholische Kirche Badens ausdrücklich auf die Thatsache hingewiesen, daß die Katholiken Badens der minder besitzende Teil der badischen Bevölkerung seien. „Gehn die Verhältnisse so weiter, so kommen wir dazu, daß allmählich der gebildeten und besitzenden Klasse der Protestanten die Masse der katholischen Bauern, Handwerker und Arbeiter gegenübersteht, daß also der Katholizismus die Religion gewisser minder gebildeter und minder besitzender Volksklassen wird," so klagt bitter der klerikale Professor Freiherr von Hertling. — Einer Erörterung der Gründe für diese wirtschaftliche Überlegenheit der Protestanten geht die klerikale Schriftstellerei grundsätzlich aus dem Wege; nur wiederholt man von Zeit zu Zeit die geistlose Bemerkung des Freiburger Professors Alban Stolz: Die Protestanten

sollten sich ihrer wirtschaftlichen Überlegenheit über die Katholiken nicht rühmen; sonst müßten sie die jüdische Religion für die allerbeste halten, da die Bekenner dieser wirtschaftlich auch den Protestanten weit überlegen seien. Das unzutreffende dieses klerikalen Vergleichs liegt auf der Hand: denn der größere Reichtum der Juden erklärt sich daraus, daß diese seit Jahrhunderten fast ausschließlich dem einbringlichsten aller Berufe, dem Handel, obliegen, während in den Erwerbsverhältnissen der beiden christlichen Bekenntnisse derartige Unterschiede nicht bestanden haben.

Auch führen die Klerikalen zuweilen die größere Wohlhabenheit der Protestanten und die wirtschaftliche Rückständigkeit der Katholiken auf die Säkularisationen zurück. Als ob der Staat bei den Säkularisationen jemals einem katholischen Staatsbürger einen Pfennig genommen hätte! Der Staat nahm vielmehr das Vermögen nur den Anstalten ab, die es ihrerseits den Katholiken abgenommen hatten, d. i. den Klöstern und geistlichen Stiftungen; diese gerade haben die heute bestehende wirtschaftliche Rückständigkeit der Katholiken vor allem verschuldet. Denn während die Protestanten von jeher so verständig und pflichtbewußt waren, ihr Vermögen ihren Nachkommen zu lassen, legte die katholische Kirche jederzeit Gewicht darauf, daß die Katholiken aus Sorge um ihr Seelenheil (zur Vermeidung des Fegfeuers) ihr Vermögen der Kirche zuwandten; und daß Mönche und Nonnen nicht zurückhaltend waren in der Annahme derartiger Spenden, ist ja bekannt. Haben hiernach die Klöster einen überaus großen Teil der Schuld an der wirtschaftlichen Rückständigkeit der Katholiken, und ist dieser Ursache der Verarmung der katholischen Bevölkerung erst durch die Säkularisationen, die Beseitigung jener Anstalten, Einhalt geschehn, so ist andrerseits den Klerikalen zuzugeben, daß mittelbar dennoch die Säkularisationen — oder richtiger das Verhalten des Papstes dabei — die größere Wohlhabenheit der Protestanten verursacht haben. Die Regierungen konnten nämlich den ausgedehnten Grundbesitz der säkularisierten Anstalten unmöglich durch Selbstbewirtschaftung verwerten, waren auch durch Geldnot gezwungen, sie zu verkaufen. Nun ist aber den Katholiken bei strengen kirchlichen Strafen verboten, „geraubte“ Kirchengüter an sich zu bringen; das hatte zur Folge, daß der Staat namentlich in katholischen Gegenden diese Güter lediglich an Protestanten verkaufen mußte, und zwar selbstverständlich zu Schleuderpreisen. So geschah es im ostpreußischen Ermland und im badischen Breisgau, in der Rheinprovinz wie in Posen und Schlesien zu den verschiedensten Zeiten des achtzehnten und am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, daß überaus zahlreiche bis dahin wenig bemittelte Protestanten durch billige Einkäufe von Staatsgut auf einmal nicht bloß wohlhabend, sondern sehr reich und bei dem fortwährenden Steigen des Werts des Grundbesitzes noch immer reicher wurden. Daran haben aber lediglich die Päpste schuld, die es den Katholiken verboten, eine günstige Kaufgelegenheit zu benutzen, deren Gesetzlichkeit und Ehrbarkeit eben dadurch gewährleistet war, daß der Staat — also der Gesetzgeber selbst — der Verkäufer war. Hier zeigt sich schon eine schädliche Wirkung des unten

noch vielfach hervorzuhebenden mißlichen Zustands, daß ein ausländischer Priester für einen Teil der Bevölkerung eine Sittenlehre aufstellt, die der des Staats gerade entgegen steht.

Es liegt aber auf der Hand, daß die wirtschaftliche Rückständigkeit der Katholiken noch einen andern, viel tiefer liegenden Grund haben muß; und die katholische Schriftstellerei kommt zuweilen, wenn auch etwas zurückhaltend, mit dem Geständnis hervor: die Kirche habe ja die Pflicht, die Gläubigen für das Leben nach dem Tode zu erziehn, sie für das Jenseits vorzubereiten; diese Erziehung müsse aber wohl etwas zu einseitig sein, denn sie habe dahin geführt, daß die Katholiken nicht die richtige Wertschätzung irdischer Güter hätten. Gedanken dieser Art wurden namentlich bei dem Taxilschen Vaughan-Schwindel, den Schell als das „traurigste Ereignis der neuern Kirchengeschichte" bezeichnet, öfter laut; und in der That ist hiermit ein wesentlicher Punkt getroffen. Während der Katechismus Luthers einfach lautet: „Bete und arbeite," d. h. „Deine Arbeit sei Gebet und dein Gebet sei Arbeit," während der Protestantismus also den ganzen Ballast des opus operatum verwirft und eine ernste Gesamtauffassung des Lebens verlangt, bei der Arbeit und Gebet ineinander übergehn, das Streben nach einer höhern Vollendung also mit dem Streben nach Erwerb, als dem Segen der Arbeit, gepaart ist, muß der Katholizismus mit der strengen Sonderung der Arbeit vom Gebet, mit seiner Betonung der Askese, des Fastens, Kasteiens, Wallfahrtens, seiner Vorliebe für freiwillig gewählte Ehelosigkeit, Weltflucht und Armut — den Grundlagen des Klosterlebens —, seiner Lehre vom Fegfeuer und der steten Verweisung auf das Jenseits notgedrungen im gläubigen Katholiken nur allzuleicht eine gewisse Gleichgiltigkeit gegen die Schätze dieser Welt hervorrufen, also den Erwerbssinn lähmen.

Für solche Erwägungen ist der Ultramontanismus aber unzugänglich; als Schell Gedanken dieser Art durchführte, als er auch nur „mehr Vaterunser und weniger Ave Maria" verlangte, als er gar den Jesuiten Schuld gab an der für den katholischen Volksteil so schädlichen übermäßig mystischen Richtung, wurden seine Schriften — auf den Index gesetzt.

(Fortsetzung folgt)

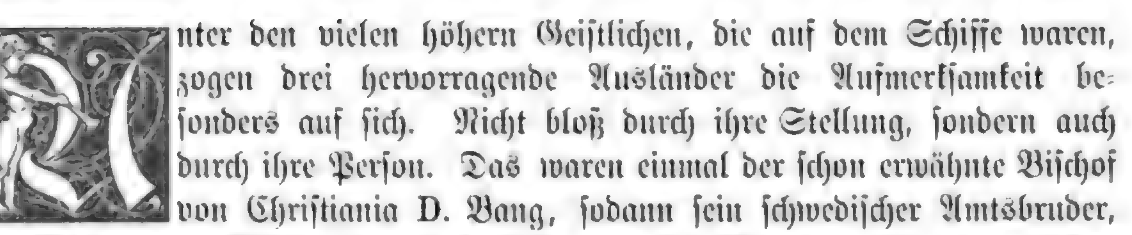




Eine Dienstreise nach dem Orient

Erinnerungen von Staatsminister Dr. Bosse

(Fortsetzung)



Unter den vielen höhern Geistlichen, die auf dem Schiffe waren, zogen drei hervorragende Ausländer die Aufmerksamkeit besonders auf sich. Nicht bloß durch ihre Stellung, sondern auch durch ihre Person. Das waren einmal der schon erwähnte Bischof von Christiania D. Bang, sodann sein schwedischer Amtsbruder, der Bischof von Wisby D. von Schéele und der Vertreter der evangelischen (unierten) Synode von Nordamerika D. Menzel aus Richmond in Virginien, jeder in seiner Art ein ausdrucksvoller Typus, alle drei aber von einer höchst wohlthuenden Innigkeit, voll reicher Lebenserfahrung und hervorragender allgemeiner wie theologischer Bildung. Es war eine Freude, mit diesen Männern zu verkehren. Nicht minder günstig war aber auch der Eindruck, den das taktvolle und anziehende Auftreten unsrer deutschen Geistlichen machte, an ihrer Spitze zahlreiche Generalsuperintendenten oder andre geistliche Würdenträger. Es wird heutzutage vielfach über unsre evangelischen Geistlichen geklagt, und die Klagen mögen in Bezug auf viele, namentlich jüngere Theologen auch hie und da begründet sein. Hier auf dem Schiffe gab kein einziger der mitreisenden Geistlichen, von den Bischöfen an bis zum jüngsten Hilfsprediger oder Kandidaten irgend einen Anstoß oder einen Anlaß zur Klage. Im Gegenteil. Die morgens und abends gehaltnen Andachten waren, wenn auch nicht alle auf gleicher Höhe, tadellos, den Verhältnissen durchaus entsprechend und bei aller Tiefe der Schriftanwendung einfach, schlicht, wahr und erbaulich. Darüber war unter den mitreisenden Nichtgeistlichen, auch unter den Damen, nur eine Stimme. Und es waren doch Elemente auf dem Schiff, deren Ansprüche in dieser Beziehung nicht gering und deren kritische Bemerkungen sonst recht scharf und unverblümt waren. Man hat selten Gelegenheit, eine so große Anzahl hervorragender Theologen tagelang in ihrem Verkehr mit andern und untereinander, in ihrer Unbefangenheit und ihrem Sichgeben zu beobachten. Ich kann nur sagen, daß der Gesamteindruck günstiger war, als ich zu hoffen gewagt hatte. Solange die evangelische Kirche noch eine so große Zahl tüchtiger, im thatkräftigen Glauben gegründeter und fein gebildeter Männer hervorbringt, braucht man an ihrer Zukunft nicht zu

verzagen, soviel unerfreuliche Einzelerfahrungen auch die Hoffnung auf eine gesunde, das Volksleben wieder mächtig durchdringende Entwicklung der evangelischen Kirche trüben mögen.

Als wir uns beim Auslaufen aus dem Hafen von Genua zum erstenmal in dem Speisesaal des Schiffes zum Frühstück versammelt hatten, war der Blick in das bunte, fröhliche Treiben, das den großen Raum erfüllte, höchst anmutig und erfreulich. Freilich nur für kurze Zeit. Denn schon während des Essens, sobald wir aus den mächtigen Hafenmolen hinaus waren, wurden die Bewegungen des Schiffs viel stärker. Man hatte, um das Rutschen des Geschirrs und das Umfallen von Flaschen und Gläsern zu verhüten, die üblichen hölzernen Rahmen auf die Speisetische gelegt, aber auch dieser Schutz reichte nicht aus gegen allerhand ergötzliche Verwirrung und Unordnung, die durch das starke Schwanken des Schiffs veranlaßt wurde. Und dabei waren wir doch immerhin noch unter dem Schutze des nahen Landes. Schon während des Essens lichteten sich die Reihen im Speisesaal ganz auffallend. Als wir nach Tisch wieder auf Deck stiegen, sah man hier und in den offnen Kabinen überall seekranke Mitpilger und Pilgerinnen liegen, seufzend, stöhnend und jämmerlich anzusehen. Ich hatte das Glück, von der Seekrankheit völlig verschont zu bleiben. So sehr mich das offenbare Elend der leidenden Gefährten dauerte, soweit überwog doch die Freude und der Genuß an dem über alle Beschreibung großartigen Anblick, den das sturmgepeitschte, wild erregte Meer uns darbot. Noch sahen wir deutlich zu unsrer Linken die wundervoll beleuchteten Berge und Ortschaften der Riviera di Levante, von Porto fino, Rapallo usw. Das Meer erschien tief dunkelblau; schäumend überstürzten sich die haushohen Wellen. Man wurde nicht müde, in diese gewaltige Bewegung hineinzusehen und die unabläßig wechselnde Farbenpracht der Wellen zu bewundern, die oben in weißem Schaum und Gischt sich überschlugen und dann alle Abstufungen der Farbe vom tiefsten Dunkelblau bis zum hellen Azurblau zeigten. Dazu schien die Sonne, und über den einzelnen Wellen zeigten sich die Farben des Regenbogens. Das Schiff fuhr zwar nicht besonders schnell, aber sicher und verhältnismäßig ruhig. Die starken Bewegungen des Schiffs von hinten nach vorn, das sogenannte Stampfen, waren den meisten Reisenden weit weniger unangenehm als das Schlingern, die Bewegungen von links nach rechts und umgekehrt. Zuweilen wurden diese Bewegungen, die mich nicht weiter genierten, freilich bedenklich stark, so sehr, daß einmal eine ganze Reihe von Stühlen mit den Personen, die darauf saßen, umstürzten. Das gab einen so argen Schlag, daß wir um einzelne Herren und Damen große Besorgnis hatten. Bis auf ein verwundetes Knie und einen ausgerenkten Arm war indessen noch alles gut gegangen. Auch ich war mit meinem Rohrstuhle nach vorn geschleudert worden, hatte aber die Füße vorgestreckt und war mit einem starken Ruck gegen die Schanzkleidung des Schiffs davongekommen. Ich konnte ohne jede Beschwerde meine Cigarre weiterrauchen und um sechs Uhr zum Mittagessen in den Speisesaal gehn. Aber wie hatte sich hier das Bild ver-

ändert! Von den zweihundert Passagieren waren nur noch etwa dreißig erschienen, darunter nur eine Dame, und auch diese verschwand während des Essens. Das Essen war gut, fast zu reichlich, der Wein trinkbar und preiswert. Nach Tisch ging ich mit einigen Herren in den Rauchsalon, wo wir bis gegen elf Uhr plaudernd bei einem Glase Bier zusammensaßen. Von Korsika habe ich nichts zu sehen bekommen, während andre die Leuchtfeuer der korsischen Küste gesehen haben wollten. Ebensowenig habe ich von Elba etwas wahrgenommen.

An dem andern Morgen, Dienstag dem 18. Oktober, dem Geburtstage unsers unvergeßlichen Kaisers Friedrich und dem Gedenktage der Schlacht bei Leipzig, stand ich um $^1/_2$6 Uhr auf und sah die Sonne golden aus dem viel ruhiger gewordnen Tyrrhenischen Meere aufgehn. Dann nahm ich im untersten Schiffsraum ein Wannenbad in kaltem Seewasser. Das Bad war ganz bequem und gut eingerichtet; nur die Temperatur im Schiffsraum war fürchterlich hoch. Allmählich fanden sich viele der gestern seekrank gewesenen Mitreisenden zum Frühstück und dann im Rauchsalon zur Morgenandacht ein. Es wurde ein Vers mit Klavierbegleitung gesungen, dann folgten ein Schriftabschnitt und ein freies Gebet, dann das gemeinsam gesprochne Vaterunser und der Segen; zum Schluß wurde wieder ein Vers gesungen. Jeder von uns hatte ein kleines Liederbuch bekommen, das zwar nicht viele, aber doch die nötigsten geistlichen Lieder, übrigens auch vaterländische und Volkslieder enthielt.

Nach der Andacht erfuhren wir, daß Graf und Gräfin Pf. wegen eines Herzleidens des Grafen auf ärztlichen Rat das Schiff in Messina zu verlassen wünschten. Herr Stangen entschloß sich darum, Messina anzulaufen, während er ursprünglich beabsichtigt hatte, Sizilien nicht zu berühren. Als wir am Morgen des 19. Oktobers, Mittwochs, aufstanden, sahen wir uns bei herrlichem Wetter schon inmitten der Liparischen Inseln. Zur rechten hatten wir Stromboli, den rauchenden Vulkan, den die Alten als Sitz des Äolus betrachteten, links Lipari und Salina. Es fuhr sich hier prächtig. Bald schauten wir die Berge Siziliens und endlich auch den ersehnten Ätna, ein gewaltiges Massiv, dessen Spitze für uns meist von Wolken verhüllt war. Einige wollten Rauch aus dem Krater aufsteigen sehen; ich habe trotz meines vorzüglichen Glases keinen entdeckt. Bei der Einfahrt in die Meerenge sahen wir links die Küste und die Berge von Kalabrien; höchst malerisch liegt Gioja vor uns, daneben lange Eisenbahnviadukte längs der Küste. Darüber die Skylla, eine steile, mit Geschützen montierte Klippe; ein frappierender Gedanke, an Stelle des menschenverschlingenden, sechsköpfigen Ungeheuers der Alten eine moderne Schanze mit männermordenden Gußstahlgeschützen zu setzen. Von dem gegenüberliegenden Strudel der Charybdis ist natürlich nichts zu sehen. Wenn wirklich im Altertum hier am Eingange der Meerenge ein gefährlicher Wirbel vorhanden war, was gar nicht unwahrscheinlich ist, so war die Szenerie hier für die Skylla und die Charybdis im Sinne der Alten wie gemacht. Der Zauber der Poesie umfließt die Gefilde, längs deren wir dem

sich halbkreisförmig zu unsrer Rechten malerisch aufbauenden Messina entgegenfuhren. Links von der Stadt der imposante Ätna. Wir hielten im Hafen, Graf und Gräfin Pf. nahmen Abschied und wurden ausgebootet. Als sie vom Schiff abstießen, sang die Reisegesellschaft: „Zieht in Frieden eure Pfade," und es ging eine Art herzlicher Bewegung über die Angesichter der Scheidenden und Bleibenden. Vom Schiffe ging Sanitätsrat Dr. G. aus Berlin vorsorglich mit an Land und brachte von dort Zeitungen mit, die natürlich verschlungen wurden. Danach hatte in Paris Prinz Philipp von Orleans einen Putsch unternehmen wollen, der aber mißglückt war. Wichtiger für uns war ein Telegramm der Messinaer Zeitung, wonach unser Kaiserpaar zwar gleich uns bei der Abfahrt eine stürmische Fahrt gehabt hatte, aber glücklich in Konstantinopel angelangt war. Wir lagen vor Messina wohl eine bis zwei Stunden. An unser Schiff kamen zahlreiche sizilianische Boote heran, und bei dem herrlichen Wetter und der spiegelglatten See entwickelten sich da allerlei drollige Szenen. In einem Boote machten vier junge Sizilianer Musik mit südlichem dramatischem Feuer und offenbar musikalischer Begabung. In andern Booten kamen musizierende Frauen und Mädchen an unser Schiff, auch einige bettelnde Nonnen, die einen zudringlichen, schmutzigen, unfeinen Eindruck machten, sehr verschieden von unsern katholischen, deutschen Klosterfrauen, deren feine Würde auch bei uns Evangelischen Respekt erweckt. Noch andre Boote brachten herrliche Trauben von erstaunlicher Größe, auch prächtige Feigen und Äpfel, noch andre kleine kunstgewerbliche Arbeiten, Marmorfigürchen, vergoldete Stierhörner, Singvögel in kleinen Käfigen, die aus Holz geflochten waren, und andres. Schnell entwickelte sich ein förmliches Jahrmarktstreiben. Von dem hohen Schiffsbord wurden vermittelst aller möglichen Pantomimen unter Zuhilfenahme einzelner deutscher und italienischer Ausdrücke mit den Sizilianern in den unten schaukelnden Booten zahlreiche Handelsgeschäfte gemacht. Es nahm sich höchst spaßhaft aus, wenn unten im Boot ein Sizilianer ein paar vergoldete Stierhörner hochhielt, sie abwischte und liebkosend streichelte und sie dann unter lebhaften Gebärden mit einem wohlklingenden Redestrom zum Kauf anbot. Dann rief ein Reisender vom Schiff hinunter: Quanto costa? Der Verkäufer zeigte seine fünf Finger und schrie erläuternd herauf: cinque lire. Dann rief der Herr auf dem Schiff: una lira! Der Verkäufer machte eine Gebärde, wie wenn er vor Schreck umfallen müßte, schlug sich an die Brust, raufte die Haare, kurz, that ganz verzweifelt und schrie: no, no, signore, impossibile, oh, oh! Dann rief der Herr von dem Schiff ihm zu: ancora trette centesimi und fingerte überflüssigerweise ihm das auch noch vor. Wie eine Katze kam dann ein Junge aus dem Boot am Schiff in die Höhe geklettert, brachte die Hörner und nahm das Geld dafür mit. Einer der Berliner Herren sagte lustig: Die reine Holzauktion im Grunewald.

Bald fuhren wir weiter an Messina entlang. Auch das entzückende Taormina sahen wir liegen und die Südküste von Kalabrien. Das Wetter war wundervoll. Noch am Abend blieb die großartige Silhouette des Ätna am

westlichen Himmel sichtbar. Darüber in wunderbar reiner Luft die zunehmende Mondsichel und neben ihr die Venus in nie gesehenem Glanze. Auf dem Oberdeck wurden abends patriotische Lieder gesungen, und einer der mitreisenden Johanniter, Freiherr von P. aus München, hielt eine vaterländische Rede von zündender Wirkung. Erst nach elf Uhr ging alles zu Bett, oder man machte sich ein Lager auf Deck zurecht.

Donnerstag, den 20. Oktober, sahen wir nur Wasser und Himmel. Aber man kam sich allmählich untereinander immer näher. Ich hatte ein interessantes Gespräch mit dem Prälaten S. aus Stuttgart über Lehrerbildung und Schulverhältnisse in Württemberg und bei uns, und ebenso mit dem Superintendenten K. aus Witten a. d. Ruhr über die Verhältnisse der separierten Lutheraner in Witten, die eine eigne separierte lutherische Schule für sich verlangten. Kurz, ich erfuhr allerhand auch amtlich beachtenswerte und nützliche Dinge. Es war sehr warm geworden. Abends zehn Uhr zeigte das Thermometer auf Deck noch 23 Grad Réaumur. Wir näherten uns, wie die Schiffsleute sagten, der Insel Kreta und wurden darauf aufmerksam gemacht, daß wir bald das Leuchtfeuer der kleinen Insel südlich von Kreta passieren würden, wo auch der Apostel Paulus auf der Reise nach Rom angefahren war (Apostelgesch. Kap. 27). Wir sahen denn auch später östlich von uns ein helles Licht. Man bedeutete uns aber, daß es kein Leuchtfeuer, sondern das Licht eines großen Dampfers sei. Trotz der Wärme schlief ich in meiner Kabine vortrefflich. Der nächste Morgen (Freitag) war herrlich. Es wurde aber so warm, daß ich die leichteste Sommerkleidung anlegen mußte, die ich bei mir hatte. Immerhin machte die frische Seeluft die Fahrt angenehm. Wir fuhren jetzt etwas schneller, als im Anfang, dreizehn Knoten die Stunde.

Nachmittags saß ich mit dem Oberkonsistorialrat D. von Braun aus Stuttgart und mit der Gattin des Buchhändlers Kober aus Basel, einer Tochter des frühern evangelischen Bischofs von Jerusalem, Gobat, zusammen auf Deck. Sie erzählten sehr betrübt, daß Herr Kober, der jetzige Inhaber des Spittlerschen Verlags in Basel, durch die Reise in hohem Grade nervös erregt sei. Sie hatten schwere Sorge um ihn. Inzwischen kam Herr Kober selbst an uns heran und setzte sich zu uns. Er war ein stattlicher, schöner Mann, kaum über die vierzig hinaus, und sah gar nicht leidend aus. Ich sprach mit ihm über das in seinem Verlage erscheinende eschatologische Blatt „Der Weissagungsfreund," das ich auf Veranlassung meines verstorbnen Vetters K. seit Jahren halte und lese. Ja, ich habe auch einmal einen Artikel über die Sozialdemokratie darin veröffentlicht. Das gab eine Menge Anknüpfungspunkte, und wir unterhielten uns recht eingehend. Herr Kober klagte mir, daß er nervös angegriffen sei, er hoffe aber, mit Gottes Hilfe seiner Nerven, Gedanken und Phantasien Herr bleiben und sie in Zucht halten zu können. Er sprach verständig und nahm sich sichtbar zusammen, sodaß man auch nicht entfernt an einen schlimmen Ausgang denken konnte. Immerhin brach ich das Gespräch ab, um seine Erregung nicht zu steigern, zumal da er mir sagte, er

habe früher schon ähnliche Zustände durchgemacht und sei dabei bis zum Hellsehen gekommen. Er wollte mir das erklären, ich wich aber aus und trennte mich in freundlicher Weise von ihm. Am andern Tage (Sonnabend, dem 22. Oktober) kam ich früh auf Deck und erfuhr dort, der Zustand des Herrn Kober sei während der Nacht immer schlimmer geworden, seine Unruhe habe sich von Minute zu Minute gesteigert. Man habe einen Arzt rufen müssen, und zuletzt sei der Kranke förmlich tobsüchtig geworden. Er sei zwar mittels Morphium beruhigt worden, aber es scheine mit seinem Leben zu Ende zu gehn. In der That ist er dann morgens zwischen acht und neun Uhr sanft entschlafen. Nun hatten wir eine Leiche an Bord, ein erschütterndes Memento mori. Namentlich bewegte uns das Los der so schwer betroffnen Frau. Sie war seit ihrer Verheiratung nicht mehr in Jerusalem gewesen und hatte sich auf diese Reise kindlich gefreut. Nun waren ihre Hoffnungen jäh geknickt, und unter wie peinlichen, innerlich und äußerlich schweren Verhältnissen! Ich gab der tief gebeugten Frau die Hand und fand sie gefaßt und in Gottes Willen ergeben. Die Stuttgarter Freunde, namentlich Oberkonsistorialrat von Braun und dessen Gemahlin standen ihr mit vollkommner Selbstverleugnung wahrhaft helfend und tröstend zur Seite.

Im Laufe des Vormittags näherten wir uns dem Hafen von Alexandrien. Immer deutlicher wurden die Linien der flachen afrikanischen Küste, gerade vor uns stand wie ein senkrechter Strich der Leuchtturm von Alexandrien. Mittags lag die ganze große Stadt mit ihren Forts und Palästen langgestreckt in gelblichem Lichte vor uns, neben dem Palais des Khedive einige Palmen, das Ganze ein eignes, aber wenig imposantes Bild. Wir mußten wohl zwei Stunden lang still liegen, die englische Flagge, unter der wir fuhren, halb Mast gehißt, darüber ein gelber Quarantänewimpel. Endlich kam der ägyptische Sanitätsoffizier an Bord. Die Leiche des Herrn Kober sollte hier in das deutsche Diakonissenhospital gebracht werden. Oberkonsistorialrat von Braun hielt auf dem Schiffe noch einen Trauergottesdienst für den Verstorbnen. Seine Worte machten auf die Reisegesellschaft einen tiefen Eindruck. Die Leiche wurde von ihm in Alexandrien beerdigt, und Frau Kober sollte von hier direkt nach Basel zurückkehren. Nach drei Uhr nachmittags kamen die Boote ans Schiff, und wir wurden unter dem Geschrei der farbigen Bootsleute ans Land, an die Küste des „schwarzen Erdteils“ gebracht. Nicht ohne eine gewisse Bewegung betrat ich den Boden Afrikas. Wir wurden direkt am Güterbahnhof ausgebootet. Im Hafen wimmelte es von großen Dampf- und Segelschiffen der verschiedensten Nationen, und der Lärm der schreienden Bootsleute war betäubend. In Afrika schreit alles. Von einem Besehen der Stadt (Pompejussäule, Palast des Vizekönigs usw.) konnte keine Rede mehr sein, aber wer hätte auf diesem Boden nicht der großen Vergangenheit gedacht, deren Spuren hier unvertilgbar sind? Wir belegten Plätze in dem bereitstehenden Extrazuge, der uns nach Kairo bringen sollte. Am Lande kamen uns der deutsche Konsul von Hartmann mit dem Vizekonsul von Eckardt, der noch im vorigen Winter

in Berlin bei uns getanzt hatte, entgegen, begleitet von den im Orient unvermeidlichen beiden goldstrotzenden Konsulatskawassen. Wir wurden von den Herren freundlich begrüßt und erfuhren allerlei — auch politische — Neuigkeiten, Gerüchte über die Bedrohung unsers Kaisers durch italienische Anarchisten, von denen es hier und in Kairo wimmeln sollte. Wir mußten uns aber doch sagen, daß der Gefahr glücklicherweise die Spitze abgebrochen war, wenn derartige Attentate, falls sie wirklich geplant sein sollten, solange vorher bekannt wurden. Auf dem Bahnhofe in Alexandrien sahen wir alle möglichen Völkertypen, ganz schwarze, tief braune, gelbe und weiße. Von Alexandrien bis Kairo hatten wir 208 Kilometer Eisenbahn zu fahren. Der Komfort dieser Fahrt war sehr mäßig. Das Innere der Wagenabteile war unsauber und unappetitlich, der Staub trotz des vielen Wassers zu beiden Seiten der Bahn sehr arg. Gegen ½5 Uhr fuhren wir ab. Gleich hinter Alexandrien hatten wir zur rechten den großen See Mariût (Marcotissee), links den Mamûdjekanal. Das Landschaftsbild war sehr charakteristisch. Zunächst auf beiden Seiten weite Wasserflächen mit wenigen trocknen Erhebungen. Flamingos, nach denen wir ausschauten, sahen wir nicht, aber in den Kanälen standen oft ganze Büffelherden im Wasser. Elende Fellachendörfer wechselten ab mit Baumwollen- und Zuckerrohrfeldern. Auf den staubigen Wegen längs der Bahn sah man hie und da ein beladnes Kamel, auch auf Eseln reitende Männer und Frauen. Auf der Station Damanhûr wurden allerlei gute Früchte angeboten.

Als wir zu der großen Station Tanta kamen, war es schon völlig Nacht; das Büffett des Bahnhofs war gut besetzt, und ich erhielt leicht eine Flasche guten Rotweins. Um ½9 Uhr waren wir in Kairo. Am Bahnhofe erwarteten uns vorausbestellte Wagen, und wir fuhren durch die hell beleuchteten und fremdartig bevölkerten Straßen zum Hotel Shepheard, nahe den großartigen Esbekijehanlagen, einem Achteck von 32000 Quadratmetern Fläche mit herrlichen Gewächsen, Teichen, Kaskaden, Caféhäusern und dergleichen. Ich erhielt in Shepheards Hotel ein prachtvolles Zimmer mit allem Komfort, wo ich mich nach Herzenslust sauber machen und zu dem Diner anziehn konnte, mit dem wir hier den Geburtstag unsrer Kaiserin feierten. Der schöne, helle, reich dekorierte Saal, die tadellos hergerichtete und ausgezeichnet versehene Tafel, die reichliche, gut geschulte, aufmerksame Bedienung, und nicht zum wenigsten das Bewußtsein, inmitten einer deutschen, festlich gestimmten Gesellschaft zu Ehren unsrer Kaiserin versammelt zu sein, gaben unserm Zusammensein einen gehobnen, festlichen Charakter. Ich war ersucht worden, den Trinkspruch auf die Kaiserin auszubringen. Ich that es, ungefähr mit folgenden Worten:

Wir haben heute früh den Tag mit einer ernsten und schweren Führung angefangen. Wir wissen aber, daß die schweren Lebensführungen nicht die übelsten für uns sind. Die ältern unter uns haben es tausendfach erfahren, daß Gott uns damit das sagt, was für uns das allernötigste ist. Der Ein-

druck, den wir durch das Hinscheiden eines werten Gliedes unsrer Gemeinschaft empfangen haben, wird hoffentlich nicht mit dem heutigen Tage entschwinden, sondern tief und nachhaltig in unsern Herzen nachklingen, uns allen zu bleibendem Segen. Wenn dieser Wunsch Wahrheit ist und zur Wahrheit wird, so ergiebt sich daraus, daß die schweren Lebensführungen, die Gott uns schickt, die dankbare Freude nicht ausschließen. Für uns Deutsche und Preußen ist aber der heutige Tag ein Tag dankbarer Freude. Denn heute ist der Geburtstag unsrer lieben Kaiserin, und die unter uns, die nicht Reichsdeutsche sind, werden die Empfindungen, die uns aus diesem Anlaß heute bewegen, sicherlich verstehn. Wir haben allen Grund, Gott dankbar zu sein, daß er unserm Kaiser *diese* Gemahlin, uns und unserm Volke *diese* Kaiserin geschenkt hat. Wir treiben keinen Byzantinismus, der schickt sich überhaupt nicht, am allerwenigsten für evangelische Männer. Aber das dürfen wir, ohne den Vorwurf der Übertreibung fürchten zu müssen, aus unserm innersten Herzen heraus sagen: Unsre Kaiserin ist eine Fürstin nach dem Herzen Gottes. Wir dürfen auf sie alles, was in den Sprüchen Salomos von einem frommen und tugendsamen Weibe gesagt ist, einfach und nüchtern anwenden. Wer ihr jemals in die hellen, treuen, tiefen Augen geschaut hat, der hat daraus einen Schatz von Liebe und Güte strahlen sehen, den er nicht vergessen wird. Wir dürfen und sollen Gott dafür danken, daß an der Spitze unsers Volks ein Kaiserpaar steht, dessen Ehe so heilig und rein ist, daß auch die verbittertste Bosheit der Feinde nicht wagt, dieses Verhältnis zu beschmutzen, weil sie wissen, daß sie daran lügen würden. Das weiß unser ganzes Volk. Was das aber für ein Volk bedeutet, wird jeder ermessen, der sich klar macht, daß Reinheit und Heiligkeit des Familienlebens und der Ehe nach Gottes Willen das Fundament aller staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung ist. Darum wünschen wir heute unsrer geliebten, holdseligen Kaiserin, daß Gott ihr dieses ihr häusliches Glück erhalten und schirmen wolle, daß er unserm Kaiserpaare den siebenfachen Segen in den sechs Prinzen und der Prinzessin, die er wie Ölzweige um den kaiserlichen Tisch gestellt hat, behüten und die Kinder gedeihen und blühen lassen wolle, ihm zur Ehre, der Kaiserin und dem Kaiser zur Freude, unserm Volke und Vaterlande zum Heil. Gott wolle unser teures kaiserliches Paar glücklich und unversehrt wieder in die Mitte seines Volks, in die geliebte Heimat zurückführen. Alles, was wir der Kaiserin heute zu wünschen haben, fassen wir in dem einen Wunsch zusammen: Gott segne, schütze und schirme unsre geliebte Kaiserin und Königin und gebe ihr seinen Frieden und alles Glück und Heil, was ein Menschenherz auf Erden erfreuen und beseligen kann. Ihre Majestät, unsre Kaiserin und Königin Auguste Viktoria, lebe hoch!

Alles stimmte ein, und das Fest verlief in bester Stimmung. Wie schnell wechseln auf einer solchen Reise die Eindrücke! Morgens auf dem Schiff der Ernst des Todes, mittags die Landung auf afrikanischem Boden, dann die Eisenbahnfahrt durch das überschwemmte Wunderland, und am Abend das Behagen eines vorzüglichen Hotels und die Freude an einem in bester Gesell-

schaft gefeierten patriotischen Feste. Fast zu viel, als daß jedes für sich hätte zu seinem vollen Rechte kommen können. Abends saßen wir noch bis nach Mitternacht auf der großen, schönen Terrasse vor dem Hotel. Ich schlief prächtig, zum erstenmal unter einem veritabeln Moskitonetz.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Wirtschaft und Politik. Es giebt ein Buch „Wirtschaft und Recht," das sich gegen die materialistische Marxische Auffassung wendet, als wäre die Rechtsanschauung eines Volkes von dessen Wirtschaftsform abhängig, und beide zusammen unter zwei Namen eigentlich nur ein Körper. Es wäre ebenso verdienstlich, ein Buch zu schreiben: „Wirtschaft und Politik," um den landläufigen Glauben zu widerlegen, als seien Wirtschaft und Politik eigentlich dasselbe, als wäre alle vernünftige Politik im Grunde nur Volkswirtschaftspolitik, oder gar Handelspolitik. Chamberlain hat sich zu dem Ausspruch verstiegen, daß das Londoner Auswärtige Amt, wenn es seine Sache recht verstünde, sich als Handelskontor ansehen müsse. Diese Anschauung kann ein englischer Staatsmann wohl haben, dessen Vaterland seit Jahrhunderten keine gefährlichen Angriffe, die bis ins Mark dringen, hat aushalten müssen. Ein deutscher Staatsmann weiß aber, daß es sich in allen den zahlreichen Kriegsstürmen, die über Deutschlands Boden gegangen sind, immer um ganz andre Dinge gehandelt hat, als um handelspolitische. Unsre Politik hat zunächst und wohl noch auf lange hinaus nur die eine recht schwere Aufgabe, die Heimat zu schützen, neben der die Vermehrung des Volkswohlstands nur wie das Mittel neben dem Zweck dasteht.

Es erscheint mir überhaupt als ein Irrtum, wenn man es für die Pflicht des Staats erklärt, das Volk reich zu machen, während es doch umgekehrt die Pflicht des Volks, unsre Pflicht ist, das von den Vätern ererbte Staatswesen ungeschwächt an politischer Macht der kommenden Generation zu übergeben. Reichtum bedeutet aber noch lange nicht politische Macht. Muskeln und Knochen allein, so stark sie auch sein mögen, machen noch keinen Mann, sondern erst das wunderbare physische Etwas, das dem Manne die geistige und leibliche Zeugungskraft giebt. So bleibt auch ein Volk, wenn es nur reich ist und mit dem alten Reichtum stetig neuen erwirbt, politisch impotent und ist dazu da, die Beute des Stärkern zu werden, solange es nicht auch den Willen zur Macht hat, zur Selbständigkeit, die man Freiheit nennt, wenn sie in Gefahr ist, verloren zu gehn. Für diese Güter seine Reichtümer zu opfern muß es entschlossen sein. Das Volk braucht allerdings Reichtümer, wenn es welche opfern soll. Aber notwendiger und doch seltner ist die Bereitwilligkeit eines Volks, seine Reichtümer wieder zu opfern. Weder am privaten Reichtum, noch am Reichtum der Staatskassen, noch an der Kopfzahl der Bewohner, noch gar an der Anzahl der Quadratmeilen, oder an der Ausdehnung der Kolonien darf man die politische Macht eines Volks messen, sondern nur an der Bereitwilligkeit, Opfer an Gut und Blut zu bringen.

Wir sind in den letzten Jahrzehnten ein gut Teil reicher geworden. Das meiste von diesem Reichtum haben wir dem Auslandhandel und Auslandgewerbe

zu danken. Aber wir sind dadurch keineswegs mächtiger, sondern im Gegenteil ohnmächtiger geworden. Diese Milliarden deutscher Interessen im Auslande schützen uns nicht; sie wollen geschützt sein. Jetzt ist leider nicht mehr der Papierkorb Bismarcks von 1863 eine ausreichende Waffe gegen England. Alle unsre Kolonien, Flottenstationen und Auslandschiffe bedeuten nicht politische Macht, sondern politische Prätensionen. Je mehr wir davon haben, um so angreifbarer sind wir, um so mehr gefährdet, in Konflikt zu geraten. Caprivi hat gesagt: Je weniger Afrika, um so besser. Wenn man statt Afrika „überseeische Interessen" sagt und den Satz in den Casus irrealis setzt, so ist etwas Wahres dran. Nur muß man hinzufügen, daß es gar nicht in unsrer Macht liegt und auch gar nicht darin gelegen hat, uns dieser Interessen zu entkleiden, an denen der Unterhalt von einem großen Teile unsers Volks hängt.

Wenn wir angreifbar geworden sind, so müssen wir unsre Verteidigungsmittel verstärken. Es thut uns wirklich eine größere Flotte bitter not; nicht so sehr, um den Auslandhandel zu poussieren — damit würden wir ja unsre Ohnmacht vermehren; sondern um ihn zu schützen, weil er einmal da ist, nicht zu irgend welcher Expansionspolitik, sondern um uns in der Heimat zu verteidigen, um den Nahrungszweig zu schützen, woraus ein großer Teil von uns sein Brot hat.

Manche Agrarier haben leider eine unverantwortliche Stellung in der Flottenfrage eingenommen. Sie fürchten in dem Wachstum des Auslandgewerbes für sich wirtschaftliche Nachteile und für das Vaterland politische Gefahren. In beidem mögen sie Recht haben. Denn es bringt allerdings gewisse politische Gefahren mit sich, wenn unser Volk eilt, dem Reichtum nachzulaufen, den der Verkehr mit fremden Ländern und Küsten mit sich bringt.

Nun denken diese Agrarier aber zuerst an ihre Nachteile und machen sich blind gegen die Gefahren des Vaterlands. Ihre Mißgunst treibt sie, auf die Flotte zu schlagen, während sie die Exportindustrie meinen, obwohl doch eine starke Flotte politische Gefahren verscheucht und die wirtschaftlichen Verhältnisse nicht verändert. Die Agrarier handeln wie ein neidischer Bruder, der sagt: „Mein Bruder soll keinen neuen Anzug haben!" „Aber er hat doch den alten verwachsen?" „Ja, warum wächst er so!" „Aber wenn du nun selber wieder einen brauchst?" Nur der Neid gönnt einem andern einen Vorteil nicht, woran man selbst nicht Anteil haben kann. So wenig wie die Exportindustrie, ist die Landwirtschaft politischer Selbstzweck, am wenigsten eine Landwirtschaft mit ausländischen Arbeitern. Nur damit das Volk, Besitzer sowohl wie Arbeiter, eingeladen werde, beim Landbau zu bleiben, nur damit das platte Land und der Osten nicht weiter geräumt werde, also um eines hochpolitischen Zweckes willen, ist agrarische Politik erlaubt und geboten. Die Rente der jetzigen Besitzer an sich hat kein politisches Interesse. Dagegen ist der Schutz der heimatlichen Küste sowohl wie der heimatlichen Grenzen, wenn auch nur der Sprachgrenzen, politischer Selbstzweck und braucht sich weder vor der Landwirtschaft noch vor der Industrie zu rechtfertigen. Handelspolitik ist nur ein untergeordneter Teil der großen Politik, der Bau der stärksten Flotte aber, das ist nicht Handelspolitik, sondern wirkliche, große, politische Politik. Sch.

Volkswirtschaftliche Schriften. Habent sua fata libelli, nicht bloß im allgemeinen, sondern auch beim einzelnen Rezensenten. Gerät eins durch einen Zufall zu unterst im Haufen, so kann es ihm begegnen, daß es ein paar Jahre unbeachtet liegen bleibt. So ist es bei uns dem schon 1897 (bei W. Kohlhammer in Stuttgart) erschienenen Buche von Dr. E. Heitz: „Neue Grundsätze der Volkswirtschaftslehre. Für Gebildete aller Stände," ergangen. Ob seine Grundsätze wirklich neu sind, darüber wird sich wohl streiten lassen, aber daß er

sie ganz originell anwendet, muß man ihm lassen. So z. B. hat ihn doch wahrscheinlich Lists Lehre von den produktiven Kräften auf den Gedanken gebracht, der Wertlehre nicht Güter, sondern Kräfte zu Grunde zu legen, aber in der Ausspinnung dieses Gedankens geht er seine eignen Wege. Er meint, der Begriff Gut führe zur Bevorzugung der Substanzlehre, zu der Ansicht, daß in der Wirtschaft alles von der gegebnen Stoffmasse abhänge. Aber das gelte nur auf den untersten Stufen der Technik. Auf den höhern Stufen entscheide der Mensch. Das heutige Deutschland sei eine Schöpfung des Menschen, der die ursprüngliche Wüstenei in einen mit prachtvollen Städten übersäten Fruchtgarten verwandelt habe; selbst die Ackerkrume sei kein Naturprodukt, die Wirtschaft daher eine Kunst zu nennen. Nicht ganz zutreffend ist es, wenn er daran erinnert, daß, wie die Physik, so auch die Wirtschaft lebendige und ruhende Kräfte zu unterscheiden habe, und wenn er dann als Beispiel die unaufgeschlossenen und deswegen — vor der Hand, muß man doch hinzufügen — wertlosen Bodenschätze anführt. Da diese zum Stoff gehören, den er der Menschenkraft entgegensetzt, so wären als latente Kräfte faule oder unwissende und daher zum wirtschaftlichen Handeln unfähige Menschen zu nennen gewesen. Hie und da übertreibt er und sieht sich dadurch zu Einschränkungen seiner Theorien genötigt, die beinahe dem Verzicht darauf gleichkommen, so wenn er für den Preis bloß die Kosten als einzigen Bestimmungsgrund gelten läßt und dann doch nicht leugnen kann, daß der Getreidepreis vorzugsweise durch den Ernteausfall, d. h. durch das Angebot bestimmt wird. Auch kann nicht zugegeben werden, daß die Menge des vorhandnen Metallgelds gar keinen Einfluß auf den Warenpreis haben soll; in einer an Edelmetallen so armen Zeit, wie das frühere Mittelalter war, wo noch dazu alle heutigen Geldsurrogate fehlten, wäre es doch einfach unmöglich gewesen, dreißig große Goldstücke oder zweihundert Silberthaler zur Bezahlung eines Pferdes zusammenzubringen; dieses mußte also, wie alle Waren, nominell wohlfeil sein; die Bimetallisten, die er als die heutigen Hauptvertreter der Quantitätstheorie bezeichnet, irren nicht durch den Glauben an diese, sondern durch die Unterschätzung des Goldvorrats der Kulturvölker; wäre die Golddecke wirklich zu kurz, so würden sie wenigstens teilweise Recht haben. Heiß ist ein entschiedner Feind der Sozialdemokratie wie des Staatssozialismus und ein begeisterter Lobredner des Kapitals, trotzdem kann er nicht umhin, viele Erscheinungen der heutigen Wirtschaft sehr bedenklich und Reformen sehr notwendig zu finden. So schreibt er: „Der reguläre Weg des Erwerbs ist verlassen. Der Kapitalstock [er unterscheidet den »Stock« vom Kapital, wir müssen aber gestehn, daß uns der Unterschied unklar geblieben ist] fruktifiziert nicht, er liefert nicht mehr die treibenden Säfte einer richtigen Produktion. Er hat sich dem Spiel und der nackten Spekulation ergeben; er ist nicht mehr der Freund, sondern, wenn nicht der Feind, so doch jedenfalls ein höchst gefährlicher Doppelgänger der Produktion." Doppelgänger wäre wohl eher der Schwindel, die falsche Verwendung des „Stocks" als dieser selbst zu nennen. Ferner meint er, ein Zustand müsse aufhören, bei dem sich der gelernte Arbeiter mit Recht als einen Spielball des Zufalls ansehen dürfe, und den freien Arbeitsvertrag erklärt er ganz richtig für eine Fiktion, das Verhältnis des Lohnarbeiters zum Unternehmer entbehre noch der gesetzlichen Regelung. Das kleine Buch ist als sehr anregend zu empfehlen. — Will man die Volkswirtschaft an einem Gegenstande demonstrieren, der zeigt, wie und was sie nicht sein soll, so wähle man Italien. Vor Jahren haben wir einmal an dieser Stelle dem König von Italien den Rat gegeben, er möge alle seine Onorevoli aufhängen und absolut regieren — wozu ihm freilich, leider, die tüchtige und ehrliche Bureaukratie fehlen würde —, und ein andermal haben wir gesagt, in Italien fresse der Staat das Volk auf. Diese beiden Urteile finden eine glänzende Rechtfertigung in der kleinen, aber auf genauer

Kenntnis des Landes beruhenden Schrift: Italiens Volkswirtschaft, ein Vortrag von Dr. Eduard von der Hellen. (Freiburg i. B., J. C. B. Mohr, 1899.) Italien ist bekanntlich schon zur Römerzeit seiner Wälder beraubt worden, und infolgedessen besteht beinahe ein Drittel seines Bodens aus Unland, das für jede Art von Anbau unwiederbringlich verloren ist. Zieht man dieses Unland ab, so kommen nicht, wie die gewöhnliche Berechnung ergiebt, 110, sondern 166 Bewohner auf den Quadratkilometer, 75 mehr als in Preußen, sodaß nur das einzige Belgien eine höhere Bevölkerung aufweist. Dieses kann nun zwar als Industrieland ersten Ranges seine starke Bevölkerung zur Not noch ernähren, aber Italien hat keine nennenswerte Industrie und wird nach Hellens Ansicht, der wir beipflichten, niemals eine haben, weil ihm Kohle und Eisen fehlen, und, setzen wir hinzu, weil die heutige Maschinenindustrie dem künstlerischen und individualistischen Volksgenius widerstrebt. Dadurch war der Regierung als einziger Weg zur Hebung des Volkswohlstandes die Förderung des Ackerbaues vorgezeichnet, der — einige Oasen, wie das Arnothal, ausgenommen — noch sehr primitiv betrieben wird und wenig ergiebt, während bei der großen Fruchtbarkeit des Bodens intensive Kultur reichen Ertrag verspricht. Aber dafür hat die Regierung nicht das geringste gethan, kann sie auch nichts thun, so lange sie sich nicht zu einer völligen Umgestaltung der Grundeigentumsverhältnisse entschließt. Bei der bekannten abscheulichen Latifundienwirtschaft würden sich die Pächter sogar gegen Meliorationen sträuben, wenn diese — was aber nirgends geschieht — vom Grundherrn vorgenommen würden, weil sie wissen, daß ihnen vom Mehrertrag doch nichts bleiben würde; was der Grundherr nicht nimmt, das holt der Exekutor für den Steuerfiskus. Die indirekten Steuern wirken womöglich noch schlimmer. In den apulischen Dörfern — das haben wir nicht im vorliegenden Schriftchen, sondern in einem andern glaubwürdigen Berichte gelesen — schleppen die Leute täglich von der eine Stunde weit entfernten Küste Meerwasser herbei zur Bereitung der Speisen, weil sie das vom Staate verteuerte Salz nicht kaufen können. Bei dieser Art Wirtschaft geht, wie Hellen statistisch nachweist, der Ertrag aller Arten von Bodenfrüchten, nicht bloß des Getreides, sondern auch des Ölbaums und des Weinstocks beständig zurück, während die Bevölkerung, trotz gewaltiger Auswandrung, unheimlich wächst — um wieviel, läßt sich nicht genau angeben, da man die Kosten für eine Volkszählung scheut; die letzte ist 1881 vorgenommen worden. Die einzige Art von Erzeugnissen, deren Menge zunimmt, sind die Agrumi. Wie kommt das? „Das Produktionsgebiet der Orangen und Citronen ist ganz überwiegend der Süden Italiens; kleine Besitzer sind es, die sie dort teils in ihren Gärtchen pflanzen, teils auf Terrassen, die sie mit erstaunlichem Arbeitsaufwand den steilen Felshängen abgewinnen. Hieran hindert die emsigen Leute kein protziger Padrone, und sie unterziehn sich dieser oft unglaublichen Mühsal mit fröhlichem Fleiß, weil intelligente Marmeladefabrikanten in Schottland ihnen gute Preise zahlen; das italienische Kapital ist eben indolent, es überläßt dem Ausland diese lukrative Weiterverarbeitung eines Landesprodukts und die Anregung zur Intensivierung seiner Kultur." Auch die industriellen Unternehmungen liegen zum Teil in den Händen von Ausländern, die sich die Wohlfeilheit der Arbeit zu nutze machen. Denn diese allein, der unglaublich niedrige Arbeitslohn ist es, was trotz des hohen Preises von Kohle und Eisen eine — übrigens im Vergleich zu den Industrieländern unbeträchtliche — Exportindustrie möglich macht. Aber eben die durch den niedrigen Lohn erzwungne niedrige Lebenshaltung der Volksmassen läßt einen innern Markt nicht aufkommen, sodaß bei der Unsicherheit des äußern Marktes der keimenden Industrie keine Zukunft versprochen werden kann. Zudem sind die Arbeiter rebellisch geworden, und wenn die Regierung deren Organisation gewaltsam unterdrückt, so vermag sie wohl,

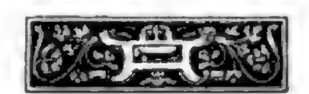
nach Hellen, die erziehlichen Wirkungen der Organisation zu verhindern und das von Natur gar nicht rohe Volk zu verrohen, aber die schließliche Erhöhung der Löhne wird sie nicht abwenden können. Einer ähnlichen Verkehrtheit, wie durch die Begünstigung der Industrie und die Vernachlässigung der Landwirtschaft, machen sich die Leiter der italienischen Volkswirtschaft im Verkehrswesen schuldig. Sie haben mehr als zuviel Eisenbahnen gebaut, die dem Staat nichts bringen, sondern dank den klugen Verträgen mit den Gesellschaften ihm noch Kosten verursachen, und haben sich trotz der so überaus günstigen Küstenentwicklung des Landes und der glänzenden Vergangenheit seines Seehandels den Personentransport an ihren eignen Küsten von ausländischen Konkurrenten zum Teil rauben, auch die Fischerei so verwahrlosen lassen, daß Italien mehr Fische ein- als ausführt; während Italien Kriegsschiffe baut, sinkt die Beteiligung seiner Flagge am Handel stetig. Die Sache liegt demnach so, daß das italienische Volk einen Zuschuß an eingeführten Nahrungsmitteln braucht, den es nicht, wie das deutsche, teils mit dem Erlös der Ausfuhr, teils mit den Zinsen ausländischer Rententitel, die bei uns und in England die Bilanz herstellen, bezahlen kann. Vielmehr ist Italien ein Schuldnerstaat. 42½ Prozent seiner Einnahmen frißt die Verzinsung seiner größtenteils im Auslande untergebrachten Staatsschuld, und da 36½ Prozent für Heer und Marine, für Pensionen und die Kosten der Steuererhebung draufgehn, so bleiben für alle Kulturzwecke zusammengenommen noch 22 Prozent übrig; dazu werden die Staatseinnahmen durch ein unzweckmäßiges, die Bevölkerung erdrückendes Steuersystem aufgebracht.*) Eine wie viel erfreulichere Aussicht eröffnet die folgende Schrift, die in einem einzelnen Lebensbilde die Entwicklung eines wichtigen Zweiges der Volkswirtschaft unsers eignen Vaterlands wenigstens in flüchtigen Umrissen andeutet: Ein Rückblick auf mein Leben, insbesondre auf die Entwicklung des Handels in den letzten fünfzig Jahren von Otto Pilet. (Magdeburg, Fabersche Buchdruckerei, 1900.) Der Verfasser, von väterlicher wie von mütterlicher Seite Sprößling reinblütiger Hugenottenfamilien, also dem Blute nach eigentlich Franzose, der Gesinnung nach aber patriotischer Deutscher, erzählt schlicht und einfach die Geschichte seiner kaufmännischen Thätigkeit von den Lehrjahren an und läßt uns die großen Veränderungen sehen, die das Kaufmannsgeschäft in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erlitten hat, und die Elastizität, mit denen sich ein kaufmännisches Genie allen Veränderungen anzupassen vermag. In vielen Beziehungen ist die Arbeit des Kaufmanns gegen früher viel leichter geworden. Ein heutiger Kaufmannslehrling weiß nichts von Arbeiten, wie sie der junge Pilet zu leisten hatte, der z. B. in den langen Abendstunden der Comptoirwachen — die Lehrlinge durften nach dem Abendbrot nicht ausgehn, sondern hatten das Comptoir zu bewachen — „eingehende Kalkulationstabellen der Hauptartikel von allen Bezugsplätzen nach den verschiedensten Preisen, Kursen und Frachten ausarbeitete, ein Buch, das den Neid und das Erstaunen aller im Hause verkehrenden Agenten erregte. Denn in der That bildete die Buntscheckigkeit der Valuten, der Transportwege, der Art und Weise der Zahlung, des Rembourses, eine Masse Schwierigkeiten, die ein solches Handbuch sehr wünschenswert machte.“ Dazu die Erleichterung, Beschleunigung und Verbilligung der Warenbeförderung seit jener Zeit, wo die deutschen Eisenbahnen eben erst im Entstehn begriffen, Flußdampfer bei uns noch gar nicht vorhanden, die Ströme nicht reguliert waren! Aber freilich haben diese Verbesse-

*) Eben da wir dieses schreiben, lesen wir in Nr. 177 der Frankfurter Zeitung eine Schilderung des Lebens der „Campagnasklaven“ nach einem Buche Cellis, des Vorstehers des Hygienischen Instituts in Rom. Celli beweist, daß die altrömischen Campagnasklaven viel menschenwürdiger gelebt haben als die heutigen, und beschreibt die niederträchtige, sehr künstlich organisierte Blutegelgesellschaft, deren Opfer sie sind.

rungen auch eine früher unbekannte Konkurrenz erzeugt und den Handel dermaßen umgestaltet, daß sein Betrieb vielfach erschwert erscheint, während den Konsumenten der Nutzen der Umgestaltung unverkürzt zufließt. Pilet hat das Kolonialwarengeschäft um das Jahr 1870 herum nicht mehr lohnend gefunden und sich auf die Ausfuhr des deutschen Zuckers verlegt — bis zum großen Zuckerkrach. Seine Schrift hat übrigens gleich bei ihrem Erscheinen weit über die kaufmännischen Kreise hinaus Beachtung gefunden, weil sie über die Modelle von Gustav Freytags „Soll und Haben" zuverlässigen Aufschluß giebt. Ein paar Monate vor dem Erscheinen dieses berühmten Romans, am 1. Oktober 1854, hatte Pilet seine erste Gehilfenstellung angetreten im Hause Molinari in Breslau; Freytags T. O. Schröter ist bekanntlich Theodor Molinari. Wichtiger als die Befriedigung litterarischer Neugier ist die Kenntnis dieses großen Binnenhandelshauses, seines Geschäftsbetriebs und seines Familienlebens, die man aus Pilets Darstellung schöpft; denn der Geschäftsbetrieb wenigstens gehört durchaus der Vergangenheit an, da bei den heutigen Verkehrsverhältnissen nichts dergleichen mehr vorkommen kann. Molinari war für eine Menge der verschiedenartigsten Güter der bedeutendste, für manche Waren der einzige Vermittler zwischen dem Norden und Westen Deutschlands, England und Frankreich einerseits und Galizien und Ungarn samt dem übrigen Halbasien andrerseits, und dieser ganze Verkehr wurde, obwohl einige Hauptbahnlinien schon bestanden, mit Frachtwagenkarawanen betrieben. Dem Romane Freytags stellt Pilet das Zeugnis aus, daß, wenn auch einige Personen darin erfunden sind, „die Staffage" doch vollkommen echt ist. — Professor Dr. J. Conrad hat den ersten drei, schon in zweiter, erweiterter Auflage (bei Gustav Fischer in Jena) erschienenen Bänden seines Grundrisses zum Studium der politischen Ökonomie einen vierten Teil: Statistik nachgeschickt, der sehr dankenswert ist, da sich die Statistik immer mehr zu einer selbständigen Wissenschaft entwickelt und für einen immer weitern Bereich unentbehrliche Hilfswissenschaft wird. Nur wundert es uns, daß er weder auf Seite 18 noch auf Seite 30 Alexander von Öttingens Moralstatistik erwähnt. Der Fachmann mag dieses Werk leicht entbehren können, aber in der gebildeten Laienschaft Deutschlands sind dadurch Süßmilchs und Quételets Entdeckungen erst bekannt geworden, und eine vortreffliche Einführung in die Statistik, deren Bedeutung und richtigen Gebrauch es lehrt, bleibt es für jedermann.

Eine neue zukünftige thüringische Heilige. Der heiligen Elisabeth als der wirklichen und unsern Nationaldichtern Schiller und Goethe als den von der gebildeten Welt adoptierten Weimarer Heiligen droht möglicherweise eine Konkurrenz. Die venerabilis Lukardis, eine Cisterziensernonne aus Oberweimar, tritt aus dem Dunkel, in das sie bis jetzt gehüllt war, hervor. Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert, in denen die fromme Lukardis lebte, ist sie zwar nicht heilig gesprochen worden; man weiß nicht einmal, ob sie inter beatas zu rechnen ist. Was aber in den sogenannten dunkeln Jahrhunderten nicht geschah, ist in dem erleuchteten zwanzigsten Jahrhundert deswegen doch nicht unmöglich. Und wenn auch die Analecta Bollandiana, die vor kurzem das Leben und Wirken der verehrungswürdigen Lukardis veröffentlichten, selbst äußern, daß der Erzähler der vita möglicherweise geirrt haben könne, indem er direktem göttlichen Einfluß zuschrieb, was doch auch im Walten der Natur liegen könne: so sind doch die Analecta Bollandiana, obwohl von Mitgliedern der Gesellschaft Jesu in Brüssel herausgegeben, nicht unfehlbar: das zwanzigste Jahrhundert mag nach diesem Vorstoß der Bollandisten schon noch erleben können, daß Dinge als Heiligenwunder angesehen werden, die Ärzte und Psychiater zu den Halluzinationen rechnen. — In dreiundsiebzig Kapiteln schildert der wohl gleichzeitige Erzähler der jetzt zum erstenmale veröffentlichten vita

das Leben der gottseligen Lukardis im Cisterzienserkloster zu Oberweimar. Ihre Frömmigkeit, ihre Bescheidenheit, ihre Stigmata, Erscheinungen, Krankheitsheilungen, Fasten, Inspirationen, Exaltationen, Ekstasen, ihre Anfeindungen durch den Diabolus unterscheiden sich nicht viel von dem, was man sonst in Heiligenlegenden — und in Zolas Lourdes liest. Stundenlanges Stehn auf einem Bein, mit den in Kreuzesform ausgebreiteten Armen, ist von begeisterten Gläubigen schon gerade so oft erzählt worden, als tagelanges Unbeweglichliegen. Nur ein Kapitel scheint mir eine auch im Heiligenleben seltne — wenn auch nicht einzig da geschilderte — Erscheinung zu erzählen. Es ist überschrieben: „Wie die Jungfrau Maria die Lukardis in ihrer Krankheit stärkte et suo lacte potavit.“ Also Lukardis verlangte nach der Milch der heiligen Jungfrau. Denn nach dem Erzähler hat sich die sonst ob ihrer Bescheidenheit so gerühmte Lukardis dieses Gnadengeschenk erbeten: wenn also auch nicht an ihren Thaten und Wundern, so zweifeln wir doch an Lukardis Bescheidenheit in diesem Falle. Das Kloster Oberweimar, in dem Lukardis, die fromme Maid, gelebt hat, ist nach 1244 gegründet worden; die Handschrift der vita stammt aus der Gräflich Schönbornschen Bibliothek zu Pommersfelden in Bayern und ist aus dem vierzehnten Jahrhundert.



Litteratur

Sammlung historischer Schulwandkarten, herausgegeben von Professor Dr. A. Baldamus, gezeichnet von Eduard Gaebler. Georg Lang, Leipzig

Von den sechs geplanten Abteilungen dieser Karten (1. Altertum, 2. Deutsche Geschichte des Mittelalters, 3. Deutsche Geschichte der Neuzeit, 4. Deutsche Landesgeschichte, 5. Kriegsschauplätze, 6. Schlachtenpläne) sind bisher vier begonnen worden, nämlich die erste, dritte, vierte und fünfte. Vor uns liegen fünf Karten: Zur deutschen Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts im weltgeschichtlichen Zusammenhang von A. Baldamus (aus der dritten Abteilung), Preußen von A. Baldamus (3. Auflage), Bayern von A. Baldamus und Georg Schrötter, Württemberg von F. Dürr und A. Baldamus, Baden von O. Kienitz und A. Baldamus, die Schweiz von W. Öchsli und A. Baldamus, alle aus der vierten Abteilung. Wie schon die angeführten Namen zeigen, hat der als historischer Kartograph durch geschickte Bestimmung der Zeitgrenzen, umsichtige Auswahl des Stoffs und praktische Ausführung bewährte Bearbeiter für die einzelnen Länder einheimische Hilfskräfte herangezogen und so, indem sich diese seinem Gesamtplane einfügten, ein besonders hohes Maß von Zuverlässigkeit im einzelnen zu erreichen gestrebt und erreicht; ebenso hat er für die sehr wichtige und dankenswerte fünfte und sechste Abteilung die Beihilfe des gegenwärtigen Direktors des königlich sächsischen Kriegsarchivs, des Oberstleutnants Exner, gewonnen. Die Darstellung, die natürlich auf jede Terrainzeichnung verzichtet, ist in den Grenzen und Farben überall klar und sorgfältig, die Auswahl der aufgenommnen Orte taktvoll, und die den einzelnen Orten und Territorien zugefügten Jahreszahlen erhöhen die Brauchbarkeit. Ein ebenso wichtiger wie richtiger Grundsatz ist bei der dritten und vierten Abteilung zur Geltung gebracht worden, der zur Klarheit des Kartenbildes außerordentlich viel beiträgt: Baldamus hat den häufigen

Fehler historischer Kartenwerke, zu viel von der historischen Entwicklung auf einer und derselben Karte darstellen zu wollen, durchweg vermieden; er hat statt dessen den Gebietsstand besonders wichtiger Jahre entweder auf mehreren gesonderten, gleich großen Karten desselben Blattes gegeben oder an eine Hauptkarte eine Reihe von Nebenkarten meist kleinern, aber womöglich wieder desselben Maßstabs untereinander angeschlossen, was allerdings eine zum Teil ungewöhnliche, aber doch nicht unhandliche Größe des Blattes veranlaßt hat. Dies ist z. B. bei der Karte: Zur deutschen Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts im weltgeschichtlichen Zusammenhang der Fall, die auf einem sehr glücklichen Gedanken beruht. Die Hauptkarte (1 : 800000) giebt hier die Gebietsgestaltung Deutschlands und Oberitaliens von Paris bis an den Njemen und Bug, von der Königsau bis zum Golf von Genua mit kräftigem Flächenkolorit, wobei der Zuwachs z. B. Österreichs, Preußens und Hannovers im achtzehnten Jahrhundert von dem ältern Gebietsstande durch farbige Schraffierung oder durch bloßes Grenzkolorit (bei wieder verloren gegangnen Gebieten) deutlich abgehoben wird. Die Angabe der Orte ist sparsam, die Namen der militärgeschichtlich wichtigen Plätze sind durch roten Druck, sowie durch den Beisatz gekreuzter Schwerter und der Jahreszahl hervorgehoben. Besonders instruktiv ist die Einzeichnung der preußischen Demarkationslinie von 1795 und 1796, und die Bezeichnung der so häufig erwähnten holländischen Barrierefestungen in Belgien. Von den zahlreichen (acht) Nebenkarten betreffen je zwei die Veränderungen nach dem Spanischen Erbfolgekriege in Südwesteuropa und Nordamerika, die Gebietsverhältnisse in Italien nach den Friedensschlüssen von 1735 und 1748, und Nordamerika 1763 und 1783, je eine die Gebietsveränderungen nach dem Nordischen Kriege und Österreichs Vordringen gegen die Türkei. So wird in der That auf einem einzigen Blatte die äußere politische Entwicklung des achtzehnten Jahrhunderts in Europa und Nordamerika bis 1789 zur kartographischen Darstellung gebracht. Wünschenswert wäre noch eine Übersicht über die Besitzverhältnisse in Ostindien, wo sich ja eben damals die entscheidenden Umwälzungen vollzogen, die zur Gründung des englischen Kolonialreichs führten. Hoffentlich kann diesem Bedürfnis bei einer neuen Auflage Rechnung getragen werden, falls sich noch Platz ausfindig machen läßt.

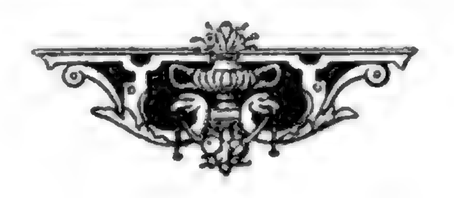
Für die Darstellung Preußens sind zwei gleich große Karten in demselben Maßstabe (1 : 800000) gewählt; die erste zeigt die Gebietsentwicklung des Staats von 1415 bis 1806, die zweite seit 1807, sodaß auch die polnischen Gebiete vollständig zur Geltung kommen. Zu der ersten Karte kommen fünf Nebenkarten: Neuenburg, das Gebiet des Deutschen Ordens 1525, wobei sich für Livland die Unterscheidung des unmittelbaren Ordenslandes und des bischöflichen Gebiets empfohlen hätte, weil nur so die unglückliche Zersplitterung des Landes klar wird, Brandenburg-Preußen 1640 und die westafrikanischen Kolonien; zur zweiten Hauptkarte gehört außer Neuenburg und Hohenzollern noch eine Karte der deutsch-französischen Kriegsschauplätze vom siebzehnten Jahrhundert bis 1871 (im Maßstabe von 1 : 750000).

Die Karte zur Geschichte Bayerns und des Hauses Wittelsbach zeigt nur eine Hauptkarte, die Wittelsbachischen Lande seit 1777 (1 : 250000), die aber von der französischen bis zur ungarischen Grenze reicht und vor allem die Gebietsgestaltung der Napoleonischen Zeit klar zeigt. Recht zweckmäßig ist dabei die Eintragung des römischen Limes, des sogenannten „Pfahlgrabens,“ in der ganzen Ausdehnung von der Donau bis zur Nidda. Diese Hauptkarte wird durch zahlreiche Nebenkarten in kleinerm Maßstabe ergänzt. Unmittelbar an die Hauptkarte schließt sich im Maßstabe von 1 : 500000 Tirol und Salzburg an; auf das Mittelalter beziehn sich das alte Stammherzogtum Bayern mit seinen östlichen Kolonialgebieten, aus denen

Österreich erwachsen ist (hier vermißt man nur die leicht einzuzeichnende Grenze der karolingischen Ostmark), Friaul und der Mark Verona, sowie mit der Angabe der hier so besonders wichtigen Bistümer und Klöster, und die Wittelsbachischen Teilfürstentümer im vierzehnten Jahrhundert (einschließlich Brandenburg, Holland, Seeland und Hennegau); der neuern Geschichte gehören an die Herzogtümer Jülich und Berg und das Wittelsbachische Herrschaftsgebiet am Ende des siebzehnten Jahrhunderts mitsamt Schweden, Finnland und den baltischen Provinzen. Diese letzte Zugabe war unsers Erachtens mindestens überflüssig; der kleine wittelsbachische (pfälzische) Zweig, der 1654 bis 1718 zufällig in Schweden herrschte, hatte für Bayern und Deutschland keine andre Bedeutung als jedes andre fremde Fürstenhaus und hat weder zum Ruhme noch zum Glück oder zum Unglück des bayrischen Stamms und Staats irgend etwas beigetragen. Würde es denn einem Menschen einfallen, einer historischen Karte Sachsens und Thüringens etwa Nebenkarten von Polen, Belgien, Portugal, Bulgarien und des britischen Weltreichs als „wettinischer Herrschaftsgebiete" beizugeben? Aber Baldamus ist hier wahrscheinlich einer bayrischen Anregung gefolgt, deren Gründe bei außerbayrischen Deutschen nicht recht wirksam sind. Denn für unsern Unterricht hat die Geschichte eines deutschen Herrscherhauses nur insofern Bedeutung, als sie mit der Geschichte des von ihm regierten Landes oder überhaupt Deutschlands verwachsen ist; was darüber hinausliegt, ist gleichgiltig und kann auch nicht Gegenstand patriotischen Stolzes sein.

Die Karte von Württemberg stellt auf einem großen Blatt (1 : 150000) die gesamte Territorialentwicklung des Staats dar und giebt die Teilungslinie von 1442 wie den Limes, soweit er in dieses Gebiet gehört; zwei Nebenkarten in demselben Maßstabe sind der Grafschaft Mömpelgard (Montbéliard) und den elsässischen Herrschaften Reichenweyer und Horburg gewidmet. Ebenso beansprucht Baden für seine Gestaltung 1771 bis 1803 und die zahlreichen kleinen Territorien, aus denen es in der Napoleonischen Zeit zusammengeschweißt worden ist, nur eine Hauptkarte im Maßstabe von 1 : 150000; zwei Nebenkarten führen diese Entwicklung weiter und zeigen den badischen Anteil an Sponheim, Grävenstein und Rodemachern. Die Hauptkarte der Schweiz (in 1 : 180000) giebt die Schweiz vor 1798, die Landschaften nach ihrer staatsrechtlichen Stellung koloriert (die dreizehn vollberechtigten „Orte" mit ihren in hellerer Schattierung gehaltnen Unterthanengebieten, die zugewandten Orte und die gemeinen Vogteien); auf Nebenkarten (1 : 800000) erscheinen die Schweiz um 1315, die konfessionellen Verhältnisse, die helvetische Republik (1798 bis 1801) und die Schweiz 1803 bis 1813.

Diese Karten haben nicht nur für die (höhern) Schulen Bedeutung, sondern für alle Kreise, die sich eingehender mit geschichtlichen Studien beschäftigen. Sie sollten auch bei den historischen Vorträgen auf den Universitäten nicht fehlen, soweit dort nicht die Gebietsgestaltung und dergleichen Einzelheiten der politischen Geschichte zu den überwundnen Standpunkten gehören. *



Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Die Wirkung der deutschen Arbeiterversicherung

Je verwickelter unsre Erwerbs- und Wirtschaftsverhältnisse werden, umsomehr wächst das für die Verwaltung und die Wissenschaft in demselben Maße vorhandne Bedürfnis, sich über den Zustand und die Entwicklung unsers Volkslebens eingehende Rechenschaft zu geben. Erst kürzlich ist mit der abgeschlossenen Bearbeitung der Berufs- und Gewerbezählung vom 14. Juni 1895 eine genaue zahlenmäßige Darstellung der drei Hauptgebiete der wirtschaftlichen Thätigkeit des Volks: Landwirtschaft, Industrie, Handel und Verkehr gegeben worden.*) Aber auch zur Beurteilung solcher Gebiete, die man zur Volkswirtschaft im weitern Sinne rechnen kann, des Finanzwesens, des Bank- und Versicherungswesens fehlt es nicht an geeigneten Grundlagen. Soeben wieder ist eine amtliche Denkschrift über die „Einrichtung und Wirkung der deutschen Arbeiterversicherung" erschienen, die von den Regierungsräten Dr. Laß im Reichsversicherungsamt und Dr. Zahn im Kaiserlichen Statistischen Amt bearbeitet worden ist und den Zweck hat, für die Pariser Weltausstellung einen Überblick, gleichsam einen Rechenschaftsbericht über die Wirkungen und Leistungen der sozialen Versicherung im Deutschen Reiche zu geben. In dem ersten — juristischen — Teile des Werkes erfahren wir, wie das Problem der staatlichen Arbeiterversicherung rechtlich gelöst und durchgeführt wurde. Ein zweiter — sozialökonomischer — Teil giebt eingehend Aufschluß, wie sich dieses Gesetzgebungswerk praktisch bewährt hat, und führt uns zum erstenmal im Zusammenhang alle die verschiedenartigen Wirkungen vor, die die Arbeiterversicherung gezeitigt hat.

Das allgemeine Interesse, das die eigentümliche, durchaus neue soziale Versicherungsgesetzgebung hat, weil sie nicht bloß die Arbeiterschaft, sondern im Hinblick auf die zu zahlenden Beiträge fast die ganze Gesellschaft berührt,

*) Vergl. Band 102 bis 119 der Statistik des Deutschen Reichs, besonders die Darstellungen in Band 111: „Die berufliche und soziale Gliederung des deutschen Volkes," Band 112: „Die Landwirtschaft im Deutschen Reich" und Band 119: „Gewerbe und Handel im Deutschen Reich," bearbeitet von Regierungsrat Dr. Friedrich Zahn, Berlin.

rechtfertigt es, auch hier an der Hand des amtlichen Werkes einen kurzen Überblick über die Wirksamkeit und die Leistungen der Versicherung zu geben.

Etwa fünfzehn Jahre sind seit der Einführung der staatlichen Versicherungsgesetze verflossen; seit dem 1. Dezember 1884 besteht die Krankenversicherung, seit dem 1. Oktober 1885 die industrielle Unfallversicherung, seit dem 1. Januar 1891 die Invaliditäts- und Altersversicherung. Trotz dieser verhältnismäßig kurzen Spanne Zeit liegt schon viel wertvolles Material an statistischen und andern Beobachtungen für eine objektive Beurteilung der genannten Gesetze vor, das unmittelbar wie mittelbar zahlreiche Wirkungen für die Arbeiterschaft, die Unternehmer, die Gemeinden, für den Staat und für die Gesamtheit offenbart.

Vor allem sind für die arbeitende Bevölkerung, der ja die neuen Gesetze auch zunächst galten, Wirkungen segensreichster Art hervorgerufen worden. Von den 56 Millionen Einwohnern des Deutschen Reichs mit etwa 16 Millionen Lohnarbeitern sind jetzt

9 Millionen gegen Krankheit
17 „ „ Unfall
13 „ „ Invalidität

und die Not des Alters versichert und genießen in allen diesen Fällen geschmälerter oder vernichteter Erwerbsfähigkeit einen gesetzlich verbürgten Anspruch auf Fürsorge. Jeden Arbeitstag werden über eine Million Mark für die Unterhaltung der Versicherung aufgebracht. Mehr als eine Viertelmilliarde Entschädigungen werden schon jetzt jahraus jahrein an Personen aus der arbeitenden Bevölkerung gezahlt, und seit dem Bestehn der Versicherung bis Ende 1899 haben im ganzen rund 40 Millionen Erkrankte, Unfallverletzte, Invalide und deren Angehörige Unterstützungen in Höhe von $2^1/_2$ Milliarden Mark empfangen. Diese Entschädigungen, von denen die Arbeiter durch ihre Beiträge nur die kleinere Hälfte aufgebracht haben, stellen 961000 Kilogramm gemünztes Gold dar, oder einen Obelisken von 15 Metern Höhe und $7^1/_2$ Quadratmetern Grundfläche; in dieser Form hat die Summe auch auf der Pariser Weltausstellung eine plastische Darstellung erhalten. Beredter als durch Worte drückt sich in diesen Zahlen, die in der nachstehenden Übersicht noch etwas näher spezialisiert sind, die große, fast unser ganzes Volksleben berührende Bedeutung der staatlichen Arbeiterversicherung aus.

	Beträge in tausend Mark bei der		
	Krankenversicherung 1885 bis 1897	Unfallversicherung 1885 bis 1898	Invalidenversicherung 1891 bis 1898
Beiträge der Unternehmer	401142	622247	414590
„ „ Arbeiter	952489	—	414590
Zuschuß des Reichs	—	—	122755
Zinsen und sonstige Einnahmen	61850	78948	90484
Gesamteinnahmen	**1415481**	**701195**	**1042419**
Betrag der Entschädigungen, Renten	1208591	438449	323369
Verwaltungskosten	76709	101247	47138
Gesamtausgaben	**1285300**	**539695**	**370507**

Bei keinem andern Kulturvolke werden so gewaltige Aufwendungen zur Fürsorge für die Arbeiter und die wirtschaftlich Schwächern gemacht. In Österreich, das schon seit mehreren Jahren zwangsweise eine Kranken- und Unfallversicherung hat, waren 1896 bei einer Gesamtbevölkerung von 23,9 Millionen erst 2,2 Millionen Personen gegen Krankheit und 2 Millionen Personen gegen Unfall versichert, das ist noch nicht einmal die gesamte gewerbliche Arbeiterschaft, von den Lohnarbeitern überhaupt kaum ein Viertel. Noch weniger ausgebildet ist natürlich die Arbeiterfürsorge in den Staaten, die wie Großbritannien und Frankreich keine zwangsweise durchgeführte staatliche Arbeiterversicherung haben. Durch die wirtschaftliche Selbsthilfe freier Arbeiterorganisationen ist erfahrungsgemäß nur ein sehr kleiner Teil der Lohnarbeiter, meist nur die Elite der an sich schon besser gestellten Arbeiterschaft zu gewinnen.

Die volle Bedeutung der deutschen Arbeiterversicherung für unser Volksleben wird man aber erst dann erkennen, wenn man sich die Wirksamkeit ihrer Teile, der Krankenversicherung, der Unfallversicherung und der Invalidenversicherung im einzelnen vergegenwärtigt. Denn infolge der verschiedenartigen Organisation, die die nicht einheitlich, sondern nacheinander in unregelmäßiger Folge ins Leben gerufnen Versicherungsgesetze mit sich gebracht haben, werden die drei Zweige der Versicherung nur selten in ihrer Gesamtthätigkeit überschaut. Und doch sind sie nach ihrer Art wie in ihrer gegenseitigen Ergänzung, die durch die Revision der Gesetze nach Möglichkeit weiter gefördert wird, ein geschlossenes Ganze.

In der amtlichen Denkschrift wird zum erstenmal an der Hand eines reichhaltigen Materials eine übersichtliche und erschöpfende Darstellung von der Wirksamkeit der Arbeiterversicherung seit ihrem Bestehn geboten. Die Krankenkassen, die gewerblichen und die landwirtschaftlichen Berufsgenossenschaften, die Invalidenversicherungsanstalten und das Reichsversicherungsamt werden in ihrer Thätigkeit und ihren Leistungen anschaulich vorgeführt. An dieser Stelle kann das weite Gebiet dieser Wirksamkeit nur mit einigen großen Zügen umschrieben werden.

Die Krankenversicherung, die im Jahre 1898 schon über 128 Millionen Mark an Krankheitskosten aufwandte, gewährt ihren Mitgliedern bei der Erkrankung entweder Verpflegung im Krankenhause oder Krankengelder, freie ärztliche Behandlung, Arznei und sonstige Heilmittel. Sie zahlt außerdem Sterbegelder und in steigendem Maße Unterstützungen an Wöchnerinnen, an Rekonvaleszenten und an Angehörige der Versicherten. Ihre Leistungen gehn immer mehr über das gesetzlich festgelegte Mindestmaß hinaus. Die im Gesetz auf wenigstens dreizehn Wochen normierte Dauer der Krankenunterstützung ist bei vielen Kassen auf weit längere Zeit, zum Teil auf ein bis zwei Jahre, ausgedehnt worden. So haben durchschnittlich die Mitglieder der Ortskrankenkassen schon eine Unterstützung von 20 Wochen zu beanspruchen; bei den Betriebskrankenkassen stellt sich diese Zeit sogar auf 24, bei den Innungskranken-

kassen auf 18, bei den eingeschriebnen Hilfskassen auf 35 und den landesrechtlichen Hilfskassen auf 31 Wochen. Das Krankengeld übersteigt häufig den Minimalbetrag von 50 Prozent des Lohns, viele Kassen zahlen Krankengeld auch für Sonn- und Festtage, haben die vorgeschriebnen Karenztage aufgehoben und gewähren sonstige Mehrleistungen an ihre Versicherten und deren Angehörige. In bemerkenswertem Maße werden jetzt auch von einer Reihe von Kassen Erkrankte oder Genesende zur Erholung aufs Land und in Bäder geschickt oder in ländlichen Heilstätten untergebracht, wo ihnen geeignete ärztliche Behandlung und Beaufsichtigung, frische, staubfreie Luft und vorzügliche Ernährung geboten werden kann. Die Ortskrankenkasse für Leipzig und Umgegend zum Beispiel brachte im Jahre 1898 in den Heimstätten für Genesende zu Förstel und zu Gleesberg im sächsischen Erzgebirge, sowie in dem als Genesungsheim eingerichteten „Augustusbad" bei Dresden 1122 Personen mit mehr als 28000 Verpflegungstagen unter und schickte 122 Mitglieder (im Jahre 1897 232) in Bäder und Kurorte.

Die Unfallversicherung hatte bisher schon rund eine halbe Million Verletzter, die seit ihrem Bestehn den modernen Betriebsgefahren zum Opfer gefallen sind, oder deren Angehörige durch Renten zu entschädigen. Die Zahl dieser Renten wächst beständig an, und zwar folgt diese zunehmende Unfallhäufigkeit nicht nur aus der natürlichen Entwicklung der Unfallversicherung bis zur Erreichung des sogenannten Beharrungszustands, sondern die Betriebsunfälle sind auch thatsächlich in der Industrie wie in der Landwirtschaft häufiger geworden. Erfreulicherweise sind aber nur die leichtern Unfälle an dieser Zunahme beteiligt, während sich die schwerern, besonders die tödlichen Verletzungen vermindert haben. Mag man das rapide Zunehmen der Unfälle auch beklagen, so muß man sich dabei doch immer der Ursachen dieser Entwicklung bewußt bleiben. Sie erklärt sich ebensowohl aus der wachsenden Vertrautheit der Arbeiter mit den Entschädigungsbestimmungen der Unfallversicherungsgesetze und aus der bessern Kontrolle der Anmeldung der Unfälle, wie aus der Zunahme der gefährlichern Maschinenbetriebe, aus der Ansammlung großer Arbeitermassen auf den Arbeitsstellen der Großbetriebe und aus der starken Beschäftigung und angespanntern Thätigkeit der Industrie. Sie erscheint als eine unvermeidliche, wenn auch bedauerliche Begleiterscheinung unsrer aufstrebenden wirtschaftlichen Entwicklung.

Natürlich haben die Berufsgenossenschaften zur Entschädigung der zunehmenden Unfälle auch immer höhere Beträge aufzubringen. Im Jahre 1898 waren hierfür schon über 71 Millionen Mark erforderlich, die in Form von Renten an die Verunglückten, im Todesfalle oder bei Unterbringung des Verletzten in ein Krankenhaus an deren Ehefrauen, Kinder und Ascendenten ausgezahlt oder für die Ausheilung und Wiederherstellung der Verletzten verwandt wurden. Gerade dem letzten Zwecke wird durch die Berufsgenossenschaften immer größere Aufmerksamkeit gewidmet; vielfach haben sie die Behandlung der Verletzten, zu der die Krankenkassen innerhalb der ersten dreizehn Wochen nach

dem Unfalle verpflichtet sind, gleich nach dem Unfalle auf eigne Kosten und in eignen Unfallkrankenhäusern übernommen und haben dabei in der möglichst vollkommnen Heilung der Verunglückten Erfolge erfreulichster Art erzielt, die zugleich infolge der so erreichten Verminderung des Grades der Erwerbsunfähigkeit in ihrem eignen Interesse liegen. Eine sehr bedeutsame Thätigkeit hat die Unfallversicherung des weitern entfaltet, um dem Vorkommen der Unfälle überhaupt nach Möglichkeit vorzubeugen. Für die Zwecke der Unfallverhütung, für die Überwachung der Betriebe, die Anbringung von Schutzvorrichtungen an gefährlichen Maschinen, die möglichste Verminderung der Betriebsgefahren wird von den Berufsgenossenschaften in steigendem Maße Sorge getragen, desgleichen für sofortige, sachverständige Behandlung Verletzter, für die Bereithaltung von Verbandzeug in den Fabriken, für die Ausgestaltung des Rettungswesens durch die Anlage von Unfallstationen u. a. Mit Recht konnte der frühere Präsident des Reichsversicherungsamts Dr. Bödiker auf dem internationalen Arbeiterschutzkongreß in Mailand behaupten, daß es sich hier um eine höchst nützliche produktive Ausgabe handelt. „Wo sonst der Tod eintrat, wird das Leben erhalten; wo sonst Verkrüppelung die Folge gewesen wäre, tritt jetzt die Erhaltung gerader Gliedmaßen ein. Aus Hunderten, ja Tausenden von ganz oder teilweise Erwerbsunfähigen werden arbeitende, nützliche Glieder der Gesellschaft gemacht, und an die Stelle der Last, Krüppel zu erhalten, tritt die produzierende Kraft des Genesenen."

Auch die Invalidenversicherung hatte trotz ihres erst neunjährigen Bestehens schon in recht zahlreichen Fällen für ihre Versicherten einzutreten. Bis zum 1. Januar 1900 waren von ihr schon 477930 Invalidenrenten und 355255 Altersrenten zuerkannt worden; davon liefen zu diesem Zeitpunkte noch 324319 Invalidenrenten und 195133 Altersrenten. Im Jahre 1898 hatte sie allein über 34 Millionen Mark für Invalidenrenten, mehr als 27 Millionen Mark für Altersrenten auszuzahlen und außerdem 4,5 Millionen Mark gezahlte Beiträge an Witwen, Waisen oder sich verheiratende Arbeiterinnen zurückzuerstatten. Zwar sind die Durchschnittsbeträge der Jahresrenten trotz ihres allmählichen Anwachsens zur Zeit keineswegs ausreichend, um dem alt oder invalid gewordnen Arbeiter ein sorgenfreies Auskommen zu ermöglichen; es beträgt durchschnittlich:

eine Invalidenrente . . . 130,75 Mark
eine Altersrente . . . . 140,82 Mark,

insbesondre bei der Berliner Landesversicherungsanstalt, die unter den 31 Anstalten des Reichs die höchsten Renten zahlt, 141,40 oder 173,23 Mark. Immerhin sind sie eine gar nicht zu unterschätzende Zubuße zum Lebensunterhalt dieser kleinen Rentner, die besonders da hoch anzuschlagen ist, wo der Rentner nicht allein, sondern bei seinen Kindern oder bei Verwandten lebt. Neuerdings haben auch verschiedne Versicherungsanstalten Invalidenhäuser errichtet, in die die Rentenempfänger gegen Verzicht auf ihre Rente aufgenommen werden können.

Zu nicht vorherzusehender Entfaltung ist die Thätigkeit der Invalidenversicherungsanstalten auf dem Gebiete der vorbeugenden Krankenpflege gediehen. Das Gesetz ermächtigt nämlich die Versicherungsanstalten, bei erkrankten Versicherten (auch wenn diese keiner Krankenkasse angehören oder auch erst einen Versicherungsbeitrag gezahlt haben) auf ihre Kosten ein Heilverfahren einzuleiten, wenn die Krankheit dauernde Invalidität als Folge besorgen läßt. Selten hat eine anfänglich wohl nur nebensächlich gedachte Bestimmung solche Bedeutung erlangt. Auf Grund davon wurden schon im Jahre 1898 13000 bis 14000 kranke Versicherte, besonders Lungenschwindsüchtige in Krankenhäusern, Heilanstalten für Lungenkranke, Luftkurorten, Genesungsheimen, in Bädern, in Privatpflege, auf dem Lande oder in der eignen Wohnung unentgeltlich behandelt. Eine große Zahl Heilstätten sind so in allen Teilen des Reichs, besonders in gesunden Waldgegenden, durch die Versicherungsanstalten oder mit Hilfe ihrer Kapitalien erbaut worden, der Kampf gegen die weit verbreiteten Volkskrankheiten, besonders gegen die in erschreckendem Maße verbreitete Lungentuberkulose, ist erfolgreich in Angriff genommen worden. Die Versicherungsanstalten sind überhaupt die Seele der ganzen modernen Heilstättenbewegung; durch sie wird es vor allem ermöglicht, wenn jetzt, wie Oberstabsarzt Dr. Pannwitz auf der Generalversammlung des Zentralkomitees zur Errichtung von Heilstätten für Lungenkranke im Januar 1900 feststellen konnte, alljährlich mindestens 20000 Heilbedürftige dreimonatigen Behandlungs- und Erziehungskursen in Heilstätten, die in den schönsten Lagen des Reichs errichtet sind, zugeführt werden können. Auch durch die Art und Weise, wie die Invalidenversicherungsanstalten ihre enorm wachsenden Vermögensbestände anlegen, wirken sie höchst segensreich. Gemeinnützige Zwecke verschiedenster Art finden durch sie weitgehende Förderung; bis zum Schlusse des Jahres 1899 waren nicht weniger als 134 Millionen Mark für den Bau von Arbeiterwohnungen, für die Befriedigung des landwirtschaftlichen Kreditbedürfnisses und den Bau von Kranken- und Genesungshäusern, Volksheilstätten usw. zu einem niedrigen Zinsfuße ausgeliehen worden. So haben die Versicherungsanstalten in kurzer Zeit eine umfangreiche Thätigkeit auf sozialem Gebiete entfaltet, die zugleich von der größten Bedeutung für die Allgemeinheit ist.

Es ist natürlich, daß bei der geschilderten umfangreichen Thätigkeit aller Versicherungseinrichtungen die Wirkungen der Arbeiterversicherung mit diesen unmittelbaren Zuwendungen nicht abgeschlossen sind, sondern daß sie auch mittelbar durch die von ihr ausgehenden Anregungen unser ganzes soziales Leben beeinflußt und befruchtet haben. Gingen doch auch die Ziele der sozialen Versicherung viel weiter, als nur dem in seinem Erwerb behinderten Arbeiter einen klagbaren Anspruch auf pekuniäre Unterstützung zu verschaffen. Wie die unvergeßliche Kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881 selbst sagt, sollten zugleich „dem Vaterlande neue und dauernde Bürgschaft seines innern Friedens und den Hilfsbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit des Beistandes, auf den sie Anspruch haben,“ gewährt werden. Es galt, den wirtschaftlich

Schwachen und Verbitterten mit den bestehenden Zuständen auszusöhnen. Die Gesellschaft war sich ihrer Pflichten gegen ihre hilfsbedürftigen Mitglieder, die die christliche Nächstenliebe und ein geläutertes Gerechtigkeitsgefühl gebieten, bewußt geworden; man hatte eingesehen, daß mit dem Schwinden der frühern patriarchalischen Zustände, mit der Gewerbefreiheit, Freizügigkeit, einem freiern Koalitionsrecht, dem Niedergange des Kleinhandwerks zu Gunsten einer mächtigen Großindustrie mit gewaltigen Massen unselbständiger Arbeiter die Zeit und ihre sozialen Verhältnisse anders geworden waren, für die die alten Rechtsformen allein nicht mehr ausreichten. Die „sittlichen Pflichten der Staatsgewalt“ forderten es, den Mißständen und Gefahren zu steuern, die die im freien Spiel der Kräfte ungehinderte Entwicklung der Gesellschaft in sich barg, zumal dort, wo die Gesellschaft eine Beute der Geldgier und des Ehrgeizes zu werden schien.

Solche weiterliegenden Wirkungen der Arbeiterversicherung lassen sich nun auf den verschiedensten Gebieten und unter fast allen Schichten der Bevölkerung nachweisen. So hat vor allem die Arbeiterschaft auch mittelbar durch die Versicherungsgesetze sehr gewonnen. Namentlich erfuhr die materielle Lage des Arbeiters durch die Sicherstellung seiner Existenz in Fällen der Krankheit, Erwerbsunfähigkeit und des Todes eine wohlthätige Förderung, die sich bei dem günstigen Stand unsrer Wirtschaftsentwicklung in enger Verbindung mit einer Hebung der Lage der untern Volksschichten überhaupt vollzog. Aus der starken Erhöhung der Arbeitslöhne, die trotz der Arbeiterversicherung noch eingetreten ist — beispielsweise stiegen die anrechnungsfähigen Jahreslöhne bei den gewerblichen Berufsgenossenschaften von 1888 bis 1898 für den Durchschnitt der Versicherten von 612 auf 735 Mark —, aus dem wachsenden Verbrauch der bessern Lebensmittel, der Steigerung des allgemeinen Wohlstandes und andern Symptomen geht dies zur Genüge hervor.

Auch haben sich durch die Arbeiterversicherung die hygienischen Verhältnisse der Arbeiter gebessert, infolge der umfassendern und bessern ärztlichen Behandlung, die ihnen jetzt bei Erkrankungen aller Art durch alle drei Zweige der Versicherung in Krankenhäusern, Volksheilstätten, Rekonvaleszentenanstalten oder der eignen Wohnung zu teil wird, sowie durch die vorbeugende Thätigkeit der Versicherungseinrichtungen, die eine immer größere Bedeutung erlangt. Viele Fortschritte auf dem Gebiete der öffentlichen Gesundheitspflege, der Volkshygiene, desgleichen die Erfolge, die bei der Bekämpfung weit verbreiteter Volksseuchen, besonders der Lungentuberkulose, erreicht worden sind, müssen in der Hauptsache auf die segensreiche Thätigkeit der Versicherungseinrichtungen nach dieser Seite hin zurückgeführt werden. Zu alledem treten günstige Wirkungen für die Arbeiter in ethischer und sozialpädagogischer Hinsicht, die die Versicherung durch die rechtliche Besserstellung des Arbeiters und durch seine Teilnahme an der Verwaltung und Rechtsprechung in Versicherungssachen mit sich gebracht hat. Denn es sitzen Arbeitervertreter in fast allen Versicherungseinrichtungen, im Vorstand und in den Generalversamm-

lungen der Krankenkassen, in den Schiedsgerichten der Unfallversicherung, den Invalidenversicherungsanstalten und im Reichsversicherungsamt neben den Unternehmern und den Beamten des Reichs mit gleicher Stimme. Und in vielen Notlagen der Arbeiterfamilie, wo früher lediglich die öffentliche Armenpflege mit ihrem über ein gewisses Existenzminimum nicht hinausgehenden Almosen eintrat, steht jetzt dem Arbeiter ein verbürgter Rechtsanspruch auf Fürsorge zu. Dadurch hebt sich das Selbstvertrauen und die Zufriedenheit, und zugleich gewinnt der Arbeiter ein praktischeres Verständnis in der Besorgung konkreter Geschäfte; er lernt das in Wirklichkeit Mögliche und Ausführbare begrenzen und sich auf dem Boden positiver Gesetze bewegen. Aus der zunehmenden Thätigkeit der Arbeiterberufsvereine im Interesse ihrer Mitglieder läßt sich wohl auf eine solche Einwirkung schließen. Auch sozialpolitisch ist so die Arbeiterversicherung nicht ohne Einfluß gewesen. Gewiß ist es nicht ohne Bedeutung, daß die Arbeiterversicherung schon jetzt nicht weniger als eine Million kleiner Rentner unterstützt und so mit der bestehenden staatlichen Ordnung, mit dem Bestande des Reichs verknüpft! Der Hinweis auf die Zunahme der sozialdemokratischen Stimmen bei den öffentlichen Wahlen kann dieses Urteil nicht widerlegen. Sicherlich würden gerade die Arbeiterklassen der Aufhebung der Arbeiterversicherung jetzt den größten Widerstand entgegensetzen. Es ist sehr bezeichnend, daß die Vertreter der Sozialdemokratie im Reichstage, die sich früher gegen alle drei Versicherungsgesetze erklärt haben, im Jahre 1899 der Novelle zum Invalidenversicherungsgesetz zugestimmt haben. Durch ihre rege Teilnahme am Zustandekommen der sozialpolitischen Gesetze kommt auch die sozialdemokratische Partei über ihre Träumereien und die bloße Kritik alles Bestehenden hinaus. Bernstein hat die Verelendungstheorie schon ganz fallen lassen und durch seine Erörterungen eine heilsame Klärung nach dieser Richtung herbeigeführt. Die Sozialdemokratie wird sich so besser mit den bestehenden Verhältnissen abfinden lernen. Es ist sehr richtig, wenn unser Kaiser in diesem Sinne unsre heutige Sozialdemokratie als eine „vorübergehende Erscheinung" bezeichnet.

Den Unternehmern hat die Arbeiterversicherung freilich nicht unbedeutende Lasten aufgebürdet; rund anderthalb Milliarden Mark haben sie seither schon zur Kranken-, Unfall- und Invalidenversicherung beisteuern müssen, ungeachtet der Lasten, die ihnen außerdem an ehrenamtlicher und andrer Arbeit bei der Durchführung der Versicherung zugefallen sind. Gleichwohl halten sich diese Lasten in den Grenzen, die sich aus der Notwendigkeit der Schonung der heimischen Industrie in ihrem Wettbewerbe mit dem Auslande ergeben. Trotz der Lasten der Arbeiterversicherung sind darum die deutsche Produktion und der Handel in blühender Entwicklung, ihr Absatz im Auslande in stetiger Zunahme begriffen. Die deutsche Ausfuhr steigerte sich unter der Herrschaft der Versicherungsgesetze (von 1885 bis 1899) von 2867 auf 4207 Millionen Mark. Großindustrielle wie Freiherr von Stumm und Richard Rösicke treten sogar im Reichstage noch für eine weitere Belastung in Gestalt einer Witwen- und

Waisenversicherung ein, die ungefähr so viel kostet wie die Invalidenversicherung.

Nur stellenweise haben sich die Unternehmer durch Aufgebung des Fabrikbetriebs und Verlegung der Produktion in die Hausindustrie den Versicherungskosten zu entziehn gesucht. Im allgemeinen werden von ihnen vielmehr die schweren Lasten an Geld und ehrenamtlicher Arbeit opferwillig getragen; ja die freiwillige soziale Thätigkeit der Unternehmer im Interesse ihrer Arbeiter wird immer mehr ausgestaltet. Häufig ergänzen sie die staatliche Fürsorge ihrerseits noch durch besondre Zuwendungen, wie Stiftungen von Pensions- und Unterstützungsfonds und durch sonstige freiwillige Spenden. Im Jahre 1899 wurden z. B. nach einer Zusammenstellung des „Arbeiterfreunds" allein von 625 Aktiengesellschaften und 349 privaten Arbeitgebern über 39 Millionen Mark zu Gunsten ihrer Fabrikangestellten und Arbeiter gespendet.

In hohem Maße sind, wie die Denkschrift des weitern sehr eingehend ausführt, die Gemeinden und zahlreiche andre Kreise der Bevölkerung, ja man kann wohl sagen die Gesamtheit durch die Arbeiterversicherung beeinflußt worden. Vor allem ist den Gemeindebehörden als unterer Verwaltungsbehörde ein großer Teil der Ausführungsarbeiten für alle drei Versicherungszweige zugefallen. Andrerseits wurde aber die Armenpflege der Gemeinde infolge der sozialen Versicherung wesentlich entlastet, indem zahlreiche Arbeiter durch die Versicherungsfürsorge vor dem Anheimfallen an sie bewahrt wurden. Allerdings ist eine Verminderung des Armenaufwands wie der Zahl der Unterstützten nach hierüber angestellten Erhebungen nicht erfolgt. Die Armenpflege kann sich vielmehr jetzt andern Kreisen der Bevölkerung widmen und nachdrücklicher wirken als früher. Auch in andrer Weise erfuhr die kommunale Sozialpolitik unter dem Einflusse der staatlichen Sozialreform weitgehende Förderung. Die städtischen Arbeitsvermittlungsanstalten, Arbeitsämter, Gewerbegerichte, die sozialen Kommissionen, die besonders in den größern Städten zahlreich entstanden sind, die kommunale Wohnungsfürsorge, Volksgesundheitspflege, Unterstützung der Volksbildung usw. stehn in enger Beziehung zur sozialen Versicherung.

Viel ist aus der Gesamtheit der Bevölkerung heraus im Anschluß an die Arbeiterversicherung für die Mithilfe an ihren sozialen Aufgaben geschehn. Überhaupt hat der Gemeinsinn der Bevölkerung eine namhafte Neubelebung und Stärkung erfahren. In der richtigen Erkenntnis, daß die obligatorische Arbeiterversicherung die besitzenden Klassen keineswegs von der allgemeinen Menschen- und Christenpflicht der Fürsorge für die Bedrängten und Schwachen entbindet, sind zahlreiche Vereine entstanden, die die Aufgabe verfolgen, die Gedanken und Ziele der Arbeiterversicherung weiter auszugestalten, wie die „Vereinigung zur Fürsorge für kranke Arbeiter zu Leipzig," die 1894 ins Leben trat, um die in der Krankenversicherung noch vorhandnen Härten und Lücken zu mildern und am Ausbau der Versicherung mitzuwirken, das „Institut für Gemeinwohl zu Frankfurt a. M.," der „Verein für Unfallverletzte"

in Berlin u. a. Auch die weitverbreiteten Organisationen des „Roten Kreuzes,“ besonders die „Frauenvereine vom Roten Kreuz,“ das „Deutsche Zentralkomitee zur Errichtung von Heilstätten für Lungenkranke,“ die „Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen“ und andre Vereine arbeiten in ersprießlicher Weise an dem Werke der Versicherung mit.

Aus allen den im Vorausgehenden berührten Folgen der Arbeiterversicherung darf man wohl herauslesen, daß diese zu einer Schule der Sozialpolitik für die ganze Nation geworden ist; sie offenbaren eine ganze Reihe von Symptomen dafür, daß mit dem Gefühl der größern Zufriedenheit und Zusammengehörigkeit eine innerliche Kräftigung von Volk und Reich herbeigeführt worden ist, und daß man durch den erstrebten Ausgleich ungesunder gesellschaftlicher Gegensätze dem Ziele des sozialen Friedens wenigstens etwas näher kommt.

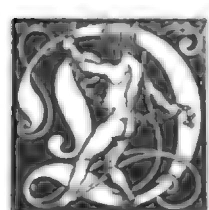
Hört man auch im Lande herum, bei den Arbeitern, dem kleinen Unternehmer und dem Fabrikanten, so findet man wohl häufig Stimmen des Tadels über die Einrichtungen der Versicherung, doch bezwecken sie alle nur Verbesserungen; an eine Beseitigung des großen Werkes denkt niemand mehr. Man will, daß die segensreichen Wirkungen, die die Versicherungsgesetzgebung hervorgerufen hat, dauernd erhalten bleiben.



Katholische Inferiorität und ultramontane Parität

(Fortsetzung)

4.



Daß die Protestanten mehr Schätze finden und mehr Lotteriegewinne machen als die Katholiken, hat noch niemand behauptet; es herrscht vielmehr Einverständnis darüber, daß im Zeitalter des „Kampfs um das Dasein“ Vermögen nur durch schwere Arbeit, insbesondre durch schwere geistige Arbeit gewonnen wird. Sonach bleibt für die wirtschaftliche Rückständigkeit der Katholiken nur der weitere Erklärungsgrund, daß sie weniger erwerbsfähig sind als die Protestanten, also weniger leisten als diese. Die wirtschaftliche Rückständigkeit der Katholiken hängt also auf das engste zusammen mit ihrer „geistigen Inferiorität.“ Über diese etwas neues zu sagen ist unmöglich. Sie ist von den Klerikalen zur Genüge zugestanden, und man kann kaum eine Nummer des führenden Zentrumsblattes, der Kölnischen Volkszeitung, lesen, ohne nicht einen Schmerzensschrei in dieser Richtung zu finden; denn mit anerkennenswerter Offenheit räumen die Klerikalen ein, daß nicht nur in den eine

akademische Vorbildung erfordernden Berufen, sondern auch in allen andern Berufen, namentlich auch in denen der Technik und der Industrie, die Katholiken unendlich weit hinter den Protestanten zurückstehn. Nicht bloß daß die eigentlich wissenschaftliche Bethätigung vorzugsweise, ja fast ausschließlich in den Händen der Protestanten ist (von den Professoren der deutschen Universitäten sind nur etwa 8 bis 10 vom Hundert Katholiken, an den technischen Hochschulen sind sie fast gar nicht vertreten), sondern auch die Eigentümer und Leiter großer gewerblicher und landwirtschaftlicher Unternehmungen sind vorzugsweise Protestanten, die Arbeiter darin dagegen in der großen Mehrzahl Katholiken.

Auch die Gründe dieser geistigen Rückständigkeit des katholischen Volksteils sind schon zur Genüge besprochen: es fehlt diesem die geistige Regsamkeit. Die Religion ist nach der Lehre der Kirche das allerhöchste Gut; den richtigen Inhalt der kirchlichen Glaubenssätze bestimmt ausschließlich der Papst als vicarius dei et depositarius fidei; an dem, was er lehrt, zu zweifeln ist Sünde; stumpfes Hinnehmen ist die Pflicht des gläubigen Katholiken. Ist nun aber nach dem philosophischen Grundsatz: de omnibus rebus dubitandum est der Zweifel die Grundlage alles geistigen Fortschritts, und ist der Zweifel dem Katholiken gerade in dem, was ihm das wichtigste ist, strengstens verboten, so wird dies auch in allen andern Beziehungen eine Rückwirkung haben: die geistige Regsamkeit wird überhaupt gelähmt. Daraus erklärt sich die vom Kultusminister in der Petitionskommission des preußischen Abgeordnetenhauses gemachte Mitteilung, daß von den an den preußischen Universitäten studierenden Damen 300 — dreihundert — protestantisch und nur 24 — vierundzwanzig — katholisch seien! Daraus erklärt sich der Schmerzensschrei in den klerikalen „Historisch-Politischen Blättern“ von 1896, Seite 275: „Seit zwanzig Jahren besteht die Görresgesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland. Auf ihrem Programm hat von Anfang an die Verleihung von Stipendien an Privatdozenten gestanden. Nach Informationen, die für zuverlässig gelten können, war der Vorstand im vorigen Jahre zum erstenmal in die Lage gesetzt, ein solches Stipendium zu bewilligen. Ist dies nicht ein deutliches Zeichen, daß zur Zeit das Angebot an geeigneten katholischen Kräften noch geringer ist, als sich aus der Ungunst der Verhältnisse erklären läßt?“ Trotz aller gegenteiligen Ausführungen der Professoren Schell und von Hertling bleibt es doch wahr, daß der Syllabus der freien Forschung auch in den „Profan“wissenschaften Zügel anlegt. Ein medizinischer oder naturwissenschaftlicher Professor, der gläubiger Katholik ist, darf nicht danach forschen, ob es eine unsterbliche Seele giebt, oder ob etwa die Seele nur eine Funktion des Körpers ist, die mit dem Tode aufhört; ein Geschichtsprofessor, wenn er gläubiger Katholik ist, darf nicht zu dem Ergebnis kommen: Petrus sei niemals in Rom gewesen, und die päpstliche Lehre, wonach die Reihenfolge der römischen Bischöfe hinaufreicht bis unmittelbar zu den Aposteln, sei wahrheitswidrig. Denn der Syllabus vom 8. Dezember 1864 belegt diese praecipuos

nostrae aetatis errores mit dem Anathem. Und daß diese „Scheuklappen," die der Syllabus — die katholische Glaubens- und Sittenlehre — bei einer großen Menge von Fragen des öffentlichen und des wissenschaftlichen Lebens dem gläubigen Katholiken umhängt, eine Rückwirkung haben auf die freie Forschung auch in den Gebieten, die von der kirchlichen Lehre gar nicht oder doch wenigstens nicht unmittelbar getroffen werden, dafür ist der Beweis „die bloße Erscheinung, daß es in katholischen Kreisen nicht selten an der richtigen Wertschätzung wissenschaftlichen Strebens fehlt"; so bezeichnet die Denkschrift „Die Parität in Preußen" (anscheinend von hervorragenden Mitgliedern der Zentrumspartei verfaßt) sehr vorsichtig und zurückhaltend den Mangel der geistigen Regsamkeit der Katholiken. Hier versucht nun der „Reformkatholizismus" Schells einzusetzen; er beklagt, daß nicht bloß in den „profanen" Wissenschaften, sondern auch in der katholischen Theologie ein Mangel an geistiger Regsamkeit, an wissenschaftlicher Forschung bestehe; dieser sei verschuldet durch die Jesuiten, die überall die Lehrmeinung ihres Ordens mit Anmaßung unfehlbarer Richtigkeit vordrängten, auch wo der — allein unfehlbare — Papst der theologischen „Wissenschaft" Raum für völlig „freie Forschung" gewähre.

Dem abseits Stehenden fällt es sehr schwer, sich in diesen „Reformkatholizismus" hineinzudenken. Z. B. der Papst lehrt, daß es ein „Fegfeuer" giebt; zwar steht in der Schrift hiervon kein Wort, dennoch ist jeder Zweifel an dem Bestehn dieses Fegfeuers, lehrt Schell, eine Sünde. Aber die nähere Beschaffenheit dieses Feuers, ob es also eine Hitze von 245 Grad Celsius oder von 339 Grad Réaumur hat, ob die Schmerzen der armen Seelen solche sind, wie man sie auf Erden beim Verbrennen erleidet, oder ob es ein Ziepen und Kratzen andrer Art ist, was die armen Seelen im Fegfeuer erleiden: die Entscheidung derartiger Fragen überläßt der Papst der „Wissenschaft," und Schell verwahrt sich dagegen, daß die Jesuiten die in ihrem Orden gelehrte Meinung von 78 Grad Fahrenheit als die allein richtige ausgeben. Es fällt in der That dem abseits Stehenden schwer, diesem „Reformkatholizismus" Geschmack abzugewinnen; wer nicht daran zweifeln darf, daß es ein Fegfeuer giebt, braucht auch nicht darüber zu zweifeln, ob die Lehrmeinung der Jesuiten über den Siedegrad dieses Feuers richtig ist; wer glauben muß, daß zwei mal zwei = fünf ist, kann auch schon glauben, daß zwei mal zwei = sechs ist. Diese ganze von Schell verlangte Freiheit der theologischen Wissenschaft erinnert nur zu lebhaft an die Streitfragen der scholastischen Philosophie des Mittelalters, die die Frage erörterten, ob eine Maus, die die geweihte Hostie genießt, hiermit — ebenso wie der Mensch — den wirklichen Leib des Herrn genießt; ob Gott auch machen kann, daß er nicht ist; ob Gott alles das, was er durch seinen Sohn erwirkt hat, auch hätte schaffen können, wenn Christus als Weib geboren wäre usw.

Das Lebenselement des deutschen Universitätslehrers ist die freie Forschung; deshalb sollte man dem Bestreben der Klerikalen, die katholischen Fakultäten von den Universitäten zu trennen und sie in bischöfliche Anstalten umzuwandeln,

kein Hindernis entgegensetzen. Denn der Lehrer der katholischen Theologie ist „ein zur Vertretung ganz bestimmter, ihm aufgetragner Ansichten bestellter, hierfür bezahlter und bei dieser Thätigkeit von inländischen und ausländischen Priestern beaufsichtigter Mann.“ Eine solche Thätigkeit ist das genaue Gegenteil von freier Forschung; ein solcher Mann eignet sich zum Universitätslehrer wie Ahlwardt zum Oberrabbiner oder wie der Papst zum Präsidenten des Evangelischen Oberkirchenrats.

Einen Trumpf gegen diese Ansicht glaubt der klerikale Freiherr von Hertling ausspielen zu können mit dem Hinweis darauf, daß auch den Professoren der protestantischen Theologie trotz ihrer freien Forschung nicht frei stehe, zu lehren, daß der Papst der Stellvertreter Christi und der Statthalter Gottes sei. Das vollständig Verfehlte dieses Vergleichs liegt auf der Hand; denn wer als Lehrer der protestantischen Theologie lehren wollte, daß der Papst der Nachfolger Christi ist, verletzt einfach seine Pflichten als Beamter in derselben Weise, als wenn ein Lehrer der Volkswirtschaftskunde oder der Staatswissenschaft sozialdemokratische oder republikanische Lehren vortragen und verteidigen wollte. Anders liegt die Sache beim Lehrer der katholischen Theologie: wenn dieser über das Fegfeuer eine Meinung aufstellt, die von der des Papstes abweicht, so verletzt er hierdurch seine Pflichten als vom Staat angestellter Beamter nicht im mindesten; nichtsdestoweniger verbietet der Bischof den Studenten den Besuch der Vorlesungen eines solchen Lehrers, und die Jesuiten der ausländischen Indexkongregation verbieten allen gläubigen Katholiken das Lesen seiner Schriften bei Strafe der excommunicatio latae sententiae. Wer einem solchen Zwang unterliegt, eignet sich nicht zum Lehrer an einer deutschen Universität.

Die thatsächlich vorhandne geistige Rückständigkeit des katholischen Volksteils wird verursacht durch den geistigen Druck, den die angeblich unfehlbare Kirche auf die Masse des gläubigen Volks ausübt. Nur so erklärt es sich, daß nicht — wie Freiherr von Hertling behauptet hat — etwa erst seit dem Untergang des „heiligen römischen Reichs deutscher Nation,“ sondern so lange es deutsches Geistesleben giebt, also von den Zeiten eines Leibniz, Goethe, Lessing und Kant bis auf den heutigen Tag der protestantische Volksteil dem katholischen so weit überlegen ist. Es kann nicht genug hervorgehoben werden, daß diese Rückständigkeit der Katholiken auch schon vorhanden war, als das Deutsche Reich noch zur vollen Hälfte aus Katholiken bestand, als noch das katholische Österreich die Vormacht in Deutschland war, und als noch die geistlichen Landesherren nebst den Klöstern über das ungeheure Nationalvermögen verfügten. Leibniz, Kant, Fichte, Klopstock, Herder, Lessing, Goethe und Schiller, Schlosser und Feuerbach, sowie Savigny, Lobeck, Jakob Grimm, Fr. Aug. Wolff und Wilhelm von Humboldt waren ebenso Protestanten, wie Virchow, Koch, Mommsen, Helmholtz, Bismarck und Moltke. Daran ändert selbstverständlich der Umstand, daß es immer auch einzelne strenggläubige und dabei geistig hervorragende Katholiken gegeben hat und giebt, nicht das mindeste.

Und an dem geschilderten Zustand wird auch nichts ändern der vor wenig Monaten in das Leben gerufne „Katholische Studienbeförderungsverein,“ der mittellosen katholischen Jünglingen das Studium der „profanen“ Wissenschaften erleichtern will und die katholischen Bauern und Handwerker auffordert, sie sollten ihre Söhne nicht so ausschließlich dem Studium der Theologie widmen. Dieser Verein kann vielleicht im Laufe der Jahrzehnte einige Dutzend an katholischen Juristen, Medizinern, sowie Lehrern künstlich züchten, weiter nichts. Übrigens klingt die Aufforderung, nicht so viel Theologie zu studieren, recht auffällig, da die Klerikalen über den in vielen Diözesen herrschenden Priestermangel klagen, und man doch auch noch die Mönchsorden überall haben möchte, die gleichfalls dem Weltpriestertum eine große Anzahl von Kräften entziehn werden.

5. In Berlin besteht ein „Verein römisch-katholischer Dachdecker“; die katholischen Studentenverbindungen benutzen nicht eins der zahlreichen vorhandnen Kommersbücher, vielmehr ist für sie neuerdings ein besondres katholisches Kommersbuch hergestellt worden; da kann es nicht Wunder nehmen, daß jetzt eigens ein klerikaler Kommentar zum Bürgerlichen Gesetzbuch erschienen ist. Der Jesuitenpater Lehmkuhl hat dieses Werk verfaßt, worin die einzelnen Vorschriften des Bürgerlichen Gesetzbuchs daraufhin geprüft werden, ob sie auch in foro conscientiae (d. h. nach den Anschauungen des Beichtstuhls) für den Katholiken verbindlich sind, ob sie also mit der „katholischen Glaubens- und Sittenlehre“ vereinbar sind, mit der Lehre der „Probabilisten,“ Kasuisten und Moralisten, die unter dem Namen „Jesuitenmoral“ bekannt ist. Dem Juristen lockt dieses Erzeugnis scholastischer Philosophie höchstens zuweilen ein mitleidiges Lächeln ab; interessant ist nur eine mehrere Seiten lange Ausführung dieses Werks, worin der Jesuit die Frage erörtert, ob ein katholischer Richter in einem Ehescheidungsprozeß mitwirken dürfe? Dem in die klerikale Weltanschauung nicht Eingeweihten erscheint diese Frage völlig unverständlich; Pater Lehmkuhl macht uns indes den Sinn dieser Frage sehr klar: das Deutsche Reich habe nämlich einen schweren Rechtsbruch gegen die katholische Kirche begangen, indem es im Bürgerlichen Gesetzbuch ein allgemeines Eheschließungs- und Ehescheidungsrecht geschaffen habe; dieses Rechtsgebiet unterstehe vielmehr, soweit der katholische Volksteil in Betracht komme, „nach göttlichem Recht“ lediglich der Gesetzgebung der Kirche; danach aber könne es scheinen, führt der jesuitische Kommentator des Bürgerlichen Gesetzbuchs aus, daß sich ein katholischer Richter an dem vom Reich gegen die Kirche verübten Rechtsbruch beteilige, wenn er ein Urteil in einem Prozeß erlasse, der nach „göttlichem Recht“ vor das „geistliche Forum“ gehöre. Und der Jesuit ist „liberal“ genug, die erwähnte Frage zu verneinen: ein katholischer Richter macht sich keiner Sünde schuldig, wenn er in einem Ehescheidungsprozeß mitwirkt! Doch — dürfen wir wohl im Sinne des Jesuiten hinzufügen: klüger handelt der gläubige Katholik, wenn er gar nicht Richter wird, sich also gar nicht der Gefahr aussetzt, mit den Gesetzen der Kirche in Widerstreit zu geraten.

Wer da glaubt, daß eine solche Anschauung lediglich dem Hirn des Jesuiten entspringt, irrt gewaltig; die Denkschrift über die Parität in Preußen, die anscheinend von hervorragenden Mitgliedern der Zentrumspartei verfaßt worden ist, erörtert diese Frage vielmehr gleichfalls dahin: „Zur Durchführung staatlicher Gesetze, welche den kirchlichen Anschauungen widerstreiten, darf der katholische Beamte materiell (nie formell) mitwirken, wenn ihn sonst ein verhältnismäßig schwerer Nachteil träfe. . . . So darf auch ein katholischer Richter oder Standesbeamter zur Ausführung der bürgerlichen Ehegesetzgebung materiell mitwirken. Peinliche Situationen werden ihm allerdings kaum erspart bleiben; sie sind aber nicht bloß dem katholischen Eherichter vorbehalten. Der Richter muß ja unter Umständen Menschen, von denen er mit Grund befürchtet, daß sie einen Meineid schwören wollen, gleichwohl zur Eidesleistung zulassen. . . . Und muß nicht jeder Staat zu seinen Beamten das Vertrauen haben, daß sie auch solche Gesetzesbestimmungen gewissenhaft überwachen und vollstrecken, die ihren politischen oder wirtschaftlichen Anschauungen widersprechen? . . . Dem protestantischen Beamten bleibt es doch auch unverwehrt, ausgeprägt staatskirchlichen oder freikirchlichen Anschauungen zu huldigen."

Wenn irgend etwas, so ist gerade diese Ausführung der klerikalen Denkschrift ein vortreffliches Beweismittel für die Richtigkeit der von ihr bekämpften Anschauung, daß ein strenggläubiger Katholik völlig ungeeignet ist, ein höheres Amt in der Staatsverwaltung zu bekleiden. Die Denkschrift unterscheidet: Zur Durchführung staatlicher Gesetze, die den kirchlichen Anschauungen widersprechen, darf der katholische Beamte a) „materiell mitwirken, wenn ihn sonst ein verhältnismäßig schwerer Nachteil träfe." Ob diese Voraussetzung vorhanden ist, ob also der Beamte seinen Dienst dem Staat versagen, seinen Vorgesetzten den Gehorsam aufkündigen darf, darüber entscheidet das subjektive Empfinden des Beamten und die Belehrung — im Beichtstuhl. Ergiebt dieses Empfinden und diese Belehrung, daß der ihm aus der Versagung der Amtsthätigkeit drohende Schade kein „verhältnismäßig schwerer" ist, also daß z. B. die Pflichtwidrigkeit den Vorgesetzten unbekannt bleiben wird, so darf der katholische Beamte zur Durchführung „ungerechter," d. h. kirchenfeindlicher Gesetze nicht mitwirken.

Dazu darf er aber: b) formell überhaupt niemals mitwirken; d. h. doch wohl: er darf nicht beitragen zum Erlaß von Gesetzen, die den Lehren des Papstes widersprechen, in die „unveräußerlichen Rechte" der Kirche eingreifen. Und diese „unveräußerlichen Rechte" der Kirche gehn sehr weit: das Eherecht, das gesamte Unterrichtswesen, das Kloster- und Ordenswesen, die Vorbildung und Anstellung der Kleriker, ja sogar die Anlegung von Kirchhöfen stehn nach der Lehre des Papstes nicht unter der Gesetzgebung des Staats, sondern ausschließlich unter der des Papstes; schließlich belehren uns klerikale Handbücher des Kirchenrechts auch noch weiter, daß die Kleriker nicht bloß von der staatlichen Gerichtsbarkeit, sondern auch von dem staatlichen Besteuerungsrecht „eximiert" sind, sodaß der Papst also auch dem Finanzminister dreinzureden hat. Daraus

ergiebt sich denn, daß ein gläubiger Katholik nicht Staatsminister sein kann oder Ministerialrat; denn er kommt ja hiermit in die Lage, den verständigen Satz bethätigen zu müssen, daß die Kirche genau nur soviel Rechte hat, als der Staat ihr zu geben für gut befindet, also in die Lage, die kirchenfeindlichen Gesetzentwürfe auszuarbeiten, durch die der Staat einseitig das Eherecht und das Schulwesen sowie überhaupt den gesamten statum ecclesiae ac cleri regelt, also die „unveräußerlichen Rechte" der Kirche beeinträchtigt. Ja der gläubige Katholik kann auch nicht Oberlandesgerichtspräsident werden, denn er kommt hier in die Lage, die kirchenfeindlichen Gesetzentwürfe zu begutachten, auch nicht Oberpräsident oder Regierungspräsident, denn er kommt hier in die Lage, Verordnungen zu erlassen zur Ausführung dieser Gesetze, also „formell" mitzuwirken zur Durchführung kirchenfeindlicher Gesetze. Und auch bei der bloßen „materiellen" Durchführung dieser Gesetze werden, wie die Denkschrift hervorhebt, dem gläubigen Katholiken „peinliche Situationen" kaum erspart werden! Da kann den Ministern, die doch auf eine kraftvolle Mitwirkung aller Beamten, namentlich aber der höchsten Beamten angewiesen sind, die Lust vergehn, gläubige Katholiken in verantwortungsvolle Staatsämter zu berufen.

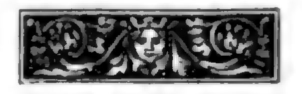
Eine Beschwichtigung findet die Denkschrift darin, daß auch protestantischen Beamten derartige „peinliche Situationen" nicht erspart werden. Das Verfehlte dieses Vergleichs liegt auf der Hand. Man erzählt allerdings, daß in Preußen bei der Einführung der Kreisordnung und der Synodalordnung die alten Landräte und Superintendenten, die in der Selbstverwaltung das größte Übel sahen, schlaflose Nächte hatten und sehr unwillig bei der Durchführung dieser Gesetze mitgewirkt haben. Nur konnte diesen Männern aus der Durchführung dieser nach ihrer Meinung schädlichen Gesetze niemals ein Nachteil entstehn, weder im Diesseits noch im Jenseits; sie konnten auch einer bessern Einsicht folgen und ihre Ansicht dann ändern. Der gläubige Katholik aber darf über die Frage, ob ein Gesetz die „Rechte der Kirche" und hiermit sein Gewissen verletzt hat, keine eigne Meinung haben: der Papst, also ein ausländischer Priester, hat die ausschließliche Entscheidung hierüber und bedroht den katholischen Beamten mit Strafen im Diesseits und Jenseits, wenn er — seine Pflicht als Staatsbeamter thut. Hier zeigt sich wieder die schädliche Folge des Mißstands, daß zwischen Staatsangehörigen und einem ausländischen Priester eine Verbindung besteht, die diesen berechtigt, eine Lehre aufzustellen, die der des Staats entschieden widerstreitet.

Hiernach sind wohl die ewigen „Paritätsbeschwerden" der preußischen Zentrumspartei gar nicht ernst zu nehmen; denn die Zurücksetzung der gläubigen Katholiken ist eine bedauerliche Folge des ultramontanen Wesens der katholischen Kirche. Mit staunenswerter Leichtigkeit setzt sich die klerikale Begründungskunst über diesen Mißstand hinweg, ganz wie über andre Mißstände, die im katholischen Volksteil bestehn. So beschäftigte sich kürzlich ein Aufsatz in den klerikalen „Historisch-Politischen Blättern" mit der statistisch feststehenden Thatsache, daß in katholischen Ländern deutscher Zunge die Zahl der unehelichen Geburten bedeutend größer ist als in protestantischen Ländern, daß z. B. unter

den deutschen Großstädten in München auf 100 lebend Geborne 31,61 uneheliche Geburten treffen, sodaß diese katholische Großstadt die protestantischen Großstädte Berlin und Hamburg um fast 20 vom Hundert unehelicher Geburten übertrifft, daß aber ferner im protestantischen Sachsen mit seiner großen Arbeiterbevölkerung nur 12,45 vom Hundert uneheliche Geburten sind, während in den ganz katholischen Ländern Kärnten, Steiermark und Graz volle 40 bis 60, also rund die Hälfte aller Geburten unehelich sind! Wenn gegnerische Blätter die Ursache dieses Mißstands auf den Cölibat schoben, so konnte man klerikalerseits dies als eine gehässige, weil beweislose Verleumdung bezeichnen; aber der Aufsatz in den „Historisch-Politischen Blättern" bestreitet auch, daß die größere Zahl unehelicher Kinder in katholischen Gegenden auf einen (trotz Beichtstuhl und Bußsakrament) größern Hang der katholischen Bevölkerung zur Unzucht hinweise, denn — führt der klerikale Verfasser aus — man habe in Berlin und Hamburg Mittel, den Folgen des unehelichen Geschlechtsverkehrs vorzubeugen. Als ob derartige Mittel nicht in München, in Wien, in Graz und Innsbruck ebenso bekannt wären wie in protestantischen Gegenden!

Nach dem oben Vorgetragnen ist auch der fortwährende ärgerliche Hinweis der Klerikalen nicht ernst zu nehmen, daß in katholischen Staaten, besonders in Bayern, immer einige Protestanten Minister sind, und daß Protestanten hier auch sonst in hohen Staatsämtern in auffallend großer Zahl anzutreffen sind. Die Protestanten leiden eben auch in katholischen Staaten nicht an dem „Mangel an Wertschätzung wissenschaftlichen Strebens," den die klerikale Denkschrift bei den Katholiken beklagt; und protestantische Beamte sind nicht durch einen protestantischen Papst gehindert, im katholischen Staat bei der Durchführung von Gesetzen „formell" oder „materiell" mitzuwirken.

(Schluß folgt)



Plaudereien über deutsche Kolonien

Von Max Laenger

1. Die Marshallinseln und ihre Bewohner



Im September 1885 hißte der deutsche Kreuzer „Nautilus" auf Jaluit oder Bonham, der Hauptinsel der Marschallgruppe, die Flagge und nahm hiermit von diesem Teile Mikronesiens für Deutschland Besitz. Die Marschallinseln ziehn sich in zwei Gruppen, der östlichen oder Ratack- und der westlichen oder Ralickkette, zwischen dem 4. bis 12. Grade nördlicher Breite und dem 160. bis 175. Grade östlicher Länge hin. Es sind Atolle, wunderliche kunstvolle Gebilde der win-

zigen Korallentierchen, die in unermüdlicher jahrhundertelanger Arbeit, aus der Tiefe des großen Weltmeers dem Sonnenlichte zustrebend, niedrige flache Eilande geschaffen haben, die die Meeresoberfläche nur in vereinzelten Fällen bis zu drei Metern überragen.

Jaluit, die Hauptinsel und zugleich der Hauptverkehrshafen der ganzen Gruppe, liegt in der Ratackkette. Das verwitterte Korallenriff, zu dem die Insel gehört, hat eine mächtige kreisförmige Ausdehnung, einen Umfang von mehr als achtzehn deutschen Meilen. Hier reihen sich, durch engere und weitere, tiefere und seichtere Kanäle voneinander getrennt, 56 Inselchen aneinander. Draußen läuft brandend und brausend die See in langer gewaltiger Dünung über die weit vorgelagerten Riffe und Bänke dahin; aber innerhalb der Inseln, in der Lagune, ist es seltsam still und ruhig. Das spiegelglatte, fünfzig bis siebzig Meter tiefe Wasser ist durchsichtig wie klarer Krystall und von herrlich blauer Farbe. Deutlich erkennt das forschende Auge die seltsamen Gebilde der weißen Korallen, die den Boden bedecken; es folgt mit Interesse dem lustigen Spiele kleiner und großer, rot, blau, gelb und in allerlei andern Farben schillernder Fische, die die geheimnisvolle Tiefe in großer Zahl beleben; es späht nach Muscheln und Seewalzen, die sich über die Korallenblumen langsam dahinschleppen, und zählt die mächtigen Glieder der eisernen Ankerketten, vor denen die Schiffe ruhig und sicher liegen. Eine wundersame, märchenhafte Welt erschließt sich hier unsern Blicken und bannt uns stundenlang in ihren Zauberkreis.

Die Inselchen, die rings im Umkreise wie feine dünne Streifen auf dem Wasser zu schwimmen scheinen, haben eine Breite zwischen 300 und 600 Metern. Die Oberfläche bedeckt eine durch allmähliche Anschwemmung von Sand und Holz entstandne, höchstens einen Fuß dicke Erdschicht. Die Flora, die sich uns hier zeigt und allen Inseln ein gleichmäßiges, eintöniges Aussehen giebt, ist wenig mannigfaltig. Kokospalmen, deren luftige Wedel in der frischen Seebrise säuseln und rauschen, Brotfruchtbäume, Pandanus und wilder Taro sind die Hauptvertreter des Pflanzenreichs. Die nördlichen Inseln, mit etwas üppigerer Vegetation, weisen hier und da Arrowrootpflanzen und sogar wilde Bananen auf. Sonst finden wir niedriges, krüppliges Buschwerk und den Loastrauch, dessen Bast für feine Mattengeflechte verarbeitet wird, und vereinzelt ein Knollengewächs, eine Kaktusart, deren stark duftende weiße Blüten die einzige Blumenpracht der Gruppe sind.

Noch ärmlicher ist die Fauna. Einige kleine Eidechsen, wenig Tauben und Strandläufer und zwei Schmetterlingsarten, das ist alles.

Die nördlichen Inseln sind von der Natur reichlicher bedacht und bieten den Bewohnern mehr und bessere Nahrung. So erklärt sich die Erscheinung, daß der Menschenschlag, den wir dort antreffen, stärker und größer ist als der auf den südlichen Inseln. Im allgemeinen sind die Marschallinsulaner kleine schwächliche Menschen, die früh altern und in sich zusammenfallen. Das gilt besonders von den Frauen, die, kaum erblüht, in kurzer Zeit dahinwelken

und häßlich werden. Die Hautfarbe ist schmutzig braun; das glatte, sehr grobe Haar ist tiefschwarz und wird lang getragen; die Augen sind groß und von derselben Farbe, aber ohne Ausdruck. Bartwuchs ist nur sehr spärlich vorhanden. Die Gesichtszüge sind nicht gerade unangenehm und lassen oftmals eine gewisse Intelligenz erkennen. Charakteristisch ist die sehr hohe, an den Schläfen eingedrückte, stark zurückweichende Stirn. Die Nase ist zwar breit, aber nicht unschön platt. Eine besondre Pflege wird den Zähnen zu teil, die in tadellosem Weiß glänzen. Sehr beliebt ist das Aufschlitzen der Ohrlappen, die künstlich durch elastische Bastringe ausgedehnt werden und oft bis auf die Schultern herabhängen. In den geweiteten Ohrlappen tragen die Insulaner Tabak und Pfeife; denn alle, ohne Unterschied des Geschlechts, sind leidenschaftliche Raucher. Als Schmuck dienen wohlriechende Blätter und kleine Muscheln.

Sehr verbreitet ist das Tättowieren des Körpers. Dabei werden allerlei Zeremonien beobachtet. Zunächst muß die Erlaubnis des Königs eingeholt werden, wofür der Bittende dem Könige eine Reihe schwerer Arbeiten verrichten muß; sodann wendet er sich an die Zunft der Tättowierer, die in hoher Achtung stehen, und die, um sie der Vornahme des Tättowierens geneigt zu machen, viele Geschenke erhalten. Die Operation ist sehr schmerzhaft und nimmt zwei bis drei Monate in Anspruch. Kein Unbefugter darf zugegen sein; auch darf der Tättowierte während der ganzen Zeit kein Weib ansehen. Verläßt er die Hütte, so geschieht es nur mit verhülltem Haupte. Begleitet wird die Prozedur von dem monotonen Gesang der Frauen des Dorfes, die außerhalb der Hütte auf dem Boden kauern. Die Tättowierung erstreckt sich bei den Frauen nur auf Arme, Beine und Schulterblätter; bei den Männern aber vom Oberschenkel aufwärts über den ganzen Körper, je nach Rang und Alter. Selbst Ohren und Augenlider werden nicht verschont. Den König kennzeichnen außerdem noch vier Streifen auf jeder Backe.

Die Zahl der Bewohner der Marschallinseln hat man bisher nicht genau estfstellen können. Das große Atoll, auf dem Jaluit liegt, ist ungefähr von 350 Männern, 400 Weibern und 300 Kindern bevölkert; doch verteilt sich die Zahl nur auf 31 Inselchen, da die übrigen 25 unbewohnt sind. Wie so mancher Volksstamm der Südsee, so geht auch dieser dem langsamen, aber sichern Untergang entgegen. Die Einwohnerzahl nimmt ab, nicht schnell, aber ständig. Die Gründe hierfür sind nicht im Klima zu suchen. Dieses ist zwar heiß und regenreich — man zählt etwa 300 Regentage jährlich —, aber der Regen hinterläßt keine dumpfe Feuchtigkeit, und die fast immer wehende frische Seebrise läßt klimatische Krankheiten nicht aufkommen. Die Ursachen liegen vielmehr einerseits in der großen Verbreitung sexueller Krankheiten, die die meisten Inseln leider für immer verseucht haben, andrerseits in der sorglosen Behandlung der Kinder in den ersten Lebensjahren und in den lasterhaften unmoralischen Sitten, denen die Jugend rettungslos verfallen ist. Ein großer Teil der Kinder stirbt an Durchfall und ähnlichen Krankheiten, da ihnen im Essen,

Trinken und Baden ohne Rücksicht auf die Pflege der Gesundheit des Körpers vollständig freier Wille gelassen wird. Die heranwachsende Generation pflegt in bedenklich frühem Alter geschlechtlichen Umgang, und unnatürliche Laster, denen niemand wehrt, verkürzen ihr Leben wesentlich. Junge Frauen suchen, um möglichst lange schön zu bleiben, mit allen erdenklichen Mitteln den Kindersegen zu verhindern. Erst wenn sie alt, häßlich und schwächlich geworden sind, erfüllen sie ihre natürliche Bestimmung und dann auch nur deshalb, weil Kinderlosigkeit den Gatten berechtigt, die Frau zu verstoßen. Wie die Liebe der Mütter zu den Kindern nicht besonders groß ist, so ist es auch die Anhänglichkeit der Kinder an die Eltern nicht. Zwar hat die Sprache für „Vater" und „Mutter" Ausdrücke; aber man hört nie kindliche Lippen diese Worte sprechen. Die Kinder rufen die Eltern immer beim Eigennamen.

In dem alten, von Kultur und Zivilisation noch nicht beleckten Staatswesen der Marschallinsulaner unterschied man streng vier Stände. Dem ersten, vornehmsten gehörte der König (Irod) an; den zweiten (budag) bildeten die Brüder und Söhne des Königs; der dritte (leadagedag) setzte sich zusammen aus der Klasse der Besitzenden, und der vierte (armidwon oder kabur) umfaßte das gemeine, besitzlose Volk. Dieses mußte für die übrigen Stände arbeiten und die Nahrung herbeischaffen. Während die ersten drei Stände berechtigt waren, zwei, auch drei Frauen zu ehelichen, mußte sich der Mann aus dem Volke mit einer begnügen. Auch war es ihm streng verboten, mit den Frauen des Königs zu reden; dagegen konnte dieser einfach dem niedern Manne die Frau wegnehmen. Heiratete ein Mann in eine Familie höhern Standes, als er selbst war, hinein, so gehörte er von da ab zu dem höhern Stande. Unternahm der König Kriegszüge oder Besuche, die ihn veranlaßten, sich von seiner Insel zu entfernen, die Frauen aber dort zu lassen, so mußten auch alle Männer des zweiten und des dritten Standes für die Dauer der Abwesenheit des Königs die Insel verlassen; nur des Königs Söhne durften zurückbleiben.

Was die Thronfolge anbelangt, so geht die Königswürde beim Tode des Herrschers nicht auf den Sohn, sondern den jüngern Bruder, und wenn ein solcher nicht da ist, auf den Stiefsohn über. Gleichzeitig verlangt die Landessitte von dem neuen Könige, daß er sofort sämtliche Frauen des verstorbnen Königs heiratet.

Die Nahrung der Insulaner ist nicht sehr abwechslungsreich. Zum großen Teil sind sie auf Fische angewiesen, und ihre große Gewandtheit im Fischfang ist weit und breit bekannt. Erleichtert wird der Fang durch den enormen Fischreichtum, den die ganze Inselgruppe besonders in den Lagunen aufweist. Der Fischfang wird auf verschiedne Art betrieben. Der fliegende Fisch wird z. B. gefangen, indem sich die Schwarzen hellleuchtender Fackeln bedienen, die sie in dunkeln Nächten auf den pfeilschnell dahinschießenden Segelkanoes abbrennen. Die Fische fliegen in den hellen Schein hinein, gegen das Segel und fallen betäubt in das Boot. Auf eine geradezu spaßhafte Weise fängt man eine andre Fischart, den Gelbschwanz. Die Kanaker verbinden zwei

Kanoes nebeneinander, im Abstand von etwa 12 bis 15 Metern mittels einer auf dem Wasser schwimmenden Schnur. Der Gelbschwanz flieht in Scharen vor der Schnur her, wird allmählich in seichtes Wasser getrieben und hier ohne besondre Mühe mit kleinen Netzen gefangen. Wohl kommt es hin und wieder vor, daß die geängstigten Fische über die Schnur hinwegspringen, aber nie, daß sie darunter hindurch schwimmen. Die Zubereitung der Fische ist äußerst einfach. Sie werden in Blätter gewickelt und auf heißen Steinen gebacken.

Außer Fischen sind Kokosnüsse, Pandanus und Brotfrüchte die tägliche Kost, deren einzige Variation in der verschiednen Zubereitung dieser Pflanzen besteht. So bereitet man das gern gegessene Dongue folgendermaßen: In einer mit Steinen ausgemauerten Grube wird ein großes Feuer angefacht, die Steine werden tüchtig erhitzt. Dann füllt man die Grube mit Pandanusfrüchten, die vom Fruchtkolben abgetrennt sind, und teilt sie durch Zwischenlegen von Blättern in Schichten. Die Grube wird mit heißem Sande zugeschüttet und bleibt für die nächsten zwei Tage unberührt. Nach dieser Zeit werden die Früchte ausgegraben und das weiche, saftige Ende mit großer Geschicklichkeit auf feststehenden, teils geraden teils gebognen Messern geschabt. Man erhält dadurch einen saftigen goldgelben Brei, der sich unter dem Einfluß von Luft und Sonne verdickt und eintrocknet. In Rollen von einem Meter Länge und 0,3 Metern Dicke gepreßt und in Pandanusblätter eingewickelt hält er sich jahrelang und dient den Insulanern bei größern Seereisen als Dauerproviant.

Eine andre Lieblingsspeise, aus der reifen Brotfrucht zubereitet, ist Pirn. Abgeschälte, in kleine Stücke geschnittne Brotfrüchte werden zwei bis drei Stunden in Salzwasser gelegt, danach längere Zeit mit Stöcken geklopft. Die so entstehende gummiartige Masse bedeckt man mit Blättern und läßt sie an einem schattigen Orte zwei bis drei Tage liegen. Hier geht sie infolge eines Gärungsprozesses in einen weichen Zustand über, worin sie tüchtig durchgeknetet wird. Der Pirn ist fertig, wird nun sorgfältig in Blätter eingehüllt und in einem Erdloche vergraben. Auch dieser Speise wird eine fünf- bis sechsmonatige Haltbarkeit nachgerühmt. Die Bewohner der nördlichen Inseln kennen noch ein andres beliebtes Gericht. Es ist dies ein Gemisch von Arrowrootwurzeln mit geschabten Kokosnüssen und heißem Wasser.

Wenn auch die Speisekarte der Marschallinsulaner gerade keine große Vielseitigkeit aufweist, so empfinden das diese armen Menschenkinder in ihrer Bedürfnislosigkeit doch nicht als Übelstand, und sie haben immerhin genug Nahrungsmittel, daß sie bei rationeller Einteilung nicht Not leiden müssen. Trotzdem sind sie schon von Zeiten entsetzlicher Hungersnot heimgesucht worden, aber immer durch eignes Verschulden.

Obwohl sie im allgemeinen friedlicher Natur sind, brechen doch hin und wieder zwischen einzelnen Inseln Streitigkeiten aus, die zum Kriege führen. Die Art der Kriegführung unterscheidet sich allerdings wesentlich von der unsrigen; denn ein mutiges entschlossenes Draufgehn giebt es bei den Insel-

bewohnern nicht. Jede Partei sucht vielmehr der andern dadurch möglichst zu schaden, daß sie Kokospalmen, Brotfrüchte und sonstige nahrhafte Vegetabilien vernichtet, die Hütten abbrennt und alles, was erreichbar ist, zerstört.

Die Kleidung der Insulaner besteht für die Männer aus einem braunen, gelben oder weißen Bastfaserrock, der von dem kangr, einem geflochtnen Bastgürtel, gehalten wird. Die höhern Stände und besitzenden Klassen tragen darüber noch eine schwarz und weiße, fein geflochtne lange Schnur. Bei den Frauen treten an die Stelle des Bastfaserrockes zwei bis auf die Füße hinabreichende Matten, um die die schwarz-weiße Schnur (irik) geschlungen wird.

Eine Hauptbeschäftigung der Frauen und Mädchen ist das Flechten von Matten, Hüten, Fächern und Körbchen. Sie bekunden hierin eine erstaunliche Gewandtheit und Kunstfertigkeit. Die guten Hüte, nach europäischen Façons angefertigt, stehen den besten Panamahüten nicht nach. Mehr aber noch als diese Arbeiten müssen wir die Geschicklichkeit der Männer im Bau und in der Handhabung der Segelkanoes rühmen. Es ist fast rätselhaft, wie Menschen, die in allen ihren Sitten und Gewohnheiten auf einer ziemlich niedrigen Kulturstufe stehn, mit so primitiven Mitteln, wie eine Steinaxt es ist, so gediegne, gut geformte und dauerhafte Boote herstellen können. Dabei sind diese durchaus nicht aus einem Stück oder nach einem bestimmten Prinzip aus mehreren, bei den verschiednen Kanoes gleichartigen Stücken gebaut, sondern vielmehr je nach Brauchbarkeit des verwandten Holzes. Die Stücke werden durch starken Baumbast miteinander verbunden, die Fugen durch zwischengetriebne Pandanusblätter gedichtet. Die Kanoes sind in der ganzen Südsee bekannt wegen ihrer vorzüglichen Segeleigenschaften, die die europäischen Boote weit übertreffen. Die eine Seite der Kanoes verläuft in fast gerader Linie, die andre, auf der sich der Ausleger befindet, ist mehr gebogen gehalten. Das Segel, aus Bast geflochten, in der Form den lateinischen Segeln ähnlich, muß immer auf der dem Ausleger abgewandten Seite des Bootes liegen, um das Kentern möglichst zu vermeiden. Kentert das Boot aber doch, was durchaus nichts seltnes ist, so geht der Ausleger über das Boot hinweg. Es wieder aufzurichten, auszuschöpfen und segelfertig zu machen, ist den Kanakas, die im Wasser so gut wie auf dem Lande zuhause sind, etwas leichtes. Es sei noch erwähnt, daß die Kanoes beim Kreuzen nicht über Stag gehn, indem die Spitze durch den Wind dreht, weil dadurch das Segel auf derselben Seite zu liegen käme, auf der der Ausleger angebracht ist; sondern der im Vorderteil des Kanoes befestigte Hals des Segels wird gelöst, nach dem Hinterteil genommen und dort steif gesetzt, wobei sich die Raa des Segels um den schräg aufgestellten beweglichen Mast dreht. Die Insulaner sind als kühne Seefahrer bekannt; in frühern Jahren unternahmen sie bisweilen weite Reisen über Hunderte von Meilen. Sie bedienten sich hierbei mit gutem Erfolge eigens gefertigter Seekarten, die aus feinen Stäbchen und kleinen Steinen sinnreich zusammengesetzt waren.

Die Wohnungen der Eingebornen sind äußerst primitiv, meist bestehn sie nur aus einem dachförmigen Bau aus Palmen- und Pandanusblättern. Die

Häuptlingshütten sind höher und durch niedrige Seitenwände kenntlich. Der innere Raum, mit schön geflochtnen Matten ausgelegt, ist in zwei bis drei Abteilungen getrennt, weist aber sonst keinerlei Hausgerät oder Komfort auf. Die Frauen des Häuptlings wohnen in ganz niedrigen kleinen Hütten um die Chiefhütte herum. Etwas abseits liegt das Kochhaus, das indes nur aus einem Feuerloch besteht und zum Schutz gegen Regen notdürftig überdacht ist.

Wie alle Südseeinsulaner lieben auch die Bewohner der Marschallinseln Gesang und Tanz. In den überaus klaren, für die Tropen typischen Mondscheinnächten hört man die Frauen und Mädchen, in zwei Reihen einander gegenüber auf dem Boden kauernd, ihre eintönigen Weisen singen, die bald leise bald lauter erschallen, zeitweise auch in entsetzliches Schreien und Kreischen ausarten. Die alten Weiber begleiten den Gesang auf kleinen Trommeln, die, in ihrem Schoße liegend, mit den Händen bearbeitet werden. Die Männer tanzen zu den Gesängen, geputzt mit Federn, Muscheln, Bastgeflecht und frischen Blättern. Ihr Tanz besteht hauptsächlich im Verdrehen des über und über mit Kokosnußöl eingesalbten Oberkörpers und Verzerren des Gesichts.

Kannibalismus findet man auf den Marschallinseln nicht. Die Toten werden, in Matten gehüllt, ins Meer geworfen, nachdem sie zwei Tage in der Hütte betrauert worden sind. Trauertänze werden aufgeführt, und Klagegesänge erfüllen die Luft.

Die auf den Marschallinseln ansässigen Weißen, fast ausnahmslos Deutsche, verleben ein recht eintöniges Dasein. Allerdings ist durch sie manches besser geworden. So hat man dem früher oft herrschenden Wassermangel durch Anlage großer auszementierter Bassins gänzlich abgeholfen. Auch der Versuch, heimische Gemüse zu ziehn, natürlich in importierter Erde, ist trefflich gelungen, und in den sogenannten „fetten Tagen" kann der Wanderer auf Jaluit Bohnen, Tomatos, Kürbisse und Gurken erhalten. Auch gedeihen Schweine, Hühner, Enten, Hunde und Katzen und, was weniger angenehm ist, Ratten in Menge. Eine regelmäßige Dampferverbindung ist bis jetzt ein sehnsüchtiger Wunsch der ansässigen Europäer geblieben. Die Nachrichten von und nach der Außenwelt vermitteln Segelschiffe, meist kleine Schoner, in oft drei Monate langen Zwischenräumen.

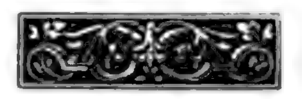
Der Sitz der Regierung ist Jaluit. Hier residiert der Landeshauptmann mit einigen kaiserlichen Beamten. Die große deutsche Firma, die allein das Recht der Ausbeute der Produkte dieses Inselreiches und das Handelsmonopol hat, ist die Jaluit-Gesellschaft. Der einzige Ausfuhrartikel ist Kopra. Der Ertrag der Inselgruppe scheint indes, wie man aus dem guten Stand der Gesellschaft schließen darf, durchaus nicht ungünstig zu sein. Die hier kultivierte runde Kokosnuß ist zwar klein, liefert aber von allen Arten die meiste Kopra.

Eine politische Bedeutung und Wichtigkeit ist den Marschallinseln wohl kaum beizumessen; wohl aber haben sie schon zweimal verbannten Fürsten als Aufenthaltsort gedient. Das erstemal war es der im August 1898 verstorbne

König von Samoa, Malietoa Laupepa, dem die deutsche Regierung Jaluit als Aufenthaltsort anwies; das zweitemal, im Jahre 1893, ging hierher der unglückliche Gegenkönig des Malietoa Laupepa, der einst mächtige und beliebte Häuptling der Atua-Provinz auf Upolu, Mataaffa, in die Verbannung, begleitet von seinen zwölf hervorragendsten Häuptlingen und seiner Nichte Kailala, die freiwillig mit ihm zog, um den greisen Fürsten zu pflegen. Hinter dem Wohnhause des Landeshauptmanns und den Kauf- und Lagerhäusern der Firma, von einem Zaun umgrenzt, erhob sich das samoanische Dorf. Erst kürzlich, nach fast sechsjähriger Verbannung, schlug den samoanischen Führern die Stunde der Befreiung. Deutschland hatte bei den Vereinigten Staaten und endlich auch bei England die Rückkehr Mataaffas nach Apia durchzusetzen gewußt. Der deutsche Kreuzer „Bussard" brachte die Verbannten heim.

Für die deutschen Kriegsschiffe ist Jaluit Kohlenstation. Wenn man das Jaluit von heute vergleicht mit dem, was es vor zwanzig Jahren war, so empfängt man unbedingt den wohlthuenden Eindruck, daß Fleiß und Kultur hier viel Gutes geschaffen haben; zugleich aber ergreift es uns mit Wehmut, daß der Segen dieses Fortschritts doch den Untergang der Bewohner der Marschallinseln nicht aufhalten kann. Sie welken und sinken dahin — ein unrettbares Volk!

(Fortsetzung folgt)



Weiteres über Ibsen

Die Umsturzdramen



Den Weg zum höchsten Gipfel des Parnaß sah sich Ibsen*) durch seine Nationalität und durch seine eigne zu Kritik und Skepsis neigende Natur versperrt, und so blieb ihm, da sein großes dramatisches Talent nun einmal zur Bethätigung drängte, nichts andres übrig, als sich dort anzusiedeln, wo die Abhänge des Musenberges in die Niederung übergehn, das heißt das Gesellschaftsstück zu pflegen. Dieses verspricht ja auch den größten und sichersten Erfolg, denn dem gewöhnlichen Theaterpublikum behagt nichts besser als dramatisierter Klatsch; als solcher, nicht durch seine etwaigen wirklichen Vorzüge, wird ja wohl ein solches Stück Zug- und Kassenstück. Kommt auch noch eine Tendenz hinzu — desto besser, und am meisten empfiehlt sich immer noch die revolutionäre Tendenz, nicht etwa bloß dem Proletarier, sondern auch dem behäbigen Spießbürger und dem blasierten Lebemann. Denn wie jener nichts besseres weiß

*) Siehe die Aufsätze über Ibsen im 20., 22. und 24. Heft.

— „an Sonn- und Feiertagen“ paßt heute nicht mehr — als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei, wenn drunten, weit, in Afrika, die Buren auf die Khaki schlagen, so sieht er auch auf der Bühne gern Revolution machen. Daß eine solche Revolution nicht wirkt, wie die in der Stummen von Portici am 25. August 1830, dafür ist durch ihn selber, den beifallspendenden Zuschauer, gesorgt, seitdem er nicht mehr zu den Revolutionären, sondern zu den Staats- und Ordnungsstützen gehört; der Blasierte aber bedarf der Aufregung.

Übrigens steckt in dieser Vorliebe für das Revolutionäre doch auch ein Stückchen Idealismus. Die Welt ist immer besserungsbedürftig, und es beruhigt das Gewissen des konservativen Ordnungsmannes, daß er den Besserungsversuchen wenigstens beim Romanlesen und im Theater Sympathie entgegenbringt. Stücke, die ausdrücklich zu dem Zwecke geschrieben sind, die Revolutionäre schlecht zu machen, lehnt er ab — es ist dies in neuerer Zeit ein paarmal vorgekommen —, und während der Leitartikel staaterhaltender Blätter den Roten kräftige Hiebe versetzt, schillert ihr Feuilletonroman nicht selten bedenklich ins rötliche. Ibsen scheint nun seinen Erfolg in Deutschland zum Teil dem Umstande zu verdanken, daß er für einen revolutionären Dichter gehalten wird, wenigstens wurde er, wenn ich mich recht erinnre, in den Zeitungen als solcher gefeiert, als seine „Stützen der Gesellschaft“ bei uns bekannt wurden. Freilich ist er ein sehr harmloser Umstürzler, aber in allen seinen Gesellschaftsstücken riecht es ein wenig nach Umsturz, und wir wollen heute die vier ins Auge fassen, in denen noch nicht andre, auffälligere Eigentümlichkeiten die Aufmerksamkeit des Lesers von diesem Umsturzgeruch ablenken. Ich bin kein Litteraturkundiger und Ibsenforscher, beschäftige mich nur mit den Stücken, mit dem Verfasser nur soweit, als er nicht zu umgehn ist; untersuche daher auch nicht, wie weit der verschiedne Charakter der Stücke verschiedner Perioden auf innere Wandlungen des Mannes oder bloß auf seine Launen oder auf Rücksichten gegen das Publikum zurückzuführen ist. Ich teile die Gesellschaftsstücke in drei Gruppen ein, weil mir drei vorwaltende Besonderheiten dazu das Recht zu geben scheinen. Die Gruppen folgen im großen und ganzen chronologisch aufeinander, doch so, daß sie ineinander übergreifen. Zwei Stücke der „revolutionären“ Gruppe sind vor „Kaiser und Galiläer“ erschienen.

Zuerst, im Jahre 1862, die Komödie der Liebe. Dieses Stück war es, das einen solchen Unwillen gegen ihn erregte, daß er sich bewogen fand, sein Vaterland zu verlassen. Wie ungefährlich es der Regierung erschienen sein muß, beweist das Reisestipendium, das sie ihm mitgab. In der That ist es nur ein harmlos satirisches Gedicht in dramatischer Einkleidung, das eben so gut in der Form einer poetischen Erzählung, einer Idylle hätte geschrieben werden können; die Dramenform erhöht jedoch ohne Zweifel die Wirkung. In der gemütlichen Gesellschaft, die sich auf dem Landgütchen der Witwe Halm zusammenfindet, spielt der junge Schriftsteller Falk den Hecht im Karpfenteich. Indem er die Philisterprosa verspottet, die aller Liebesschwärmerei und allen

Jugendidealen ein Ende macht, ärgert er sie alle der Reihe nach: den frühern Poeten und jetzigen Kopisten Styver, dem es seiner amtlichen Stellung wegen unangenehm ist, an seine poetischen Jugendsünden erinnert zu werden, und den jetzt ein Darlehn von hundert Thalern lebhafter beschäftigt als sein Liebestraum. Dann Styvers Braut, die nicht mehr angesungen wird, seitdem sie Braut ist, und das auch gar nicht übel nimmt. Dann die gute Frau Halm, die ihre Töchter und ihre Nichten so geschickt unter die Haube zu bringen versteht. Dann seinen Freund, den jungen Theologen Lind, der die Anna Halm anschwärmt, aber unmittelbar nachdem er sich mit ihr verlobt hat, ganz praktisch ans Examen und ans Pfarramt denkt. Dann dieses neugebackne Brautpaar, das die guten Freunde und Freundinnen, die männlichen und weiblichen Tanten durch fürsorglichen Übereifer in heillose Verwirrung verwickeln; er will nämlich Missionar werden, sie hat wenig Lust, ihn zu den Wilden zu begleiten; das Ergebnis der planlos unternommnen Versöhnungsarbeit aber ist, daß er dableiben will, und sie sich bereit erklärt, ihm in die Wildei zu folgen. Ganz besonders ärgert Falk den Pfarrer Strohmann, indem er ihn an den romantischen Anfang seiner Ehe, eine unbesonnen eingegangne Studentenehe, die aber sehr glücklich ausgefallen ist, erinnert, und sein jetziges behäbiges Familienvaterleben verspottet. Nur einen bringt Falk nicht dazu, sich zu ärgern, den Großhändler Guldstadt, denn dieser ist ihm nicht bloß in der Warenkunde und im praktischen Rechnen, sondern auch geistig überlegen.

An demselben Gesellschaftsabend entdecken Falk und Annas Schwester Schwanhild, daß sie ein Herz und eine Seele sind; beide wollen „der Formen Schnürleib" abwerfen, wollen ganz frei einander angehören, wollen das Glück des Augenblicks genießen, ohne an die Zukunft zu denken, ihr ganzes Leben soll bis zum Tode reine Poesie ohne den geringsten Zusatz entweihender Prosa sein. Der Kaufmann errät, was zwischen ihnen vorgegangen ist, und predigt ihnen Vernunft. Er habe eigentlich der Schwanhild selbst einen Heiratsantrag machen wollen, stelle sich aber dem, was sie für ihr Glück halte, nicht in den Weg; wähle sie Falk, so wolle er ihnen die Mittel geben, einen Hausstand zu begründen. Dieses großmütige und praktische Anerbieten zerstört ihren luftigen Traum. Falks Weib zu werden fühlt sie sich nicht stark genug; sie entsagt ihm für dieses Leben, will ihm aber für die Ewigkeit gehören, um ihn zur Poesie zu begeistern, so etwa wie Danten seine Beatrice, die, im Himmel weilend, ihn nicht hinderte, eine andre zu heiraten; Schwanhild aber bleibt auch selbst auf der Erde und bittet sich wegen Guldstadts Heiratsantrag Bedenkzeit aus; und Falk zieht mit einer Schar lustiger Studenten fort, hinauf in die Berge, um droben zu singen.

Man sieht, Ernst steckt hier nicht darin. Der Gegensatz zwischen der idealen Jugendliebe und der Eheprosa ist ja eine ernste Sache; nur ein einzelner, aber allerdings ein sehr wichtiger Fall des traurigen Gesetzes, daß unsre Ideale hienieden nicht verwirklicht werden. Für die Menschheit im großen ist das nicht so gar traurig; denn abgesehen von den Klassen, die durch

harten Druck revolutionär gestimmt werden, besteht diese Menschheit größtenteils aus Philistern; der Philister aber ist zufrieden, wenn er sein standesgemäßes Auskommen, sinnliches Behagen und ein wenig Ehre genießt; Ideale hat er nicht, wird daher auch durch ihre Nichtverwirklichung nicht gepeinigt. Für die fein empfindenden Hochgesinnten aber ist der ewige Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit ein harter Bissen, an dem sie zeitlebens kauen und würgen müssen. In Beziehung auf Liebe und Ehe haben sie drei Wege eingeschlagen, sich damit abzufinden. Der gläubige Idealist sieht in der Schönheit der Jugendblüte und der jugendlichen Empfindung den Abglanz einer höhern, vollkommnern Welt, die Bürgschaft, daß wir diese ideale Welt im Jenseits haben werden, und eine Mahnung, von dieser idealen Schönheit auf dieser unvollkommnen Erde soviel wie möglich zu verwirklichen. Und einiges ist doch möglich, wozu u. a. gehört, daß in der Jugendblüte der Früchte jeder Ehe das Abbild der idealen Welt immer wieder erneuert wird. Auch sonst ist doch diese Eheprosa nicht ohne Sinn und Gewinn, nicht ohne Frucht und Genuß, sodaß der Idealist, wenn er es nicht gar zu unglücklich trifft, auch schon die irdische Ordnung ganz erträglich zu finden und sich nicht resigniert sondern befriedigt dem Gesetz zu unterwerfen vermag: „Die Leidenschaft flieht, die Liebe muß bleiben; die Blume verblüht, die Frucht muß treiben.“ Der Pessimist erklärt die Jugendliebe für eine Illusion, die das „Unbewußte“ in der Seele erzeuge, um die Widerstrebenden zur Fortpflanzung des Menschengeschlechts und zur Erneuerung des Weltelends zu zwingen. Praktische Bedeutung hat diese Erklärungsweise freilich nicht, da die Leute, denen es mit dem Pessimismus Ernst ist, sich beizeiten aufhängen. Zudem leuchtet die Unvernunft dieser Erklärungsweise auf den ersten Blick ein, da der rohe tierische Trieb für die angeblichen Zwecke des „Unbewußten“ vollkommen hinreicht, während sie gerade der Idealismus der menschlichen Liebe nicht selten vereitelt.

Endlich giebt es Leute, die an der Möglichkeit einer Verwirklichung aller Ideale im Diesseits festhalten. Solche pflegen sich, wenn sie praktisch und agitatorisch angelegt sind, zu Führern von Massen aufzuwerfen, die aus andern als idealen Gründen, wegen ihrer elenden Lage, den Umsturz anstreben. So hat Bebel eine Neuordnung des Geschlechtsverkehrs ersonnen oder eigentlich ältern Utopisten nachgedichtet, die von den Übelständen der heutigen Ordnung frei sein soll. Nun ist zwar dieser Zukunftsstaat nicht bloß kein besonders schönes Ideal, sondern auch Unsinn, aber innerhalb dieses Unsinns hat die freie Liebe Sinn, weil sie möglich wäre, wenn es einen kommunistischen Staat geben könnte, der den Eltern die Sorge für ihre Kinder abnähme. Es lassen sich Lebensbedingungen denken, die die Eheprosa überflüssig machen, wenn sie auch dafür wahrscheinlich das ganze Leben in eine entsetzliche Prosa verwandeln und alle Poesie verbannen würden. Dagegen ist das, was Falk und Schwanhild wollen, ganz unsinnig und undenkbar; sie wollen ein Liebesleben ohne alle Rücksicht auf die bestehenden Lebensbedingungen; an diese wollen sie gar nicht denken. Romeo und Julia verfahren nicht unsinnig; daß zwei Liebende

aus dem Leben scheiden, weil ihnen äußere Verhältnisse die Vereinigung wehren, das kommt noch heute alle Tage vor. Aber daß zwei Liebende miteinander leben wollen, ohne sich um die Daseinsbedingungen zu kümmern, das kommt nur bei bühnenunfähigem Lumpengesindel vor und erscheint auch in Ibsens Stück nur als eine plötzlich auftauchende und gleich einer Seifenblase zerplatzende Phantasie der beiden jungen Leute. Diese sollen also nach dem Willen des Dichters gewiß nicht ernst genommen werden, daher auch nicht ihr Bund zum gemeinsamen Kampf gegen die Lüge, wozu die Gesellschaft, in der das Stück spielt, gar keinen Anlaß darbietet, denn die Personen sind alle vollkommen aufrichtig. Es ist, wie gesagt, ein satirisches Gedicht mit viel geistreichem Scherz in anmutiger Form. Das Stück ist in Versen geschrieben, deren Sinn in der Übersetzung, nebenbei bemerkt, hie und da nicht ganz leicht zu verstehn ist; das Übersetzen mag eben keine leichte Arbeit gewesen sein. Was dem Dichter Feindschaft erregt hat, war gewiß nicht der Verdacht umstürzlerischer Absichten, sondern die Figur des Pfarrers Strohmann, durch die sich die ganze Geistlichkeit beleidigt gefühlt hat. Strohmann ist durch und durch ein Ehrenmann und vor allem ein musterhafter Familienvater; aber eben ein Familienvater, der keinen Schritt thun kann, ohne daß ihm ein reichliches halbes Dutzend seiner eignen Kinder an den Schößen hängt, der sich selber, nicht etwa als Hahn, sondern als Henne charakterisiert, der für seine zahlreiche Familie zusammenscharrt, und dem seine Frau in der Gesellschaft das „süße Geheimnis" anvertraut, Numero dreizehn sei unterwegs, ein solcher Familienvater sieht doch den Aposteln gar zu wenig ähnlich.

Wie in der englischen Hochkirche, so reizt auch in Skandinavien der übertriebne Familiensinn der Geistlichen die Unfrommen zum Spott. Und solcher Spott in einem mit Beifall aufgenommnen Stück auf der Bühne mochte der norwegischen Geistlichkeit nicht ungefährlich scheinen. Diese Geistlichkeit war einer toten Orthodoxie verfallen, und die Laienschaft war bis vor kurzem gleichgiltig gewesen. In solchem geistlichen Schlafzustande konnte ja das materielle Wohl der Geistlichkeit trefflich gedeihn, da tauchten hie und da Laienprediger und Sektierer auf und weckten das Volk aus dem Schlafe; sie durften das ungestraft, seitdem der Storthing im Jahre 1844 Religionsfreiheit bewilligt hatte. Das Volk begann an den Geistlichen Kritik zu üben, über ihre geistlosen Predigten und über ihren Erwerbsinn zu klagen. Dieser richtete besonders durch den „Pluralismus" Unheil an. Die Seelsorge wird in Norwegen ohnehin durch den Umstand erschwert, daß die ziemlich starken Gemeinden — durchschnittlich gegen viertausend Seelen — über ein weites und teilweise schwer zugängliches Terrain zerstreut wohnen; nun wurden aber auch noch zwei bis fünf Pfründen in einer Hand vereinigt, weil die Einkünfte einer Pfarrei zur Versorgung der zahlreichen Kinder der Pfarrer nicht hinreichten. Man kann es also den geistlichen Herren nicht verargen, daß sie über die „Henne" wütend waren, wenn auch Ibsen an den Umsturz der norwegischen Kirche so wenig gedacht hat wie an die Abschaffung der Ehe.

Vielleicht hat er den Bund der Jugend (1869) zu dem Zweck geschrieben, den Verdacht zu zerstreuen, als sei er ein Umstürzler. Es ist nämlich gerade das Umstürzlertreiben, was in dieser Komödie lächerlich gemacht und der Verachtung preisgegeben wird. Der Bund selbst bleibt im Hintergrunde, d. h. in dem Zelte, worin er gestiftet wird, und aus dem die Hochrufe der Jungen auf den Stifter hervordringen. Der negative Held des Stückes ist dieser Stifter, der Rechtsanwalt Steinhof, der, kaum angekommen in seinem Amtsbezirk, die Autorität des reichsten und angesehensten Mannes im Kreise, des Kammerherrn Malsberg, stürzen will, weil er vor dessen Thür als „Glücksritter und Wühler" abgewiesen worden ist. Er hält beim Verfassungsfeste eine tolle Rede gegen die Gewaltherrschaft des Geldsacks, die der anwesende Kammerherr vortrefflich findet und mit einer Einladung belohnt, weil er keine Ahnung davon hat, daß er selbst gemeint ist, vielmehr glaubt, sie richte sich gegen einen ihm widerwärtigen Spekulanten, der den soliden alten Gesellschaftsbau des Kreises untergräbt. Sollten die Leser das Stück, das in Deutschland noch nicht oft aufgeführt worden zu sein scheint, nicht kennen, so mag es ihnen empfohlen sein, denn es amüsiert wirklich. Diesen frechen Bengel Steinhof zu sehen, wie er an einem Tage mit drei Frauenspersonen anbandelt und je nach den wechselnden Konjunkturen von der einen zur andern rennt — er muß nämlich, wenn ihm sein Jugendbund zu einem Mandat verhilft, Grundbesitzer im Kreise werden, um es ausüben zu können —, wie er, zu einer Thür hinausgeworfen, zur andern wieder hereinstürmt, wie er mit jeder seiner großartigen Reden die verehrten Anwesenden in die peinlichste Verlegenheit versetzt und sich blamiert, wie er von Schufterei zu Schufterei, von Tölpelei zu Tölpelei, von Flegelei zu Flegelei forttorkelt, bis er, zwischen sämtlichen ihm zur Verfügung stehenden Stühlen sitzend, der Verlobung aller seiner drei Angebeteten beiwohnen muß, wie nicht seine Behendigkeit, mit der er immer von einem Brett aufs andre springt, sondern nur eine Verkettung von Zufällen es ist, was ihn fünf Akte lang über Wasser hält, sodaß er nicht gleich schon beim ersten Auftreten der allgemeinen Verachtung anheimfällt, das alles ist wirklich unterhaltend, und die vielen peinlichen Situationen wirken darum nicht peinlich, weil der Kerl, der schließlich alles ausbaden muß, keine Spur von Sympathie erweckt. Hätte Ibsen mit Steinhof die politischen und sozialen Reformer und Revolutionäre zeichnen wollen, so müßte man ihn einen vernagelten Reaktionär nennen, denn solche Jammerlappen sind auch in Stumms Augen die Sozialdemokraten nicht. Daß alle Reformparteien der letzten hundert Jahre, die Demokraten, die Liberalen, die Sozialisten einen gesunden Kern von Männern enthalten haben, denen es mit ihrer Sache Ernst war, und die auch positive Leistungen aufzuweisen haben, das leugnet der gebildete Konservative nicht. Ibsen hat aber ohne Zweifel nur das Gesindel verspotten wollen, das sich allen Parteien an die Schöße hängt: politische Hochstapler und Phrasenhelden. In dieser zweiten Eigenschaft glänzt Steinhof besonders in einer Unterredung mit seinem Jugendfreunde Felder: „Ja, wäre ich nicht

der erbärmlichste Wicht auf Erden, wenn all dieses Glück mich nicht gut und brav machte? Und ist es nicht wirklich ein unsägliches Glück, so die große Menge mit sich fortreißen zu können? Mir ist, als müßt ich all die armen Leute in meine Arme schließen und sie um Verzeihung bitten, weil Gott so parteiisch gewesen ist und mir mehr gegeben hat als ihnen." Auch die Macht der hohlen Phrase wird durch diese im Nu vollzogne Vereinsgründung prächtig beleuchtet; denn Steinhof hat keinen Zweck, keine Aufgabe zu nennen gewußt; nur eben im allgemeinen einreißen soll der Verein und, was er natürlich nicht sagen kann, ihm zu einem Mandat verhelfen.

Wie hier den Umsturzlumpen, so verspottet Ibsen im Volksfeind den Umsturznarren. Zwar die Ibseniten scheinen den Doktor Stockmann für einen ernsthaft gemeinten Umstürzler und Reformator einer verlognen und verfaulten Gesellschaft zu halten, aber so kann es Ibsen unmöglich gemeint haben. Man denke! Dieser Dr. Stockmann hat hoch im Norden, wo er zu verkümmern fürchtete, die Idee gefaßt, seine Vaterstadt zu einem Kurort zu machen. Sein Bruder, der Bürgermeister des Städtchens, geht darauf ein, gründet das Bad und beruft den Doktor als Badearzt. Das Geschäft geht gut, und der Arzt widmet sich ihm mit Feuereifer. Aber eines Sommers machen ihn ein paar Typhusfälle unter den Badegästen bedenklich; diese könnten ja den Krankheitskeim mitgebracht haben, er könnte aber auch aus dem hiesigen Wasser stammen. Die Wasserleitung ist so angelegt, daß Fäulnisstoffe leicht eindringen können. Keinem Menschen verrät er seine Befürchtungen, sondern schickt einem Professor ein Fläschchen des verdächtigen Wassers zur Untersuchung; dieser antwortet, es enthalte Bakterien, und sobald Stockmann die Bestätigung seiner Vermutung in der Hand hat, übergiebt er dem Redakteur des „Volksboten" einen Artikel, worin er das Bad — man steht gerade vor der Eröffnung der Saison, und den Reklameartikel, den er schon in der Redaktion liegen hat, zieht er zurück — als eine Pesthöhle schildert.

Ist es denkbar, daß ein gebildeter Mann so einfältig handelt? Kein unreifer Bursche thäte es. Wäre der Ort eine Pesthöhle, so hätte man das längst an einer endemischen Typhusepidemie wahrnehmen müssen, und die Gründung des Bades wäre erst nach der Beseitigung dieses Übelstands, wenn überhaupt, möglich gewesen; enthielte aber die neue Wasserleitung Gift, so würde in der letzten Zeit eine Typhusepidemie unter der Einwohnerschaft ausgebrochen sein. Krankheiten von Leuten, die zur Kur kommen, sind doch wahrhaftig kein Beweis für die ungesunde Beschaffenheit des Badeorts; und Bazillen beweisen erst dann etwas, wenn ein schlechter Gesundheitszustand nachgewiesen ist; bleiben die Menschen am Orte gesund, so mag der Bakteriologe solches Zeug finden, so viel er will, zu fürchten braucht sich niemand davor. Angenommen aber auch, Stockmann hätte sicherere Beweise für die Schädlichkeit des Leitungswassers, als die einmalige chemische Untersuchung einer kleinen Probe ergeben konnte, so hätte er doch sofort den Gemeinderat und die Eigentümerin des Bades, die Aktiengesellschaft, darauf aufmerksam machen und mit

den Herren über die Mittel der Abhilfe beraten müssen. Er hätte das zu Beginn des Winters thun müssen, sodaß man die Sache womöglich schon bis zum Beginn der neuen Saison hätte in Ordnung bringen können, und sie hätte natürlich mit Rücksicht auf den Ruf des Bades, von dessen Gedeihen, nachdem man sich darauf eingerichtet hatte, das Wohl der Bürgerschaft abhing, Amtsgeheimnis bleiben müssen. Statt dessen grübelt er den Winter über, ohne irgend einem Menschen ein Wort zu sagen, läßt dann untersuchen, überreicht unmittelbar nach dem Eintreffen des Untersuchungsergebnisses die schon fertig daliegende Denkschrift seinem Bruder, dem Bürgermeister, und da der nicht augenblicklich verspricht, daß eine neue Wasserleitung gebaut werden soll, und ihm vorläufig Schweigen auferlegt, also handelt, wie jeder nicht verrückte Bürgermeister in solchem Falle handeln würde, will er gleich am andern Tage durch das Blättchen der Welt verkündigen, daß das Bad eine Pesthöhle sei. Aber nicht genug! Wenn man entdeckt, daß die Anstalt, an der man wirkt, und die vielen Mitbürgern Segen spendet, an Übelständen leidet, Übelständen, die ihr Dasein gefährden, so betrübt man sich doch, fühlt sich beim Eintreffen der letzten Bestätigung zerschmettert und sinkt mit „also doch!" auf einen Stuhl; Stockmann aber stürzt, den Brief schwenkend, zu seinen Gästen herein und ruft triumphierend: „Da hab ich etwas, das wird Aufsehen in der Stadt machen!" Er hat seiner Zeit die Wasserleitung anders gelegt haben wollen, aber man hat ihn nicht gehört; nun sagt er, sich vergnügt die Hände reibend: „Was wird der Großvater [seiner Frau] für Augen machen! Er behauptet ja immer, ich sei nicht recht gescheit; nun ja, manche andre glauben ja dasselbe — das hab ich wohl gemerkt. Aber nun sollen die guten Leutchen sehn — nun sollen sie sehn! Wird das eine Aufregung werden, Johanna! Die ganze Wasserleitung muß umgelegt werden!" Also er freut sich, der Narr, daß er zu seinem Unglück Recht bekommen zu haben scheint, und glaubt, daß das Gutachten eines Professors ihn in den Augen derer rehabilitieren werde, die seine Narrheit längst erkannt haben. Freilich, daß die Geschichte für ihn ein Unglück sei, davon hat dieses Unikum von einem Badearzt keine Ahnung. Als ihm sein Bruder sagt: „Du bist ein höchst unbesonnener Mann, Otto. Hast du denn nicht bedacht, welche Folgen das für dich selbst haben kann?" da antwortet er mit der verwunderten Gegenfrage: „Folgen? Für mich? Was meinst du damit?" Er bildet sich also ein, man werde ihm seine Besoldung fortzahlen, wenn der Badebetrieb auf ein paar Jahre eingestellt werden muß und dann vielleicht, da der Ruf des Bades zerstört ist, und konkurrierende Städte seine Kundschaft an sich gezogen haben, ganz aufhört. Und diese Besoldung ist ihm doch bei all seinem Idealismus nicht so ganz gleichgiltig. Ein paar Stunden vorher hat er seinem Bruder mit kindlicher Freude vorgeplaudert, wie glücklich und behaglich er sich jetzt fühle. „Und dann das gute Auskommen, Hans! So etwas lernt man schätzen, wenn man, wie wir, am Hungertuche genagt hat. Du kannst dir denken, daß es uns da oben im Norden sehr knapp ging; und nun alles in Hülle und Fülle! Heute mittag z. B. gabs

bei uns Wildbraten; ja auch noch heute abend. Willst du nicht mal kosten? [Er hält nämlich offne Tafel, namentlich für seine lieben Freunde vom Volksboten, seine Mitstreiter für Wahrheit und Recht; warmer Punsch steht immer bereit.] Sieh nur, welch schöne Tischdecke! Und dann diese Lampen! Ich finde wirklich, es sieht ganz elegant bei uns aus, nicht?" Bürgermeister: „Ja, wenn uns unsre Mittel einen solchen Luxus gestatten —" Stockmann: „O ja, jetzt kann ich mirs gestatten. Johanna sagt, ich verdiene jetzt fast so viel als wir brauchen."

Der oben erwähnte Großvater seiner Frau, Niels Worse, hat eine Gerberei, deren Abwässer, Stockmanns Ansicht nach, das Leitungswasser verunreinigen. Läge es da nicht näher, den Mann zur Verlegung seiner Gerberei zu zwingen, als eine neue Wasserleitung zu bauen? Und die Sache würde sich leicht machen, denn Worse ist mit dem Bürgermeister verfeindet. Daß seine Kinder dadurch möglicherweise eine Erbschaft verlören, könnte ja einen großen Geist und sich selbstlos aufopfernden Volksretter, wie er ist, nicht genieren; zudem wäre dieser Verlust auch bei weitem nicht so schlimm wie das, was er seiner Familie wirklich anthut. Aber auf diesen naheliegenden Gedanken verfällt er nicht, der einzige Weise seiner Vaterstadt. Anfangs lachen ja sein Schwiegergroßvater und die oppositionellen Bürger über den Spaß, sie freuen sich, daß die Gemeindegewaltigen einmal gründlich geärgert und geängstigt werden sollen. Nachdem ihnen aber der Bürgermeister klar gemacht hat, daß der Umbau der Wasserleitung mehrere hunderttausend Kronen kosten und mindestens zwei Jahre dauern werde, daß darüber das Bad eingehn könne, und daß sie, die Bürger, die Kosten des Spaßes zu bezahlen haben würden, verwünschen alle den Stockmann, der sich nach seinem Bruch mit den Honoratioren auf die Kleinbürger zu stützen gedachte. Seine teuern Freunde aber, die Kämpfer für Wahrheit, Recht und Volkswohl, die ihn aufgehetzt haben, nicht allein die Pesthöhle, die das Bad vergifte, auszuräumen, sondern auch die Pesthöhle der Stadtverwaltung, und durch eine kleine Revolution das Volk von der Herrschaft der Reichen zu befreien, die behandeln ihn schon am andern Morgen als einen armen Kranken und veröffentlichen nicht seine Denkschrift, sondern eine Erklärung des Bürgermeisters, die das Publikum wegen der umlaufenden schlimmen Gerüchte zu beruhigen bestimmt ist.

Als nun Stockmann seine Denkschrift in einer Versammlung vorlesen will, verweigern ihm der Hausbesitzerverein und der Bürgerklub, die ihm im ersten Augenblick Unterstützung versprochen hatten, ihre Lokale. Ein Schiffskapitän Holster, der an dem schneidigen Wesen Stockmanns Gefallen findet, räumt ihm einen Saal in seinem Hause ein. Aber in der Versammlung wird gegen seinen Protest ein Vorsitzender gewählt, und dieser erlaubt ihm nicht, über das Bad zu sprechen. Statt dessen giebt Stockmann darum die großen philosophisch-psychologisch-politischen Wahrheiten zum besten, die er in den letzten Tagen entdeckt hat: daß leitende Männer, wie z. B. sein Bruder, der Bürgermeister, keinen unabhängigen Geist aufkommen lassen, und daß sie deshalb ausgerottet



werden müssen „wie andre schädlichen Insekten“; daß aber diese Aristokraten noch keineswegs die gefährlichsten Feinde der Freiheit und der Wahrheit seien; „der gefährlichste Feind, der unsre geistigen Lebensquellen vergiftet und den Boden unter uns verpestet, das ist die kompakte Majorität; ja diese verfluchte kompakte liberale Majorität.“ Der große Haufen habe allemal Unrecht, denn er bestehe aus Dummen, und die Dummen sollen nicht über die Weisen herrschen. Recht hätten allein die Geistesaristokraten, wie er einer ist, die übrigen Menschen seien bloß Tiere. Seine Vaterstadt liebe er so sehr, daß er sie lieber ruinieren als sie auf einer Lüge emporblühn sehn wolle. Er sei ja ein Volksfeind, schreit einer der Redakteure. Nein! schreit Stockmann, „ausgerottet müssen sie werden wie schädliche Tiere, alle, die in der Lüge leben! Ihr verpestet schließlich das ganze Land, ihr bringt es noch dahin, daß auch dieses vernichtet zu werden verdient. Und kommt es so weit, dann sag ich aus vollstem innersten Herzen: mag das ganze Land zu Grunde gehn, mag dieses ganze Volk ausgerottet werden.“ Natürlich kommt er mit zerrissenem Rock und einer Tracht Prügel heim und werden ihm die Fenster eingeworfen. Der Hauswirt kündigt ihm, die Badedirektion kündigt, seiner Tochter, der Lehrerin, die ohnehin als Freidenkerin verdächtig ist, wird ihre Stelle gekündigt. Holster, dem übrigens sein Reeder ebenfalls gekündigt hat, bietet der Familie ein Obdach in seinem Hause an. Hier will Stockmann ein Lumpenschule gründen und aus seinen beiden kleinen Knaben und einem Häuflein Gassenjungen ein Geschlecht von Geistesaristokraten heranbilden, von freien, vornehmen Männern, die der Wahrheit und nur der Wahrheit leben.

Ist es denkbar, daß ein so feiner Kopf wie Ibsen diesen Narren als Idealmenschen der bestehenden verderbten Gesellschaft habe gegenüberstellen wollen? Es ist wahr, die Gesellschaft, die er schildert, taugt nicht viel. Der Bürgermeister ist eine der Allongenperücken, die in den alten komischen Opern lächerlich gemacht werden, die Honoratioren bieten dem Doktor Versöhnung an, als sie erfahren, daß Worse die entwerteten Badeaktien aufkauft; sie halten jetzt Stockmanns Auftreten für eine schlaue Finanzoperation, die sie durchaus billigen und mit dem schuldigen Respekt vor einem solchen Genie bewundern, und die Redakteure sind Subjekte, die ihren Vorrat an auswendig gelernten Phrasen dem Meistbietenden verkaufen. Aber diese Schlechtigkeiten der Gesellschaft rechtfertigen keine einzige von den Narrheiten Stockmanns, die in Anbetracht der Folgen für die Stadt und für seine Familie zugleich Verbrechen sind. Ibsen ist eben in diesem, 1882 geschriebnen Stück schon ganz der verbitterte Hasser; er giebt nicht bloß die Gesellschaft, sondern auch ihren eingebildeten Reformator der Verachtung preis. In dem Gedichte „An meinen Freund, den Revolutionsredner“ schreibt er: „Von Revolutionen kenne ich nur eine, die nicht bald verpfuscht ward in eine feine; sie hat vor den spätern des Alters Glorie: ich meine natürlich die Sündflutshistorie; doch damals schon ward der Teufel betrogen, weil Noah im Kasten sich durchgelogen.“ Es lohnt also nicht, Revolution zu machen, weil die neue Brut von Herrschenden

so wenig taugt wie die vertilgte; nur eine Flut, die keine Menschenseele übrig ließe, könnte der Lüge ein Ende machen. Ein richtiger Pessimist kann eben nicht Wegführer zum Handeln sein, weil er alles für schlecht hält, was geschieht, mag es Revolution oder Reaktion sein. Ein Restchen von Patriotismus hegt ja Ibsen noch im Busen, und darum gefallen ihm Revolutionäre wie Bismarck und Cavour; einen solchen Mann, der dem Parteigezänk ein Ende machte und seinem Vaterlande zu so viel Macht verhülfe, als es zu entfalten fähig ist, wünscht er ihm in dem Gedicht „Zur Tausendjahrfeier der Einheit Norwegens“ (1872). Auch das Gedicht, das er 1875 „Aus weiter Ferne“ zur Feier des vierhundertjährigen Bestehens der Universität Upsala sandte, bekundet keine große Hochachtung vor den Gesellschaftsverbesserern und den revolutionären Freiheitspredigern seiner skandinavischen Heimat; es heißt darin u. a.: „Aus dem Phrasennebel und Weihrauchsqualm formt sich ein weltgeschichtlicher Spuk. Was schweigt der einzig mündige Mund, der das Blendwerk bricht und hämmert den Bund?*) Er verstummte, seit dem unfertigen Volke die Freiheit kam, wie aus einer Wolke. Schlimm, wer sich selbst zum Geschenk bekommt, der Ballast hat noch keinem gefrommt.“

Es bleibt noch das Stück zu betrachten, das Ibsen bei uns in den Ruf eines Revolutionärs gebracht hat: Die Stützen der Gesellschaft (1877). Von ihm ist zunächst zu sagen, daß es die Bühnenbeliebtheit verdient, die ihm zu teil geworden ist. Nicht allein entfaltet hier Ibsen die Virtuosität seiner Technik im höchsten Grade, sodaß jede Szene zugleich spannt und unterhält, er genügt auch den höchsten Anforderungen der Ästhetik. Er bietet eine Fülle scharf gezeichneter, lebenswahrer und sich treu bleibender Charaktere, und es findet sich nichts Willkürliches, nichts Gemachtes, nichts Überflüssiges in dem ganzen Stück. Die Ereignisse entwickeln sich aus der Wechselwirkung zwischen dem Hauptcharakter und seiner Umgebung mit Notwendigkeit, und die versöhnende aber ernste Schlußkatastrophe beweist die Berechtigung einer dritten Gattung des Dramas, die weder Tragödie noch Komödie ist. Revolutionär jedoch ist auch dieses Drama nicht im mindesten. Zunächst ist die Gesellschaft, die es uns zeigt, zwar lächerlich in ihrer sorgfältig und ängstlich gewahrten respectability, aber nicht verfault. Wenn die Honoratiorendamen Wäsche nähen „für die moralisch Verdorbnen,“ wenn sie sich dabei vom Hilfsprediger fromme Geschichten vorlesen lassen, während sie mit heimlichem Seufzen der guten alten Zeit gedenken, wo die Frömmigkeit noch nicht Mode war, und man noch ungestraft lustig sein durfte, wenn sie die Fenstervorhänge schließen, um von einer so schlechten Gesellschaft, wie die vorüberziehenden Kunstreiter sind, nichts zu sehen, so machen sie sich zwar lächerlich, aber schlecht sind sie nicht. Und daß ihre Gatten bei der Eisenbahn, die sie planen, Geld verdienen wollen, unter anderm auch durch Grundstückerwerb, den sie, um die Konkurrenz auszuschließen, geheim halten, das ist der Welt Lauf, der die technischen Fortschritte hervortreibt, und

*) Wen mag er damit meinen? Sich selbst?

an dem noch keine Gesellschaft und kein Staat zu Grunde gegangen ist. Natürlich, Christentum ist das nicht. Christus hat die Respektabeln verdammt. Aber die Welt ist eben nicht das Reich Christi; beide haben ihre eignen Lebensgesetze. Die Welt kann ohne Respektabilität nicht bestehn; wenn es in einem Staate dem Rufe der hohen Würdenträger nichts mehr schadet, daß sie als Clowns im Zirkus auftreten, mit Schauspielerinnen Ehebruch treiben und betrunken in der Gosse gefunden werden, so steht dieser Staat vor seinem Untergange. Gewiß, die Respektabilität ist der Nährboden und die Pflanzstätte der Heuchelei. Aber die Heuchelei ist eine der Tugend dargebrachte Huldigung, und wenn man diese Huldigung nicht mehr für nötig erachtet, sondern den Lastern offen huldigt, dann geht es eben, wie es in Frankreich 1789 gegangen ist. Gefährlich wird die gesellschaftliche Heuchelei, wenn sie planmäßig dazu benützt wird, die Laster und Verbrechen der Herrschenden dem Strafrichter und der öffentlichen Verurteilung zu entziehn und sie so zu begünstigen; und verdammenswert ist sie — hierin liegt die Rechtfertigung des Kampfes Christi gegen sie —, wenn sich die Respektabeln einbilden, daß sie sich mit ihrer Respektabilität nicht bloß ihre gesellschaftliche Stellung, sondern auch eine Rangloge im Himmel verdienen, und wenn sie den nicht Respektabeln ihr Unglück als Verbrechen anrechnen.

In Ibsens Stück nun machen sich zwar alle Respektabeln des Pharisäismus schuldig, aber der Konsul Bernick ist doch der einzige, der seine Respektabilität als Schutzhülle mißbraucht, um darunter ungestraft Verbrechen zu begehn. Nun redet er sich zwar ein, daß es gerade die gesellschaftliche Konvenienz sei, was ihn zum Verbrechen gezwungen und in eine ganze Kette von Verbrechen verwickelt habe, aber diese seine Selbstrechtfertigung ist sophistisch, und wenn es Ibsens Meinung wäre, daß der Leser oder Zuschauer diese Rechtfertigung gelten lassen solle, so würde er darin selbst Sophist sein. Nur der erste bedenkliche Schritt war durch die Konvenienz — wenn man so will — erzwungen, und dieser erste Schritt war zwar eine unschöne Handlung aber noch kein Verbrechen. Als Bernick aus dem Schlafzimmer der verheirateten Schauspielerin mit einem Sprunge zum Fenster hinaus hatte flüchten müssen, nahm sein Schwager Johann den Skandal auf sich und ging nach Amerika, und Bernick nahm dieses Opfer an. Übrigens wäre die Konvenienz schon aus Gründen der kaufmännischen Solidität im Recht gewesen, wenn sie das Abenteuer an Bernick gestraft hätte. Denn er stand zu jener Zeit im Begriff, als junger Mann das dem Konkurs nahe Geschäft seiner Mutter zu übernehmen. Wenn er sich in solcher Lage kostspielige Extravaganzen erlaubte — und Maitressen kosten bekanntlich viel Geld —, so verdiente er keinen Kredit. Dagegen nötigte ihn die Konvenienz nicht, das falsche Gerücht, Johann habe die Firma Bernick bestohlen und den Raub mitgenommen, zur Befestigung des wankenden Kredits dieser Firma zu benutzen, indem er deren Zahlungsschwierigkeiten auf diesen angeblich erlittnen Verlust schob. Ebensowenig zwang ihn die Konvenienz, Lona sitzen zu lassen und ihre vermögendere Halbschwester zu heiraten.

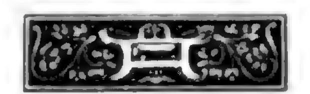
Am wenigsten zwang sie ihn, den mit Enthüllung drohenden Johann auf einem Schiff mit Scheinboden auf See zu schicken und ihn samt der ganzen Mannschaft dem gewissen Untergange zu weihn; denn die Konvenienz verbietet niemand, sich durch das offne Geständnis einer schlechten Handlung Nachteile zuzuziehn. Wie immer eine Gesellschaft beschaffen sein mag, wird es jedem ihrer Mitglieder schaden, wenn von ihm Handlungen bekannt werden, die ihn des Vertrauens und der Achtung unwürdig machen. Übrigens standen Johanns Enthüllungen nicht unmittelbar bevor, sondern drohten erst nach einigen Monaten, und in solchem Falle entschließt man sich, auch wenn man ziemlich gewissenlos ist, nicht gleich zu einem furchtbaren Verbrechen, sondern man denkt: Kommt Zeit, kommt Rat.

Der verbrecherische Plan, dessen Ausführung auch dem einzigen Söhnchen Bernicks das Leben gekostet haben würde, wird durch die Güte der Vorsehung vereitelt, und die Erschütterung durch schreckliche Seelenangst und durch die unverhoffte Erlösung daraus bringt ihn zusammen mit den Mahnungen der tapfern Lona so weit, daß er den Bürgern, die gekommen waren, ihn, ihren Musterbürger, zu feiern, ein offnes Bekenntnis seiner Schuld und Schande ablegt und dadurch selbst beweist, daß man in jeder Gesellschaft, auch in dieser, offen und wahr sein kann. Demnach ist eine Revolution zur Erneuerung der Gesellschaft nicht nötig. Sie würde auch Leuten wie Bernick nichts nützen, denn keine denkbare Gesellschaftseinrichtung kann es uns so bequem machen, daß wir jederzeit den größten Geldvorteil ohne Verletzung einer Gewissenspflicht einzustreichen vermöchten. Auch ist keine Gesellschaft denkbar, in der rücksichtslose und unbeschränkte Wahrheit herrschen könnte. Keine Gesellschaft zwingt zum Lügen, denn wenn die Wahrheit unangenehme Folgen nach sich zieht, so braucht man ja diese nur auf sich zu nehmen. Aber keine Gesellschaft kann erlauben, daß jedermann jederzeit und überall frei heraussagt, was er denkt und weiß; die Unmöglichkeit eines solchen Verhaltens ist oft in satirischen Erzählungen dargestellt worden, z. B. von Voltaire im Ingénu.

Ibsen scheint allerdings die amerikanische Gesellschaft als die wahrhaftigere der europäischen als Muster vor Augen stellen zu wollen, indes weiß ja die Welt längst, was sie davon zu halten hat. Die amerikanische Welt zeichnete sich vor unsrer solange durch Aufrichtigkeit aus, als ihre Verhältnisse einfach waren; zum Teil bestand die Aufrichtigkeit auch bloß in Grobheit, im Mangel feiner gesellschaftlicher Formen. Heute, wo die Verhältnisse drüben auch schon verwickelt sind, ist der Cant so arg wie in Europa. Gewiß wird die Mahnung zur Einfalt, Schlichtheit, Gradheit und Wahrhaftigkeit desto nötiger, je verwickelter die Verhältnisse und je anspruchsvoller die konventionellen Formen werden, und Satiriker und Dramatiker, die wie Molière, Ibsen oder Dickens den Cant geißeln, erwerben sich ein Verdienst, aber es heißt den Satiriker mißverstehn, wenn man ihm revolutionäre Absichten unterschiebt; er weiß sehr wohl, daß die Welt im großen und ganzen nie anders gewesen ist und nie anders werden wird, und daß die Tugend immer nur Sache des einzelnen bleibt.

Übrigens ist die aus Amerika heimgekehrte ehrliche Ingénue Lona eine prächtige Person. In den Kreis der respektabeln Damen zu deren Entsetzen — sie halten sie für die Zirkusdirektorin — einbrechend sagt sie: „Aber ihr macht ja so klägliche Gesichter! Und da sitzt ihr hier im Zwielicht und näht an etwas Weißem. Doch kein Sterbefall in der Familie?" Prediger Rohrland: „Mein Fräulein, Sie befinden sich hier in dem Verein für die moralisch Verdorbnen —" Lona: „Was sagen Sie, diese feinen Damen wären —" Frau Rummel: „Nein, das ist doch —" Lona: „Ah, versteh, versteh! Aber zum Geier, das ist ja Frau Rummel! Und da sitzt ja auch Frau Holt! Nun, wir drei sind nicht jünger geworden, seit usw." An so was kann man schon Freude haben, ohne Revolutionär zu sein. C. J.

(Fortsetzung folgt)



Eine Dienstreise nach dem Orient

Erinnerungen von Staatsminister Dr. Bosse

(Fortsetzung)



Am Sonntag stand ich um ½7 Uhr auf und bekam im Hotel ein vorzügliches Bad mit allem Komfort, das nicht zu vergleichen war mit dem Bade in der heißen Luft unsers tiefen Schiffsraums. Badediener war ein ebenholzschwarzer Neger, wie denn im Hotel die Hälfte der Bediensteten Farbige waren. Um acht Uhr ging ich mit einigen unsrer Reisegefährten zum Gottesdienst in die einfache aber recht hübsche evangelische Kirche. Wir trafen dort auch unsern Generalkonsul von Müller und den mir bekannten Geheimen Legationsrat, Kammerherrn Ottomar von Mohl, der als deutsches Mitglied der hiesigen, internationalen Verwaltung der ägyptischen Staatsschuld angehört. Nach dem Gottesdienst um ½10 Uhr wurden wir in recht gute Wagen gesetzt, die Herr Stangen besorgt hatte, und fuhren nun über die Nilbrücken in der herrlichen, schattigen Sykomorenallee hinaus nach Gizeh. Eine unbeschreiblich schöne Fahrt, auf der sich völlig neue, orientalische Eindrücke unablässig häuften. Kairo macht durchaus den Eindruck einer Weltstadt, aber einer durch ihre Lage und Bedeutung ganz eigentümlichen. Schon der Blick auf den Nil, der damals gerade im Stadium der vollen Überschwemmung war, ist für den Europäer etwas ganz absonderliches. Zahllose Dahabijen und Nilbarken, dahinter die Wüste, ganz in der Ferne die unverkennbaren Umrisse großer Pyramiden, die gemischte orientalische Bevölkerung (Juden, Kopten, Armenier, Araber, Nubier und andre), die große Stadt mit ihren vielen Moscheen, Kuppeln und Minarets, alles bietet dem

Auge überraschende, malerische Eindrücke. Auf beiden Seiten der Sykomorenallee war das Land völlig überschwemmt; einzelne Fellachendörfer ragten wie Inseln aus dem Wasser, und die Fellachenweiber und Kinder patschten durch das Wasser nach der Allee zu. Lange Züge schwer beladner Kamele, von der Lybischen Wüste kommend, begegneten uns mit ihren seltsam gekleideten Führern, viele Hunderte von Reitern und Reiterinnen zu Pferde, Esel oder Kamel zogen an uns vorüber, rechts und links vom Wege standen zahlreiche Kamel- und Büffelherden mitten im Wasser. Hier versteht man, weshalb in Pharaos Traume die sieben fetten und die sieben magern Kühe aus dem Wasser aufsteigen, sie können ja hier gar nicht anders. Es war, wie wenn alle Märchen des Orients unsern Augen erschlossen wären.

Immer größer und imposanter erscheinen vor uns die Kolosse der drei Pyramiden von Gizeh. Nach etwa einstündiger Fahrt hielten wir vor dem zu Shepheards Hotel gehörenden Mena-House. In dem schönen Garten und von der Terrasse dieses Hotels aus überschauten wir nochmals in aller Ruhe das zauberische Bild der vor uns liegenden Landschaft, dann wurde uns ein gemeinsames, warmes Frühstück serviert, und nun ging es an die Pyramiden. Der Weg vom Menahaus bis zur ersten und größten, der Cheopspyramide, ist zwar kurz, ich hatte mir aber von vornherein vorgenommen, ihn bei der Sonnenglut nicht zu gehn, sondern zu reiten. Unmittelbar vor dem Hotel fand ich ein bequem gesatteltes Kamel (Dromedar) mit vier Beduinen, die sich als Eigentümer, Führer und Begleiter des Tieres vorstellten. Das hätte mich stutzig machen sollen; vier Männer bei einem einzigen Kamel sind von vornherein verdächtig. Indessen ich war froh, so schnell ein geeignetes Reittier gefunden zu haben, und akkordierte mit dem Führer der vier Kerle auf einen Frank, stieg auf und ritt los. Le jeune Achmed führte das Kamel am Halfterband, Abdallah ging links, Hassan rechts und Mohammed hinten. So stellten sich die Leute, von denen Achmed ein ziemlich geläufiges Französisch sprach, mir vor. Beim Aufstehn und Niederlegen des Kamels giebt es jedesmal einen tüchtigen Ruck, allein er ist ungefährlich, und man gewöhnt sich leicht daran, wenn man nur hinten und vorn den Sattelknopf dabei festhält. Unter dem Schreien meiner Begleiter ritt ich nun um die drei Pyramiden herum und an die Sphinx heran. Sie ist ein gewaltiges Steinbild mitten im Wüstensande, heute wie vor Jahrtausenden ein geheimnisvolles Fragezeichen. Dieses Rätselhafte des seltsamen Kolosses hat mich gar nicht loslassen wollen. Die drei riesenhaften Pyramiden, fast ebenso rätselhaft für uns moderne Menschen wie die Sphinxfigur, geben für diese den richtigen, eigentümlichen Hintergrund ab. Das ganze Bild, wie es sich hier aus dem Wüstensande gegen den wolkenlos blauen Himmel abhebt, läßt sich mit keinem andern Landschaftsbilde vergleichen.

An der Sphinx geruhten meine Herren Beduinen das Dromedar zum Niederlegen zu kommandieren, ich stieg ab und ging zu dem etwa zweihundert Schritt davon liegenden Granittempel, einer ganz seltsamen, aus gewaltig

großen, schönen Granitquadern erbauten Grabkammer. Sie ist offen und zeigt mehrere Hallen mit riesigen Granitpfeilern. Einer der Beduinen kletterte, natürlich gegen Bakschisch, auf einen Vorsprung im Innern des alten Tempels, und dabei gewann das Auge erst ein gewisses Maß für die ungeheuern Dimensionen des ruinenhaften Bauwerks. Kurz, ich empfing einen tiefen Eindruck von diesen Wundern am Rande der Lybischen Wüste und von dem Ausblick in das vor ihr liegende gesegnete Nilland. Die mich begleitenden vier Beduinen thaten ungemein vergnügt. Sie riefen unablässig: Kolossal! Pyramidal! N'est-ce pas magnifique, Monsieur le comte, Mr. le baron, Mr. le docteur? Mitten im Wüstensande begegnete mir ein werter Mitpilger, einer unsrer Herren Generalsuperintendenten, mit dem schwarzen Cylinder auf dem Kopfe, ein angesichts der Szenerie unglaublich komisch wirkender Anblick. Schließlich bestieg ich mein Kamel wieder und ritt in gleichmäßigem, ganz wohlthuendem Trott zur Cheopspyramide zurück, an deren Fuße sich eine große Zahl unsrer Reisegefährten malerisch gruppiert hatte, um photographiert zu werden. Ich ließ mich aber nicht darauf ein, sondern trabte, umschrieen und umtanzt von meinen vier Begleitern, dem Menahause zu, wo dieser Kamelritt sein Ende fand. Als ich abgestiegen war und den bedungnen Preis mit einem ohnehin reichlich bemessenen Trinkgelde in die Hand Achmeds legte, erhob dieser mit seinen drei Gefährten ein mark- und beinerschütterndes Bakschischgeheul, und als ich, um sie nur loszuwerden, thörichterweise mein Portemonnaie hervorzog, rissen diese Hyänen der Wüste mir die Geldstücke, sogar Goldstücke aus der Hand und liefen auch dann noch, nach mehr schreiend, hinter mir her. Erst als ich sie in gerechtem Zorn anfuhr: Rien du tout, c'est fini, und ihnen, durch ihre Frechheit aufgebracht, unzweideutig mit dem Stocke drohte, blieben sie allmählich zurück.

Nach einer vor dem Menahause genommnen Erfrischung fuhr ich mit Generalsuperintendent D. nach Kairo zurück. Unterwegs hielten wir noch vor dem in einem frühern Palaste des Vizekönigs untergebrachten Museum ägyptischer Altertümer in Gizeh an. Wir wurden hier von einem Museumsbeamten herumgeführt und über die hier aufgehäuften Schätze orientiert. Sie sind staunenswert und geben namentlich ein reiches Bild altägyptischer Kultur, an das die doch immerhin sehr respektable Sammlung des Berliner Ägyptischen Museums, wenigstens für gewisse Perioden, nicht heranreicht. Ich kann sie, auch die Mumien der Könige aus den verschiednen Dynastien, hier unmöglich beschreiben. Der Gesamteindruck war großartig. Was uns namentlich auffiel, war der tiefernste Zug in der altägyptischen Kunst und Kultur, deren hohe Entwicklung ich bis dahin unterschätzt hatte. Alles ist auffallend ernst und dezent; überall bekundet sich die Heilighaltung der Familie. Immerhin war unser Besuch viel zu flüchtig, als daß wir zum vollen Genusse dieser hochinteressanten Sammlungen hätten kommen können. Aber Flüchtigkeit und eine gewisse Hetze sind von solchen Gesellschaftsreisen unzertrennlich. So schön die Reise war, dies ist doch die Kehrseite der Medaille.

In Kairo fuhren wir noch nach der hochgelegnen Citadelle, von der aus man einen prachtvollen Überblick über die gewaltige, 400000 Einwohner zählende Stadt mit ihren zahllosen Moscheen, Minarets, Palästen und Gärten, sowie über das Nildelta und die Umgebungen hat. Eben als wir oben ankamen, sank im Westen die Sonne. Wir konnten daher auch die berühmte Alabastermoschee (Gâmi Mehmed Ali) auf der Citadelle nicht mehr besehen. Sehr hübsch erzählte unser Dragoman, ein deutsch sprechender Muhammedaner, die Geschichte der von Mehmed Ali hier veranstalteten Niedermetzelung der Mamelukenanführer, insbesondre die Errettung eines Mamelukenbeys, der gleich den andern Beys auf die Citadelle zu einem Gastmahl geladen war, aber zu spät kam und das Thor verschlossen fand. Durch das Schlüsselloch spähend, sah er im Hofe die Leichen der dort massakrierten Mameluken, gab seinem Pferde die Sporen und setzte mit ihm über die Mauer in die Tiefe. Das Pferd blieb mit zerschmetterten Gliedern liegen, der Bey aber entkam nach Fayum, und erst nach Jahren wurde er dort entdeckt, dann aber, nachdem er seine Flucht vor Mehmed Ali erzählt hatte, von diesem begnadigt und mit reichlichem Lebensunterhalt versehen. Der Dragoman zeigte uns die Stelle der Metzelei und den Ort, wo der Bey sein Pferd über die Mauer gespornt hatte. Ich habe kaum je so dramatisch und fesselnd erzählen hören.

Schließlich fuhren wir auf dem Rückwege noch durch die Muski, die interessanteste Straße von Kairo mit höchst originellen Verkaufsgewölben, offnen, türkischen Kaffeehäusern und einem riesigen Menschenverkehr, ein Bild orientalischen Lebens und Treibens. Mir fiel es auf, daß die zahlreichen verschleierten Frauen, die man hier sieht, sämtlich schwarz gekleidet waren.

So war denn der für Kairo bestimmte Tag gehörig ausgekauft. Montag, den 24. Oktober, in aller Frühe fuhren wir mit der Bahn nach Alexandrien zurück und wurden bei glatter See, aber unglaublicher, echt afrikanischer Hitze wieder an Bord der Mitternachtsonne gebracht. Die Episode Afrika ist vorbei, unsre Fahrt geht nordöstlich auf Kleinasien zu. Die Nacht war heiß, die See spiegelglatt. Anderntags nach neun Uhr morgens kam am Horizont vor uns die Küste des gelobten Landes in Sicht. Es bewegte uns doch das Herz, das Land vor uns zu sehen, das uns von Kindheit an als das für das Geschick des Menschen und die Geschichte der Menschheit entscheidende dargestellt und erschienen war. Ich blieb möglichst für mich allein, suchte mich innerlich zu sammeln und schüttelte jede sentimentale Regung von mir ab. Jaffa, das alte Joppe, baute sich malerisch vor unsern Blicken auf. Die Stadt liegt an und auf einem Hügel unmittelbar am Meer. Sie ist von grünen Orangengärten flankiert, und der östliche Horizont wird durch das Gebirge Juda abgeschlossen. Der Hafen ist voll gefährlicher Klippen, sodaß die Schiffe ziemlich weit vom Lande ankern. Mit Booten werden die Reisenden ans Land gebracht. Für uns vollzog sich diese Landung sehr glatt und vergnüglich, und wir fuhren bei schönem Wetter unter allerhand Scherzen durch die berüchtigten Klippen hindurch. Man kann es sich aber sehr wohl vorstellen, wie lebens-

gefährlich, ja fast unmöglich bei einigermaßen bewegter See die Landung hier sein muß. Das Haus Simons des Gerbers, bei dem Paulus nach Apostelgeschichte 9 gewohnt hat, wird unten am Meere gezeigt, es ist ziemlich modern. Das angebliche Haus der Tabea (Tabitha) habe ich gar nicht gesehen. So sympathisch die Gestalt der Tabea ist, so gleichgiltig ist das Haus, das heute für das ihrige ausgegeben wird. Wir gingen durch die Stadt hinauf nach der deutschen Kolonie, wo wir im Hotel Jerusalem gute Erfrischungen fanden, namentlich schöne Trauben und Granatäpfel. Die Apfelsinen, die massenhaft zum Kauf angeboten wurden, waren zwar unglaublich billig (etwa zehn für 20 Pfennig nach unserm Gelde), dafür aber auch noch grün, unreif und sauer. Etwa um zwei Uhr brachten uns Wagen zum Bahnhofe. Die nach Jerusalem führende Eisenbahn führt zunächst durch die üppigen, wundervoll gehaltnen Orangengärten der deutschen Kolonie. Man merkt hier sofort deutsche Ordnung und deutsche Arbeit, und das erfreut hier im fremden Lande doppelt. Weitaus die meisten Kolonisten sind Templer, doch besteht hier jetzt auch eine kleine deutsch-evangelische Gemeinde unabhängig vom Tempel. Der Tempel oder die Templer sind eine freie Religionsgesellschaft schwäbischer Auswandrer, die unter der Führung des in allerlei eschatologischen Ausschreitungen befangnen, sonst aber klugen und thatkräftigen Christoph Hoffmann (gestorben 1885) aus Württemberg hierher kamen und wirtschaftlich hier erstaunlich vorwärts gekommen sind. Seit Hoffmanns Tode scheint das religiöse Leben der Templer stark zu verflachen, und neuerlich kehren viele von ihnen zur evangelischen Kirche zurück.

Bald wird die Gegend zu beiden Seiten der Bahn höchst unwirtlich und geradezu öde. Die Bahn windet sich im Gebirge Juda ziemlich steil bergan. Es war schon Abend, als wir in Jerusalem ankamen. Ein Bahnhof, ähnlich wie bei uns in Deutschland. Viel Geschrei, zahllose Fuhrwerke, Gezänk um das Gepäck, alles wie bei uns, nur lauter, unordentlicher, wüster. Weihevoll war unsre Ankunft in Jerusalem nicht. Aber man kann auch mitten im lärmenden Treiben still und innerlich gehoben sein, wenn man sich vorstellt, daß man in Jerusalem einzieht. Wir fuhren nach Fasts Lloyd-Hotel, wo ein Zimmer mit gutem Bett für mich reserviert war. Wir aßen zu Abend und bekamen gute, deutsche Hausmannskost. Ich schlief vorzüglich, und das war gut, denn der nächste Tag sollte anstrengend werden.

Geheimrat St. und ich wohnten in Jerusalem nicht in demselben Hotel. Er war vielmehr mit einer Anzahl von Mitpilgern in einem französischen Klosterhospiz untergebracht, wo die Zimmer und Betten, das Geschirr und die Bedienung, die Verpflegung und das zur Verfügung stehende Wasserquantum an klösterlicher Einfachheit nichts, im übrigen aber alles zu wünschen übrig ließen. Für den Ausflug nach Jericho, dem Toten Meer und dem Jordan war unsre Reisegesellschaft, da Wagen und Pferde bei dem riesigen Zustrom von Fremden nicht ausreichten, in drei Gruppen geteilt worden, von denen die zweite und die dritte zunächst in Jerusalem blieben und durch die dortigen

Sehenswürdigkeiten geführt wurden, während die erste den Ausflug machte. Die Zugehörigkeit zu jeder Gruppe war durch das Los festgestellt worden, und ich gehörte zur ersten Gruppe, die den Ausflug nach Jericho vorweg nahm und Jerusalem erst nachträglich kennen lernte. Vor meinem Fenster wurde es in der Frühe des Mittwochs, des 26. Oktobers, beizeiten lebendig, und um sieben Uhr stieg alles, was zur ersten Gruppe gehörte, teils zu Pferde, teils in die etwas fragwürdigen Wagen, die sich unter lautem Geschrei der arabischen Kutscher in einem scheinbar unentwirrbaren Knäuel vor unserm Hotel gesammelt hatten. Ich hatte auf das Reiten verzichtet und einen Wagen vorgezogen und kam denn auch in diesem um sieben Uhr glücklich aus dem Knäuel heraus und durch einige nichts weniger als anmutige Straßen der Stadt vor das Thor auf die unterhalb des Ölbergs am Kidronthal sich hinziehende, zu Ehren des Kaisers in fahrbaren Stand gesetzte, aber unglaublich staubige Chaussee.

Der Himmel war wolkenlos, und der Tag wurde sehr heiß. Immerhin aber waren wir in gehobner Stimmung, als wir jenseits des Damaskusthors angesichts des mit der ihn krönenden griechischen Kapelle malerisch vor uns liegenden Ölbergs an Bethanien vorbei in der Richtung nach Jericho dahinfuhren. War dies doch der Weg, den der Heiland von Jericho heraufgekommen war, als er der Marterwoche entgegenging, der Weg, von dem es im Gleichnis vom barmherzigen Samariter heißt: Es war ein Mensch, der ging von Jerusalem nach Jericho und fiel unter die Mörder. Jenseits des Ölbergs und nachdem man Bethanien passiert hat, windet sich die Straße in großen Serpentinen hinab ins Thal dem Gebirge Juda zu. Sie führt an der sogenannten Apostelquelle, einem Karawanserai, vorbei bald bergauf, bald bergab stundenlang durch ziemlich ödes, steiniges Terrain an das Wirtshaus „Zum barmherzigen Samariter“ und hinter diesem von ziemlich großer Höhe hinab in die Jordanebne. Wir hatten reichlich fünf Stunden zu fahren, ehe wir Jericho erreichten. Hinter dem „Barmherzigen Samariter“ hielten wir an und stiegen aus, um einen Berg zur linken Hand hinaufzugehn, von dem aus man in eine tiefe, enge Felsschlucht hinabsieht. Tief unten, uns gegenüber, sahen wir in wilder Felseneinsamkeit das russische St. Georgskloster liegen, ganz in die Klippen hineingebaut, mit einem Gärtchen und einigen Cypressengruppen davor; vereinzelte griechische Mönche gingen auf den schmalen Wegen am Kloster auf und ab. Ein völlig weltverlornes, abgeschiednes Fleckchen Erde, der frappante Gegensatz zu dem weltstädtischen Treiben Berlins oder Kairos oder Jerusalems, aus dem wir hierher kamen. Lautlose Stille und Einsamkeit war um uns her. Bald brachten uns die Wagen dann auf die Höhe der Straße, von der wir rechts die Fortsetzung des zerklüfteten Gebirgs Juda, darunter den schimmernden Spiegel des Toten Meers, gegenüber die grotesken Höhen des Gebirges Moab und zu dessen Füßen die grünumsäumten Ufer des Jordans vor uns liegen sahen. Rasch ging es nach Jericho, der alten Palmenstadt, hinab, die jetzt ein verfallnes, elendes Dorf mit zwei oder drei Hotels ist. Im Hotel

Gilgal aßen wir zu Mittag. Ich belegte mit dem Geheimen Kirchenrat Pank ein bescheidnes, aber saubres Zimmer im Nebengebäude für die nächste Nacht, und dann ging die Fahrt noch 2½ Stunden lang weiter durch die ziemlich trostlose, aber durch den Blick auf die Gebirge und durch die biblischen Erinnerungen gleichwohl belebte Ebne bis unmittelbar an das flache Gestade des Toten Meers.

Bei dem herrlichen Wetter — der Sonnenschein glitzerte auf dem leise bewegten, dunkelblauen Wasser — hatte die Stätte, an der einst Sodom und Gomorrha gestanden haben, nichts Schauriges. Bald sah man eine ganze Zahl Reisegefährten bis an den Hals im Wasser sitzen, dessen Schwere und Salzgehalt so berühmt ist. Ich badete nicht, sondern vertiefte mich in den grotesken Anblick des fisch- und verkehrslosen Sees mit seinen gebirgigen Umgebungen. Von hier ging es mit einstündiger Wagenfahrt zu der Stelle am Jordan, wo Christus von Johannes getauft sein soll. Es zeigt sich hier mit einemmale ein ganz eignes, landschaftlich entzückendes Fleckchen Erde, ein grünes Waldidyll, das an lauschige Ecken in Thüringen oder im Harz erinnert. Der Jordan macht hier eine Krümmung und bildet eine Art Becken, das von Weiden, Pappeln, Johannisbrotbäumen, Ölbäumen und Buschwerk malerisch umschlossen ist, ein ganz überraschendes Gegenstück zum Gestade des Toten Meers. Ob es die Stelle ist, von der es im Evangelium des vierten Adventssonntags heißt: „Dies geschah zu Bethabara, jenseits des Jordans, da Johannes taufte," mag dahingestellt bleiben, ist ja auch gleichgiltig; aber weihevoll ist dieses Fleckchen Erde, und unwillkürlich wurde man hier ernst und feierlich gestimmt. Ein Einsiedler, der am jenseitigen Ufer lebt, fuhr in einem Nachen durch die stille Bucht. Wir aber sangen: „Ich bin getauft auf deinen Namen," und Generalsuperintendent Rebe hielt eine kurze, an die Taufe des Heilands anknüpfende erbauliche Andacht. Dann dunkelte es schnell, und wir fuhren nach Jericho zurück, das wir trotz verfehlter Wege nach anderthalb Stunden glücklich erreichten.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Über Reisekosten der Staatsbeamten sind uns verschiedne Zuschriften zugegangen:

1. In Nr. 45 der Grenzboten vom Jahre 1899 ist Seite 326 ff. über die Reisekosten der Staatsbeamten ein Aufsatz erschienen, worin ausgeführt wird, daß die Fuhrkosten, Vergütungen für Zu- und Abgänge, sowie die Tagegelder zu hoch seien. Es wird darin angeführt, daß für jedes Kilometer Eisenbahnfahrt elf

Pfennige gezahlt würden; dies trifft jedoch nicht zu, im Deutschen Reiche und in Preußen erhalten Offiziere und Oberbeamte für jedes Kilometer dreizehn Pfennige, der zu erübrigende Betrag ist also noch höher, als der Verfasser des Aufsatzes annimmt. Andrerseits sind die Betreffenden zur Benutzung von Schnellzügen verpflichtet, diese kosten 6²/₃ Pfennige für jedes Kilometer, immerhin jedoch zahlt der Staat etwa das Doppelte von dem, was er als Fahrkosten bei Staatsbahnen zurück erhält.

Noch nicht berücksichtigt ist, daß bei der Möglichkeit von Rückfahrkarten fernerhin etwa ¼ der Fahrgelder erspart wird. Noch mehr beträgt die Ersparnis im Berliner Vorortverkehr. Bei kurzen Entfernungen wird überhaupt der Reisende sehr dadurch sparen, daß er bei mehrtägigen Geschäften täglich an seinen Wohnort zurückkehrt, wenn sich die Rück- und Hinfahrt billiger stellt als das Übernachten im Hotel.

Außerdem erhalten die obern Beamten und Offiziere bei Mitnahme eines Dieners für jedes Kilometer noch sieben Pfennige, während die Beförderung eines solchen nur vier Pfennige in der dritten Klasse kostet.

Es kommt noch in Betracht, daß das hierbei erzielte Einkommen des Beamten steuerfrei bleibt.

Aus allen diesen Gründen wäre es recht und billig, wenn Fuhrkosten überhaupt nicht gezahlt, sondern den Eisenbahnen die wirklichen Fahrkosten erstattet würden.

Was die Zu- und Abgänge betrifft, so brauchten diese nur bei wirklichen Versetzungen vergütet zu werden, können aber hier zu den allgemeinen Kosten gerechnet werden, sodaß die Nebenkosten für Zu- und Abgang überhaupt wegfallen. Kleine Reisen, die öfters nur eine Anwesenheit von einer halben oder einigen Stunden am Bestimmungsort erfordern, können ohne jedes Gepäck ausgeführt werden; der Benutzung von Fuhrwerken zum und vom Bahnhof bedarf es deshalb nicht. In den meisten andern Fällen braucht wohl bei den jetzt vorhandnen Verkehrsmitteln (Straßenbahnen) eine besondre Entschädigung für Zu- und Abgänge der Geringfügigkeit wegen nicht berechnet zu werden.

In betreff der Tagegelder würde festzusetzen sein, daß solche nur dann zur Zahlung kommen dürfen, wenn die Leistung am fremden Orte eine derartige Dauer und einen dem vollen Tagegelde entsprechenden Umfang hatte.*)

Die durch solche neuen Festsetzungen ersparten Reisekosten könnten zu andern Zwecken vorteilhaft Verwendung finden. Zur Deckung der Kosten aus Anlaß der Flottenvorlage müssen alle Patrioten Opfer bringen, in erster Linie wohl die Personen, die bisher über Gebühr entschädigt wurden. Wenn sich noch an andern Stellen Ersparnisse erzielen lassen, so wird sich im ganzen immerhin ein beachtenswerter Beitrag zu den Kosten ergeben. B.

2. Nachdem ich vor einem Jahrzehnt Gelegenheit hatte, einige Nummern der Grenzboten zu lesen, ist diese Zeitschrift auf meine Empfehlung hier in einigen Lesezirkeln zur Einführung gelangt. Das soll nur sagen, daß ich ein treuer Anhänger Ihres geschätzten Blattes bin. Heute liegt mir Nr. 45 der 58. Jahrgangs und damit der Artikel „Reisekosten der Staatsbeamten" vor. Ich sehe davon ab, diesen Artikel erschöpfend zu widerlegen, halte aber die Mitteilung für angezeigt, daß der Herr Verfasser durchaus nicht allenthalben im richtigen Bilde gewesen ist. Der Herr Verfasser hat ganz unberücksichtigt gelassen, daß die gesetzlich zu erhebenden Reisekostenvergütungen für Reichsbeamte, für Militärs und für Zivilstaatsdiener der deutschen Einzelstaaten ganz verschieden normiert sind, sonst hätte er nicht so schlankweg von dem Profitchen mit den Kilometergebühren sprechen können, da bei-

*) Verschiedne städtische Verwaltungen haben für Dienstreisen viel geringere Entschädigungen festgesetzt als das Reich oder die Einzelstaaten.

spielsweise alle königlich sächsischen Staatsbeamten nach Orten, die Bahnverbindung haben, Kilometergebühren überhaupt nicht, sondern das Eisenbahnfahrgeld zu berechnen haben.

Ebenso anfechtbar würde das auf Seite 328 über die Einteilung eines Reisetags Gesagte sein, obgleich der Herr Verfasser in diesem Absatze dreimal den Ausdruck „Unfug" gebraucht.

Was ferner auf Seite 327 über Zu- und Abgang nach und von der Bahn gesagt ist, so hat der Herr Verfasser mit den als Beispiel aufgeführten großen Städten geradezu das Verkehrte getroffen. In solchen Städten ist der Verkehr zu den Bahnhöfen geregelt. Die Preise für Omnibus- oder Droschkenbenutzung und Gepäckbeförderung sind normiert und im voraus fast klipp und klar, während auf dem flachen Lande, wenn durch schlechte Witterung oder durch Gepäckmitführung Fuhrwerksbenutzung nach dem Bahnhofe nötig wird, die Kosten für ein oft nur schwierig zu erlangendes Geschirr weit höher sind. Auf Seite 328, gleich zu Anfang, liest man zwischen den Zeilen, daß der Herr Verfasser die Dienstreisen wohl mehr als bezahlte Vergnügungsreisen auffaßt, zumal da er auch die längere oder kürzere Dauer einer solchen Reise in das beliebige Ermessen des reisenden Beamten stellt. Die Dienstreisen, die nicht etwa beliebig nur zur schönen Jahreszeit, sondern oft unter den größten Witterungsunbilden auszuführen sind, erfordern in der Hauptsache einen gesunden Mann und eine besondre Kraft. Es kann einer ein sehr tüchtiger Kaufmann, dabei aber ein unbrauchbarer Geschäftsreisender sein.

Daß der Beamte, dem periodisch die Ausführung mehrerer Dienstreisen in einer Woche obliegt, in den weitaus meisten Fällen die inzwischen an seiner Amtsstelle liegen gebliebnen laufenden Arbeiten außerhalb der üblichen Dienststunden mit Zuhilfenahme des Sonntags oft unter übermäßigem Zeit- und Kraftaufwande nachzuholen hat, scheint der Herr Verfasser nicht zu wissen.

Hier ein Beispiel aus der Praxis eines im Erzgebirge stationierten Beamten, dessen Dienstreisen hauptsächlich in die Wintermonate fallen: Früh fünf Uhr aufstehn, 3/4 6 Uhr — um diese Zeit im Winter trifft man auf den Straßen der Großstädte niemand als höchstens Semmelfrauen und Schornsteinfegergesellen schon in geschäftlicher Thätigkeit an — von der Wohnung nach der Omnibusstation, häufig durch kniehohen Schnee; Omnibusfahrt, nasse Füße — oder bei mangelndem Omnibus zu Fuß dreiviertel Stunden durch Schnee auf ungebahnten Wegen; dann in den gutgeheizten Bahnwagen. Hierauf in einem großen Raume — Bauerntanzsaal oder dergleichen —, der eben nur aller vier Wochen oder zu dem vorliegenden Amtstermine gerade einmal geheizt wird. Von neun Uhr bis nachmittags drei, vier oder fünf Uhr ununterbrochen unter anstrengender Thätigkeit an einem Platze sitzen unter fortwährendem Öffnen und Schließen der Zugangsthür durch das beteiligte zahlreiche Publikum. Rückkunft abends 3/4 9 oder auch häufig 3/4 12 Uhr nachts. Nun folgt an der Amtsstelle die notwendigste Erledigung der vorliegenden Eingänge nach Befinden bis gegen ein Uhr. Morgens fünf Uhr Antritt zur nächsten Dienstreise usw., und dies häufig vier Tage hintereinander. Dabei kommt sich einer schon mehr als Droschkengaul vor, und das Fünftel, was unter Umständen an Geld gespart, oder wie der Herr Verfasser sagt, außer dem Gehalte verdient wird, ist an Gesundheit vielfach zugesetzt worden.

Wenn, wie in dem wieder mit dem Worte „Unfug" behafteten Schlußsatze des Artikels vorgeschlagen wird, das angeblich bestehende Plus der Reisekosten auf die Gesamtheit der Beamten in Form festen Gehalts Verteilung finden sollte, so würden sich wieder die Beamten benachteiligt fühlen, die sowieso reisen müßten; ja es stünde zu befürchten, daß manche Dienstreise ganz unterbleiben würde, deren Ausführung zum Nutzen des Staats erforderlich gewesen wäre.

Wenn auch die wohlmeinende Absicht des Herrn Verfassers, in Bezug auf die Einkommensverhältnisse der Beamten im allgemeinen Gutes zu erreichen, nicht zu verkennen ist, so bleibt es andrerseits bedauerlich, daß durch diesen den Thatsachen nicht völlig entsprechenden Artikel einer gewissen Bevölkerungsklasse, die an alles das Nivellierinstrument ansetzen möchte, geradezu Wasser auf die Mühle zugetragen wird.

3. In den Grenzboten (Nr. 22, 1895) findet sich ein äußerst lehrreicher Aufsatz über Dienstreisen, dem ich den Passus entnehme: „Die Menschen müßten anders sein, als sie es nun einmal sind, wenn nicht eine große Zahl jahraus jahrein der Versuchung erliegen sollte, Dienstreisen amtlich für notwendig zu erklären und zu unternehmen, die ganz überflüssig und nur ein Vorwand zur Erreichung einer Geldeinnahme sind. Auch der redlichste Beamtenstand wird auf die Dauer nicht widerstehn, wenn ihm die Versuchung zum pflichtwidrigen Geldmachen durch das Gesetz nahe gelegt wird. Die in Preußen bestehenden Bestimmungen über die Reisekosten der Beamten müssen demoralisierend wirken, sie sind entschieden geeignet, die in Bezug auf Gewissenhaftigkeit und Redlichkeit im Beamtenstande herrschenden Anschauungen und Gewohnheiten herabzudrücken.“ Inzwischen sind ja die Sätze für Dienstreisen geändert, aber die dadurch erzielten pflichtwidrigen Einnahmen nicht verringert worden, sodaß in Nr. 45 vom 9. November 1899 die Ungereimtheit der Reisekosten der preußischen Staatsbeamten nochmals durchaus sachgemäß beleuchtet wird. Ich kann hierzu aus meinen Beobachtungen und Erfahrungen einige Beispiele mitteilen, wie abstumpfend die schlechte Gewohnheit zum pflichtwidrigen Geldmachen auf die Ehrenhaftigkeit einwirkt, und mit wie großem Rechte 1895 Herr Fr. von Örtzen auf die Gefahren der Beamtendepravation hinwies.

Es ist mit Recht vorgeschrieben, daß kommissarisch angestellte Beamte vor der definitiven Anstellung durch höhere Vorgesetzte mehrfach kontrolliert und ihr amtliches Verhalten auf besonders hierzu ausgewählten Dienstreisen gewissermaßen geprüft wird. Was liegt menschlich näher, als daß der noch nicht fest angestellte Beamte, um den Revisor günstig zu stimmen, bei den gemeinsam vorzunehmenden Dienstreisen die Fuhrkosten ganz oder zur Hälfte bezahlen will. Da habe ich es denn erlebt, daß der Revisor es für ganz „standesgemäß“ erachtete, seinen Untergebnen für sich bezahlen zu lassen, ja daß er sich, obgleich die Reise den ganzen Tag dauerte und zum Einkehren, wie ihm bekannt sein mußte, keine Gelegenheit war, aus dem Hotel keine Verpflegung mitnahm, sondern damit indirekt seinen zu revidierenden Untergebnen zwang, einen sogenannten „Freßkober mit dem nötigen Wein“ mitzunehmen, obgleich er selbst vom Staate für den Kilometer volle Reisegelder und für den Tag standesgemäße Verpflegungskosten erhielt. Auch nach der definitiven Anstellung wurde natürlich dieses eigentümliche Reiseverfahren fortgesetzt, also selbstverständlich dem Untergebnen zur Berichtigung des Fuhrherrn nur die Hälfte der Fuhrwerkskosten bezahlt usw., und da eine solche Art von Dienstreisen tüchtig Geld bringt, wurde unter den nichtigsten Vorwänden Monat für Monat diese einträgliche „Brotstelle“ abgegröschelt, und damit es ordentlich „fleckte,“ zur Rückreise ein Zug benutzt, der zwanzig Minuten nach Mitternacht in der Stadt des betreffenden Revisors ankam, sodaß auch noch der angebrochne nächste Tag seine ReisedIäten liefern mußte, obgleich sich die sogenannte Dienstreise ganz gut mit einem frühern Zuge hätte beenden lassen.

Man wende nicht ein: Ja, warum ist der Untergebne so dumm, fortgesetzt die Fuhrkosten zur Hälfte zu bezahlen, Frühstück, Wein usw. zu offerieren! Wenn ihm gelegentlich auf einer Dienstreise ein Wink mit dem Zaunpfahle gegeben wird, daß der Herr Vorgesetzte lieber Ungarwein statt eines andern tränke, ja wenn er hört, daß die meisten seiner Kollegen so verfahren, wohl wissend, daß ihr Dezernent

ihr Schicksal bei einer etwaigen Versetzung in der Hand hat, namentlich wenn die Kinder heranwachsen und keine höhere Schule am Orte ist, so wird er sich wohl oder übel vom allgemeinen Abusus nicht ausschließen können, denn soviel Menschenkenner ist doch jeder, daß er sich nicht sagen sollte: Dein Dezernent, der bei seinen hohen Reisediäten nicht errötet, von dir Benefizien anzunehmen, wird, falls du einmal in sechs bis acht Jahren um Versetzung in eine Gymnasialstadt einkommst, ebensowenig erröten, einen andern als geeigneter vorzuschlagen, der sich um das leibliche Wohl und um die Kasse des Dezernenten größere Verdienste erworben hat.

Als ich einen dieser so wenig gewissenhaften Herren einmal fragte, warum er denn nicht von dem einen Orte zur Revision gleich nach dem nächsten nur 2 Kilometer entfernten reise, statt erst 6 Kilometer nach rechts zu einem Orte und dann in einem ganz spitzen Winkel zurück nach dem vorher nur 2 Kilometer entfernten zu fahren, von wo aus dieser Zickzackweg dann fortgesetzt wurde, antwortete er ohne Bedenken: Ja, dann würde die Oberrechnungskammer sagen, die ganze Reise hätte sich mit der Eisenbahn machen lassen, und mir würde dann der Kilometer nur mit der geringern Vergütung für Eisenbahn statt für Landweg angerechnet werden. Man wird mir einwerfen: Ach! das sind nur Ausnahmen von gewissen Beamten, hin und wieder mag das ja wohl vorkommen usw., aber — und nun ein Dithyrambus auf das sonst so tadellose preußische Beamtentum! — Nach den von mir über ein Jahrzehnt gemachten Beobachtungen ist es schon zur Regel geworden, ich habe nur recht wenig Ausnahmen solcher „über Geldmachen durch Reisediäten“ vornehm denkenden Beamten kennen gelernt.

Wenn auch unter tausend Fällen einmal ein derartiger „Plusmacher“ diszipliniert wird, wie z. B. ein Richter, der zur „Einnahme des Augenscheins“ überall da Termine ansetzte, wo er in der Nähe zur Jagd gehn konnte, so werden andre nur eben vorsichtiger verfahren und in ihren Revisionsberichten soviel Mängel und Pflichtwidrigkeiten vorführen, daß ihre so gewinnbringenden häufigen Dienstreisen nicht oft genug wiederholt werden können und ihnen außerdem noch den Ruf von äußerst tüchtigen, energischen und fleißigen „schneidigen“ Beamten einbringen, die freilich durch den Ton, den sie auf ihren Dienstreisen anzuschlagen belieben, die Zustände veranlassen, die in Nr. 18 der Grenzboten vom 4. Mai 1899 in „Sozialreform im Staatsdienst“ treffend beleuchtet wurden.

Soviel mir bekannt ist, ist bei den preußischen Kataster- wie auch Grenz- und Steuerbeamten im Interesse der Staatskasse das in dem Artikel des Herrn von Ortzen vorgeschlagne Verfahren schon seit einiger Zeit eingeführt, nämlich die Rechnungen für verauslagte Fuhrkosten einzusenden.

Noch treffender finde ich die bayrischen Dienstreisekosten geregelt, indem dort nämlich der zu Dienstreisen verpflichtete Beamte ein Jahresaversum erhält, über dessen Verbrauch er am Schlusse des Jahres mit den eingesandten Fuhrkostenrechnungen Aufklärung giebt; was von dem Aversum nicht verbraucht ist, fällt an die Staatskasse zurück. Der Gedanke, daß die Gelder des Staats nicht zur Bereicherung unredlicher, aber recht reiselustiger Beamten dienen sollen, ist meines Erachtens dort vollkommen durchgeführt, denn es ist doch eine schwere Ungerechtigkeit, daß Beamte für gewissenhafte Pflichterfüllung nur ihren Gehalt bekommen, andre aber für ihre Pflichterfüllung, wozu doch das Reisen auch gehört, sich auf Kosten des Staats bereichern dürfen.

Chinesisches aus Schwaben. Daß sich in dem gesegneten Schwaben, der Heimat so vieler Dichter und Denker, dem besonders in neuster Zeit ob eines besonnenen und gesunden Fortschritts mannigfach gepriesenen Bundesstaate Eigentümlichkeiten von zweifelhafter Berechtigung mit großer Zähigkeit erhalten, ist eine

Thatsache, die auch dem Fremden durch eigne Anschauung oder vom Hörensagen gelegentlich bekannt wird.

Eine in ihrer Art einzige Institution aber, die innerhalb der schwarzroten Grenzpfähle meist als eine ganz selbstverständliche Sache von unantastbarer Berechtigung hingenommen wird, dürfte für den Nichteingeweihten „draußen im Reich" immerhin einiges Interesse bieten.

Der Historiker Treitschke erkundigte sich einst nach dem Schicksal eines frühern Schülers. „Es geht ihm sehr gut, er hat ein gutes Examen gemacht," lautete die Auskunft des schwäbischen Landsmanns, und „daran erkenne ich den Schwaben" die Antwort des nordischen Professors. Und einen jetzt an der Leipziger Hochschule dozierenden Pandektisten konnte man zur Zeit seiner Tübinger Lehrthätigkeit in studentischem Kreise einmal sagen hören, er wundre sich nur, daß den württembergischen Beamten die Examensnote nicht auf den Grabstein gesetzt werde.

Gleichfalls ein berühmter Rechtslehrer der sächsischen Hochschule pflegt in seiner Vorlesung über Zivilprozeß bei einem Exkurs in die Verhältnisse der Richter der einzelnen Bundesstaaten neben einer Erwähnung der Thatsache, daß die württembergischen Juristen sich der schlechtesten Bezahlung im Reiche erfreuen, nicht ohne Ironie als Kuriosum zu verzeichnen, daß bei ihnen alles nur auf das Examen ankomme.

In der That ist denn auch das Lebensschicksal des württembergischen Beamten durch seine Prüfungsnote besiegelt, und wenn er den Examensnöten entrückt ist, hängen sich ihm die Examensnoten wie ein Schatten an die Ferse. Am starrsten ist das Prinzip bei den Theologen ausgebildet. Bei ihnen ist die Examensnote so sehr Lebensfrage, daß sie dem Ästhetiker Vischer Idee und Stoff zu einem Lustspiel (Nicht Ia) liefern konnte. Seit alter Zeit gilt das Dogma: Wer nicht das Zeugnis zweiter Klasse, erste Unterabteilung, erringt, dem bleiben die höhern Stufen der geistlichen Ämter, vom Dekan (Superintendenten) aufwärts, verschlossen. Daß Predigergabe, Befähigung zur Seelsorge und praktisches Geschick in Sachen der kirchlichen Verwaltung nicht immer an eine bestimmte Prüfungsnote geknüpft sein können, wollen die maßgebenden Stellen durchaus nicht einsehen, und auch der hellerblickende Karl Gerok, der selbst die glänzendsten Prüfungszeugnisse aufweisen konnte, hat als Mitglied des Landeskonsistoriums vergeblich hiergegen angekämpft.

Aber auch in den übrigen Ressorts wird das Notensystem auf die Spitze getrieben. Es kommt in der That vor, daß einem Stellenbewerber gesagt wird, man könne und wolle seine Befähigung für dieses oder jenes Amt nicht in Abrede stellen, aber er werde selbst einsehen, daß er vermöge seiner Examensnote nicht in den Wurf kommen könne. Zu welchen Härten und Ungerechtigkeiten, z. B. was den Zeitpunkt der definitiven Anstellung betrifft, diese Übung führt, soll hier nicht im einzelnen erörtert werden. Aber so viel sei zur Vervollständigung des Bildes noch angeführt, daß in Wirklichkeit die „Lebensfrage" nicht immer eine so glückliche Lösung findet wie in dem Vischerschen Lustspiel, und daß es in der That hohe Beamte giebt, die vermöge ihres fein entwickelten und durchgebildeten Notensinns sogar im persönlichen Verkehr mit ihren Untergebnen, z. B. in der Erwiderung des Grußes, eine nach der Examensnote abgestufte Behandlung zeigen.

Wer nach einer Erklärung für das schwäbische Unikum sucht, dem sei es gesagt: Es weht eben von alters her Magisterluft in Schwaben, und darum wollen sie sich auch diesen Zopf nicht nehmen lassen.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Lebenshaltung und Arbeitsmaß



Von den drei Kräften der Güterproduktion: Natur, Kapital, Arbeit, die von der Volkswirtschaftslehre unterschieden werden, ist die Arbeit die wichtigste. Sie steht so sehr in erster Reihe, daß Roscher mit Recht sagen konnte: „Der größere Teil des jetzt in England befindlichen Vermögens ist innerhalb des letzten Jahres produziert worden; ein sehr geringer Teil hat bereits vor zehn Jahren existiert.“ Da nun die Produktion zur Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse dient, so folgt aus dem hervorragenden Anteil der Arbeit an der Produktion, daß die Arbeit um so intensiver und allgemeiner sein muß, je zahlreicher und umfangreicher sich die Bedürfnisse entwickeln. „Den vornehmsten Sporn zu jeder produktiven Thätigkeit bildet das Bedürfnis, diese stets gespannte Feder im Uhrwerke der Volkswirtschaft.“ „Wo die Bedürfnisse wachsen, da nimmt auch die Produktion zu“ (Roscher). Die Menschheit ist einer unendlichen Erweiterung ihres Bedürfniskreises fähig. Wie sich nun das Arbeitsmaß der Gesamtheit der Bevölkerung nach der Summe der zu beschaffenden Güter — teils zum eignen Verbrauch, teils zum Zwecke des Eintausches fremder Güter — richtet, so wird auch der Einzelne im allgemeinen umsomehr arbeiten müssen, je größer seine Ansprüche auf einen Anteil an den produzierten Gebrauchsgütern nach Art und Menge sind. Denn — abgesehen von den Ausnahmefällen derer, die durch Kapitalbesitz in die Lage versetzt sind, andre für sich arbeiten zu lassen — jeder kann seinen Bedarf an Lebensgütern nur soweit befriedigen, als er sich die Mittel dazu durch lohnbringende Arbeit verschafft, verdient. Nil sine magno vita labore dedit mortalibus.

Gewöhnlich unterscheidet man die Stufenleiter der Natur-, der Anstands-, der Luxusbedürfnisse (so schon Adam Smith); natürlich mit überaus flüssigen und variabeln Grenzen, je nach den Anschauungen der verschiednen Kulturperioden und Völker. J. B. Say erinnert daran, que l'ouvrier le plus pauvre chez nous ne peut pas se passer de chemise, quoique les plus riches

ouvriers n'en portassent point chez les anciens. So erzählt Dandolus von einer Dogenfrau in Venedig, die so luxuriös gewesen sei, daß sie — statt mit den Fingern — mit goldnen Zweizacken gespeist habe. Zur Strafe dieser Unnatur sei sie aber auch schon bei Lebzeiten stinkend geworden. Das allmähliche Fortschreiten vom einfachen zum komplizierten Bedürfnis, die Erweiterung des Kreises der Güter, die sich ein Volk allmählich als unentbehrlich für das Leben anzusehen gewöhnt, das Eindringen von Luxusbedürfnissen materieller wie geistiger Art in immer weitere Schichten — alle diese Vorgänge stellen in ihrer Gesamtheit den Fortschritt der Kultur eines Volkes dar. Eine Geschichte der Bedürfnisse, etwa auf Grundlage der in den Museen aufgespeicherten Gebrauchsgegenstände, würde mit der Geschichte der materiellen Kultur zusammenfallen.

Völlige Bedürfnislosigkeit ist weder wirtschaftlich noch sittlich ein erstrebenswerter Zustand und würde als allgemeines Lebensprinzip die Menschheit von der Erfüllung ihrer Aufgaben völlig abbringen. Diogenes, der seine Lebenshaltung auf die primitivsten Formen zurückgeschraubt hatte, kann nicht auf die Billigung des Volkswirts oder des Moralisten rechnen. Der Weg, der zur Kultivierung wilder Völkerschaften führt, ist der, daß man sie neue Bedürfnisse anzunehmen lehrt und sie auf diesem Wege von der Indolenz zur Arbeit heranbildet. Wirtschaftlicher Quietismus ist vom Übel. Wo der Mensch zu wenig zu thun hat, um sich das Unentbehrliche zu verschaffen, da ist keine höhere Kultur möglich; es ist kein Zufall, daß gerade die Völker die Welt beherrschen, denen das Klima ihres Landes einen steten arbeitsvollen Kampf zur Sicherung ihrer Existenz auferlegt.

Die Arbeit, die uns Güter zur Befriedigung der Bedürfnisse schafft, ist eine Grundlage nicht nur unsrer wirtschaftlichen, sondern ebenso sehr unsrer moralischen Ordnung. Die alttestamentliche Auffassung der Arbeit als eines Fluches im Gegensatze zum dolce far niente des Paradieses ist den modernen Völkern im ganzen nicht geläufig. Schön ist die sittliche Kraft der Arbeit im „Katechismus der Moral und Politik für das deutsche Volk" geschildert: „Sie ist ein heilsames Spezifikum gegen alle moralischen und physischen Übel; sie ist die Quelle innerer Zufriedenheit sowohl als von Gesundheit und Wohlergehn; Thätigkeit erhält die Menschen jung und lebensfroh und bewahrt sie vor den Übeln und Krankheiten, die durch die Einbildung erzeugt werden, vor melancholischen Verstimmungen und hypochondrischen Grillen. Die Arbeit ist ein Fluch, mit dem Gott die Menschen gesegnet hat."

Aber die Arbeit ist nicht das einzige Ziel der Menschheit, und wenn auch der bekannte Spruch der englischen Trade Unions:

Eight hours work, eight hours play,
Eight hours rest, eight shillings a day

eine gewaltige Übertreibung ist, so bleibt es doch immer wahr, daß ein angemessener Wechsel zwischen Arbeit und Erholung, zwischen Anstrengung und Ruhe für das Glück der Menschheit eine Notwendigkeit ist. Saure Wochen —

frohe Feste! Nur ein richtiges Verhältnis des Arbeitsmaßes zu dem übrigen Lebensinhalt wird dem Einzelnen wie der Nation Glück und Zufriedenheit gewährleisten.

Wir wissen, daß das Arbeitsmaß für den Einzelnen wie für das Volk durch die zu befriedigenden Bedürfnisse bestimmt wird; wenn die Bedürfnisse zu sehr anschwellen, dann hat solches Übermaß an Ansprüchen ebensowohl wirtschaftlich wie ethisch seine bedenklichen Seiten. Roscher, dessen frommer Sinn nicht müde wurde, auch der Volkswirtschaftslehre mit besonderm Nachdruck einen ethischen Inhalt beizulegen, hat sich vielfach mit der Grenze beschäftigt, an der ein Bedürfnis schädlich und unsittlich wird. „Es giebt eine Grenze, wo die neuen oder verstärkten Bedürfnisse der Verbildung angehören, statt der höhern Bildung. Jedes unsittliche und unkluge Bedürfnis überschreitet diese Grenze.“ In diesem Zusammenhang erinnert Roscher daran, daß luxus im Lateinischen ursprünglich „Verrenkung,“ also etwas unnatürliches, krankhaftes bedeute. Auch Faucher macht auf manche übertriebnen, ja widersinnigen Erscheinungen auf diesem Gebiete aufmerksam; so, wenn er von gewissen modernen Genußmitteln (narkotischer und alkoholischer Art) spricht: „So seltsam ihre Einführung, so schwer ist es doch, das Bedürfnis wieder los zu werden, das ihrem Gebrauche folgt; vorzüglich der Thee und der Tabak — dieser in allerhöchstem Grade — legen einen eisernen Griff auf den Menschen.“ „Der Modewechsel hält, in schnellerer und schnellerer Wiederkehr, seinen Siegeszug durch die zivilisierte Welt und scheint es dabei geradezu auf Erhöhung der Expansivkraft des Kleidungsbedürfnisses abgesehen zu haben.“

Der Mensch wird Sklave dieser eingebildeten Bedürfnisse und dadurch immer abhängiger: indem er sein Herz allzu sehr an die komplizierten Veranstaltungen der verwöhnten Kulturmenschheit hängt, vermehrt er die Möglichkeiten der Unlustgefühle, die ihm erwachsen, wenn er dieser Dinge, die doch im Grunde keine essentialia sind, entraten muß; vor allem jedoch legt er sich, um sich die Befriedigung seiner Ansprüche zu verschaffen, ein Arbeitspensum auf, das häufig genug das Gleichgewicht in der Verteilung von Ruhe und Arbeit zu stören droht. „Das Ideal würde erreicht sein, wenn alle Menschen nur wahre Bedürfnisse fühlten und alle Befriedigungsmittel klar einsähen und mit sozialer Anstrengung, wie für ihre leiblich-geistige Entwicklung am heilsamsten ist, erlangen könnten,“ meint Roscher. Wir leben in einem Zeitalter, wo eine Erweiterung des Bedürfniskreises tagtäglich beobachtet werden kann. Tausend Dinge im öffentlichen, im geschäftlichen, im privaten Leben, die früher ein unerreichbarer, ja ungeahnter Luxus waren, sind heute selbstverständliches Gemeingut für alle geworden; man kann von einem wahrhaft tropischen Wachstum der Bedürfnisse innerhalb der Kulturvölker sprechen.

Wenn wir den Roscherschen Maßstab an diese Erscheinung legen, dann erheben sich die Fragen: Fühlen wir nur wahre Bedürfnisse? Steht das aufgewandte Arbeitsmaß im richtigen Verhältnis zum Werte der erstrebten Genüsse?

Ist die Menschheit durch die ungeheure Vervielfältigung der Ansprüche glücklicher geworden? oder haben wir die Steigerung unsrer wesentlich materiellen Kultur mit einem zu teuern Preise an Gesundheit und Behagen erkaufen müssen? Diese Fragen werden nicht ausschließlich von den laudatores temporis acti aufgeworfen; der Zweifel, ob denn dieser circulus vitiosus einer fortwährenden Steigerung der materiellen Bedürfnisse und der dadurch hervorgerufnen größern Arbeitsanstrengung ein Segen für die Menschheit sei, beginnt sich schon recht vernehmlich bemerkbar zu machen. Am schlagendsten würde dem heutigen Geschlecht — dem schon so vielerlei in Fleisch und Blut übergegangen ist, was unsre Vorfahren noch als höchst merkwürdig und unerhört empfunden hätten — der gewaltige Unterschied zwischen einst und jetzt vor Augen treten, wenn man ihm die nach Hauptrubriken geordneten, peinlich genau geführten Hausstandsbücher zweier Familien gleichen Standes und gleicher Kopfzahl etwa aus den Hansestädten, überhaupt ceteris paribus, jedoch das eine Jahresbudget aus dem Jahre 1800, das andre hundert Jahre später, nebeneinander vorlegen könnte: wie viel zahlreicher würden die Rubriken von 1900, wie viel mannigfaltiger die Ausgabeposten, wie viel gewichtiger die Endsummen sein! Im Gegensatze würde mit einem Schlage die ungemein kostspielige, komplizierte und raffinierte Art unsrer heutigen (insbesondre der städtischen) Lebensführung klar werden. Dieselbe mitleidige Verwundrung würde uns ergreifen, wenn wir etwa zwei Staatshaushaltsabrechnungen aus den beiden Endpunkten des Jahrhunderts vergleichen könnten.

Das Bild altväterischer Lebenshaltung im Gegensatze zu unserm heutigen standard of life läßt sich jedoch auch auf anderm Wege rekonstruieren; der Versuch könnte belehrend und lohnend sein. Zu der Zeit unsrer Großväter bewohnte die Familie ihr ererbtes Stadthaus, das nicht nur die Wohnräume, sondern auch noch Kontor und Warenlager in sich barg. In Lübeck steht noch heute eine Anzahl solcher typischen Bürgerhäuser. Das Wasser holte man sich gratis mit dem Eimer aus der Pumpe oder dem Brunnen im Hofe; die Beleuchtung war spärlich, die Heizung primitiv, die Abfuhrverhältnisse nach unsern Begriffen haarsträubend. Eingehend ist ein solches altes (Hamburgisches) Kaufmannshaus in dem vom „Verein Hamburger Kunstfreunde" herausgegebnen Buche: „Unser Elternhaus" geschildert, wie es noch vor dem großen Brande von 1842 stand und bewohnt wurde. Wo der Hintergarten an den Stadtgraben stößt, steht über dem Wasser ein kleines Lusthaus; sein unteres Stockwerk enthält den Raum, dessen notwendige Existenz ein offenkundiges Geheimnis in allen Häusern ist. Die sich in dem Wasser spiegelnden Sonnenlichter malen ihre hellen Kringel an die Decke des Gemachs, und das geduldige Wasser des Stadtgrabens nimmt alles das auf, für dessen hygienische Wegschaffung und Beseitigung heute ein ungeheures Kanalisationssystem geschaffen worden ist; nebenbei bemerkt ein Fortschritt, auf den wir uns angesichts der Leistungen der Römer im Kloakenwesen nicht allzu viel einbilden dürfen. — Die Einrichtung des Hauses war gediegen, aber wenig kompliziert, und die von den

Eltern auf die Kinder vererbten Möbel unterlagen einem nur mäßigen Wechsel der Mode. Noch sind nicht Wohn- und Schlafräume mit tausend „Sachen keines Gebrauchs“ angefüllt; noch hängen nicht an Wänden, Fenstern und Thüren die lichtsperrenden, staubfangenden Vorhänge und Portieren. Auch die kleinen Luxusgegenstände jener Zeit — wir würden sie heute Galanteriewaren nennen — muten uns zumeist äußerst naiv an.

Heute wohnt man vielleicht nicht in größern Räumen, dafür aber sicherlich weit teurer; vielfach draußen vor dem Thore, sodaß ein besondres Kontor in der City erforderlich wird, und zu der doppelten Miete noch die Kosten der täglichen Beförderung durch Eisenbahn oder Straßenbahn zwischen Wohnung und Geschäft hin und her hinzutreten. Gerade die Ausgaben für die Beförderung auf der Straßenbahn sind ungeheuer — Ausgaben, die man früher überhaupt nicht kannte. Es wurden in Hamburg in einem Jahre (1897) befördert: 83029931 zahlende Fahrgäste; rechnet man nur 10 Pfennig für die Person, so ergiebt das 8302993 Mark. Dazu an Abonnements 456238,68 Mark ergiebt eine Ausgabe von etwa 9 Millionen Mark bei einer Bevölkerung von 650000 Einwohnern. Die Wasserversorgung aus der Leitung ist nicht mehr wie früher die aus der Pumpe unentgeltlich, und die Beleuchtungsverbesserung äußert sich in ansehnlichen Rechnungen für Gas- oder Stromkonsum. Denn an die Stelle des Talglichts mit seinem übelriechenden Qualm und der Öllampe ist das Gasglühlicht oder die elektrische Beleuchtung getreten. Unsre Altvordern mußten in die Badestube zum Bader, wenn sie sich — wohl nur in angemessenen Zwischenräumen — zur gründlichern Reinigung ihrer Person entschlossen; heute ist mit der allgemein eingedrungnen Sitte des täglichen Bades die Badestube in einer modernen Wohnung selbstverständlich geworden. Große Spiegelscheiben haben die kleinen, in Blei gefaßten Glasbruchstücke ersetzt, doppelte Fenster gegen die Winterkälte gehören zu jeder bessern Wohnung. Teppiche, Treppenläufer, Parkettfußböden, elektrische Glockenleitungen findet man auch in der bürgerlichen Wohnung. Gerade auf dem Gebiete der Wohnungsverhältnisse mehren sich die Ansprüche an Eleganz und Komfort täglich, und erfinderische Baumeister wie sonstige Interessenten sind eifrigst an der Arbeit, diesen Ansprüchen entgegenzukommen.

Die Rubriken des modernen Jahresbudgets für Kleidung und Nahrung würden sich gegenüber den Hausstandsrechnungen von 1800 ebenfalls durch manches Neue und durch ungemein gesteigerten Umfang auszeichnen. Zwar gab es auch schon vor hundert Jahren etwas wie Mode, denn die menschliche Eitelkeit, die jeden treibt, sich äußerlich vorteilhaft von andern abzuheben, ist keine Erfindung unsrer Zeit; aber damals wechselte doch die Kleidermode noch nicht mit der heute beliebten, im Interesse des Schneidergewerbes und der auf großen Umsatz bedachten Fabrikanten eingeführten Geschwindigkeit. Damals brauchten Frau und Tochter des Hauses noch nicht vierteljährlich oder öfter ihre Toiletten abzulegen; damals konnte man sich noch Stoffe und Kleider anschaffen, die Generationen dienten, und die Vererbung der äußern

Hülle vom Vater auf den Sohn galt noch nicht als ein Pudendum. Ob es schon damals als unabweisliches Erfordernis galt, für jede Jahreszeit, für jedes Wetter, für jede Beschäftigung ein andres Kostüm zu haben, ist fraglich; ein junges Mädchen durfte wohl noch dasselbe Kleid bei mehreren festlichen Gelegenheiten zeigen (es war wohl häufiger baumwollen als seiden), und die Fülle der verschiednen Sportanzüge war noch ebenso unbekannt wie der Sport, dem sie dienen sollen. Die Woll- und die Baumwollapostel veranlaßten damals noch nicht ihre Mitmenschen zu neuen Anschaffungen. Einen tiefen Blick in die Bedürfnislosigkeit jener Zeit eröffnet uns Forster, der im Jahre 1785 in Polen bei glänzenden Hoffesten beobachtete, daß die Gesellschaft den Gebrauch von Schnupftüchern noch nicht kannte.

Auch unsre Altvordern waren Freunde eines guten Bissens und wohlschmeckenden Trunkes; doch kannten sie noch nicht das Raffinement und die Ausführlichkeit eines modernen Diners, das die studierte Kochfrau bereitet, und das von einer Schar Lohndiener serviert wird; ihre Geselligkeit beruhte auf zwar solider, sicherlich aber weniger kostspieliger Grundlage als die heutige. Wollte man einmal die Bestandteile eines heutigen Diners nach ihren Herkunftsländern untersuchen — man würde einen vollständigen geographischen Kursus abhalten können. Lehrreich sind die Verordnungen gegen den Luxus in Kleidung, Nahrung, bei Festlichkeiten und Beerdigungen, die noch im vergangnen Jahrhundert eine väterlich-besorgte Obrigkeit für nötig und wirksam hielt. Ein Hamburgisches Mandat von 1652 „wie auf denen Hochzeiten gespeiset werden soll,“ das noch Ende des vorigen (nämlich des achtzehnten) Jahrhunderts in Kraft war, giebt folgende Grenze für den zulässigen Luxus an: „Zu einer ganzen und Wein-Hochzeit sollen nicht mehr als vier Gerichte, jede Schüssel für ein gerechnet, aufgesetzet und gespeiset werden, nemlich: zum ersten Pasteyen, zum andern gesotten Schaf- oder Ochsenfleisch, zum dritten Mandelmuß, benebst einem Beygerichte von Wild und von Fischen, zum vierten Gebratenes, und hernacher Butter und Käse; wie dann auch, nachdem das Tischtuch aufgehoben, Krull-Kuchen, Äpfel, Birnen und dergleichen in diesem Lande gewachsene gemeine Früchte, sonsten aber alle Confecte, Marcipan, braune Kuchen und alle andere Banqueten gänzlich verboten seyn und bleiben.“ Der Speisezettel für „halbe“ Hochzeiten war natürlich entsprechend kleiner. Das Maximum an Aufwand, das man damals in einer wohlhabenden Handelsstadt erlauben zu dürfen glaubte, würde heute sogar in mittlern Bürgerkreisen kaum als Minimum zureichend erscheinen.

Heute geht die Hausfrau nicht mehr allgemein mit dem Korbe am Arm zu Markt, um Gemüse, Obst, Fische einzukaufen; alles wird ihr auf das bequemste durch ein Heer von Geschäftsdienern ins Haus gebracht. Den ganzen Vormittag lösen sich Milchmann, Brotträger, Gemüsefrau, Krämerlehrling, Schlachter, Bierfahrer an der Hausthür ab und bringen alles ins Haus, was die Hausfrau bedarf. Allerdings ist diese Bequemlichkeit nicht umsonst zu haben, und im Preise der Ware muß sich der Mehraufwand für diese Be-

dienung zeigen. Wie hat sich auch unser täglicher Speisezettel verändert, wie viel bunter ist er geworden! Die Erzeugnisse aller Weltteile finden sich auf dem bürgerlichen Mittagstische zusammen; Kaffee, Thee, Zucker, allerlei Gewürze, amerikanische Konserven, norwegische Fische, im Winter frisches Gemüse aus Afrika, im Sommer im Eisschrank gekühlte Getränke — diese und tausend andre Dinge sind dem Kataloge der Volksbedürfnisse heute endgiltig einverleibt worden. Fragen wir unsre Väter und Großväter, wie sie als Knaben genährt wurden, so erscheint es uns wunderbar, wie sie bei so einfacher und nach den Begriffen moderner Hygiene unzureichender Kost dennoch kräftiger und widerstandsfähiger werden konnten als unsre rationell und reichlich ernährte Generation der Bleichsüchtigen und Nervösen.

Zwei Rubriken, die im Jahre 1800 noch fast völlig leer standen — die Ausgaben für Rauchen und Biertrinken —, machen im heutigen Jahresbudget eine sehr merkliche Ziffer aus und liefern einen besonders starken Beweis für die Art und Weise, wie sich die Gewohnheit des Konsums schließlich zu einem allgemeinen Bedürfnis — freilich zu einem eingebildeten — von großer volkswirtschaftlicher Tragweite auswachsen kann. Die Summen, die alljährlich in dem mehr oder minder angenehmen Rauche der Upman oder der Pfälzer Cigarre aufgehn, grenzen an das fabelhafte; die Tabakzölle und die Tabaksteuer geben einen Maßstab dafür, und das Tabakmonopol würde ein noch erschreckenderes Bild von diesem Konsum geben, der ohne irgend welchen Nutzen die deutsche Volkswirtschaft belastet.

Wie viel Millionen das deutsche Volk alljährlich in Gestalt von Bier die Kehle hinabgleiten läßt — nicht als Nahrungsmittel, sondern als Luxus- und Genußmittel, nicht aus alles bezwingendem Durst, sondern aus sklavischer Gewohnheit des Kneipenlebens —, das haben uns die Mäßigkeitsvereine oft genug vorgerechnet. Im Jahre 1896 waren es durchschnittlich 115 Liter jährlich auf den Kopf der Bevölkerung. Zahllose Mitbürger giebt es heute, die jeden Tag ihres Lebens für verloren ansehen, an dem sie nicht ihren Frühschoppen oder doch zum mindesten ihren Abendschoppen gehabt haben; ob sie Durst haben oder nicht, die Vertilgung von drei bis sechs Glas Bier ist heilige Pflicht. Wäre „Hermann und Dorothea" heute gedichtet worden, sicherlich hätte Goethe die Bürger des Städtchens vollzählig im Wirtshaus zum goldnen Löwen versammelt, damit sie dort beim reichlichen Abendschoppen die Erlebnisse und Beobachtungen des Tags besprächen. Goethe läßt aber nur einige Freunde bei dem Wirte eintreten, denen dieser alsdann wegen der besondern Gelegenheit mit einer gewissen Feierlichkeit eine Flasche 1783er Wein vorsetzt.

Unsre Vergnügungen sind viel mannigfaltiger, anspruchsvoller und kostspieliger geworden. Theater- und Konzertbesuche drängen sich; mancher ist gar mit seiner Familie abonniert. Ein bürgerlicher Hausstand, der etwas vorstellen will, kann heute ohne Klavier nicht auskommen. Badereisen gehören schon bis weit in den Mittelstand hinein zum eisernen Bestand des Jahres-

programms. In diese Kategorie darf man wohl auch das Radfahren zählen, das seit einigen Jahren als neues Bedürfnis für die Menschheit auftritt. Unsre Väter sind zwar noch ohne das Rad ausgekommen und haben es nicht entbehrt, weil sie es nicht kannten; heute würde aber schon jeder jüngste Kommis entrüstet sein, wenn man ihm sein geliebtes Rad als überflüssigen Luxus bezeichnen wollte. Ein wie großer Teil des Nationalvermögens schon in diesem Artikel angelegt ist, ergiebt die Berechnung eines Fachblattes, wonach etwa 3120000 Radler in Deutschland mit je einem Rad zu 200 Mark im ganzen 614000000 Mark für Fahrräder ausgegeben haben. Diese Ausdehnung der Benutzung des Rades ist nur durch die immer vollkommnere Ausgestaltung unsers Wegenetzes möglich geworden, das heute das ganze Land dicht überzieht und einen gewaltigen Aufwand an Kapital darstellt. Das Reisen ist eine allgemeine Einrichtung geworden, die zur Entfaltung steigender Ansprüche an Schnelligkeit und Bequemlichkeit der Beförderung, an luxuriöse Unterkunft in den Hotels Gelegenheit gewährt. Welche Steigerung der Ansprüche zeigt ein moderner Luxuszug, ein Schnelldampfer der großen Schiffahrtslinien!

Alfred Lichtwark macht in seinem Werke über „Das Bildnis in Hamburg" darauf aufmerksam, in wie weite Kreise der Bevölkerung das Bedürfnis, sich abbilden zu lassen, seit der Erfindung der Lithographie und noch mehr seit der der Photographie eingedrungen ist. Im vorigen Jahrhundert ließen sich nur die upper ten thousand und berühmte Leute porträtieren; jetzt thut es jeder Schneider und Handschuhmacher mit seiner ganzen werten Familie und hält es für notwendig, sein Abbild der Nachwelt zu erhalten. „So ungeheure Summen hat keines der Geschlechter früher für das Bildnis ausgegeben, wie unsre Zeit für die Photographie," sagt Lichtwark.

Das Briefschreiben ist zwar viel billiger geworden und noch neuerdings wieder verbilligt, dafür aber auch um so viel häufiger und allgemeiner; der Ausgabeposten für Porto hat heute gegen früher schwerlich eine Verminderung erfahren. Auf diesem Gebiete haben wir gerade in den letzten Jahren die Einbürgerung eines neuen „tiefgefühlten" Bedürfnisses durch die Mode der Ansichtspostkarten erlebt, die ganz losgelöst von dem ursprünglichen Zweck der Postkarte als eines bequemen und billigen Verkehrsmittels mehr und mehr als Selbstzweck in staunenerregenden Massen versandt, empfangen und gesammelt werden. Die Zahl der verkauften Fünfpfennigmarken ist von 352 Millionen im Jahre 1896 auf 421 Millionen im Jahre 1897 gewachsen! Der gesamte Wertbetrag der im Jahre 1897 verkauften Postwertzeichen betrug 221 Millionen Mark.

Vor hundert Jahren lag das Zeitungswesen noch in den Windeln; in größern Zwischenräumen erschien hier und da ein spärlich ausgestattetes Blättchen. Heute kommt die Zeitung zwei, dreimal täglich ins Haus, jeder Arbeiter liest sein Blatt, das mit großen Kosten hergestellt wird und durch die Abonnementsgelder das Budget des Kulturmenschen um einen neuen Ausgabeposten bereichert. Ein Luxus, der vor hundert Jahren so gut wie unbekannt war, jetzt

aber schon fast nicht mehr als solcher empfunden wird, ist der Verbrauch von Blumen. Jetzt hat sogar jede kleinere Stadt ihre Blumenläden, in denen man das ganze Jahr blühende Blumen erhalten kann; der Import von Blumen im Winter aus der Riviera hat ganz ungeheure Dimensionen angenommen.

So könnte man noch eine Menge neuer Bedürfnisse des privaten Lebens aufführen, von denen die alte Zeit nichts wußte.

Auch auf dem geschäftlichen Gebiete haben sich die Anforderungen und damit die Ausgaben sehr merklich gesteigert. Kontorräume, die unsre Voreltern durch Generationen als genügend erachtet hatten, wagt man jetzt seinen Kommis nicht mehr anzubieten oder seiner Kundschaft zu zeigen; denn immer weiter gehn die an Luft, Licht, Geräumigkeit, Heizung, Ausstattung gestellten Anforderungen, immer vollendeter suchen die großen Geschäfts- und Kontorbauten diesen Ansprüchen zu genügen. Unsre Banken errichten sich eine nach der andern prachtvolle Neubauten; die Verkaufsläden unterziehn sich einer täglich wahrnehmbaren Metamorphose, und wenn früher die Diele des Hauses als Kaufladen genügte, wenn dann später besondre, aber immer noch einfache und bescheidne Kaufläden gebaut wurden, so muß das jetzt alles anders werden: die Läden werden umgebaut, mit riesigen Spiegelscheiben versehen, in der Auslage prangen die verlockendsten Waren. Im Jahre 1897 wurde in Berlin ein Warenhaus eröffnet, dessen Bau etwa acht Millionen und dessen jährliche Miete etwa eine halbe Million kostete; die jährlichen Handlungsunkosten wurden auf vier bis fünf Millionen berechnet. Alle Bequemlichkeit, aller Luxus dieser Verkaufshäuser: die großen eleganten Hallen, die taghelle Beleuchtung, die Fahrstühle, die Gratiserfrischungen müssen doch auf irgend eine Weise bezahlt werden. J. B. Say sagt: Quand les besoins sont poussés trop loin, qu'arrive-t-il? les produits deviennent trop chers.

Ohne Fernsprecher kann heute schon fast kein Grünhöker mehr existieren. Die Vereinigten Staaten haben 900000 Fernsprecher, was bei unserm Gebührensatz von 170 Mark jährlich einer Belastung mit etwa 153 Millionen Mark gleichkommen würde. Das Telegramm ist gegenüber der telegraphie- und kabellosen Zeit von 1800 ebenfalls ein gewichtiges Novum, das die Geschäftsspesen stark vermehrt hat. Ohne Geschäftsreisende ist es für viele Geschäfte nicht möglich weiterzukommen; daß an Reisespesen für einen einzigen Reisenden 3000 bis 4000 Mark aufgewandt werden, der vielleicht für 200000 Mark Ware abzusetzen hat, ist bekannt. Wie ungeheuer die Spesen sind, die jährlich nur zur Aufsuchung und Erhaltung der Kundschaft aufgewandt werden müssen, weiß jeder Geschäftsmann. Hierher gehört auch der Aufwand für Reklame, der bei manchen Geschäften in das unglaubliche steigt: Inserate, Zirkulare, Prospekte, Kataloge, das Plakatwesen, das neuerdings sogar künstlerisch ausgebildet wird, das alles kostet viel Geld und ist im Grunde eine unwirtschaftliche Ausgabe, die den Preis der Ware unnötig verteuert. Mir ist ein Kontrakt bekannt geworden, wonach eine Fahrradfabrik dem Agenten einen Zuschuß zur Reklame gewährte, der auf 5 Mark für jedes

Rad festgesetzt wurde, bei einem Kostenpreis von 110 bis 137 Mark für das Rad.

Wie im privaten Leben die Ansprüche in unheimlicher Progression wachsen, so werden auch die Anforderungen, die an den Staat gestellt werden, täglich größer und machen sich im Anschwellen des Staats- wie des Gemeindehaushalts bemerklich. Die Entwicklung unsers Rechtsstaats bringt es mit sich, daß immer mehr Aufgaben dem Staate zugewiesen werden, zu deren Erfüllung er eines großen Apparats von Beamten bedarf. Sicherlich sind die Ausgaben, die ein Volk für seine Staatsmaschine aufwendet, produktiv angelegt; aber auch hier giebt es eine Grenze, und nur, soweit sie sich mit Erfolg die Verbesserung der Lage des Volks angelegen sein läßt, bringt auch die Arbeit der Regierungen Nützlichkeiten hervor (J. S. Mill). Vielleicht ließe sich doch unser Polizeiwesen, die ganze soziale Versorgung und manches andre auf einfachere Formeln reduzieren. Der preußische Etat ist von 282 Millionen im Jahre 1847 auf 2326 Millionen im Jahre 1899 angeschwollen, ein Unterschied, der selbst dann noch ungeheuer bleibt, wenn man die Gebiets- und Bevölkerungszunahme während dieser Zeit berücksichtigt.

Von den Gemeinden verlangen wir helle Straßenbeleuchtung — auch in kleinen Ortschaften —, Straßenreinigung, öffentliche Anlagen, prächtige öffentliche Gebäude und unendlich vieles mehr, was unsre Vorfahren nicht kannten. Ein Gebiet, auf dem wir ebenfalls sehr viel anspruchsvoller geworden sind, ist die Schule, vor allem die Volksschule. Wenn man es früher für genügend hielt, den Kindern während der Wintermonate durch einen ausgedienten Unteroffizier einigen Unterricht im Katechismus, sowie im Lesen, Schreiben und Rechnen erteilen zu lassen, ist heute das Wissenspensum, das den Volksschülern und Schülerinnen beigebracht wird, ganz erstaunlich groß: fremde Sprachen, Geschichte, Geographie und vieles andre ist in den Lehrplan aufgenommen worden; zugleich verlangt und baut man Schulhäuser, die an Pracht ebenso sehr wie an Kostspieligkeit alles früher bekannte überragen. Für die Gemeinden sind denn auch die Schullasten die hauptsächlichste, häufig recht schwer empfundne Ausgabe.

Nur an einzelnen Beispielen sollte nachgewiesen werden, daß der Kreis der Gebrauchsgüter, die wir für unentbehrlich halten, oder die wir doch beanspruchen, in den letzten hundert Jahren bedeutend erweitert worden ist; damit aber zugleich auch das Maß an Arbeit, das wir zu leisten haben, um uns diese Güter zu verschaffen. Die „Jagd nach dem Dollar," dessen wir bedürfen, um allen eignen Anforderungen, sowie denen der Familie und der Mitwelt an unsern Geldbeutel gerecht zu werden, ist niemals so heftig, so aufreibend gewesen wie gerade in unsern Tagen. Die Beschaffung der Mittel zu einem „standesgemäßen" Leben bereitet immer größere Schwierigkeiten und verlangt ein immer größeres Arbeitsmaß gerade für die Stände, die vorwiegend Kopfarbeit zu leisten haben; denn der Begriff des standesgemäßen Lebens wird immer höher hinaufgeschraubt und mit immer neuen Bedürfnissen belastet, deren

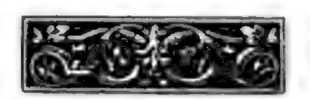
Befriedigung Geld, viel Geld kostet. Daß dem so ist, bezeugen unsre Nervenärzte. In einem Vortrage über die wachsende Nervosität unsrer Zeit ist eine Autorität wie Professor Erb in Heidelberg den Ursachen der beunruhigenden und betrübenden Erscheinungen nachgegangen. „Die Ansprüche an die Leistungsfähigkeit des Einzelnen im Kampf ums Dasein sind erheblich gestiegen, und nur mit Aufbietung aller seiner geistigen Kräfte kann er sie befriedigen; zugleich sind die Bedürfnisse des Einzelnen, die Ansprüche an Lebensgenuß in allen Kreisen gewachsen, ein unerhörter Luxus hat sich auf Bevölkerungsschichten ausgebreitet, die früher davon ganz unberührt waren; das Leben in den großen Städten ist immer raffinierter und unruhiger geworden. Kein Wunder, wenn auf diese Weise unzählige Menschen der Neurasthenie verfallen! So ist denn die Zunahme der Nervosität in unsern Tagen nur allzu begreiflich; sie folgt mit Notwendigkeit aus den in unsrer Kulturentwicklung liegenden Verhältnissen."

Die schlimmen Folgen des Überhastens, des Überarbeitens liegen nicht allein auf dem Gebiete der Gesundheit; die Jagd nach den Mitteln zur Erlangung einer raffinierten materiellen Lebenshaltung birgt auch noch andre Gefahren: die Gefahren der Überkultur, der Verbildung, der Verkümmerung des rein Menschlichen. „Unsittlich, sagt Roscher, sind auch diejenigen Bedürfnisse, bei denen die Überflüssigkeiten des Leibes den Notwendigkeiten der Seele vorgezogen werden. Unklug sind nicht allein diejenigen, bei denen die freiwillige Ausgabe das Einkommen übersteigt, sondern alle, bei denen das Unentbehrliche um des Entbehrlichen willen leidet." Solche Bedürfnisse beschweren die Arbeitskraft der Menschheit und gewähren in ihrer Befriedigung doch kein Äquivalent für den Aufwand an Kraft und Wohlbefinden, mit dem sie erkauft werden. Erb schlägt eine Anzahl von Mitteln zur Bekämpfung der Nervosität vor, die mehr oder weniger als Palliative erscheinen und das Übel nicht an der Wurzel fassen. Zwar stellt auch er als wichtigsten Grundsatz die richtige Abwechslung zwischen Arbeit und Erholung hin; wenn er aber den Gedanken zurückweist, daß wir zu den einfachern Lebensformen unsrer Väter zurückkehren müßten, so ist nicht recht abzusehen, woher wir die Ruhe und die Zeit zur Durchführung dieses auch von ihm anerkannten wichtigsten Grundsatzes der Nervenhygiene nehmen sollen.

In der That ist eine gründliche Besserung der beklagten Zustände nur von der ebenso notwendigen wie einstweilen aussichtslosen Rückkehr zu vernünftigern Lebenseinrichtungen zu erhoffen. Es ist gar kein Zweifel, daß ein großer Teil der Bedürfnisse unsrer heutigen Kulturmenschheit eingebildet ist, dem Publikum durch Suggestion von den Interessenten eingegeben. In dem cercle vicieux dieser überflüssigen Notwendigkeiten und der zu ihrer Beschaffung erforderlichen Arbeit dreht sich der heutige Kulturmensch und weiß sich von der Umklammerung nicht zu lösen. Wir müssen uns der wenig aussichtsreichen Hoffnung getrösten, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und daß schließlich die Menschheit mit fortschreitender Kultur immer mehr die

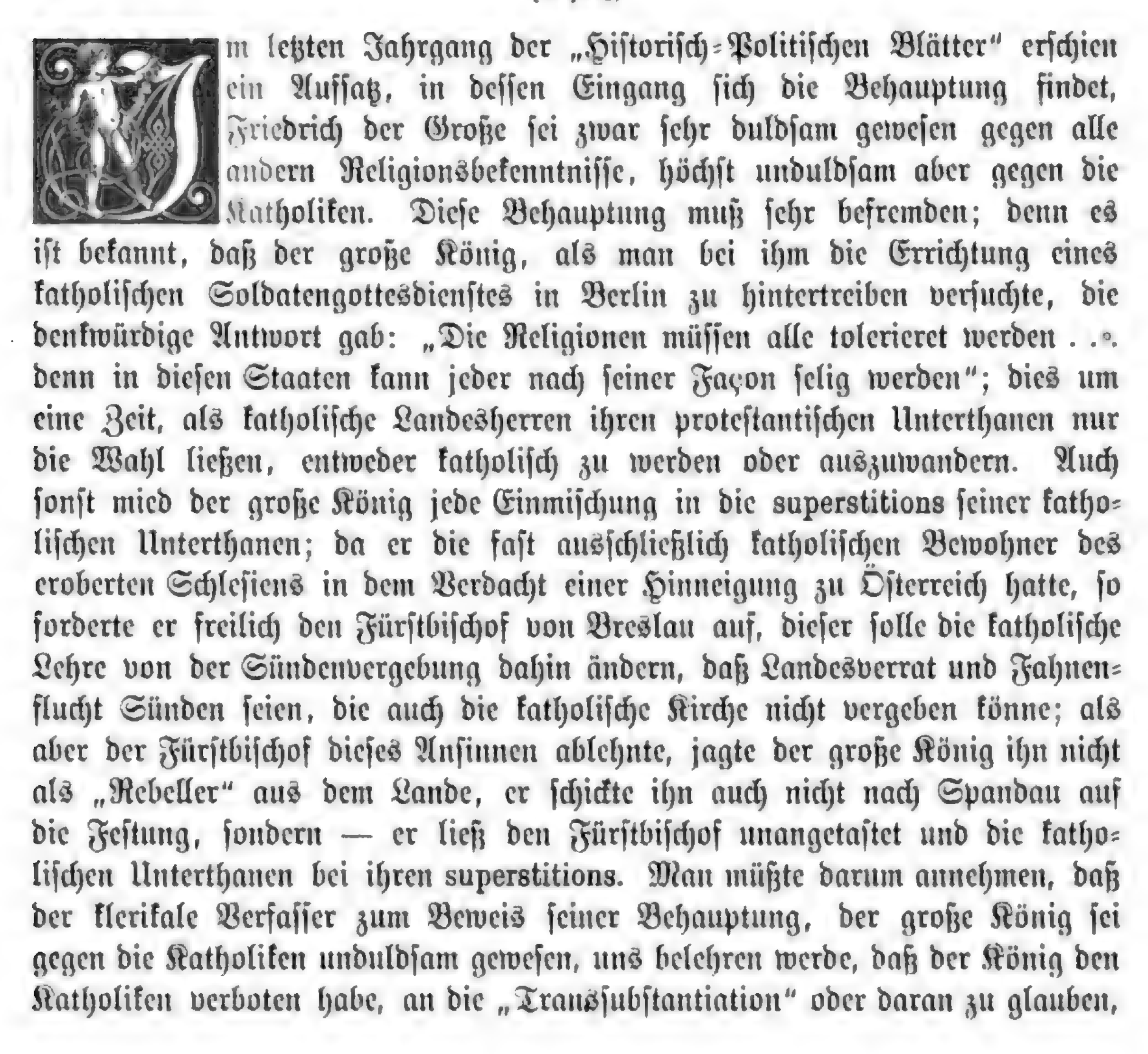
wahren von den eingebildeten Bedürfnissen zu unterscheiden und die letzten dorthin zu verweisen lernen wird, wohin sie gehören. Die Frage ist für Deutschland von besondrer Wichtigkeit. Wir sind im Begriff, ein wohlhabendes Land zu werden; unser „freies Einkommen," nämlich das über den notwendigen Bedarf hinausgehende mehrt sich jährlich; möchten wir immer besser lernen, dieses freie Einkommen nicht in allerhand Nichtswürdigkeiten zu verzetteln, sondern es so zu benutzen, wie es einer gebildeten Nation würdig ist: zur Befriedigung edler und wahrer Bedürfnisse; möchten wir aber auch dahin kommen, uns einige Beschränkung in der Angewöhnung von neuen Bedürfnissen aufzuerlegen, damit uns nicht schließlich vor lauter Genüssen das Genießen gänzlich abhanden komme!

Hamburg W. Mannhardt



Katholische Inferiorität und ultramontane Parität

(Schluß)



Im letzten Jahrgang der „Historisch-Politischen Blätter" erschien ein Aufsatz, in dessen Eingang sich die Behauptung findet, Friedrich der Große sei zwar sehr duldsam gewesen gegen alle andern Religionsbekenntnisse, höchst unduldsam aber gegen die Katholiken. Diese Behauptung muß sehr befremden; denn es ist bekannt, daß der große König, als man bei ihm die Errichtung eines katholischen Soldatengottesdienstes in Berlin zu hintertreiben versuchte, die denkwürdige Antwort gab: „Die Religionen müssen alle tolerieret werden . . ., denn in diesen Staaten kann jeder nach seiner Façon selig werden"; dies um eine Zeit, als katholische Landesherren ihren protestantischen Unterthanen nur die Wahl ließen, entweder katholisch zu werden oder auszuwandern. Auch sonst mied der große König jede Einmischung in die superstitions seiner katholischen Unterthanen; da er die fast ausschließlich katholischen Bewohner des eroberten Schlesiens in dem Verdacht einer Hinneigung zu Österreich hatte, so forderte er freilich den Fürstbischof von Breslau auf, dieser solle die katholische Lehre von der Sündenvergebung dahin ändern, daß Landesverrat und Fahnenflucht Sünden seien, die auch die katholische Kirche nicht vergeben könne; als aber der Fürstbischof dieses Ansinnen ablehnte, jagte der große König ihn nicht als „Rebeller" aus dem Lande, er schickte ihn auch nicht nach Spandau auf die Festung, sondern — er ließ den Fürstbischof unangetastet und die katholischen Unterthanen bei ihren superstitions. Man müßte darum annehmen, daß der klerikale Verfasser zum Beweis seiner Behauptung, der große König sei gegen die Katholiken unduldsam gewesen, uns belehren werde, daß der König den Katholiken verboten habe, an die „Transsubstantiation" oder daran zu glauben,

daß der Papst vicarius dei und depositarius fidei sei. Nichts von dem behauptet der klerikale Verfasser; die Unduldsamkeit des großen Königs gegen die Katholiken wird vielmehr daraus hergeleitet, daß er der katholischen Kirche keinerlei Vorrechte vor andern Bekenntnissen einräumte und aus der souveraineté des Staats folgerte, daß die katholischen Staatsangehörigen der staatlichen Gesetzgebung genau ebenso unterlägen wie alle andern Staatsbürger, daß es demnach mit der souveraineté des Staats unvereinbar sei, wenn der Papst — also damals nicht bloß ein ausländischer Priester, sondern zugleich der Herrscher eines fremden Staats — irgend etwas im Lande Preußen mitzureden habe! In der That huldigte der große König dieser Anschauung, wie sich aus den nachfolgenden Vorschriften des zwar erst im Jahre 1795 in Kraft getretnen, aber während der Regierung des großen Königs und in seinem Geiste ausgearbeiteten Allgemeinen Landrechts ergiebt; dieses bestimmt nämlich im elften Titel des zweiten Teils: § 2. Jedem Einwohner im Staate muß eine vollkommne Glaubens- und Gewissensfreiheit gestattet werden. § 27. Religions- und Kirchengesellschaften müssen sich in allen Angelegenheiten, die sie mit andern bürgerlichen Gesellschaften gemein haben, nach den Gesetzen des Staats richten. § 28. Diesen Gesetzen sind auch die Obern und die einzelnen Mitglieder in allen Vorfällen des bürgerlichen Lebens unterworfen. § 29. Soll denselben wegen ihrer Religionsmeinungen eine Ausnahme von gewissen Gesetzen zu statten kommen, so muß dergleichen Ausnahme vom Staat ausdrücklich zugelassen sein. § 32. Die Privat- und öffentliche Religionsübung einer jeden Kirchengesellschaft ist der Oberaufsicht des Staats unterworfen. § 117. Kein Bischof darf in Religions- und Kirchenangelegenheiten ohne Erlaubnis des Staats neue Verordnungen machen oder dergleichen von fremden geistlichen Obern annehmen. § 118. Alle päpstlichen Bullen, Breven und alle Verordnungen auswärtiger Obern der Geistlichkeit müssen vor ihrer Publikation und Vollstreckung dem Staate zur Prüfung und Genehmigung vorgelegt werden. § 135. Kein auswärtiger Bischof oder andrer geistlicher Oberer darf sich in Kirchensachen eine gesetzgebende Macht anmaßen. § 136. Auch darf er irgend eine andre Gewalt, Direktion oder Gerichtsbarkeit in solchen Sachen ohne ausdrückliche Einwilligung des Staats nicht ausüben.

Der große König war also in der That streng „paritätisch“: jeder sollte singen und beten können, kein Bekenntnis aber auch vor dem andern Vorrechte haben; und da die schon damals vom Papst erfundne Lehre, daß der Staat zwar die Verhältnisse seiner protestantischen, jüdischen und aller sonstigen Unterthanen, nicht aber die der Katholiken regeln dürfe, offenbar dem Begriff der „Parität“ — d. h. Rechtsgleichheit, Gleichberechtigung — widerspricht, so erklärt das Allgemeine Landrecht folgerichtig, daß sich alle und jede Kirchengesellschaft gleichmäßig nach den Gesetzen des Staats zu richten habe, und ausländische Obere in Preußen nichts dreinzureden hätten. Und daraus, daß das Gesetz an der Gleichberechtigung der Bekenntnisse festhält, folgert der klerikale Verfasser, daß der große König gegen die Katholiken unduldsam gewesen sei!

Und so soll auch neulich ein bayrischer Prinz geäußert haben: „Wir Katholiken wollen für uns nur dieselben Rechte haben, wie jede andre Religion sie hat.“ Das ist einfach unwahr; der in der katholischen Kirche herrschende Ultramontanismus fordert vielmehr für sie Rechte ganz andrer Art, ganz regelwidrige Vorrechte: Protestanten, Juden und andre Staatsangehörige können vom Staat nur verlangen, daß er sie singen und beten lasse; die Katholiken aber können vom Staat verlangen, daß dieser sich des Rechts zur Gesetzgebung auf den wichtigsten Gebieten zu Gunsten eines ausländischen Priesters begebe, daß er den Papst entscheiden lasse über die Besetzung inländischer Kirchenämter und jede Beeinflussung der Staatsangehörigen durch ihn erlaube. Und alles dies verlangt der Ultramontanismus, weil den Katholiken die freie Ausübung ihrer Religion gewährleistet sei, diese Vorrechte aber zur freien Religionsübung notwendig seien, wie die Kirche, d. h. der Papst bestimme. Mit andern Worten: nach ultramontaner Auffassung steht dem Papst die Bestimmung zu, welche Rechte er gegen den Staat hat, und diese Rechte muß der Staat gewähren, weil den Katholiken freie Religionsübung zusteht! Wollte man hier Parität, d. h. Rechtsgleichheit der Bekenntnisse gelten lassen, und sollte nach der Lehre der griechischen Kirche und des Mohammedanismus der Archimandrit von Moskau oder der Scheik ul Islam in Konstantinopel gegenüber den Bekennern ihres Glaubens in der ganzen Welt ähnliche Rechte haben, so müßten Österreich und Frankreich die Ordnung der Verhältnisse ihrer griechisch-katholischen oder mohammedanischen Staatsangehörigen dem Archimandriten oder dem Scheik ul Islam, also russischen und türkischen Priestern überlassen. Und wenn den Israeliten zehnmal nachgewiesen würde, daß das „Schächten“ eine Tierquälerei sei, so dürfte der Staat es ihnen nicht verbieten; denn — der Talmud ordnet das Schächten an, es gehört also zur freien Religionsübung, und diese ist den Israeliten gewährleistet!

Selbstverständlich würde kein Ultramontaner eine derartige „Parität“ gelten lassen; er nimmt diese Vorrechte nur für die katholische Kirche in Anspruch und beschwert sich darüber, daß seine „heiligsten Gefühle“ mit Füßen getreten werden, wenn Protestanten — wie es doch ganz selbstverständlich ist — derartigen Bevorzugungen eines andern Bekenntnisses entgegentreten; es ist ja selbstverständlich, daß der Mann, der für sich Rechte beansprucht, die ihm der Nachbar unmöglich zubilligen kann, ewig in seinen „Rechten“ gekränkt wird. Wir sehen im Papst einen alten sonderbaren Mann, der der Überzeugung lebt, daß zwischen ihm und der Gottheit eine ganz besondre, eigentümliche Verbindung bestehe, eine Überzeugung, die bekanntlich Friedrich Wilhelm IV. von Preußen gleichfalls von sich hatte; eine solche Überzeugung finden wir närrisch — der Ultramontanismus findet in dieser Meinungsäußerung sofort eine „Kränkung der heiligsten Gefühle der Katholiken,“ deren sich diese niemals gegen die Protestanten schuldig machen. Das letzte ist richtig, erklärt sich aber daraus, daß die Protestanten für ihre Generalsuperintendenten und sonstigen



Würdenträger Vorrechte der von den Katholiken für den Papst beanspruchten Art eben nicht verlangen.

In den Einzelheiten dieser merkwürdigen Paritätslehre leistet die ultramontane Begründungskunst Erstaunliches; z. B. Christus hat gesagt: „Lasset die Kindlein zu mir kommen“; der Papst aber ist der Nachfolger Christi, also hat Christus gelehrt, die Kindlein sollen zum Papst kommen; also steht nicht dem Staat, sondern dem Papst die Erziehung der Kindlein, d. h. die Ordnung des Unterrichtswesens zu, also enthält das preußische Schulaufsichtsgesetz eine Beeinträchtigung der „Rechte“ der Kirche. Oder: Christus sprach zu den Aposteln: „Gehet hin und lehret alle Völker“; die Rechte der Apostel sind auf den Papst übergegangen, Christus hat die hiermit dem Papst aufgetragne Lehrthätigkeit nicht davon abhängig gemacht, daß sich der heutige Staat damit einverstanden erkläre; also steht dem Papst der völlig freie Verkehr mit den Katholiken aller Länder zu, also kann er sie lehren, was er für gut befindet; also war der Papst berechtigt, in der Encyklika vom 5. Februar 1875 die preußischen Katholiken zu belehren, daß die preußischen Kirchengesetze nichtig seien, weil sie seine — des Papstes — „Rechte“ verletzten. „Wen solche Lehren nicht erfreun, verdienet nicht ein Mensch zu sein,“ könnte man fast mit Sarastro ausrufen.

Daß der Papst berechtigt sei, dem spanischen und dem französischen Klerus jede Teilnahme an Bewegungen gegen die bestehende Regierung zu verbieten, ist der klerikalen Auffassung zweifellos; dagegen drückt man sich gern um die Beantwortung der Frage, ob der Papst dem Klerus wie überhaupt den katholischen Staatsangehörigen auch eine feindliche Stellungnahme gegen die bestehende Regierung gebieten kann, ob insbesondre der Papst auch, da die Zugehörigkeit des Reichslands zu Deutschland dort unbestreitbar ein Vordringen des Protestantismus zur Folge hat, den elsaß-lothringischen Katholiken gebieten kann, für die Lostrennung des Reichslands von Deutschland zu wirken? Zwar belehrt uns die Denkschrift über die Parität in Preußen: „Kundgebungen der Päpste sind auch für den Katholiken nur verbindlich, wenn sie in nicht mißverständlicher Weise als bindende Normen erlassen werden, und zwar auf dem Gebiete der kirchlichen Angelegenheiten und des kirchlichen Rechts.“ Ob aber diese Voraussetzung vorhanden ist, das entscheidet wieder lediglich der Papst, und Leo XIII. hat sich in dem Rundschreiben vom 29. Juni 1896 über die Stellung des Papstes zu Angelegenheiten staatlicher Machtsphäre dahin geäußert: quocirca ecclesiam aut non recte norunt aut inique criminantur, qui eam insimulant velle se in statuum rationes inferre aut in jura potentatus invadere; d. h. es sei Unwissenheit oder Verleumdung, wenn man behaupte, die Kirche wolle sich in die Angelegenheiten der Staaten einmischen oder in die Rechte der Fürsten eingreifen. Und auf derselben Seite, auf der uns die Denkschrift auf diesen Satz des Papstes verweist, erinnert sie uns daran, daß Leo XIII. im Jahre 1887 die Zentrumsfraktion des deutschen Reichstags ermahnt hat, für das Septennat zu stimmen; das war natürlich

auch keine Einmischung in die innern Angelegenheiten des Reichs! Aber, belehrt uns die Denkschrift weiter, eine derartige Mahnung ist für die Katholiken nicht verbindlich. Das ist sicher, aber der gläubige Katholik wird auch gegenüber derartigen — eine unzulässige Einmischung enthaltenden — Mahnungen des „heiligen Vaters“ zweifellos „Demut und Ehrerbietung“ beweisen, d. h. auch von solchen Mahnungen beeinflußt werden. Auch hier wieder der mißliche Zustand, daß ein ausländischer Priester sich zwischen den Staat und seine Unterthanen „als wie eine zweite Vorsehung“ einzudrängen befugt ist.

Einer besondern Betrachtung bedarf hier noch die Klosterfrage, die vom privatrechtlichen wie vom öffentlichrechtlichen und vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus interessant ist. Auch hier begnügt sich die ultramontane Lehre für ihr Verlangen nach schrankenloser Freiheit der Kirche mit der Begründung, die Klöster seien eine „Einrichtung der Kirche,“ also sei sie befugt, Klöster ohne jede staatliche Einmischung zu errichten, denn den Katholiken sei die freie Religionsübung gewährleistet.

Der Staat bestraft wohl die Bettelei und gewisse Sittlichkeitsvergehn, unter Umständen auch den Müßiggang, aber er zwingt niemand zum Arbeiten oder zum Heiraten. Wenn sich also einige Dutzend Betbrüder und Betschwestern zusammenthun mit dem Versprechen, nicht zu heiraten und sich dem Verkehr zu entziehn, vielmehr nur gemeinschaftlich zu singen und zu beten, so kann der Staat das nicht verbieten; auch können die einzelnen Betbrüder oder andern Leute einem solchen Verein nicht Vermögen übertragen, denn der Verein ist nicht rechtsfähig. So liegt aber die Sache bei den katholischen Orden nicht.

Erstens wollen die Mönche nicht bloß gemeinschaftlich singen und beten, sondern sie wollen Seelsorge ausüben, also eine Thätigkeit, durch die sie den größten Einfluß auf den katholischen Volksteil erlangen. Den Bedürfnissen der Katholiken auf dem Gebiet der Seelsorge abzuhelfen ist aber Pflicht des Staats; hierzu dienen die Weltpriester, diese sind — wenigstens auf Grund des Allgemeinen Landrechts II, Tit. 10, § 69 — mittelbare Staatsbeamte; der Bischof kann ihnen ein Amt der Seelsorge nur unter der Mitwirkung des Staats übertragen, und ihre Vorbildung ist gesetzlich geordnet, sie unterliegen der Amtszucht des Bischofs, der seinerseits gleichfalls mittelbarer Staatsbeamter ist. Anders die Ordenspriester, die Mönche: bei dem internationalen Wesen dieser Vereine ist der Staat gar nicht in der Lage, die geistige oder sittliche Befähigung der Mönche zu prüfen, und diese sind nach ihrem Gelübde dem Ordensgeneral, also einem ausländischen Unterthan, zum strengsten Gehorsam verpflichtet. Es kann doch aber dem Staat nicht zugemutet werden, daß er sich die Ausübung der Seelsorge gefallen läßt durch Priester, die vielleicht gar nicht deutsche Staatsangehörige sind, die ihre Ausbildung vielleicht lediglich im Ausland erlangt haben und in Anschauungen großgezogen worden sind, die im Staatsinteresse dem Volke ferngehalten werden müssen.

Zweitens: wenn der Staat auch niemand zwingt zu heiraten, zu arbeiten, überhaupt im bürgerlichen Verkehr zu leben, so kann es dem Staat doch nicht

gleichgiltig sein, daß sich in seinem Gebiet Abteilungen eines internationalen Verbandes aufthun, dessen Mitglieder Verpflichtungen übernehmen, wie sie die Orden verlangen. Ein privatrechtlicher Vertrag, durch den sich jemand verpflichtet, nicht zu heiraten, nicht zu arbeiten, überhaupt sich dem Verkehr zu entziehn, ist vielmehr nach § 138 des Bürgerlichen Gesetzbuchs als den „guten Sitten“ widerstreitend nichtig, und nach § 310 ist sogar nichtig ein Vertrag, durch den sich jemand verpflichtet, sein künftiges Vermögen ganz oder auch nur teilweise einem Dritten zu übertragen; ein solcher Vertrag verstößt, wie die Motive zu dem ersten Entwurf des Gesetzbuchs bemerken, „gegen die öffentliche Ordnung, die nicht zuläßt, daß jemand sich gewissermaßen seiner Erwerbsfähigkeit begiebt und damit zugleich allen Antrieb zum Erwerb verliert.“ Durch das Klostergelübde übernehmen aber Mönche und Nonnen derartige der öffentlichen Ordnung widerstreitende Verpflichtungen. Auch kann es dem Staat nicht gleichgiltig sein, daß sich Staatsangehörige zu unbedingtem Gehorsam gegen Ausländer verpflichten.

Endlich: der oberste volkswirtschaftliche Grundsatz geht dahin, daß die Güter bestimmt sind, im Verkehr zu bleiben. Es ist daher volkswirtschaftlich höchst schädlich, daß Güter an die „tote Hand“ fallen; denn hierdurch werden sie dem Verkehr entzogen. Die katholische Kirche war hierüber freilich immer andrer Meinung; sie wollte nicht die „Magd des Staats“ sein, vielmehr selbständiges Vermögen haben, um von der „Welt“ unabhängig zu sein. Darum war sie von jeher bestrebt, irdische Güter an sich zu bringen, und daß die weltliche Macht diesem Bestreben nicht frühzeitig genug entgegentrat, ist ja die Ursache der Verarmung der katholischen Bevölkerung und ganzer katholischer Länder. Das Bürgerliche Gesetzbuch schiebt diesem Bestreben der Kirche einen Riegel vor; denn während andre Vereine (deren Zweck nicht auf einen wirtschaftlichen Geschäftsbetrieb gerichtet ist) durch Eintragung in das Vereinsregister die Rechtsfähigkeit erlangen, also erwerbsfähig werden, steht der Staatsregierung gegen die Eintragung von Vereinen, die einen religiösen Zweck verfolgen, ein Widerspruch zu. Die Klöster sind dagegen nach der katholischen Lehre ohne weiteres, also kraft des Gesetzes „juristische Personen,“ also erwerbsfähig. Sind die Klöster also erst zugelassen, so werden sie auch — das beweist die Erfahrung aller Zeiten — bald Vermögen erwerben, d. h. Vermögen wird hierdurch dem Verkehr entzogen werden, die Klöster werden also (trotz der sogenannten Amortisationsgesetze, die eine Beschränkung des Erwerbs der „toten Hand“ bezwecken) volkswirtschaftlich schädlich wirken.

Aber die „unveräußerlichen Rechte der Kirche“ gehn nach der ultramontanen Auffassung dem Privatrecht wie dem öffentlichen Recht und den Anforderungen der Volkswirtschaftslehre vor!

Wie oben erwähnt worden ist, kennt das preußische Landrecht keine „Rechte der Kirche“; die katholische Kirche hat danach vielmehr genau soviel Rechte, als der Staat ihr zu geben für gut findet; und darum kennt das Landrecht auch keine Mitwirkung des Papstes bei der Besetzung von Bischofsstühlen, bei der

Bildung von Bistümern usw.; es ist kennzeichnend, daß das Landrecht, obwohl es doch die Verhältnisse der katholischen Kirche unter Ausschließung jeder andern Norm regelt, nirgends den „Papst" erwähnt. Auf Grund dieses preußischen Staatskirchenrechts war Friedrich Wilhelm III. nach dem Wiener Frieden berechtigt, eine königliche Verordnung dahin zu erlassen: „In Preußen giebt es fortan die Bistümer Ermland, Westpreußen, Posen, Schlesien, Westfalen und Rheinprovinz. Das Staatsministerium hat das zur Ausführung dieser neuen Einteilung Erforderliche zu veranlassen; im übrigen bleibt es bei den Bestimmungen des Allgemeinen Landrechts." Ein solches Verfahren hätte den oben wiedergegebnen Vorschriften des preußischen Staatskirchenrechts entsprochen, und der etwaige Widerspruch des Papstes hätte dieselbe Wirkung gehabt wie der Widerspruch der Kurie gegen den Westfälischen Frieden oder gegen die Erhebung Preußens zum Königreich. Statt aber zu handeln, fing die preußische Regierung leider an, mit Rom zu unterhandeln; sie setzte sich mit dem Papst wegen des Erlasses einer „Cirkumskriptionsbulle" in Verbindung und erkannte hiermit die sogenannten „Primatialrechte" des Papstes an, die das Landrecht ausdrücklich verwirft.

Wenn die Ultramontanen heute rufen, durch eine einseitig von Staats wegen, also unter Übergehung des Papstes erfolgende Regelung würden die Regierungen ihre katholischen Unterthanen zum äußersten gereizt haben, so ist dies eitel Flunkerei; denn das katholische Volk und namentlich der Klerus waren damals noch nicht ultramontan. Es war damals nicht viel mehr als dreißig Jahre her seit der „Emser Punktation," worin die deutschen Erzbischöfe erklärten, daß der Papst nur primus inter pares sei, daß ihm nur gewisse Ehrenrechte zustehn, daß er aber über die Bischöfe keinerlei Recht habe und in Deutschland nichts dreinzureden habe. Der antiultramontane Geist, der damals im höhern Klerus herrschte, zeigt sich recht deutlich in den Männern, die die Domkapitel damals zu Bischöfen wählten. Das Domkapitel zu Konstanz wählte im Jahre 1816 zum Bistumsverweser den Freiherrn Heinrich von Wessenberg, der die deutsche Sprache und den deutschen Kirchengesang beim Gottesdienst einführte und die Überzahl der Klöster verminderte, auch in den geistlichen Seminaren und wissenschaftlich die Frage erörterte: an evelli possit ecclesia Germaniae a Romano Pontifice, d. h. ob eine von Rom unabhängige katholische deutsche Nationalkirche möglich sei. Das Domkapitel zu Freiburg i. Br. wählte im Jahre 1827 zum Erzbischof den Münsterpfarrer Bernhard Boll, der durchaus den Standpunkt Wessenbergs teilte und eine Bittschrift des badischen Klerus um Aufhebung des Cölibats wohlwollend entgegennahm. Das Domkapitel zu Köln wählte im Jahre 1824 zum Erzbischof den Grafen Spiegel, der, wie es die oben mehrfach erwähnte Denkschrift über die Parität in Preußen bezeichnet, „im Entgegenkommen gegen die Ansprüche des weltlichen Regiments bis an die äußersten Grenzen ging," d. h. in der bekannten Mischehenfrage hübsch dem Staatsgesetz Gehorsam leistete und nicht den Ansprüchen des Papstes. In Breslau wählte um dieselbe Zeit das Domkapitel

den Grafen Leopold Sedlnitzki-Choltitz zum Erzbischof, der Verordnungen an den Klerus mit dem Zusatz versah: in quantum leges civitatis permittunt, d. h. soweit die Staatsgesetze die Befolgung erlauben; dieser Erzbischof trat bekanntlich später zur protestantischen Kirche über.

Damals war also das katholische Volk und namentlich der deutsche Klerus noch nicht ultramontan; die deutschen Regierungen verstanden aber die Stimmung ihrer Unterthanen nicht und erteilten so der mittelalterlichen Anmaßung des Papstes, sich in die Angelegenheiten der Staaten einzumischen, eine gesetzliche Anerkennung dadurch, daß sie mit dem Papst überhaupt in Verhandlungen traten. „Ein neues herrliches katholisches Leben erblühte," d. h. Klöster verbreiteten infolge der durch die Verfassungen überall der katholischen Kirche eingeräumten „Selbständigkeit" die ultramontane Anschauung, und die Folge war der — Kulturkampf.

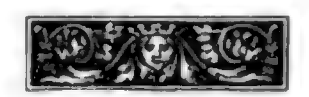
Wenn übrigens die genannte klerikale Denkschrift darauf hinweist, daß sich die preußische Regierung um dieselbe Zeit, wo das Landrecht jede Bevorzugung der katholischen Kirche beseitigte, sowie schon vorher und nachher einer „systematischen Zurücksetzung" der Katholiken bei der Besetzung von Staatsämtern schuldig gemacht habe, und daß diese Zurücksetzung die „Inferiorität" verschuldet habe, indem hierdurch allmählich bei den Katholiken die Neigung zu wissenschaftlicher Ausbildung und zur Bewerbung um Staatsämter vergangen sei, so stellt die Denkschrift hiermit ihren Konfessionsgenossen das denkbar schlimmste Armutszeugnis aus. Denn in gleicher Weise wurden in Frankreich, Ungarn, Österreich und Bayern die Protestanten bei der Besetzung von Staatsämtern ausgeschlossen oder zurückgesetzt. Das hat sie aber nicht abgehalten, nach einer wissenschaftlichen Ausbildung und nach Staatsämtern zu streben und so den katholischen Staatsregierungen den Nachweis zu bringen, daß die protestantischen Staatsangehörigen durch ihre Leistungen Anspruch auf Gleichberechtigung haben; dasselbe trifft bei den Israeliten in deutschen wie in nichtdeutschen Staaten zu. Es ist merkwürdig, daß die dem unduldsamen Geist früherer Zeiten entsprechende Zurücksetzung gerade nur bei den Katholiken die „Inferiorität" erzeugt haben soll.

Bei der letzten Katholikenversammlung pries man die katholische Kirche als die beste Stütze für die Throne, obwohl doch bekanntlich jeder einzelne der katholischen Staaten Frankreich, Spanien, Portugal, Italien, sowie die südamerikanischen Staaten mehr Revolutionen durchgemacht haben, als sämtliche protestantische Staaten zusammen. Diesen Hinweis lehnen die Klerikalen als unzutreffend ab, weil die genannten katholischen Staaten romanisch seien, die protestantischen aber germanisch, und die Romanen eben als Südländer den Revolutionen mehr zugeneigt seien als die ruhigen Germanen; das habe mit der Konfession nichts zu thun; ganze Völker könne man nicht miteinander in dieser Richtung vergleichen.

Aber es fragt sich ja eben, wie es kommt, daß sich die ruhig denkenden und deshalb den politischen Umwälzungen abgeneigten germanischen Völker im

ganzen damaligen Deutschen Reich (einschließlich Deutsch-Österreichs) und außerhalb sofort der Lehre Luthers zuwandten, während die unruhigen und deshalb den politischen Umwälzungen zugeneigten romanischen Völker stockkatholisch blieben? Das revolutionssüchtigste aller Völker, die Franzosen, hatten doch Gelegenheit genug, die Lehre Luthers kennen zu lernen, und doch blieben sie erzkatholisch. Also scheint doch die protestantische Kirche mehr dem Sinne der der Revolution abgeneigten, die katholische mehr dem Wesen der der Revolution zugeneigten Völker zu entsprechen!

„Man gebe nur der Kirche die Möglichkeit zur völlig freien Entfaltung ihrer Kräfte, und sie wird vortreffliches leisten," rief man in Neiße. Offenbar hatte der klerikale Redner hierbei Spanien und Italien im Auge oder das selige Königreich Polen oder Belgien und Österreich. Auch diesen Hinweis lehnen die Klerikalen ab; denn die wenigen Jahre, in denen in Spanien der Geist eines Pombal, in Österreich der Geist eines Josephs II. herrschte, die Entwicklung der Dinge in den letzten Jahrzehnten in Italien hätten genügt, alle Früchte der vielhundertjährigen Wirksamkeit der Kirche in den katholischen Landen zu beseitigen. Nach dieser Lehre müssen doch aber die protestantischen Staaten in einer gar jämmerlichen Lage sein, da in ihnen die katholische Kirche ja gänzlich beseitigt wurde, so ganz Norddeutschland, Schweden, Norwegen, Dänemark, Holland, England, Nordamerika, die Schweiz und die russischen Ostseeprovinzen! Und doch ist jeder dieser Staaten ein wahres Paradies im Vergleich mit den Staaten, in denen sich die katholische Kirche mehr oder minder frei entfaltet hat! Nun, einen Staat hat es aber doch gegeben, der ganz nach den Grundsätzen der katholischen Kirche regiert wurde, das ist der selige Kirchenstaat: dafür kamen dort im Jahre 1869 auf 100 Laien ein einziger, der schreiben konnte, aber auf 1000 Bewohner 50 Kleriker und 250 Bettler; und als der „sardische Räuber" diese vortreffliche Regierung stürzte, erhob nicht ein einziger Unterthan seinen Arm zum Schutz des Papa-Re, des „legitimsten aller Throne." — Sapienti sat.



Zolas letzte Romane

Von Ernst Groth

Der beispiellose Erfolg, den Zolas Romane nicht nur in Frankreich, sondern vor allem auch in Deutschland gefunden haben und immer noch finden, wird künftigen Litterarhistorikern ein schwer erklärbares Rätsel sein. Man wird es kaum begreifen, wie ein Schriftsteller eine so maßlose Verehrung finden konnte, dem der Sinn und auch die Fähigkeit zu einer künstlerischen Gestaltung des Stoffs gänz-

lich fehlen, der arm ist an edler schöpferischer Phantasie und an eignen neuen Gedanken und unfähig zu einer gründlichen Charakteristik und psychologischen Vertiefung, der nirgends imstande ist, das innere Leben eines höher stehenden Menschen nachempfindend zu schildern und uns eine tiefere Teilnahme für das Schicksal seiner Personen einzuflößen. Sein Hauptgegner in Frankreich, der Litterarhistoriker Brunetière, hat nicht Unrecht, wenn er sagt: Le grand défaut de M. Zola comme romancier, c'est de fatiguer, de lasser, d'ennuyer. Es fehlt ihm in der That vor allem an der Eigenschaft, die seine mühselig zusammengetragnen und fleißig ausgearbeiteten Beschreibungen und seine langatmigen, gedankenarmen Schilderungen genießbar machen könnte, der befreiende und versöhnende Humor.

Die Vorstellung, die Zola vom künstlerischen Schaffen hat, ist sehr bezeichnend. Wie nach seiner materialistischen Weltanschauung zuerst der Stoff da war und sich dann erst daraus die Kraft, der Geist entwickelt hat, so muß sich nach seiner Meinung auch der Schriftsteller zuerst das Material zusammentragen; hat er das, so entwickeln sich daraus die Handlung und die Ideen von selbst. Einer unsrer Romanschriftsteller, sagt Zola, will z. B. einen Roman über die Theaterwelt schreiben. Von dieser allgemeinen Idee geht er aus, ohne eine bestimmte Thatsache oder eine Persönlichkeit vor Augen zu haben. Dann ist es seine erste Sorge, über alles, was er von der zu beschreibenden Welt erfahren kann, Notizen zu sammeln. Er hat diesen oder jenen Schauspieler kennen gelernt und ist bei dieser oder jener Aufführung zugegen gewesen. Das sind schon Dokumente, und zwar die besten, wenn sie allmählich in ihm reif werden. Dann beginnt er den eigentlichen Feldzug; er unterhält sich mit Personen, die am besten über den Stoff Bescheid wissen, er stellt die Schlagwörter zusammen, die Geschichten, die Porträts. Aber das ist noch nicht alles: er geht auch zu den geschriebnen Dokumenten und liest alles, was ihm irgendwie von Nutzen sein könnte. Endlich besucht er die Orte, lebt einige Tage in einem Theater, um die entlegensten Winkel kennen zu lernen, verbringt seine Abende in der Loge einer Schauspielerin und umgiebt sich soviel wie möglich mit der ganzen charakteristischen Luft. Sind diese Dokumente erst vollständig da, so macht sich sein Roman ganz von selbst(!). Der Schriftsteller hat die Thatsachen nur logisch zu ordnen. Aus dem gesammelten Stoff entwickelt sich allmählich die ganze Handlung, die Fabel, die notwendig ist, um die einzelnen Kapitel des Romans aufzubauen. Das Interesse liegt nicht mehr in der Seltsamkeit und Fremdartigkeit der Fabel; im Gegenteil, je alltäglicher und allgemeiner sie ist, desto mehr wird sie typisch. „Wirkliche Menschen in einer wirklichen Umgebung in Bewegung setzen, dem Leser ein herausgetrenntes Stück des menschlichen Lebens geben, das ist das Wesen des naturalistischen Romans."

Die theoretische Anleitung, die Zola hier zu einer Romanfabrikation giebt, ist nicht übel. Danach kann jeder Mensch, der nur den richtigen Sammeleifer und Sinn für logische Gruppierung hat, zu jeder Zeit und in jeder Stimmung

einen Roman fertig machen. Schöpferische Phantasie, eigne Gedanken, Verständnis für den künstlerischen Aufbau der Handlung braucht er nicht. Die Handlung soll nach seiner Meinung nicht, wie man es von einem guten Kunstwerk verlangt, wahrscheinlich sein, sondern wirklich. Die aufgelesenen Thatsachen, die Dokumente, der Notizenkram, das ist also nach ihm das wahre Wesen eines Romans. Man sieht, Zola weiß geschickt aus der Not eine Tugend zu machen, und weil es ihm an den Eigenschaften eines wahren Künstlers gebricht, ganz banale Handwerksregeln als die wesentlichen Erfordernisse des dichterischen Schaffens auszuposaunen. Ses vues sont courtes, sagt Brunetière mit Recht, sa judiciaire est chancelante, il n'a ni le sentiment de la nuance, ni le sentiment de la mesure, et même, lorsqu'il veut affecter l'impartialité, c'est en vain, il a beau faire, il ne saisit jamais qu'un seul aspect des choses.

Wer nicht schon ganz im Banne des modernen Zolakultus steht, der wird dieses von Brunetière schon im Jahre 1881 in der Revue des deux Mondes (vom 1. September) gefällte Urteil auch auf Zolas letzte Romane: Lourdes, Rome, Paris und Fécondité*) übertragen müssen. Dieselbe ermüdende Anhäufung eines pedantisch zusammengesuchten Notizenkrams, dieselbe Wichtigthuerei mit nebensächlichen, völlig überflüssigen Einzelheiten, dieselben rhetorischen Hyperbeln, symbolischen Spielereien, episch bedeutsam erscheinenden aber in Wahrheit komisch wirkenden Wiederholungen — man ist in der That verblüfft, wie auch diese Romane einen so lauten Beifall in allen Ländern, besonders in Deutschland, finden konnten. Aber Zola ist seit der Dreyfusaffaire eine volkstümliche Persönlichkeit geworden; er gilt in vielen, namentlich in israelitischen Kreisen als ein Held der Wahrheit, ein Apostel der Humanität, ein furchtloser Streiter für Recht und Gerechtigkeit. Wir zweifeln nicht an der Ehrlichkeit seiner Überzeugungen; sein Zorn über die Vergewaltigung des israelitischen Hauptmanns mag völlig gerecht sein, und ein Angriff auf die französischen Machthaber mag aus edeln Motiven hervorgegangen sein, aber man wird doch stutzig, wenn man sich der Thatsache erinnert, daß Zola noch wenig Jahre vorher die schärfsten Anklagen gegen das Judentum in Frankreich geschleudert hat, wenn man z. B. folgende Stelle in seinem Roman L'Argent liest: „Er fühlte gegen die Juden den alten Rassenhaß, den man am kräftigsten im Süden Frankreichs vorfindet. Es war ihm, als ob sich sein Fleisch gegen sie empörte, als ob seine Haut bei dem Gedanken an die leiseste Berührung mit ihnen zusammenschauderte, einem Gedanken, der ihn mit Ekel und Entrüstung erfüllte und ihn über alle Grenzen ruhiger Überlegung fortriß, ohne daß er seiner Herr werden konnte. Er richtete seine laute Anklage gegen diese Rasse, diese verfluchte Rasse, die kein Vaterland und keinen Fürsten habe, die überall als Schmarotzer bei den Völkern lebe, die zwar so thue, als ob sie die Gesetze anerkenne, aber in Wirklichkeit nur ihrem Gott

*) Alle vier in Übersetzung erschienen in der Deutschen Verlagsanstalt zu Stuttgart.

des Raubes, des Blutes und des Zornes gehorche. Überall erfülle sie die ihr von diesem Gott gegebne Bestimmung, alles rücksichtslos an sich zu reißen, sich bei jedem Volke einzunisten, wie eine Kreuzspinne inmitten ihres Gewebes die Beute einzufangen, allen das Blut auszusaugen und sich von dem Leben andrer zu mästen. Mit innerer Wut prophezeite er die schließliche Unterwerfung aller Völker durch die Juden, sobald sie sich das ganze Vermögen des Erdballs durch Wucher angeeignet hätten, was nicht lange mehr dauern würde, da man ihnen in der täglich wachsenden Ausdehnung ihrer Herrschaft vollkommen freies Spiel lasse."

Dieses scharfe antisemitische Urteil, das Zola im Jahre 1890 schrieb, ist in Frankreich nicht ohne Wirkung geblieben, und Zola mochte es wohl bei der Dreyfusangelegenheit für richtig gefunden haben, dem auch von ihm entfesselten Strom ebenso energisch entgegenzutreten. Der Erfolg hat denn auch gezeigt, daß Zola in Frankreich allmählich eine Macht geworden ist, mit der die herrschenden Gewalten rechnen müssen. Er versteht es vortrefflich, sich auch in seinen Romanen gewisser Zeit- und Streitfragen zu bemächtigen, die das Leben des Volkes bis in die Tiefe erregen; und wie er in seinem Romancyklus Les Rougon-Macquart die Naturgeschichte einer Familie vom Staatsstreich bis auf Sedan gegeben hat, so sucht er in seinen letzten Romanen nach einem Wege, auf dem das französische Volk zu einer geistigen Wiedergeburt, zu einer sittlichen Gesundung, zu neuer welterobernder Kraftentwicklung gelangen könnte. Hierbei fördert aber Zola in allen vier Romanen soviel phantastisches Zeug zu Tage, unklare Ideen und wunderliche Kombinationen, daß seine naturalistische Methode hier, wo es sich um die Beleuchtung und Lösung sozialer Probleme handelt, völlig Schiffbruch leidet. Der Hauptheld Pierre Froment in Les Trois Villes ist im Grunde ein sentimentaler Grübler und Träumer, und auch die übrigen Figuren haben, soweit sie nicht reine Marionetten sind, eine gute Portion Rührseligkeit in ihrem Wesen — es wird in allen vier Romanen viel gejammert, geweint und geschluchzt. Eine große, heroische Natur zu zeichnen, dazu ist Zola gänzlich unfähig. Wollte man ihm aber das vorhalten, so würde er sogleich antworten: Dummheit, solche Naturen giebt es gar nicht. Le vice et la vertu sont des produits comme le vitriol ou le sucre; un même déterminisme doit régir la pierre des chemins et le cerveau de l'homme; le mécanisme de la passion fonctionne selon les lois fixées par la nature.

Pierre Froment ist der Sohn eines religionslosen, die Wissenschaft als das wahre Evangelium betrachtenden Chemikers. Für diesen ist der kalte, ruhig wägende Verstand die einzig maßgebende Gewalt. Pierres Mutter ist gerade das Gegenteil davon, sie hat sich den kindlichen Glauben, die naive Frömmigkeit einer gemütvollen Katholikin bewahrt. Sie sieht in der dogmenfeindlichen Beschäftigung ihres Mannes eine schwere Versündigung gegen Gott, gegen die Mutter Maria und die heilige Kirche, und so findet sie es natürlich, daß er bei einem chemischen Experiment in Stücke zerrissen wird. Den ältesten

Sohn Guillaume kann sie trotz aller Bitten nicht mehr von dem unheilvollen Wege der wissenschaftlichen Forschung ablenken, er wird auch Chemiker und in seinen Ansichten noch kirchenfeindlicher als der Vater; aber ihren Sohn Pierre weiht sie der Kirche und dem Priesterstande. Pierre hat von seiner Mutter das weiche Gemüt und das innige Gefühlsleben geerbt, aber zugleich von seinem Vater ein gut Teil scharfen kritischen Verstand und unruhigen Wahrheitstrieb. An diesem Zwiespalt in seiner Seele krankt er, und sein kindlicher Dogmenglaube bekommt eines Tages einen gewaltigen Stoß, als er die hinterlassenen Schriften seines Vaters studiert. Aber nach langen Kämpfen entschließt er sich, trotz seines Unglaubens die kleine Pfarre an der Kirche zu Neuilly weiter zu verwalten. „Er würde sein Priesteramt als ehrbarer Mann ausüben, ohne eines der Gelübde zu brechen, die er gethan hat, er würde fortfahren, nach den Vorschriften der Kirche seine Pflichten als Diener Gottes auszuüben; er würde predigen, er würde am Altar das Hochamt abhalten, er würde an die Gläubigen das Lebensbrot austeilen. Wer würde denn wagen, es ihm als Verbrechen anzurechnen, daß er den Glauben verloren hätte, selbst wenn dieses große Unrecht eines Tages bekannt würde?

Und was konnte man von ihm denn noch mehr verlangen?

Hatte er nicht sein ganzes Leben seinem Gelübde geweiht, hatte er sein Priestertum nicht hochgehalten, hatte er nicht alle Werke der christlichen Liebe ausgeübt, ohne jede Hoffnung auf eine zukünftige Belohnung? So hatte er sich schließlich beruhigt, stolz und mit hocherhobnem Kopfe, in der trostlosen Größe eines Priesters, der nicht mehr glaubt und doch fortfährt, über den Glauben der andern zu wachen. Er stand gewiß nicht allein; er wußte, daß er Brüder hatte, Priester, die dem Zweifel verfallen waren, die aber dennoch am Altar blieben, wie Soldaten ohne Vaterland, und die trotzdem den Mut hatten, den frommen Betrug auf die knieende Menge herabstrahlen zu lassen."

In diese Glaubenskämpfe Pierres spielt die Jugendliebe zu Marie von Guersaint hinein, einem Nachbarkinde, der Tochter eines überspannten Architekten, der sich mit dem Problem des lenkbaren Luftballons abquält. Marie ist eines Tages vom Pferde gestürzt und hat sich so verletzt, daß sie nach den Aussagen der Ärzte zeitlebens gelähmt sein wird. Pierre bleibt ihr treuer Freund, und als sie den Wunsch ausspricht, man möge sie nach Lourdes an die Wundergrotte bringen, wo schon so viele Kranke geheilt seien, da überwindet er seine Abneigung gegen den offenbaren Schwindel, der nach seiner Überzeugung dort getrieben wird, und er entschließt sich, die Kranke zu begleiten, mit der stillen Hoffnung, dort seine Studien über das Wundermädchen Bernadette, die die heilige Quelle in Lourdes entdeckt hat, zu beendigen und durch diese frommen Studien und durch den Anblick der Wunder vielleicht wieder zu dem kindlichen Glauben eines wahren Katholiken zu gelangen. Er hält eine Heilung Mariens für unmöglich; zwei Ärzte haben das gesagt, aber ein dritter, de Beauclair, den die beiden andern für einen Charlatan erklären, meint, man solle sie nur

nach Lourdes bringen, ihre Krankheit würde wie die so vieler Frauen und Mädchen dort durch Autosuggestion geheilt werden. Ihre ganze Aufmerksamkeit sei jetzt noch auf die verletzte Stelle gerichtet, unbeweglich läge sie in ihren zunehmenden Schmerzen da, ohne die Fähigkeit zu haben, neue Vorstellungen zu bekommen, aber diese Fähigkeit könnte wieder kommen durch die plötzliche Einwirkung einer heftigen Gemütserregung.

Der Sonderzug mit den vielen Hunderten von Kranken, ein rollendes Hospital, worin auch Pierre, Marie und ihr Vater sitzen, fährt am festgesetzten Tage von Paris nach Lourdes ab, und damit beginnt Zola den ersten Tag, wie er hier in seinem Roman Lourdes das erste Kapitel nennt. Wie ein Schauspiel fünf Akte hat, so zerfällt diese ganze Pilgerfahrt der unglücklichen Kranken in fünf Tage, und man muß sagen, daß Zola es vortrefflich versteht, einem das Elend dieses ganzen rollenden Hospitals, die Hoffnungen, Leiden, Verzückungen und Enttäuschungen der Unglücklichen mit seiner bekannten Methode der Wiederholung gründlich einzuprägen. Er wird nicht müde, dem Leser immer wieder die widerwärtigen Krankheiten mit der Genauigkeit eines vereidigten Statistikers vorzuführen: „Da gab es von Ekzema zerfressene Köpfe, von den Röteln bekränzte Stirnen; Nasen und Lippen, aus denen die Elefantiasis unförmliche Rüssel gebildet hatte. Eine alte Frau litt am Aussatz, eine andre war mit Flechten bedeckt, wie ein Baum, der im Schatten verfault. Dann kamen Wassersüchtige vorüber, aufgebläht wie Schläuche, mit Riesenbäuchen unter der Kleidung. Hände, von Rheumatismus gekrümmt, hingen über die Tragbahren hinab, und Füße, vom Ödem bis zur Unkenntlichkeit aufgetrieben, sodaß sie mit Lumpen ausgestopften Säcken glichen. In einem kleinen Wagen sitzend suchte eine Wasserköpfige ihren übermäßig großen, allzu schweren Schädel, der immer nach rückwärts fiel, aufrecht zu halten. . . . Ein Mädchen, kaum zwanzig Jahre alt, mit einem plattgedrückten Krötenkopf, hatte einen so enormen Kropf, daß dieser wie der Brustlatz einer Schürze bis zur Taille hinabreichte.“ Und so geht es seitenlang weiter mit der Aufzählung der scheußlichsten, ekelhaftesten Krankheiten, und diese Beschreibungen wiederholen sich wie ein schauderhaftes Leitmotiv durch den ganzen Roman, ob Zola uns den Sonderzug mit seinen Insassen vorführt oder das Leben und Treiben auf dem Bahnhof in Lourdes, ob er die Prozessionen in dem heiligen Orte schildert oder die sinnbethörenden Vorgänge an der Wundergrotte. Wer einmal die notwendig gewordne und dankenswerte Arbeit übernähme, das berühmte Buch von Rosenkranz „Ästhetik des Häßlichen“ zu ergänzen, der würde in Zolas Lourdes eine unerschöpfliche Quelle von Beispielen finden, mit denen er die Ansichten des Philosophen erläutern und begründen könnte.

Pierre Froment findet in Lourdes seinen Glauben nicht wieder; ihm werden im Gegenteil dort noch die letzten Illusionen genommen, wie er sieht, welches schwungvolle einträgliche Geschäft die Patres der Grotte mit der Leichtgläubigkeit, der Dummheit und dem Unglück der Kranken treiben, wie aus dem alten, einfachen, von naivem Wunderglauben erfüllten Lourdes der guten Bernadette das neue Lourdes geworden ist mit seinem ganzen geschäfts-

mäßigen Jahrmarktstrubel, mit seinen herumlungernden, faulenzenden Männern und Weibern und seinen koketten, sittlich verderbten Mädchen. Die Hotels in Lourdes sind bis ans Dach vollgefüllt, aber nicht nur mit Kranken, sondern auch mit sehr weltlich gesinnten Pfarrern und jungen Ehefrauen, die unter dem Deckmantel der frommen Pilgerfahrt unbeobachtet und ungestraft ihren besondern Neigungen nachgehn und auch in manchen Zügen an die Pilgerfahrer erinnern, die der humorvolle Chaucer in seinen Canterbury Tales schildert. Der gute keuschgesinnte Pierre ist über alle diese unheiligen Dinge aufs tiefste betrübt und erbittert, und so findet sich auch sein Glaube nicht wieder, als seine Jugendfreundin Marie von Guersaint in Lourdes wirklich ihre Lähmung verliert und geheilt nach Paris zurückkehrt. Denn ihre Heilung hat sich in der That genau so vollzogen, wie es ihm der junge Arzt Beauclair gesagt hatte: Nur der plötzliche, feste Wille, sich von ihrer falschen Krankheitsvorstellung loszumachen, der Wille, aufzustehn, frei zu atmen und nicht mehr zu leiden, konnte sie, wie unter dem Peitschenhieb einer großen Aufregung, heilen, verändern und wieder auf die Füße bringen.

Der Wunderglaube scheidet nun vollständig aus Pierres religiösem Leben. Er kehrt noch ärmer und unglücklicher nach Paris zurück, fortwährend mit dem quälenden Gedanken beschäftigt, wie der beklagenswerten Menschheit das wahre Glück auf Erden bereitet werden könnte. Er haßt die brutale That, die durch einen Umsturz der Gesellschaft zu einem solchen Zustand des allgemeinen Glücks führen könnte, er, der Vertreter der christlichen Sanftmut, ist deshalb auch ein Gegner aller extremen Sozialisten und Anarchisten. Immer wieder geht der Gedanke durch sein Gehirn: Eine neue Religion muß geschaffen werden, eine neue Religion ist der Menschheit notwendig, ohne sie giebt es kein wahres Glück auf Erden. „Dieses Wort: Eine neue Religion! brach in ihm los, es tönte in ihm wieder und wieder als der Schrei der Völker selbst, als das gierige verzweifelte Verlangen der modernen Seele. Der Trost, die Hoffnung, die die katholische Kirche der Welt gebracht hatte, schienen nach achtzehn Jahrhunderten der Geschichte nach so viel Thränen, so viel Blut, so viel barbarischen Aufregungen erschöpft zu sein. . . . Das Volk hat die Kirchen auf immer verlassen; es legt nicht mehr seine Seele in die Rosenkränze, und nichts kann ihm mehr den verlornen Glauben wiedergeben. . . . Welche Art der Illusion, welche göttliche Lüge könnte noch in der heutigen, nach jeder Richtung hin verwüsteten und von einem Jahrhundert der Wissenschaft umgegrabnen Erde keimen?“

Pierre Froment hat noch nicht den Mut, aus der Kirche auszutreten, er bleibt, wie so viele andre, der Priester ohne Glauben, der über den Glauben der andern wacht, der keusch und ehrenhaft seinen Beruf erfüllt in der stolzen Traurigkeit, daß er nicht auf seine Vernunft hatte verzichten können, wie er auf sein Fleisch verzichtet hatte.

In dem zweiten Roman Rome finden wir unsern Helden in Rom auf der Terrasse des Janikulus, von der man auf Trastevere hinabschaut, in der Mitte von Touristen, dünnen Engländern und „breitschultrigen Deutschen, die in traditioneller Bewundrung gaffen und den Reiseführer in der Hand halten,

den sie beständig zu Rate ziehn, um die Monumente zu erkennen.“ Hier auf der Terrasse, wo das morgenfrische, heitre, wunderbare Rom in der Beleuchtung der Septembersonne vor ihm liegt, durchlebt Pierre noch einmal die drei letzten Jahre seiner Glaubenskämpfe. Er hat versucht, durch Wohlthätigkeit und Nächstenliebe die Leere in seinem Herzen auszufüllen, die durch den Verlust seines Glaubens darin entstanden war; aber er hat zu seinem Schmerz gesehen, daß mit der christlichen Nächstenliebe des Einzelnen all das Elend der Armen und Enterbten nicht im geringsten beseitigt werden könnte, und oft ist ihm der Gedanke gekommen, daß die Anarchisten recht hätten, und daß der Jammer auf der Erde nur durch gewaltige Revolutionen, durch Schwert und Feuer weggeschafft werden könnte. Aber der Verkehr mit dem guten und frommen Abbé Rose hat wieder neue Hoffnung in sein Herz gebracht und den Gedanken an die Gründung einer neuen Religion wieder wach gerufen. Die katholische Kirche müsse die unaufhaltsame moderne, demokratische Bewegung in die Hand nehmen, um die drohende soziale Katastrophe von den Nationen abzuhalten. Alle Mysterien, alle Dogmen wären eigentlich nur Symbole, kirchliche Gebräuche, die für die Kindheit der Menschheit unerläßlich seien, die man aber aufgeben müsse, wenn die Menschheit erwachsen und gebildet sei. Von diesen Ideen angefüllt, hat Pierre ein Buch geschrieben: „Das neue Rom,“ worin er eine Wiedergeburt, eine demokratische Umwandlung der Kirche verlangt. Aber die Indexkongregation hat dieses Werk des jungen Priesters mit dem Interdikt belegt, und nun ist Pierre nach Rom geeilt, um seine Überzeugung vor dem heiligen Vater zu verteidigen.

So steht er denn auf der Terrasse und schaut hinunter auf das alte Rom, und diese Gelegenheit benutzt Zola, dem Leser eine lang ausgesponnene Beschreibung der Stadt vorzuführen. Pierre denkt auch an das neue Rom, an sein Buch, und dabei erzählt uns Zola den Inhalt dieses Buchs ebenso ausführlich und vollgespickt mit kirchengeschichtlichen Einzelheiten. Die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft der römischen Kirche werden im Fluge durcheilt. Der „katholische Sozialismus“ sei die neue Religion. „Der Sozialismus ist die Zukunft, das neue Regierungswerkzeug. Alles arbeitet mit Sozialismus: die auf ihren Thronen schwankenden Könige, die bürgerlichen Oberhäupter unruhiger Republiken, die ehrgeizigen Parteiführer, die von Macht träumen. Alle sind darin einig, daß der kapitalistische Staat die Rückkehr zur heidnischen Welt, zum Sklavenhandel ist; alle sprechen davon, daß man das abscheuliche eiserne Gesetz brechen müsse, das die Arbeit zu einer den Gesetzen von Angebot und Nachfrage unterworfnen Ware macht, das den Lohn genau nach dem berechnet, was der Arbeiter unumgänglich nötig hat, wenn er nicht Hungers sterben will. Allein das Übel wächst, die Arbeiter werden von Not und Verzweiflung gequält, während über ihre Köpfe hinweg die Diskussionen fortgesetzt werden, die Systeme sich kreuzen, der gute Wille sich im Versuchen trügerischer Heilmittel erschöpft. Das ist das Herumtrippeln auf einer Stelle, das ist die närrische Bestürzung, die den nahen großen Katastrophen voranzugehn pflegt. Und zugleich mit den andern Bestrebungen tritt der katholische

Sozialismus ebenso feurig wie der revolutionäre Sozialismus auf den Plan und trachtet zu siegen."

Durch die Vermittlung seines Gönners, des Herrn de la Choue, wird Pierre in dem alten Palazzo des Kardinals Boccanera aufgenommen. Auch hier rollt Zola die ganze ziemlich langweilige Geschichte der Boccaneras auf, ohne daß man recht weiß, in welchem Zusammenhang alle diese „Dokumente" zu den Seelenkämpfen und den weltbeglückenden Ideen unsers Helden stehn. Wer Levin Schückings Roman „Luther in Rom" kennt, der wird manche Ähnlichkeiten mit Zolas Roman herausfinden, auch in dem unkünstlerischen Aufbau der Geschichte, in dem Hin- und Herschieben der Handlung, in der Überladung des Inhalts mit allen möglichen mühsam zusammengetragnen kunst- und kirchengeschichtlichen Studien, einer Überladung, zu der ein Schriftsteller bei der Schilderung Roms leicht kommen kann. Aber Schücking hat denn doch ein feineres Urteil als Zola, und so sind seine kulturgeschichtlichen Ornamente immer noch erträglicher als Zolas oft wunderliche, zum Teil den Führern durch Rom entlehnte Gemeinplätze. Dazu gehören seine Urteile über Rafael und über Michelangelo. Zola fällt hierbei oft aus der Rolle. Er schiebt seinem bescheidnen, zurückhaltenden, alle Sinnenlust fliehenden Pierre Gedanken unter und legt ihm Aussprüche in den Mund, die im Gegensatz zu seinem ganzen Wesen stehn. Pierre ist von den Malereien Michelangelos in der Sixtinischen Kapelle aufs höchste ergriffen: „Und diese mächtige, anbetungswürdige Eva, diese Eva mit den kräftigen Hüften, die imstande sind, die künftige Menschheit zu tragen! Sie hat die stolze, zärtliche Anmut des Weibes, das bis zur Verdammnis geliebt sein möchte; sie ist das ganze Weib in seiner Verführung, seiner Fruchtbarkeit, seiner Herrschaft. Sogar die in den vier Ecken der Fresken auf Pilastern sitzenden dekorativen Figuren feiern den Triumph des Fleisches."

Diese Stelle ist für die folgenden Romane Zolas von großer Wichtigkeit. Das Weib mit den breiten, starken Hüften, in deren Schoß ganze Generationen auf ihre Erweckung zum Leben warten, ist eine Lieblingsvorstellung Zolas. In dieser Eva von Michelangelo sieht er, wie sein Roman Fécondité zeigt, die Rettung des Menschengeschlechts. Auch in der Kunst dreht sich bei Zola alles um das sexuelle Rätsel. So läßt er Pierres Begleiter, einen jungen Gesandtschaftsattaché, der ein Gegner von Michelangelo ist, ausrufen: „Ach Botticelli, Botticelli! Die Frauen Botticellis mit ihrem langen, sinnlichen und reinen Gesicht, mit ihrem unter der dünnen Gewandung etwas stark hervortretenden Bauche, mit ihrer hochaufgerichteten, geschmeidigen und schwebenden Haltung, wobei sich ihr ganzer Körper hingiebt! . . . Ach die Münder Botticellis, diese sinnlichen, gleich Früchten geschlossenen, ironischen oder schmerzlichen Münder! Sie sind so rätselhaft in ihren geschwungnen Linien, und man kann nicht sagen, ob sie Reines oder Abscheuliches verschweigen! Die Augen Botticellis, diese schmeichelnden, leidenschaftlichen, mystisch oder wollüstig vergehenden Augen!" Und in dieser Tonart geht es weiter.

Durch den Wust von topographischen, kunsthistorischen und kirchengeschicht-



lichen Einzelheiten zieht sich der dünne Faden der Haupthandlung, Pierres Versuch, den Inhalt seines Buchs „Das neue Rom“ vor dem heiligen Vater zu rechtfertigen. Er merkt bald, daß der Versuch, die römische Kirche zu ändern und sie den Ansprüchen der modernen Welt anzupassen, eine große Illusion ist. Schon der Kardinal Boccanera giebt ihm den Rat, das Buch zurückzuziehn, noch ehe die Indexkongregation ihn dazu zwingt. Ein Priester habe keine andre Pflicht als Demut und Gehorsam, als die vollständige Erniedrigung seines Ichs vor dem höchsten Willen der Kirche. Alles Schreiben sei vom Teufel, denn in der Äußerung der eignen Meinung liege schon eine Empörung. Die Wahrheit liege in dem römisch-apostolischen Katholizismus, so wie ihn die lange Reihe von Geschlechtern geschaffen hätte. „Welcher Wahnsinn, ihn verändern zu wollen, wo so viele große Geister, so viele fromme Seelen daraus das wunderbarste aller Monumente, das einzige Werkzeug der Ordnung in dieser Welt und der Rettung in jener gemacht haben!“

Aber Pierre ist durch den Anblick des Elends, das unter dem Volk in Rom sogar vor den Augen des heiligen Vaters seine Verheerungen anrichtet, entschlossen, sein Buch nicht zurückzuziehn. Er will sich unter allen Umständen verteidigen. Er wird zu Monsignore Nani und von diesem zum Kardinal Sarno geschickt; dieser thut, als wüßte er von der Sache nichts, und weist ihn zum Prälaten Fornaro. Hier endlich kann Pierre seine Ideen vortragen: Der Katholizismus solle zur Urkirche zurückkehren, aus dem brüderlichen Christentum Jesu ein erneutes Blut schöpfen; der Papst solle von aller irdischen Hoheit befreit sein, durch Barmherzigkeit und Liebe über die gesamte Menschheit herrschen, die Welt vor der furchtbaren sozialen Krise, die sie bedroht, retten, um sie zum Reich Gottes, zur christlichen Gemeinde aller, zu einem einzigen Volk der vereinten Völker zu führen. Der Prälat lächelt über den seltsamen Schwärmer und schickt ihn zum Pater Dangelis, dem Sekretär der Indexkongregation, und dieser weist ihn wieder an den Monsignore Nani, der den größten Einfluß habe. So versteckt sich einer hinter dem andern, und alle verkriechen sich hinter den abstrakten Begriff Indexkongregation. Pierre giebt den Kampf nicht auf, obgleich ihm gesagt wird, daß er es in Rom überall mit geheimen Jesuiten zu thun habe und mit jesuitischen Grundsätzen. Er rennt zu allen einflußreichen Kardinälen, zum Großpönitentiarius, zum Kardinalvikar und zum Kardinalsekretär; aber einer schickt ihn zum andern, keiner bindet sich mit einem Worte oder giebt irgendwelche Erklärung ab. Pierre ahnt, daß sein Buch, das aus den edelsten Motiven hervorgegangen ist, unter allen Umständen verdammt werden wird.

Endlich scheint sich das Blatt zu wenden. Monsignore Nani teilt ihm mit, daß der heilige Vater Pierres Buch gelesen und auch den Wunsch geäußert habe, den Verfasser kennen zu lernen. Und damit kommen wir zu dem Höhepunkt des Romans, zu der Audienz, die Pierre beim Papste hat. Diese Audienz ist so sarkastisch geschildert, daß man sich nicht über die Eile wundern kann, mit der Zolas Roman auf den Index der verbotnen Bücher gesetzt wurde. Pierre findet den Papst im Lehnstuhl sitzen. „Die Soutane, die der

heilige Vater trug, war von Schnupftabak, von braunem Schmutz, der längs der Knöpfe herabgeflossen war, stark befleckt. Und gut bürgerlich hielt der heilige Vater ein Schnupftuch auf dem Schoß, um sich abzuwischen. Übrigens schien er wohl und von seinem gestrigen Unwohlsein hergestellt zu sein; er erholte sich gewöhnlich sehr leicht, denn er war ein sehr mäßiger und ein sehr weiser Greis, der keinerlei organische Krankheit hatte und einfach aus natürlicher Erschöpfung täglich ein bischen dahinschwand, wie eine Fackel, die immer leuchten muß, zuletzt eines Abends erlischt."

Der Papst hat das Buch des jungen Priesters gelesen, er ist über die Fragen und Vorschläge genau unterrichtet, aber er findet darin Angriffe gegen das Dogma und sogar revolutionäre Theorien. Er weist den mit rührender Leidenschaftlichkeit für seine weltbeglückenden Ideen eintretenden Priester ernst und entschieden in seine Schranken. „Wenn der Sozialismus," ruft der heilige Vater, weiter nichts ist als der Wunsch nach Gerechtigkeit, als die beständige Absicht, den Schwachen und Elenden zu Hilfe zu kommen, so arbeitet niemand mit größerer Energie daran als wir. Ist denn die Kirche nicht immer die Mutter der Betrübten, die Helferin und Wohlthäterin der Armen gewesen? Wir sind für jeden vernünftigen Fortschritt, wir geben alle neuen sozialen Formen zu, die zum Frieden, zur Brüderlichkeit verhelfen werden. Aber den Sozialismus, der damit anfängt, Gott zu verjagen, um das Glück der Menschen zu sichern, können wir nicht anders als verbannen." Der heilige Vater häuft Vorwurf über Vorwurf auf den jungen Priester und nennt sein Buch sündhaft, gefährlich, verdammungswürdig.

Pierre ist durch diese Zurückweisung des heiligen Vaters nicht niedergeschmettert; er sieht nun ein, daß die Kirche nicht mehr die Kraft habe, die großen Aufgaben der Gegenwart und der Zukunft zu lösen, daß sie das Glück der Menschheit nicht mehr schaffen könne, daß sie mit ihren morschen Pfeilern zusammenbrechen müsse unter dem Ansturm der wachsenden Wissenschaften und der gebildeten Völker. Pierre erkennt, daß er in Rom nichts mehr zu suchen habe, daß es ganz nutzlos sei, von einem neuen Rom zu träumen, daß sein Buch zwecklos und überflüssig sei. Und so unterwirft er sich: Auctor laudabiliter se subjecit et opus reprobavit. Pierre ist mit seinem Glauben an die Macht der Religion fertig, für ihn giebt es jetzt nur noch eine Retterin der Menschheit, das ist die Wissenschaft. Die Wissenschaft fegt, nach seiner Meinung, nicht nur den Katholizismus wie Ruinenstaub hinweg, sondern alle religiösen Begriffe, und alle Hypothesen vom Göttlichen schwanken und brechen durch sie zusammen. „Ein mit Wissenschaft genährtes Volk, das weder an Mysterien und Dogmen, noch an die Entschädigung durch Strafe und Belohnung im Jenseits glaubt, ist ein Volk, dessen Glaube für immer tot ist; und ohne Glauben kann der Katholizismus nicht bestehn." In Lourdes hatte Pierre seinen naiven Kinderglauben gesucht und ihn nicht gefunden, in Rom hat er auf eine Wiedergeburt der katholischen Kirche, auf eine Religion der Demokratie gehofft, aber er hat dort nichts gefunden als Trümmer, als den verfaulten Stamm eines Baumes, der keines Frühlings mehr fähig sei.

So kehrt er nach Frankreich zurück und übernimmt wieder seine kleine Pfarre in Neuilly als ein Priester ohne Glauben, der den Glauben der andern mit dem Brote der Illusion nährt. Damit beginnt Zolas nächster Roman Paris.

(Schluß folgt)



Philisterseelen

Vor einigen Jahren hatte das Wort „Weltpolitik" für den friedlichen zeitunglesenden Deutschen noch etwas Befremdendes, ja Erschreckendes. Jetzt stehn wir mitten drin in der Weltpolitik; die Frage, ob Deutschland sie treiben solle und könne oder nicht, ist entschieden durch die Thatsachen selbst, und aus der Möglichkeit ist ein harter Zwang geworden. Denn auch der freisinnigste Philister kann nicht umhin, zuzugestehn, daß Deutschland für die Ermordung des kaiserlichen Gesandten in Peking volle Sühne unnachsichtlich fordern und durchsetzen muß. Und mit einer Wucht, einer Energie und Umsicht, die in jedem deutschen Herzen nur die lebhafteste Freude und Genugthuung erwecken kann, hat der Kaiser den Eintritt Deutschlands in den ostasiatischen Krieg in die Wege geleitet. Am 19. Juni, unmittelbar nachdem die Post von Taku eingetroffen war, erging sein Mobilisierungsbefehl an die beiden Seebataillone in Kiel und Wilhelmshaven, der erste derart seit dem 16. Juli 1870, der erste Mobilisierungsbefehl überhaupt, den ein deutscher Kaiser erlassen hat; am 3. Juli wurde auch die zweite Division des ersten Panzergeschwaders für China mobilisiert, dann das ostasiatische Expeditionskorps aus Freiwilligen des Landheeres gebildet, das seit dem 27. Juli auf deutschen Dampfern Bremerhaven verließ und jetzt durch eine dritte Brigade verstärkt wird. Am 8. August wurde Graf Waldersee auf den Vorschlag des Zaren vom Kaiser zum Höchstkommandierenden in China ernannt, eine glänzende Anerkennung ebensowohl für die Persönlichkeit des Feldmarschalls wie für die Leistungsfähigkeit des deutschen Heerwesens und für die Lauterkeit der deutschen Politik; in der Morgenfrühe des 23. August trat er mit seinem Stabe die Reise von Neapel an. Das alles vollzog sich so glatt und geräuschlos, als ob Deutschland schon seit Jahrzehnten gewöhnt sei, ganze Divisionen über See um die halbe Erde herum zu schicken, und doch ist es das erstemal in der Geschichte, daß es ein solches Unternehmen begonnen hat.

Die Wärme, mit der Graf Waldersee auf seiner ganzen Fahrt durch das Reich begrüßt wurde, noch mehr die freudige Bereitwilligkeit, mit der sich Zehntausende junger Männer in allen Teilen des Reichs als Freiwillige für China meldeten, nicht Leute aus dem Abhub der Gesellschaft, wie sie die eng-

lischen Werber auf den Straßen zusammenlesen, sondern ausgebildete Soldaten, eine Elite unsrer wehrpflichtigen und wehrfähigen Jugend, der Wetteifer, womit Privatleute und Vereine für die Bedürfnisse der ostasiatischen Kämpfer bei Strapazen und Erkrankungen zu sorgen unternahmen, das alles bewies, daß der alte furor teutonicus wieder aufflammte, sobald der kaiserliche Kriegsherr rief, und daß die Nation in all den Kreisen, auf die es ankam, hinter ihm steht. Ist doch der Gegensatz, der Preis des Kampfes klar genug. Zwei alte, grundverschiedne Kulturen stoßen aufeinander, die christlich-europäische, der sich auch die Japaner in so vielen Stücken angeschlossen haben, und die heidnisch-mongolische; die Frage ist nicht, ob da und dort ein Hafenplatz neu eröffnet, eine Eisenbahn gebaut, ein Handelsvorteil errungen, eine neue Missionsstation errichtet, ein Vergehn gegen Missionare bestraft werden solle, sondern ob unsre Kultur auch in Ostasien die stärkere sein oder vor der weit ältern, aber rückständigen und wertlosen mongolischen zurückweichen solle. Weil dies der Gegensatz ist, so halten alle von der europäischen Kultur beherrschten Mächte trotz aller widerstreitenden Interessen zusammen, in einer Weise, wie das seit den Kreuzzügen nicht wieder vorgekommen ist. Die von klugen Leuten vielbespöttelte Mahnung des Kaisers: „Völker Europas, wahret eure heiligsten Güter" hat wenigstens bei den Regierungen endlich Gehör gefunden.

Dieser Sachlage und der durch die weitesten Kreise gehenden Stimmung entspricht leider die Haltung eines guten Teils unsrer deutschen Presse keineswegs. Ganz abgesehen von dem nahezu hochverräterischen Gerede der nun einmal in Deutschland — und nur in Deutschland — vaterlandslosen sozialdemokratischen Presse ergeht sich auch ein Teil der Blätter, die national zu sein behaupten, es auch ganz ehrlich sein wollen, in ängstlichen Erwägungen und taktlosen Kritiken einzelner Handlungen der Reichsregierung und namentlich über Äußerungen des Kaisers, in Kritiken, die oft einen geradezu kläglichen Eindruck machen und ein beschämendes Maß politischer Unreife verraten.

Reden des Kaisers, wie die hier in Betracht kommenden, werden überhaupt meist ganz falsch aufgefaßt. Es sind gar keine eigentlich politischen Kundgebungen, für die ein Minister irgend welche Verantwortung tragen könnte und müßte, es sind persönliche Äußerungen einer starken, eigentümlichen Empfindung und Auffassung in einer bestimmten Lage, natürlich etwas wichtiger und beachtenswerter als der Leitartikel irgend welches Blattes, weil es eben der Kaiser ist, der sie thut, aber doch nicht in dem Sinne zu verstehn, daß jedes Wort, jede Wendung feststehe wie ein Dogma, das Unterwerfung verlangt. Wie sie die Kritik zuweilen herausfordern, die uns niemand verkümmern soll, so vertragen sie auch diese Kritik, wenn sie nur von dem richtigen Standpunkt ausgehn, auch die vielbesprochne Abschiedsrede an die ostasiatischen Truppen am 27. Juli. Wenn da der Kaiser von den Kämpfen in China gesagt hat: „Pardon wird nicht gegeben, Gefangne werden nicht gemacht," so hat er damit nur den ungewöhnlichen Charakter des Kriegs überhaupt zeichnen wollen, und er hat ihn so gezeichnet, wie er jetzt in Einzelberichten von deutschen Offizieren und Soldaten, die bei Tientsin mitgefochten haben, in der That er-

scheint, als das Ringen mit einem fanatischen, erbarmungslosen Gegner, worin es europäischen Truppen nicht verboten, sondern einfach unmöglich ist, Pardon zu geben und Gefangne zu machen, um der eignen Sicherheit willen. Wenn er den Soldaten zugerufen hat, sie sollten in China einen Namen hinterlassen wie Attila, so hat er ihnen damit nicht gesagt: Seid grausam wie Attila, sondern: Seid so unwiderstehlich wie Attila, und es war der Gipfel der Geschmacklosigkeit und Anmaßung, wenn die „Zukunft“ es für zweckmäßig hielt, den Kaiser pedantisch-schulmeisterlich aus nicht ganz unbekannten Quellen darüber zu belehren, was für ein Scheusal dieser Attila eigentlich gewesen sei, und seitenlang Dinge breit zu treten, die in jedem leidlichen historischen Handbuche besser stehn. Dort würde beiläufig auch zu lesen sein, daß Attila den von ihm beherrschten Völkern, auch germanischen, durchaus kein grausamer Herr gewesen sein kann. Wenn der Monarch davon gesprochen hat, es gelte, dem Christentum in China Bahn zu brechen, so ist es bare Lächerlichkeit, ihm vorzuwerfen, er habe dabei an gewaltsame Einführung des Christentums in China, an einen mittelalterlichen Kreuzzug gedacht. An einen Kreuzzug allerdings, in dem Sinne, daß es sich hier um einen großen Kulturgegensatz handelt, aber gerade darum nicht an gewaltsame Bekehrung, denn die weisen Kritiker scheinen nicht zu wissen, daß die mittelalterlichen Kreuzfahrer schlechterdings gar nicht daran gedacht haben, die Mohammedaner „bekehren“ zu wollen; besiegen, verdrängen wollten sie die Mohammedaner aus Palästina und Syrien, aber wahrhaftig nicht bekehren. Freilich, zahlreichen Journalisten jüdischer Abkunft wie leider auch christlicher Geburt sind Christentum und christliche Kultur so widerwärtige und abgestandne Begriffe, daß sie schon aus diesem Grunde den Kaiser nicht verstehn können, und daß sie sich ihm und andern zurückgebliebnen Leuten im Hochgefühl ihrer modernen Bildung unendlich überlegen fühlen, ja mit weiser Miene auf die Sittensprüche des Confucius und die Lehren Buddhas hinzeigen, die älter seien als das Christentum, sodaß die chinesische Kultur der christlich-europäischen mindestens als ebenbürtig, wenn nicht als überlegen erscheint. Natürlich, der Buddhismus ist heute bei vielen Leuten Mode, schon aus Opposition zum Christentum. Wie kann man ferner an die Kraft des Gebets für die im Felde stehenden Krieger glauben, das ist nach der „Zukunft“ die Anschauung eines „mittelalterlichen Mönchs.“ Und wenn der Kaiser den leichtsinnigen Vorstoß des englischen Admirals Seymour auf Peking, der beiläufig auch deutsche Truppen in Gefahr brachte, unumwunden tadelte, so schütteln dieselben weisen Thebaner, die sonst an England und englischen Offizieren kein gutes Haar lassen, bedenklich den Kopf über diese Kritik, die England leicht verletzen könne, als ob der Engländer nicht allen Grund hätte, sich dieses Urteil hinter die Ohren zu schreiben. Kurz, der Kaiser mag sagen, was er will, er wird von „nationalen“ Organen unbarmherzig, mit herablassender oder hochfahrender Miene geschulmeistert, alles aus Besorgnis um den „Monarchismus“!

Aber damit nicht genug! Auch Maßregeln der Regierung, also des Kaisers, erfahren fortwährend eine kleinliche, ängstlich-philiströse Kritik. Die Besetzung von Kiautschou, die längst gehegte Wünsche erfüllte, oft erhobne Vorwürfe zum

Schweigen brachte und, als sie bekannt wurde, allgemeine Zustimmung fand, erscheint plötzlich „in einem ganz andern Lichte,“ seitdem man weiß, daß wir sie dem persönlichen Entschlusse des Kaisers verdanken. Wie unvorsichtig dann, die Panzerdivision nach Ostasien zu senden und somit die heimischen Küsten zu entblößen, die Ausbildung der Marine daheim zu gefährden! Auch die deutschen Rüstungen scheinen manchem zu weit zu gehn, die Ernennung Waldersees drohe uns tiefer in die chinesischen Wirren zu verstricken, als unser Interesse verlange, wir thäten besser, uns mehr zurückzuhalten, es liege etwas „beängstigend Impulsives“ in unsrer ostasiatischen Politik. Gewiß, auch die Umformung der „Emser Depesche“ vom 13. Juli 1870 hatte etwas „beängstigend Impulsives“ und entschied den Krieg. Hätte aber Deutschland Kiautschou nicht genommen, hätte es sich jetzt in China etwa mit der Rolle Österreichs begnügt, so würde man Zeter schreien über die Unthätigkeit und Schwäche des „neuen Kurses“ und den Schatten des Fürsten Bismarck heraufbeschwören, unter dem so etwas nicht möglich gewesen wäre.

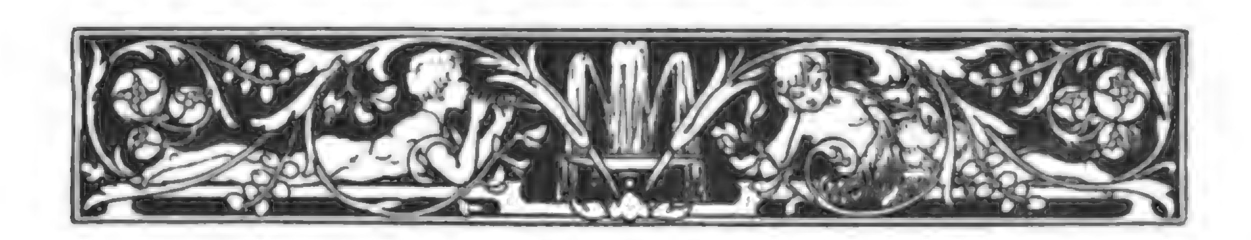
Auch die Berufung des Reichstags wird verlangt. Wozu? Damit gewisse Herren mit ihren Reden Deutschland vor Europa blamieren? Reichsverfassungsmäßig hat die Vertretung des Reichs nach außen der Kaiser, und nur der Kaiser. Auch der Bundesrat hat nur zu einem Angriffskriege seine Zustimmung zu geben, im übrigen ist für die auswärtige Politik nur sein Ausschuß für auswärtige Angelegenheiten zuständig, dieser ist aber schon im Juli berufen worden und hat unsre ostasiatische Politik durchaus gebilligt. Rechenschaft wird dem Reichstage abgelegt werden, wenn es Zeit ist, Anträge an ihn zu stellen. Jetzt ihm von ihren Absichten Rechenschaft zu geben, wo die Dinge im Laufe sind, kann keiner Regierung zugemutet werden. Wie sehnsüchtig hat man vor fünfzig Jahren nach einer starken deutschen Zentralgewalt verlangt! Nun haben wir sie Gott sei Dank, und man beschwert sich darüber, daß sie ihrem Wesen und ihrer Bestimmung gemäß handelt!

Kurz, die Herren Journalisten einer gewissen Sorte gebärden sich, als ob sie die auswärtige Politik in jeder Einzelheit viel besser verstünden als der Kaiser und sein Auswärtiges Amt, und als ob beide durch die Weisheit der Presse beständig vor dummen Streichen behütet werden müßten; sie sehen gar nicht, welche — gelinde gesagt naive — Anmaßung in dieser abgeschmackten Krittelei steckt, und sie sind, ohne es zu wissen, die ärgsten Feinde des monarchischen Gedankens, denn nichts kann ihm mehr schaden, als wenn man den Kaiser beständig so darstellt, als ob er seine Politik nach persönlichen Launen mache und von Dummköpfen oder kriechenden Strebern umgeben sei. Und so etwas nennt sich Freimut und Patriotismus!

Nun, jedes Volk hat die Presse, die es verdient. Aber es hat zuweilen eine bessere Regierung, als es verdient. Beides trifft heute auf Deutschland zu.

*





Eine Dienstreise nach dem Orient

Erinnerungen von Staatsminister Dr. Bosse

(Fortsetzung)



Anderntags standen wir um vier Uhr auf, und gegen sechs Uhr traten wir die Rückfahrt nach Jerusalem an. Wir hielten wieder an der Schlucht, in der das russische Kloster liegt. In der Tiefe dieser Schlucht soll der Bach Krith fließen, an dem der Prophet Elias von den Raben gespeist wurde. An der Herberge „Zum barmherzigen Samariter" trafen wir die zweite Gruppe unsrer Gefährten, die heute nach Jericho reiste. Auf der Straße waren die Hitze und der Staub kaum erträglich. An der Apostelquelle, anderthalb Stunden vor Jerusalem, geht es steil bergauf. Wir stiegen deshalb schon aus Mitleid mit den Pferden aus und gingen in brennender Sonnenglut den Berg hinauf bis dicht vor Bethanien. Man zeigte uns ein Haus als das des hier auferweckten Lazarus und seiner beiden Schwestern. Es macht den Eindruck einer alten Stallruine, und mit der Identität ist es hier augenscheinlich nichts. Bethanien ist heute ein verfallnes, staubiges, schmutziges Dorf und zeigt nichts mehr von der Lieblichkeit eines zum Ausruhn einladenden stillen Plätzchens. Dagegen ist der gegenüber liegende Ölberg mit seinen Gärten und Ölbäumen, Klöstern, Kirchen und Türmen auch heute noch der schönste Punkt vor Jerusalem.

Staub- und schweißbedeckt kamen wir gegen Mittag im Hotel Fast wieder an. Gott sei Dank, daß es hier nicht an Wasser fehlte. Der Ausflug war teuer erkauft, eine wirkliche Strapaze. Auch ich fühlte mich nach der Rückkehr einigermaßen flau; doch schmeckte mir das Mittagessen, und für die Strapazen waren wir durch die Stunden am Toten Meer und am Jordan reichlich entschädigt.

Freilich waren die Strapazen noch nicht zu Ende. Nach Tisch wurden wir nach dem Tempelplatz und der Omarmoschee geführt. Der hoch liegende, kolossale Platz mit seinen Säulenreihen und der großen, schönen Moschee, deren gewaltige, runde Kuppel und harmonische Maße künstlerisch das Auge fesseln, macht in der That einen unauslöschlichen Eindruck. Was hat sich hier auf dem Berge Morijah alles abgespielt, von Abrahams Bereitwilligkeit zu Isaaks Opferung an bis zu den Zeiten des Heilands, der hier in den Vorhallen des Tempels wandelte, heilte und lehrte. Drüben am Nordende des Platzes lag die Burg des Antonius und die Wohnung des Pilatus. Hier baute Salomo den ersten Tempel in bis dahin unerhörter Pracht, und hier standen auch der zweite und dritte Tempel, dieser — der Herodianische — an Größe und Pracht noch strahlender als der Salomonische. Hier flutete zur Blütezeit des Landes das jüdische Leben in seiner Fülle, hier drängten sich

zur Zeit des Passahfestes die ungezählten Pilgerscharen, hier wurde der Heiland erst gefeiert, dann verurteilt und verhöhnt. Kurz, wenn es irgendwo einen geschichtlichen Boden mit großen und mächtigen Erinnerungen giebt, so ist es hier.

Wir gehn hinauf zum Felsendom. Er — der Name Omarmoschee ist nicht zutreffend — ist erbaut über einem großen, oben beckenartig ausgehöhlten Felsen, dem alten Brandopferaltar Israels, dem Altar, auf dem Abraham den Widder an Stelle Isaaks geopfert haben soll. Dieser wohl 2 Meter hohe, 18 Meter lange und 13½ Meter breite, noch mit Blutrinnen versehene Felsen ist jetzt nächst Mekka das zweithöchste Heiligtum der Mohammedaner. Über ihm wölbt sich die schöne Kuppel, die auf Pfeilern und Säulen ruht. Pfeiler und Säulen bilden im Innern eine Art Umgang um den Mittelraum. Dadurch wird der Eindruck der Größe des gesamten Innenraums beeinträchtigt. Schön und harmonisch aber wirken überall die Maße der Architektur, und der reiche, glänzende Mosaikschmuck giebt dem Ganzen das Gepräge ungewöhnlicher Pracht. Dieser Schmuck freilich ist rein weltlich, sinnlich in die Augen fallend; für uns ermangelt diese Architektur der religiösen Weihe. Da aber in Jerusalem sonst fast alles ohne Ausnahme für uns Christen auf religiöse Eindrücke und Gedanken gestimmt ist, so läßt uns die bauliche Pracht des Felsendoms kalt. Mich wenigstens hat sie kalt gelassen.

Am südlichen Ende des Tempelplatzes, ganz nahe dem Felsendome, liegt die Aksamoschee, ursprünglich eine schöne, große, christliche, von Kaiser Justinian zu Ehren der Maria erbaute Basilika. Die schlechten Sandalen, die einem hier höchst mangelhaft untergebunden werden, und die man aller Augenblicke verliert, beeinträchtigten einigermaßen die Freude an dem schönen Raume.

Von der Aksamoschee ging es zu der ganz nahe liegenden Klagemauer der Juden hinab. Sie liegt nicht weit von der Kirche des heiligen Grabes. Hier klagen und weinen tagtäglich, besonders aber am Freitag abend und am Sabbathtage Juden und Jüdinnen aus allen Teilen der Welt, meist aber doch aus dem Orient, über die Zerstreuung und das Geschick ihres Volkes. Ein sehr seltsamer Anblick. An der alten Stadtmauer entlang zieht sich ein ziemlich schmaler Gang, auf dem wir etwa achtzig bis hundert Juden orientalischen Aussehens und außerdem eine Anzahl alter jüdischer Weiber fanden. Sie standen, das Gesicht der Mauer zugewandt, da, murmelten ihre hebräischen Gebete und rannten von Zeit zu Zeit einmal mit dem Kopfe gegen die Mauer. Einige schluchzten und heulten laut, aber das Ganze machte den Eindruck des mechanischen Abplärrens eingelernter oder vorgeschriebner Formeln. Man sollte meinen, daß diese zugleich nationale und religiöse Klage eines durch seine Schuld einem tragischen Geschick verfallnen Volks wohl geeignet wäre, auf uns einen tiefen Eindruck zu machen. Dieser Eindruck fehlte mir ganz. Es mag sein, daß die neugierig umherstehenden, schwatzenden und lachenden Christen nicht wenig dazu beitragen, den Ernst des Anblicks zu verscheuchen. Kurz, ich bin ziemlich enttäuscht fortgegangen. Das Bild an der Klagemauer war seltsam, aber unerbaulich.

Von der Klagemauer wurden wir noch in die Kirche des heiligen Grabes und das mit dieser unter einem Dache liegende Labyrinth von Kapellen ge-

führt. Da waren die Golgathakapelle, Adamskapelle, Helenakapelle und viele andre. Zunächst kamen wir in den weiten, hochgewölbten Vorraum. Dort lag eine türkische Wache auf den Steinfliesen oder auf niedrigen Divans rauchend und schwatzend umher. Sie hat die Aufgabe, die christlichen Priester der verschiednen Kapellen, Lateiner, Griechen, Kopten, Abessinier, wenn ihr gegenseitiger Haß zu Thätlichkeiten ausartet, wieder auseinander und zur Ruhe zu bringen. Der Anblick dieser Wache genügt eigentlich schon, einem Menschen, der Jerusalem und seine Geschichte mit evangelischen Augen ansieht, die ganze Grabeskirche zu verleiden. Indessen habe ich mich bemüht, mir dadurch den Eindruck der heiligen Stätten nicht verderben zu lassen. Zunächst erschien es mir kaum möglich, daß man sich in diesem Gewirr von Kirchen und Kapellen zurechtfinden könnte. Für uns Evangelische sind ja die beiden weitaus wichtigsten Golgatha und das heilige Grab. Von der Golgathakapelle habe ich auch nicht die Spur eines geistlichen Eindrucks gehabt. Man wird eine hölzerne, schmutzige Treppe, etwa zwanzig Stufen hinaufgeführt, sie liegt nur wenige Meter von der Eingangsthür zum heiligen Grabe, sodaß man sich gar kein Bild der Situation machen kann. Josephs Garten mit dem Felsengrabe müßte ganz dicht, unmittelbar neben dem überdies recht niedrigen Golgathahügel gelegen haben. Von der Treppe aus tritt man dann in eine ziemlich dunkle, römisch-katholische Kapelle, deren dem Eingange gegenüber liegende Wand mit Altären, Bildern, Kerzen und Lampen bedeckt ist. Unmittelbar vor dieser Wand sollen die drei Kreuze gestanden haben. Unter dem Altartisch zeigt man ein Loch mit silberner Einfassung in einem Stein. Darin soll das Kreuz Jesu gesteckt haben. Wenn die andern beiden Kreuze hier daneben standen, so mußten die Arme der drei Gekreuzigten aneinander stoßen. Kurz, es ist alles so unwahrscheinlich und unkonstruierbar wie nur möglich. Ich habe von dieser Golgathakapelle gar keinen oder doch einen Eindruck gehabt, der allem andern eher entsprach als den Gedanken, die man an der Stätte haben muß, an der Gottes Sohn die Sünden der Welt trug und die sieben Worte am Kreuz sprach.

Um zum heiligen Grabe zu kommen, stiegen wir die Golgathatreppe wieder hinab und standen nun, kaum fünf Schritte davon, vor der Eingangsthür der griechischen Kapelle des heiligen Grabes. Hier ist alles sehr hell von zahlreichen, golden und silbern glänzenden griechischen Lampen beleuchtet, uns auch nicht gerade sympathisch, aber doch würdiger und feierlicher als in der lateinischen Golgathakapelle. Man schreitet einige Stufen hinunter und steht dann in einem kleinen kapellenartigen Vorraum, dem Vorgrabe oder der Engelskapelle. Hier liegt ein ziemlich großer Stein. Es soll der Stein sein, den der Engel am Ostermorgen abgewälzt hatte, und auf dem er saß, als die Frauen zum Grabe kamen (Matth. 28, 2). Von hier steigt man noch ein paar schmale Stufen hinab und kriecht dann durch eine schmale und niedrige Thür, die kaum für je einen Menschen Raum bietet, in ein kleines, in den Felsen gehauenes, jetzt hell erleuchtetes Gemach. Das ist das heilige Grab. An der rechten Seite ist eine Art Bank in den Felsen gehauen. Hier oder vielmehr unter der marmornen Platte dieser Bank, die eine etwa menschenlange, flache Vertiefung bedecken soll, hat nach der Tradition der Leib des Herrn vom Kar-



freitag Abend bis zum Ostermorgen geruht. Dieser kleine, schlichte Grabraum wirkt — ich kann es nicht leugnen — überaus weihevoll. Jedenfalls hat man den Eindruck, daß man in einem wirklichen Felsengrabe steht. Die Örtlichkeit ist ganz danach angethan, daß hier das Grab des Herrn gewesen sein kann. So oder ähnlich muß das Felsengrab des Joseph von Arimathia wohl ausgesehen haben. Man wird unwillkürlich von einem Schauer der Ehrfurcht ergriffen. Während man hier steht, treten die Echtheitsfragen ganz zurück. Niemand spricht. Jeder scheint still für sich zu beten. Die Griechen und Lateiner küssen die Bank des Grabes. Zur Seite steht ein schwarz gekleideter, griechischer Priester, ein schöner Mann, schweigend in würdiger Haltung. Er überwacht das unablässige Herein- und Hinauskriechen der Pilger und sieht aus wie das personifizierte Schweigen. Man wünschte mehr Zeit zu haben, um sich alles, was hier geschehn sein soll, recht lebendig vergegenwärtigen zu können, aber immerhin will ich bekennen, hier am und im heiligen Grabe bin ich tief bewegt gewesen. Natürlich begannen gleich nach dem Heraustreten wieder die Erörterungen über das Für und Wider der Echtheit. Merkwürdigerweise sind die eigentlichen Gelehrten überwiegend für die Echtheit, die Laien meistens dagegen. Ich neige auch zu diesen. Allein was kommt darauf an? Für uns Evangelische nichts oder so gut wie nichts. Es ist gut, daß wir kein authentisches Zeichen der Echtheit haben. Nicht die Örtlichkeit ist das Heilige. Das Heiligtum ist inwendig in uns, und die Grenze zwischen der rechten Würdigung solcher Stätten auf der einen und dem abergläubischen Mißbrauch auf der andern Seite ist sehr fein und leicht verwischbar.

Nachher sollten uns noch andre Kapellen, die Stephanuskapelle, Helenakapelle und andre gezeigt werden. Ich bat aber den Stangenschen Dragoman, Hauptmann Grunert, er möge ein Einsehen haben und ein Ende machen. Unsre Aufnahmefähigkeit sei erschöpft. So gingen wir zurück zum Hotel, wo wir in trefflicher Gesellschaft zu Mittag aßen. Namentlich waren es der Oberkonsistorialpräsident Freiherr von G. aus Stuttgart mit seiner liebenswürdigen Tochter und der württembergische Oberforstmeister Graf Ü. mit seiner Gemahlin, deren Gemeinschaft bei Tisch außerordentlich wohlthuend war. Graf Ü. war übrigens Vegetarianer und befand sich bei dieser Lebensweise sehr wohl. Er zeigte sich allen Strapazen vollkommen gewachsen.

Freitag, den 28. Oktober, früh acht Uhr ritten wir auf Eseln hinaus nach dem Ölberg. Der Gipfel des Ölbergs ist unzweifelhaft der schönste Punkt in der Umgebung Jerusalems, der Weg hinauf freilich recht steil und unbequem. Oben steht ein griechisches Kloster mit einem schlanken Turm, von dem aus man eine entzückende Aussicht auf die Gebirge Juda und Moab, auf die Jordanebene, das Tote Meer und besonders auf die Stadt Jerusalem hat. Aber nicht nur die Landschaft wirkt hier erhebend, man wird auch von heiligen Erinnerungen ganz umflutet. Wir verlebten dort oben weihevolle, glückliche Stunden. Dann ritten wir hinab nach dem am Fuße des Bergs liegenden Garten Gethsemane. Er gehört den Franziskanern, ist mit einer Mauer umgeben und sorgfältig gepflegt. Zwischen den Blumenbeeten steht eine Anzahl augenscheinlich sehr alter Ölbäume, von denen zwei angeblich noch aus der

Zeit des Heilands stammen sollen. Das ist gewiß sehr unwahrscheinlich, die Identität des Ortes überhaupt bestritten und fraglich. Aber es ist ein stilles, schönes Fleckchen Erde. Um den Garten herum — er mag knapp einen halben Magdeburger Morgen groß sein — führt an der Mauer entlang ein gepflasterter, nach außen ebenfalls abgeschlossener Gang. Hier versammelten wir uns und sangen: „Eines wünsch ich mir vor allem andern," auch einige Verse aus dem Zinzendorfschen Liede: „Marter Gottes, wer kann dein vergessen." Dann hielt Generalsuperintendent Nebe ein inniges Gebet, und die Andacht schloß mit dem Verse: „Die wir uns allhier beisammen finden." Es war eine unvergeßlich feierliche und schöne Stunde. Vor Gethsemane, ziemlich dicht an der Pforte, steht am Ende einer engen Mauergasse eine abgebrochne rötliche Steinsäule angeblich an der Stelle, an der die Jünger zurückblieben und schliefen, als der Heiland sich auf eines Steinwurfs Weite von ihnen entfernte, um zu beten. Hier also wäre es etwa gewesen, wo Judas sich seinem Herrn nahte, um ihn zu verraten. Diese Stunden in Gethsemane gehörten für mich zu den Höhepunkten der Reise.

Nachmittags nach dem Lunch fuhren wir mit dem Geheimen Obermedizinalrat Dr. Sch. (vortragendem Rat im Berliner Kultusministerium) zu dem der Brüdergemeinde gehörigen Asyl für Aussätzige, Jesushilfe. Es liegt im Süden der Stadt in einem ziemlich ausgedehnten, sehr wohl gepflegten Garten mit schöner Aussicht und machte einen vortrefflichen Eindruck. Der zu unsrer Reisegesellschaft gehörige Unitätsdirektor Kölbing aus Herrnhut empfing uns mit den Schwestern Auguste und Elisabeth, die hier den schwersten und gefährlichsten aller Krankenpflegedienste übernommen haben. Das Asyl macht einen schönen und lieblichen Eindruck, die Freudigkeit der beiden Schwestern und ihre Art, mit den armen Aussätzigen zu verkehren, ist rührend und beschämend. Wir trafen dort einige zwanzig Leprakranke, an denen die entsetzliche Krankheit schreckliche Verwüstungen angerichtet hatte, ein jammervoller Anblick. Immerhin sind sie hier weit besser aufgehoben als in den freien Aussätzigengenossenschaften, die außerhalb der Stadt in Höhlen und Ställen eine von den türkischen Behörden geduldete Organisation haben und dort gemeinsam betteln und leben. Die Zustände in diesen Genossenschaften müssen nach dem, was man uns davon erzählte, haarsträubend sein, und da sich die ihnen angehörigen Leprosen frei bewegen, in der Stadt die für die gemeinsame Verpflegung nötigen Viktualien einkaufen und dabei mit einer Menge andrer Menschen in Berührung kommen, so ist auch die hygienische Gefahr dieser Genossenschaften ganz unabsehbar. Merkwürdigerweise aber bestehn hier in Jerusalem über die Ansteckungsgefahr des Aussatzes sehr laxe Anschauungen. Selbst der europäische Arzt des Asyls Jesushilfe neigt der Auffassung zu, daß der Aussatz wesentlich nur durch Vererbung übertragen werde. Unsre deutschen Ärzte schütteln dazu den Kopf, und bei der Einrichtung eines Leprosenheims bei Memel, das wir von Berlin aus in Angriff genommen haben, ist die Verhütung der Ansteckung von Mensch zu Mensch einer der ausschlaggebenden Gründe gewesen. Es fiel uns auf, daß im Asyl zu Jerusalem ein Desinfektionsapparat fehlte. Ich habe die Überweisung eines solchen auf Kosten der Fonds des Kultusministeriums zugesagt und bewirkt.

Vom Asyl Jesushilfe gingen wir in das unter der Pflege von Kaiserswerther Diakonissenschwestern stehende Johanniterhospital, ein in jeder Hinsicht vorzüglich eingerichtetes und verwaltetes Krankenhaus, namentlich für Deutsche, die hier erkranken, von unschätzbarem Werte. Dann besuchten wir noch das Kinderhospital Marienstift, dessen Protektorin die Großherzogin Marie von Mecklenburg ist. Es stand unter der Leitung des auch in Deutschland bekannten, inzwischen verstorbnen Dr. Sandreczky und leistet natürlich hier im Orient kranken Kindern treffliche Dienste, obwohl die hygienischen und sanitären Einrichtungen manches zu wünschen übrig ließen. Hier müßte baulich und organisatorisch wohl einmal mit etwas größern Geldmitteln eingegriffen werden.

Von dort begaben wir uns noch einmal zur Klagemauer. Wir trafen heute dort mehr Juden und besser gekleidete, manche mit Kaftans aus kostbaren orientalischen Stoffen. Der religiöse Eindruck aber war nicht günstiger als früher. Der Rückweg führte uns durch die via dolorosa, eine enge, vielfach mit Bogen überwölbte Straße, die vom Stephansthor zur Grabeskirche führt, und in der allerhand heilige Stätten gezeigt werden, die unzweifelhaft nicht echt sind. Auf einem der Bogen soll Pilatus gestanden haben, als er den Heiland mit der Dornenkrone dem Volke zeigte. Der Bogen heißt daher Eccehomobogen. Hier soll auch das Haus der heiligen Veronika gelegen haben, die nach der Legende dem Herrn ein Tuch reichte, daß er seinen Schweiß abtrockne, und es mit dem Bilde des Heilandsantlitzes zurück bekam. Die Straße hat noch altjerusalemitisches Gepräge, und darum bietet sie Interesse. Hier liegt auch das wohleingerichtete Johanniterhospiz, wo ein Teil unsrer Reisegesellschaft wohnte. Im übrigen sind die altjerusalemitischen Gassen nichts weniger als schön. Sie sind eng, unsauber und zum Teil von höchst widerlichen Gerüchen erfüllt.

Sonnabend, den 29. Oktober, wurde mittags die Ankunft des Kaiserpaars erwartet. Den Vormittag benutzten wir, um noch einige evangelische Institute zu besuchen, so namentlich das von Kaiserswerther Diakonissen musterhaft geleitete Mädchenwaisenhaus Talitha Kumi. Vorsteherin des Hauses ist die im Diakonissendienst alt und grau gewordne Schwester Charlotte Pilz, eine herzerquickende Greisin. Von dort gingen wir nach dem von dem verstorbnen Vater Schneller gegründeten, jetzt von dessen Sohne, dem Direktor Theodor Schneller geleiteten Syrischen Waisenhause, einer großartigen, reich gesegneten Schöpfung. Wir besuchten die Schule und erfreuten uns an dem schönen Gesange und den treffenden, deutschen Antworten der Kinder, die durchweg einen gesunden und fröhlichen Eindruck machten. Interessant war auch die Töpferei des Hauses. Sie ist zugleich eine treffliche Lehrlingsbildungsanstalt für die Zöglinge. Daß die armenischen Waisen hier im Vordergrund unsers Interesses standen, ist begreiflich. Ganz entzückend ist die Aussicht von der hochliegenden Terrasse des Syrischen Waisenhauses. Unmittelbar an das Haus schließt sich ein großes, dem Waisenhause gehörendes Gelände an, das sich in ein ziemlich tiefes Thal hinabsenkt. Hinter diesem erheben sich die Berge des Landes Benjamin, überragt durch die Höhe von Mizpa Samuel. Dahinter sieht man in weiter Ferne ein Dorf Teijibe, wahrscheinlich das alte Ephrem.

Noch weiter entfernt, aber vom Syrischen Waisenhause aus nicht mehr sichtbar, liegt Emmaus, und wir überschauten so fast den ganzen, aus dem Evangelium des zweiten Osterfeiertags uns wohlbekannten Weg von Jerusalem nach Emmaus, den die beiden Jünger am Nachmittage des Auferstehungssonntags gegangen waren, und auf dem sich der Heiland ihnen zugesellt und ihnen alle Schriften ausgelegt hatte, die von ihm gesagt waren. Mir ist dieser Blick auf den Weg nach Emmaus einer der herzbewegendsten in Jerusalem gewesen. Es mag das mit subjektiven Eindrücken, die ich gerade von dem Emmausevangelium empfangen habe, zusammenhängen.

Inzwischen war es Zeit geworden, nach dem kaiserlichen Zeltlager zu fahren, um uns bei dem Kaiser zu melden. Ich ging zusammen mit dem Präsidenten des Evangelischen Oberkirchenrats in kleiner Uniform dem Kaiser entgegen, der in brauner Tropenuniform zu Pferde zwar bestäubt, aber sonst ungemein frisch und stattlich aussah. Er reichte uns auf unsre Meldung die Hand und scherzte über unsre zur „kleinen Uniform" gehörenden Cylinderhüte, die, wie er sehr treffend bemerkte, nicht hierher paßten. Cylinder könne er zu Hause genug sehen, nachmittags sollten wir sie zu Hause lassen. Der Kaiser klagte über den strapaziösen Weg, den man ihn und besonders die Kaiserin geführt habe, da man sie habe die Reise von Haifa über Jaffa zu Pferde machen lassen, während auf der ganzen Tour eigentlich nichts wirklich Sehenswertes zu sehen sei. Auch von Cäsarea schien der Kaiser enttäuscht zu sein. Um drei Uhr sollte ich den Kaiser und die Kaiserin programmmäßig auf dem Muristan begrüßen; er entließ uns darum bald mit einem gütigen „Auf Wiedersehen nachmittags."

Um $^1/_2$3 Uhr fand dann der Einzug des kaiserlichen Paares in Jerusalem statt. Wir sahen davon nichts, da wir uns mit einer großen Menge der anwesenden Fremden und mit den Vertretern der evangelischen Gemeinde auf dem Muristan vor dem Eingange der Erlöserkirche aufgestellt hatten, um dort das Kaiserpaar zu erwarten und zu begrüßen. Die Herrschaften waren inzwischen mit ihrem Gefolge vom Zeltlager aufgebrochen, der Kaiser zu Pferde, die Kaiserin in einem vierspännigen Galawagen, und waren bis zum Jaffathor unter den brausenden Zurufen der orientalischen Bevölkerung und der zahlreichen Fremden geritten oder gefahren. Vom Jaffathor aus waren sie zu Fuß durch die engen, treppenstufenartig gepflasterten Gassen in die Stadt hinab zur Grabeskirche gegangen. Nach deren Besichtigung nahte sich der kaiserliche Zug unter dem Geläut der Glocken der Grabeskirche dem nahen Muristan.*) Vor dem Eingange der ältern Kapelle standen wir, und ich begrüßte den Kaiser, anfänglich noch von dem lauten Glockengeläut gestört, mit folgender Ansprache:

„Eure Kaiserliche und Königliche Majestät bitte ich allerunterthänigst um

*) Der Muristan ist ein ziemlich ausgedehntes, zum größten Teil mit Trümmern bedecktes Gelände, das der Krone Preußen vom Sultan als Eigentum überlassen worden ist. Der Name soll nach einigen Hospital, nach andern Irrenasyl bedeuten. Hier stand die im elften Jahrhundert von italienischen Kaufleuten erbaute Kirche Sancta Maria latina major, deren Ruinen jetzt der Erlöserkirche haben weichen müssen. Die Johanniterritter hatten hier im Mittelalter ein Pilgerhospital.

Erlaubnis, als Allerhöchstdero Kultusminister unsern erhabnen Kaiser und König und unsre Allerdurchlauchtigste Kaiserin und Königin in tiefster Ehrfurcht und mit stolzer Freude an dieser weihevollen Stätte im heiligen Lande und in Jerusalem, der heiligen Stadt, begrüßen zu dürfen. — Eure Majestät stehn hier auf Allerhöchstihrem eignen Grund und Boden, auf dem Muristan. Von großartigen geschichtlichen Erinnerungen, gleich bedeutsam für die vaterländische wie für die Christenheit des Morgenlandes, ist diese Stätte umweht. Hier war es insbesondre, wo die umfassende, selbstverleugnende und mit großen Erfolgen gekrönte Wirksamkeit des Johanniterritterordens in vergangnen Jahrhunderten ihren Mittelpunkt hatte. Dank der hochherzigen Liberalität Seiner Majestät des Kaisers der Osmanen und dem Entgegenkommen des griechischen Patriarchen konnte Eurer Majestät in Gott ruhender Herr Vater, des nachmaligen Kaisers und Königs Friedrich Majestät am 7. November 1869 als Kronprinz dieses Terrain für die Krone Preußens feierlich in Besitz nehmen. Hier standen die Überreste der Kirche Santa Maria Latina major, die auf den mächtigen Befehl Eurer Kaiserlichen Majestät nunmehr in neuer Herrlichkeit erstanden ist. Dort steht sie, in schlichter, ihrer Vergangenheit entsprechender Schönheit, durch die evangelische Jerusalemstiftung wiederhergestellt, vor uns und erharrt der weitern Befehle Eurer Majestät, um in diesen Tagen als evangelische Erlöserkirche dem gottesdienstlichen Gebrauch erschlossen und geweiht zu werden. Darin liegt der nicht nur für die evangelischen Christen Palästinas, sondern auch für die evangelischen Landeskirchen des Vaterlands, ja der ganzen Welt hochbedeutsame und verheißungsvolle Abschluß einer langen geschichtlichen Entwicklung. Nicht nur die hier versammelte evangelische Gemeinde Jerusalems, sondern die ganze evangelische Christenheit empfindet tief die Bedeutsamkeit der Thatsache, daß Eure Kaiserlichen und Königlichen Majestäten Allerhöchstselbst hier erschienen sind, um diesem Abschluß die höchste Weihe zu erteilen. Die Vertreter der evangelischen Kirchenregierungen und Hunderte von Christen des evangelischen und andrer Bekenntnisse haben sich hier vereinigt, um dankbaren und freudigen Herzens Zeugen des geschichtlichen Aktes zu sein, der sich hier unter den Augen Eurer Majestäten vollziehn wird. Mit den unsrigen schlagen aber Millionen deutscher Herzen jenseits des Meeres Euern Majestäten in dankbarer Liebe entgegen. Huldigend und fürbittend steigen ihre Gebete zum Throne Gottes empor. Mit ihnen vereinigen sich die hier Versammelten in dem inbrünstigen Wunsche: Gott segne Eurer Majestäten Eingang und Ausgang an diesen heiligen Stätten, an denen sich einst das Wunder aller Wunder, die Erlösung der Menschheit vom Tode und von allen Sünden durch die Menschwerdung, das Leben, Leiden und Sterben unsers hochgelobten Heilandes vollzogen hat. Gott erfülle an Euern Majestäten die Verheißung: »Ich will dich segnen, und du sollst ein Segen sein!« Er stelle seiner Engel Geleit um Eure Majestäten her und führe Allerhöchstdieselben glücklich und unversehrt wieder in die geliebte Heimat. Er lasse für die evangelische Gemeinde zu Jerusalem und für die gesamte evangelische Kirche reiche Früchte unvergänglichen Segens aus diesen Tagen erwachsen. Die Anwesenheit Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestäten in Jerusalem gilt einem Werke des Friedens.

Dank dem durch Eurer Majestät Macht und Weisheit erhaltnen Weltfrieden haben wir das Glück, Allerhöchstdieselben fern vom Vaterlande hier in Frieden ehrfurchtsvoll begrüßen zu dürfen. Möge Jerusalem und die Erlöserkirche hier eine Stätte des Friedens sein und bleiben für alle, die von nun an hier aus- und eingehn werden. Das walte der gnädige, ewige Gott!"

Der Kaiser gab mir die Hand und erwiderte etwa folgendes:

„Ich danke Ihnen sehr für die Gesinnungen, die Sie hier ausgesprochen haben. Es ist für Mich eine besondre Freude, die Einweihung der Erlöserkirche mit Ihnen und so vielen Deutschen hier gemeinsam feiern zu können. Wir verdanken dies der wohlwollenden Gesinnung des Sultans und Meinem hochseligen Herrn Großvater und Vater, die doch schließlich den Ausschlag gegeben haben. Ich hoffe, daß die Evangelischen besonders auch durch ihren Wandel die Wahrheit unsers Glaubens hier bezeugen werden. Mit bloßem Reden ist hier nichts auszurichten. Dann wird auf dieser Feier die Gnade Gottes ruhen und reichen Segen schaffen. Das wünsche und erhoffe Ich mit Ihnen allen. Sagen Sie das den Deutschen und Evangelischen, die hier sind."

Das Hoch, das ich auf die Majestäten ausbrachte, fand zum Staunen der ringsum auf den Dächern, in den Fenstern und auf allen sonst irgend zugänglichen Plätzen lauschenden einheimischen Bevölkerung brausenden Widerhall. Dann kam noch die Abordnung der evangelischen Gemeinde zu Jerusalem zu Worte, und darauf schlossen wir uns dem Gefolge Ihrer Majestäten an, um mit ihnen die alte evangelische Muristankapelle, den dazu gehörenden sehr hübschen und weihevollen Kreuzgang und die neue Erlöserkirche zu besichtigen. Abends war ich mit zahlreichen Reisegenossen zur Tafel in das kaiserliche Zeltlager befohlen worden und hatte die Ehre, neben dem Kaiser zu sitzen. Mit großer Freude erquickte ich mich an der warmherzigen Frische beider Majestäten. Nach Tisch leuchtete Jerusalem im Glanze eines auf Befehl und Kosten des Sultans veranstalteten großartigen Feuerwerks. Ganze Bündel von Raketen erhellten den Himmel. Es war ein schöner Anblick. Im Zeltlager herrschte ein fröhlicher und ungezwungner Ton. Dankbar kehrten wir, nachdem sich die Majestäten zurückgezogen hatten, in Fasts Hotel zurück.

Der folgende Tag, der 30. Oktober, war ein Sonntag. Er war für Bethlehem bestimmt. Wir fuhren von Jerusalem morgens sieben Uhr aus und in einen wundervollen Sommermorgen hinein. Jerusalem mit seinen Kuppeln war von goldnem Sonnenlicht zauberhaft beleuchtet, und die hügelige Landschaft mit ihren Dörfern, Höhen und Thälern, Baumpflanzungen, Gärten und Äckern wirkte ungemein anmutig und freundlich. Aber es war wohl nicht nur der strahlende Sonnenglanz, der uns das Bild so ansprechend machte, sondern der Blick auf das freundliche Städtchen Bethlehem, dessen weiße Häuser, links von der Geburtskirche und den dazu gehörenden Klöstern, rechts oben vom Turme der evangelischen Kirche flankiert, sich von den Gebirgen Juda und Moab im Hintergrunde malerisch abheben, erweckte unwillkürlich in uns die herzbewegenden Gedanken der Weihnachtsgeschichte. Hier auf dieser Flur waren in der heiligen Nacht die Hirten auf dem Felde bei den Hürden und hüteten ihre Herde. Hier trat des Herrn Engel zu ihnen, und die Klar-

heit des Herrn umleuchtete sie. Hier sprach ihnen, da sie sich fürchteten, der Engel zu: „Fürchtet euch nicht; siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird. Denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus der Herr in der Stadt Davids.“ Hier gesellte sich zu dem Engel die Menge der himmlischen Heerscharen, die lobten Gott und sprachen: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!*) Aller Zauber der Weihnachtsfreude in der eignen Kindheit, die Bescherungen in der guten Stube meines alten Vaterhauses und die Weihnachtsfeiern mit den eignen Kindern, alles wachte hier wieder auf und trat mit hellen Farben vor die bewegte Seele. Es war ein ganz wundervoller Morgen, voll unvergeßlicher Eindrücke. Wir hatten von Jerusalem bis zur evangelischen Kirche in Bethlehem gerade 1½ Stunden gebraucht. Bald kamen auch der Kaiser und die Kaiserin angefahren, feierlich begrüßt von dem Grafen von Zieten-Schwerin als Vorsitzendem des Jerusalemvereins, der die Kirche in Bethlehem gebaut hat. Diese ist zwar kleiner als die neue Erlöserkirche in Jerusalem, aber überaus ansprechend und freundlich. Sie ist von dem Geheimen Baurat Orth in Berlin erbaut, der bei uns war. Für die Predigt hatte der Kaiser den Text Joh. 1, 14 bestimmt: Das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns. Pastor Böttcher predigte darüber einfach und erbaulich mit einer gewissen Zurückhaltung und Bescheidenheit, die hier sicherlich am Platze war. Bethlehem selbst ist eine Predigt, wie sie kein Geistlicher halten kann. Nach dem Gottesdienste befahl der Kaiser die anwesenden Geistlichen an sich heran und sprach zu ihnen, augenscheinlich der Empfindung des Augenblicks entsprechend, die folgenden, von dem Pastor Ludwig Schneller in Köln nachträglich aus dem Gedächtnis niedergeschriebnen, aber nach Form und Inhalt völlig zutreffend wiedergegebnen, bemerkenswerten Worte:

„Wenn Ich die Eindrücke dieser letzten Tage wiedergeben soll, so muß Ich sagen, daß Ich doch vor allem sehr enttäuscht bin. Ich wollte das eigentlich hier nicht aussprechen. Aber nachdem Ich gehört, daß es auch andern, z. B. Meinem Oberhofprediger, nicht anders ergangen ist, so will Ich das doch vor Ihnen nicht zurückhalten. Es mag ja auch sein, daß die sehr ungünstige Zufahrt zur Stadt Jerusalem mit dazu beigetragen hat. Aber wenn man diese Zustände an den heiligen Stätten sieht, wie es da zugeht, das kann einem das Herz durchschneiden. Es ist doch eine gewaltige Thatsache, an deren Schauplatz wir stehn, die Emanation der Liebe des Schöpfers, und wie wenig entspricht dem das, was wir gesehen haben! Ich bin darum doppelt froh, hier in Bethlehem den ersten erhebenden Eindruck im heiligen Lande durch die Feier in Ihrer Mitte empfangen zu haben. Gerade dies Beispiel von Jerusalem mahnt uns dringend, daß wir die kleinen Abteilungen bei unsrer Konfession möglichst zurückstellen, und daß ganz fest geschlossen hier im Orient die evangelische Kirche und das evangelische Bekenntnis auftrete. Sonst können wir nichts machen. Wir können nur durch das Beispiel wirken, durch das Vorbild und den Beweis, daß das Evangelium ein Evangelium der Liebe ist nach

*) Nach evangelischer Lesart und Übersetzung. Richtiger wird wohl die Lesart und Übersetzung sein: „bei den Menschen des Wohlgefallens.“

allen Himmelsrichtungen hin, und daß es andre Früchte trägt. Auf die Muhammedaner kann nur das Leben der Christen Eindruck machen. Das kann ihnen kein Mensch übel nehmen, wenn sie vor dem christlichen Namen keine Achtung haben Kirchlich spalten sie sich, sie müssen sogar durch äußere Gewalt der Waffen von den Streitigkeiten zurückgehalten werden. Politisch reißt man unter allen möglichen Vorspiegelungen ein Stück nach dem andern von ihnen weg, wozu man gar keine Berechtigung hat, sodaß ihre Einwirkung vollständig gesunken ist, und man auf dies tiefe Niveau heruntergekommen ist.

Jetzt sind wir an die Reihe gekommen! Das Deutsche Reich und der deutsche Name haben im ganzen osmanischen Reiche jetzt ein Ansehen gewonnen, wie es noch nie gewesen ist. An uns liegt es nun, zu zeigen, was die christliche Religion eigentlich ist, daß die Ausübung der christlichen Liebe auch gegen die Muhammedaner einfach unsre Pflicht ist, nicht durch Dogmen und Bekehrungsversuche, lediglich durch das Beispiel! Der Muhammedaner ist ein sehr glaubenseifriger Mensch, sodaß es mit dem Predigen allein nicht gemacht ist. Aber unsre Kultur, unsre Anstalten, das Leben, das wir ihnen vorleben, die Art unsers Verkehrs mit ihnen, der Beweis, daß wir untereinander einig sind, darauf kommt es an.

Es ist jetzt eine Art Examen, das wir abzulegen haben für unsern protestantischen Glauben und unser Bekenntnis, worin wir ihnen den Beweis geben müssen, was Christentum ist, und wodurch sie ein Interesse für unsre Religion und für das christliche Bekenntnis gewinnen können. Sorgen Sie, daß es so bleibe!"

Diese Worte des Kaisers machten auf alle, die sie hörten, einen tiefen Eindruck. — Ich war nach der Kirche ermüdet und überaus durstig. Ich konnte daher nur dankbar sein, daß der Rechtsanwalt H. aus Berlin, ein Schwager des Pastors Böttcher, mich freundlich mit in das kühle Pfarrhaus nahm, wo wir gastlich erquickt wurden. Hier fand sich ein kleiner Kreis von Reisenden zusammen, unter ihnen auch der durch seine eifrige sozialpolitische Wirksamkeit bekannt gewordne Pastor Naumann, ein Hüne von Gestalt und eine äußerlich sympathische, charaktervolle Erscheinung. Zu meinem Bedauern bin ich in Bethlehem nicht mehr zu dem vom Jerusalemverein erbauten Waisenhause, das an demselben Tage in der Frühe eingeweiht worden war, hinausgekommen. Auch die Geburtskirche habe ich nicht gesehen. Ich fühlte mich etwas schwach und angegriffen und scheute die Mittagsglut. Ich habe es nachher tief bedauert, in Bethlehem gewesen zu sein, ohne die Geburtskirche gesehen zu haben.

Ich fuhr bald nach der Abfahrt des Kaisers nach Jerusalem zurück, wo wir noch einige Anstalten und Sehenswürdigkeiten besahen. Auf dem Rückwege zum Hotel kehrte ich in einem deutschen Bierhause ein. Das Bier war teuer, anderthalb Franken die Flasche, aber gut, und ich traf dort eine Gesellschaft deutscher Kolonisten aus Jerusalem, Jaffa und Haifa, mit denen ich wirklich heimatlich und traulich zusammensaß. Alle waren voll Begeisterung für den Kaiser und hegten überschwängliche Erwartungen von den wirtschaftlichen und politischen Folgen der kaiserlichen Reise, Erwartungen, deren Erfüllung nach nüchternem Menschenermessen unmöglich erschien. Ich hielt mich indessen etwas zurück, um den freudig bewegten deutschen Landsleuten nicht

allzuviel Wasser in ihren Wein zu gießen. Gewiß hat diese Reise im Orient einen gewaltigen Eindruck gemacht, und sie wird dem Ansehen des Deutschen Reichs, vielleicht auch unsern wirtschaftlichen Beziehungen zu Kleinasien zu statten kommen. Aber im Orient gehn solche Entwicklungen nur sehr langsam vorwärts, und so schön die hoffnungsreiche Begeisterung der hiesigen Deutschen auch erschien, die Spannung war zu hoch. Ernüchterung und Enttäuschung werden nicht ausbleiben.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Rettung der Gesandtschaften in Peking. Nach dem verunglückten ersten Vorstoß Seymours auf Peking war die Welt eine kurze Zeit in dem traurigen Glauben, daß die Rettung der Gesandtschaften nicht mehr möglich wäre, und sich die gemeinsame Aktion der Mächte nun ohne Rücksicht darauf und ohne jede Überhastung auf die sichere Erzielung eines dauernden Erfolgs richten könne, der die Wiederholung ähnlicher Katastrophen für immer ausschlösse und geordnete Macht- und Rechtsverhältnisse in China sichere. Als dann erfreulicherweise Nachrichten kamen, daß sich die Gesandtschaften noch hielten und bringend um Ersatz bäten, mußte selbstverständlich so schnell als möglich ein zweiter Vorstoß mit den augenblicklich verfügbaren Truppen versucht werden. Der Versuch ist, man darf wohl sagen, über alles Erwarten glücklich gelungen. Die Gesandtschaften sind entsetzt, und die ganze zivilisierte Welt, vor allem die in Peking vertretnen Nationen atmen erleichtert auf, befreit von dem entsetzlichen Bewußtsein, die auf ihre Hilfe vertrauenden und nach ihr rufenden Gesandten mit ihren Begleitern und Angehörigen machtlos dem furchtbarsten Untergange überlassen zu müssen. Mit aufrichtiger Freude hat auch das deutsche Volk den Entsatz der Gesandtschaften begrüßt, obwohl der deutsche Gesandte nicht mehr unter den Lebenden ist.

Die Rettung der Gesandten war unbestritten die erste, dringlichste, eine heilige Pflicht der Mächte. Sie war es so sehr, daß die chinesische Diplomatie sie — wie jetzt deutlich zu erkennen ist — von vornherein auszunutzen versucht hat, um ein energisches Vorgehn der Mächte zu verzögern, wenn nicht zu verhindern. Der Gedanke, daß die Gesandten als Geiseln in der Hand der chinesischen Regierung wären, und daß an ihnen jeder Schritt vorwärts, den die Mächte unternähmen, auf das grausamste gerächt werden könnte, mußte lähmend auf die Operationen einwirken. Es wäre in diesem Falle ernstlich zu erwägen gewesen, ob es nicht, um ihre Gesandten zu retten, die Pflicht der Mächte sei, auf jede Zwangsmaßregel gegen China vorläufig zu verzichten. Man muß sich das klar vor Augen halten, wenn man die Bedeutung, die die Einnahme Pekings hat, richtig würdigen will. So spärlich auch die Nachrichten über die Vorgänge dort seit zwei Monaten in die Öffentlichkeit gedrungen sind, das ist doch jetzt klar geworden, daß sich die Gesandten in der Hauptsache nicht gegen die Angriffe eines revoltierenden Pöbels, den die chinesische Regierung vergebens zu vernichten suchte, verteidigen mußten, sondern gegen die Versuche dieser Regierung selbst, sie zu Geiseln zu machen. Der Regierung lag selbstverständlich nichts an der Niedermetzelung der belagerten Europäer, alles aber an ihrer Kapitulation. Sie mußte sie lebend in ihre Gewalt bekommen, und diesem Zweck waren die fortdauernden, wenig energischen Angriffe auf die Gesandtschaften ebenso klug angepaßt, wie das Aufrechterhalten des Scheins, als ob die Regierung ernstlich die Absicht habe, sie in Schutz zu nehmen und nach Tientsin eskortieren zu lassen.

Vielleicht hat ihnen die Kaiserin auch einmal Lebensmittel zukommen lassen, wie ausgestreut worden ist. Alles ist aufgeboten worden, die Gesandten dahin zu bringen, daß sie sich unter den Schutz der Regierung begäben, d. h. sich ihr auf Gnade und Ungnade ergäben. Aber sie wußten, was ihrer harrte, sie wußten, daß man sie als Geiseln haben wollte. Deshalb hielten sie mit nicht genug zu bewunderndem Heroismus aus, deshalb weigerten sie sich, das ihnen tückisch angebotne chinesische Geleit nach Tientsin anzunehmen, so dringend die Not auch wurde, und so wenig sicher ihnen auch die Aussicht auf rechtzeitigen Entsatz erscheinen mußte. Hätten sie sich dem Schutz der Regierung anvertraut, so wären sie schleunigst in das Innere des Riesenreichs geschleppt worden, und die wahrscheinlich längst vorgesehene Räumung Pekings hätte sich dann wohl ohne jede besondre kriegerische Anstrengung der Entsatztruppen vollzogen. Die Helden bei dem Entsatz der Gesandtschaften sind vor allem die Gesandten und ihre Schutzkommandos, deren tapfere Ausdauer und deren kluge Vorsicht die Hauptsache zu dem günstigen Erfolg des Handstreichs auf Peking beigetragen haben. Ihnen gebührt deshalb in erster Linie die Bewundrung und der Dank der Nationen.

In das klarste Licht ist jetzt endlich auch das schwere Verschulden und der böse Wille der chinesischen Regierung gesetzt. Wenn ihr Versuch, die Gesandten als Geiseln mit sich zu nehmen, an deren heldenmütigem Widerstand und dem Gott sei Dank noch rechtzeitigen Eintreffen der Entsatzkolonnen gescheitert ist, ist deshalb etwa dieses Verschulden geringer, als wenn die Gesandtschaften nach einem kräftigen Angriff der chinesischen Truppen niedergemacht worden wären? Sicher doch ebensowenig, wie das Verschulden der chinesischen Regierung am Deutschen Reich dadurch größer ist als an den andern Mächten, daß Herr von Ketteler tot, die übrigen Gesandten zufällig noch am Leben sind. Alle Gesandtschaften haben Tote und Verwundete zu beklagen, daß gerade die Chefs nicht von chinesischen Kugeln erreicht wurden, kommt bei der Schuldfrage nicht in Betracht. Man mag sich in solchen Sachen häufig auf einen formalen Standpunkt, von dem nur der äußerliche Erfolg beachtet wird, stellen, aber in diesem Falle hieße es doch der Narrheit und der Lüge die Krone aufsetzen, wollte man durch die Errettung der Gesandten von dem Geschick, das ihnen der wohlüberlegte böse Wille der chinesischen Regierung zugedacht hatte, den Zweck der gemeinsamen Aktion der Mächte in China für erreicht erklären und eine recht baldige freundschaftliche Einigung auf dem vielgenannten status quo ante für angebracht. Seit vierzig Jahren sind Gesandte europäischer Nationen beim Pekinger Hofe beglaubigt und chinesische Gesandte an europäischen Höfen. Da ist von Unkenntnis oder von Nichtverstehn des Gesandtenrechts und der Folgen seiner Verletzung bei der chinesischen Regierung doch nicht mehr zu reden.

Ganz entschieden widerlegt worden ist durch die nach dem Entsatz der Gesandtschaften bekannt gewordnen Nachrichten aber auch das Gerede, es gäbe zur Zeit überhaupt gar keine Regierung in China, die man für irgend etwas verantwortlich machen, mit der man verhandeln, oder der man den Krieg erklären könnte. Die chinesische Zentralregierung besteht, wie sie immer bestanden hat; nicht besser und nicht schlechter als seit Jahrzehnten, in denen man ihr Geld geborgt, von ihr Konzessionen erlangt, mit ihr allerhand Verträge in bester völkerrechtlicher Form geschlossen hat. Auch die Herren Vizekönige zittern wie bisher vor ihrer Rache, tanzen nach ihrer Pfeife, vielleicht gerade da am meisten, wo sie sich den Schein recht weit gehender Selbständigkeit geben. Daß sich die Regierung natürlich nicht hat in Peking fangen lassen, ändert nichts an der Thatsache ihrer Existenz.

Die einzige Konsequenz, die die Mächte aus der durch den Entsatz der Gesandtschaften geschaffnen Lage ziehen können, wenn sie einen vernünftigen Zweck verständig verfolgen, wäre jetzt die unverzügliche formelle Kriegserklärung an die chinesische Regierung. Solange man glaubte, es mit einem regierungslosen Chaos zu thun zu haben, oder der Regierung gegen revol-

tierende Boxer helfen zu sollen, auch so lange man die Gesandten in der Hand des Feindes wußte, konnten Bedenken dagegen geltend gemacht werden. Jetzt sind diese weggefallen, und nichts kann diesem sich eigentlich als selbstverständlich aufdrängenden Akt noch entgegenstehn als Sondergelüste einzelner Mächte. Aber gerade deshalb sollte verständigerweise von den Mächten, die den Gesamtzweck wollen, darauf gedrungen werden. Nichts wird der chinesischen Regierung den Ernst der Sache schärfer zu Gemüte führen, nichts aber auch die Stellung der „Verbündeten“ — das Wort sagt vorläufig viel zu viel — zur Sache und zu einander besser aufklären. Was soll aus einem Feldzuge werden, zu dem zwar die verschiedensten Mächte Truppen und Schiffe stellen, bei dem aber niemand weiß, wer schließlich für oder wider oder neutral sein will? Hoffentlich werden die erretteten Gesandten ihren Regierungen ein recht helles Licht über den casus belli aufstecken, und wird vollends das Eintreffen des „Oberkommandos“ auf dem Kriegsschauplatz dahin führen, dem Chaos auf seiten der Mächte ein Ende zu machen. Das Deutsche Reich, das das Oberkommando stellt, hat das gute Recht, ja die Pflicht, darauf zu dringen, daß Licht wird. Um Staat zu machen und „auf Prestige“ zu arbeiten entsendet der deutsche Kaiser nicht einen Feldmarschall und viele Tausende von waffengeübten Landeskindern nach Ostasien. Thatsächlich stehn wir vor der Kriegserklärung oder doch vor dem eigentlichen Kriege, nicht vor dem Friedensschlusse.

Unmöglich ist es freilich nicht, daß sich einzelne Mächte, trotz des auch für sie klar vorliegenden Grunds und Zwecks des Kriegs, jetzt gern zufrieden geben möchten, wenn nur die chinesische Regierung ihnen den Verrat an der gemeinsamen Sache durch Sondervorteile sicher und ausgiebig genug bezahlte. Aber wahrscheinlich ist es vorläufig nicht, daß diese löbliche Absicht bis zur gewaltthätigen Feindseligkeit gegen andre Mächte, die den gemeinsamen Zweck erreicht sehn wollen, getrieben werden sollte. Niemand kann heut sagen, was über vier Wochen sein wird, aber das können wir Deutschen heut schon getrost annehmen, daß in China unserm und dem gemeinsamen Kriegszweck doch eigentlich nur von der angelsächsischen Seite Verrat droht, daß sich aber Großbritannien wie die Vereinigten Staaten es heute mehr als jemals ernstlich überlegen werden, sich dem energisch geltend gemachten Willen des Drei- und Zweibunds nicht zu fügen. Diese Chinaaffaire wird sich zunächst nicht zu dem Weltkrieg auswachsen, von dem man spricht. Auch wenn Rußland die Mandschurei haben wollte, so störte das uns und den ganzen europäischen Kontinent gar nicht. Es soll nur mit uns und den übrigen Kontinentstaaten an der Integrität der Seeküste Chinas und ihrer Zugänglichkeit für alle gegen angelsächsische Gelüste festhalten. Und dafür bürgt wohl vorläufig sein allereigenstes Interesse. Die Chancen, sein Stimmrecht im Konzert der Weltmächte mit voller Wirkung geltend zu machen, sind für das Deutsche Reich, wie die Sachen heute liegen, die denkbar günstigsten. Es erstrebt keine Sondervorteile, es will nichts erobern. Aber es will darauf halten, daß auch andern ihre Sucht nach Sondervorteilen und nach Eroberungen gelegt werde, wo immer sie unsre politische und wirtschaftliche Entfaltung bedroht. Und daß das ein großer, ein epochemachender Schritt vorwärts in der Politik des Deutschen Reichs ist, wer vermöchte das zu leugnen, der die Geschichte der Welthändel bis in die neuste Zeit hinein nicht ganz verschlafen hat. Die Leiter unsrer Politik werden ganz gewiß nicht leichtfertig einen Weltkrieg und auch keinen europäischen Krieg der chinesischen Frage wegen für das Reich heraufbeschwören, dafür bürgt schon ihre bisher der angelsächsischen Begehrlichkeit gegenüber bewiesene Langmut. Graf Bülow wägt genau ab, was zu riskieren und was zu gewinnen ist, und Graf Waldersee hat doch wohl von seinem großen Lehrmeister, der ihn zum Nachfolger wählte, genug gelernt, um erst zu wägen, dann zu wagen. β

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Vor hundert Jahren

Von Reinhold Günther

1

Alle großen Ereignisse hängen immer nur an einem Haare, schrieb der General Bonaparte 1797 aus Italien. „Der geschickte Mann zieht Vorteil aus allem, vernachlässigt nichts von alledem, was ihm einige Glücksmöglichkeiten mehr geben kann; der weniger geschickte Mann bringt manchmal alles zum scheitern, weil er den einen oder den andern Zufall mißachtet.“ Niemals mehr als gerade im Jahre 1800 hat der letzte und zugleich größte aller dem italienischen Volke entsprossenen Condottieri nach diesem Grundsatze gehandelt. Und nicht der 18. Brumaire mit seinem ebenso plump angelegten wie brutal ausgeführten Staatsstreich machte ihn zu dem Herrn Frankreichs, zu dem Leiter der europäischen Geschicke für volle anderthalb Jahrzehnte, sondern es war der in der Ebene von Marengo abschließende Feldzug der Reservearmee, der die Grundlagen für den napoleonischen Kaiserthron schuf. Napoleon selbst hat dies wiederholt ausdrücklich anerkannt, der „Donnerschlag an der Bormida“ galt ihm als das wichtigste Ereignis seines Lebens, und wir werden weiterhin noch sehen, welche Anstrengungen der Kaiser machte, der Nachwelt eine entsprechend gefärbte Darstellung der Vorgänge in der Schlacht zu überliefern.

Bonaparte nimmt als Staatsmann im Beginn seiner Herrscherlaufbahn gewiß das höchste Interesse in Anspruch, denn er formte damals das moderne Frankreich, die „große Kaserne,“ das Gebäude, das von allen folgenden Regierungen mit Bequemlichkeit benutzt wurde. Wir sehen ihn als Diplomaten die Umstände auf das geschickteste seiner Politik anpassen. Er macht sich den Zaren zum Freunde, denselben Zaren, der noch wenig Monate zuvor das thatkräftigste Glied der Koalition war, und er versteht es, dem Kabinett von St. James vor aller Welt die Rolle des ewigen Friedensstörers zuzuweisen, während er selbst doch seinen Soldaten zuruft, sie seien nicht nur da, die

Grenzen Frankreichs zu verteidigen, sondern Eroberungen zu machen. Die große Öffentlichkeit übersah diese Aufforderung und glaubte an die scheinbare Friedensliebe des ersten Konsuls; sie ließ sich später noch mehr täuschen, als sie ihn als den Sieger von Marengo pries. Mit weit größerm Rechte hätte sie ihn als genialen Heeresbildner verehren sollen; denn auf diesem Gebiete gewann er im Jahre 1800 unstreitig die größten Lorbeeren. In welcher unglücklichen Lage, in wie furchtbarer Zerrüttung fand Bonaparte, als er von der ägyptischen Expedition nach Frankreich zurückgekehrt war, die militärischen Kräfte der Republik. Außer Holland, dem größern Teil der Schweiz und der genuesischen Riviera waren alle frühern Eroberungen in dem Unglücksjahre 1799 verloren gegangen; in der Vendée tobte der Aufstand von neuem. Die Zahl der überhaupt noch kampffähigen Truppen betrug kaum 140000 Mann; der Feldzug hatte mindestens dieselbe Zahl französischer Streiter dahingerafft. Und der Rest war in voller Auflösung, durch Entbehrungen aller Art bedrängt, ohne Mannszucht und wurde höchstens dadurch noch an die Fahnen gefesselt, daß die taktischen Formationen es am ehesten ermöglichten, das Marodieren planmäßig zu betreiben. Am schlimmsten sah es bei der italienischen Armee aus. Die Tage von 1795/96 schienen wiedergekehrt zu sein, nur mit dem Unterschiede, daß die drei in Italien verlebten fetten Jahre die Truppen verwöhnt hatten, da diese Zeit ihre Genußsucht ins ungeheure gesteigert hatte.

Als sich Masséna Ende 1799 von Paris über Marseille nach Genua begab, begegnete ihm in Fréjus ein Bataillon der 14. Halbbrigade, das aus Hunger seinen Posten verlassen hatte. Im Vardepartement hausten die 18. leichte Brigade und die 24. Halbbrigade nach Art der einstigen Merodebrüder. Ganze Truppenkörper meuterten und verlangten, nach Frankreich zurückgeführt zu werden. Masséna mußte mit äußerster Strenge einschreiten; täglich wurden Empörer erschossen, und die Straße nach Toulon bedeckte sich mit Scharen, die ins Bagno wanderten. Nach den Listen zählte die Armee in Italien 30 Divisionsgenerale und 150000 Mann. In Wirklichkeit meldeten sich nur 4 Divisionäre und 28000 Mann. Nahe an 22000 waren detachiert oder desertiert, 15000 lagen in den Lazaretten; und was waren das für Lazarette! So meldete der Oberarzt Cochelet an Masséna: L'hôpital de Cannes est un cloaque où l'on enterre vivants les malades qu'on y dépose. Je les ai trouvés sur un caveau humide et infecte, sur lequel on avait répandu des brins d'une paille pourrie et vermineuse; sans vin, sans tisane, sans médicaments, sans linge et même sans eau tiède, faute de bois!

Der erste Konsul hatte Masséna das Versprechen gegeben, ihm alles Notwendige zu gewähren. Er mag es auch thatsächlich beabsichtigt haben. Je mehr jedoch der Plan zum wirklichen Entschlusse heranreifte, selbst ein Heer nach Italien zu führen und Massénas Thätigkeit auf Genua einzuschränken, desto weniger kümmerte sich Bonaparte um die Klagen des Siegers von Zürich, der ihm u. a. die bittern Worte schrieb: Cette armée est oubliée .... on pousse l'abandon trop loin, et, je dois vous le dire, cette armée ne pourra



pas même soutenir la défensive. Als der neue Feldzug begann, verfügte Masséna kaum über 36000 Mann. Um die „Reservearmee“ zu stärken, wurden die Hauptheere geschwächt. Der erste Konsul wollte allein den Ruhm genießen, den Feldzug entschieden zu haben. Er bedurfte auch dringend einer Auffrischung seines militärischen Ansehens; denn noch machte sich ein starker Widerspruch gegen seine Diktatur geltend. Nicht zum wenigsten erfuhr er dies von einer Seite her, von der er es kaum erwartet hatte. Moreau, der für ihn am 18. Brumaire ganz im Stile eines willenlos Untergebnen gehandelt hatte, fand nun plötzlich sein „republikanisches Rückgrat“ wieder. Er pochte sehr verständlich auf das Ansehen, das er bei allen Franzosen, fast ohne Ausnahme, genoß, und weigerte sich sehr entschieden, den Oberbefehl über die in der Schweiz versammelte Armee an Bonaparte abzutreten.

Die Schweiz brach fast zusammen unter der ökonomischen Last, die ihr damals nach den gründlichen Aderlässen von 1798 und 1799 aufgebürdet wurde. Während des Winters ernährte sie 30000 bis 35000 Franzosen; zugleich veröffentlichten gemeinnützige Gesellschaften Vorschriften, wie man — aus Kartoffelschalen eine genießbare Speise herstellen könne. Zschokke hat uns in seinem Berichte an das helvetische Direktorium über die am Ende des Jahres 1799 in den Urkantonen herrschenden Zustände eine erschütternde Schilderung geliefert: „Eine unwirtbare Wüstenei, wo um ausgeplünderte Hütten Menschen mit Kummer und Verzweiflung schleichen und nach dem letzten Erdapfel scharren, den ihnen der Soldat ließ.“ Auch Moreau, der sonst gern mit seiner Rechtlichkeit und Milde kokettierte, ist im ganzen genommen wenig edelmütig gegen die Schweiz gewesen. Die großen Mißbräuche, die von jeher in der französischen Armee gewesen sind, hätte er freilich nicht abzustellen vermocht. Denn sogar Bonaparte dachte keineswegs daran, den Plünderungen und Erpressungen ein Ziel zu setzen. Und er hatte seine wohlerwognen Gründe dafür. „Er hielt es für seine Zwecke vorteilhaft und für geeignet — sagt Barthezène, sein getreuer Anhänger —, das Heer völlig von sich abhängig zu machen, wenn er die moralische Verderbnis beförderte.“ Wie es der französische Soldat nach dem Muster der Louvoisschen Kriegführung trieb, wissen wir aus unzähligen Berichten. Dennoch war der gemeine Mann zu entschuldigen, denn er erhielt fast niemals Sold, da eine über alle Maßen habgierige Verwaltung ihn am Notwendigsten bittern Mangel leiden ließ, während die Beamten ihre Taschen füllten — ein Beispiel, dem die Offiziere gern folgten.

„Aber nebst den Generalrequisitionen, erzählt 1800 der schlichte Vorarlberger Arzt Dr. Bitschnau, gab es fortan tausenderlei andre Räubereien, Prellereien und Privaterpressungen. . . . Die meisten französischen Generale, Kommissare, Lieferanten und wie das gehässige Personal der Verpflegungsadministration sonst noch hieß, ließen Moreau proklamieren, was er wollte, und machten indessen, daß sie am Ende des Krieges mit ungeheurer Beute zurückkehrten.“ Diese Schandthaten, denen der neue Herr Frankreichs nur dann

entgegentrat, wenn seine eignen Interessen Schaden zu leiden begannen, rächten sich nach einer kurzen Spanne Zeit. Mit den Greueln von Lübeck im November 1806 hob die Erkenntnis an, daß die viel bewunderte und oftmals heiß herbeigewünschte französische Armee eine kulturfeindliche Macht ersten Ranges sei. Und es kam 1812! Damals sah man, daß die Zuchtlosigkeit dieser Nachfolger der Louvoisschen Banden ihr Verderben gewesen war, daß nicht die Winterkälte, sondern der Mangel an Disziplin, an idealer Auffassung des Kriegerberufs, das Überwuchern der gemeinsten Triebe, die im Menschen wohnen, die Katastrophe herbeigeführt hatten.

Auf die Armee, die einst, am 7. Germinal des Jahres VII, die Worte vernommen hatte: „Ich will euch in die fruchtbarsten Ebenen der Welt führen! Reiche Provinzen, große Städte werden in eurer Gewalt sein, ihr werdet dort Ehre, Ruhm und Reichtümer finden," mußte der Name Bonaparte elektrisierend wirken. Seine Führung schien allein imstande zu sein, das frühere Machtverhältnis nicht nur wieder herzustellen, sondern sogar bedeutend zu steigern. Man wurde nicht einmal stutzig, als man bemerkte, daß der erste Konsul den Vorschriften des Konskriptionsgesetzes von 1798 mit „extremer Pedanterie" folgte, daß er, ohne viel Ausnahmen gelten zu lassen, 120000 Mann im Alter von zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren ausheben ließ. Man hätte jedoch alle Ursache gehabt, diese Maßnahmen mit argwöhnischen Augen zu betrachten. Mußten sich nicht zudem alle seit 1792 aus irgend einem Grunde Beurlaubten wieder in den Depots stellen, berief nicht ein Erlaß längst verabschiedete Offiziere von neuem unter die Fahnen? Der ganz entschiedne, patriotische Geist der Zeit stellte keine nüchternen Betrachtungen an; selbst die reiche Jugend der Faubourgs St. Germain und St. Honoré verließ die Spiel- und Ballsäle, um Freikorps auf eigne Kosten zu bilden. Das Wort des ersten Konsuls, das von „Eisen, Gold und Kriegern" sprach, schien ganz Frankreich wie durch einen Zauberschlag in ein gewaltiges Heerlager verwandelt zu haben. Bei dem Beginn des Feldzugs von 1800 verfügte Bonaparte über mehr als 250000 ausexerzierte Leute — ein ungeahnter Erfolg rastloser Thätigkeit.

Damit die Infanterie schlagfertiger werde, erhielt sie ein neues Gewehr, eine Waffe, die weitere vier Jahrzehnte lang als die vollkommenste galt. In vier Monaten kaufte die Konsularregierung 25000 Pferde auf, während die Staatswerkstätten ununterbrochen daran arbeiteten, die Artillerie mit mustergiltigem Material auszustatten. Die für den Territorial- und Etappendienst so sehr brauchbare Gendarmerie erfuhr eine vollständige Umbildung. Die Troßknechte, die bis dahin als höchst unzuverlässige Fahrer gedient hatten, wurden zu Trainbataillonen vereinigt. Als Kern einer Schlachtenreserve entstand die „Konsulargarde"; diese trat schon bei Marengo auf. Die formelle Organisation des Heers vergaß der Machthaber ebenfalls nicht. Dem Generalleutnant, einem wieder erneuerten Dienstgrade, gehörte der Befehl über das aus drei Infanteriedivisionen, einer Reiterbrigade und einer Geschützabteilung bestehende „Armeekorps," das damit zum erstenmale als strategische Einheit

auftrat. In der Folge waren zwei oder drei Korps eine „Armee" mit eignem Generalstabe, einem Reserveartillerieparк und dem Genietrain.

Bei der Besetzung der höhern Führerstellen herrschten gewisse Eigentümlichkeiten. Die Generale, die dem Meister schon 1796/97 bewiesen hatten, daß sie ihm als tüchtige Leutnants zu dienen vermochten, wurden natürlich bevorzugt. Glückliche Befehlsträger waren sie in der Zeit ihrer Selbständigkeit, also während des Feldzugs von 1799, gerade nicht gewesen. Sie ermangelten jeder höhern Einsicht, und ihre Vorliebe für kühne, überraschende, wenig vorbereitete und mit geringen Kräften unternommne Angriffe zog den von ihnen geführten Armeen mehrfach sehr empfindliche Niederlagen zu. Selbst Masséna, „dem man — nach Napoleons Erklärung — um seiner Feldherrneigenschaften willen die Füße küssen durfte," kann von diesem Vorwurfe nicht freigesprochen werden. In den Kämpfen um Genua, April und Mai 1800, hat er einigemale Versuche gemacht, geradezu abenteuerliche Operationen auszuführen. Bonaparte zeigte dagegen als erster Konsul wie nachmals als Kaiser niemals ein wirklich ernsthaftes Bestreben, selbständig denkende und mit gereiftem Einsehen ausgestattete Oberführer heranzubilden. Aus dem Willen, jede Sonderart zu unterdrücken, die sich nicht sklavisch für seine Zwecke ausnutzen ließ, ging zum guten Teil der Konflikt mit dem von den Zeitgenossen weit überschätzten Moreau hervor, dem dann auch der wirklich geniale Lecourbe zum Opfer fiel. Zwölf Jahre später versagte der Apparat. Napoleon ging an demselben Fehler zu Grunde, den seine Gegner vor 1809 niemals vermieden hatten.

Und in diesem Augenblicke vollends zeigte sich das kaiserliche Heer als eine recht schwerfällige Maschine. Nach wie vor leitete der Hofkriegsrat die Operationen von seinen Bureaus aus, anstatt sich auf die Überwachung der Heeresverwaltung zu beschränken; Reformen wären hier wahrlich nötig gewesen. Die Untreue und die Nachlässigkeit vieler kaiserlichen Beamten dieser Tage wurden grell beleuchtet durch den Selbstmord des Generalintendanten Faßbender. Die von Thugut eingerichtete Spionage erzeugte ein dauerndes Ränkespiel unter den Oberoffizieren; von Kameradschaft ließ sich in diesen Kreisen wenig spüren. In den Reihen des gemeinen Mannes herrschte kein höheres vaterländisches Gefühl; der Name des Kaisers war nicht viel mehr als ein formeller Kriegsruf. Die Armee war ein Konglomerat von Vertretern verschiedner Nationen, die oft genug blutige Streitigkeiten untereinander ausfochten. Der geringe und keineswegs immer regelmäßig bezahlte Sold konnte nicht als Bindemitel für diese heterogenen Bestandteile gelten. Nur der fleißig geschwungne „Haslinger" hinderte die Regimenter am Auseinanderlaufen. Eine rühmliche Ausnahme machten freilich die meisten Grenadierbataillone und unter diesen wieder ganz besonders die Ungarn. Andre Truppenteile dagegen mußten in Kirchen und öffentlichen Gebäuden bewacht werden, damit ihre Leute nicht fahnenflüchtig wurden. Die Desertion machte sich vornehmlich unter den in der Schweiz oder an deren Grenzen aufgestellten Regimentern bemerkbar.

Die in Süddeutschland und in der deutschen Schweiz verbreiteten Blätter dieser Zeit enthalten regelmäßig wiederkehrende Aufforderungen des kaiserlichen Generalissimus an die Deserteure, zu ihren Fahnen zurückzukehren. Besonders in Graubünden lebt heute noch manche Familie, deren Eltervater einst den weißen Rock abstreifte, um in einem stillen, abgelegnen Thale ein Asyl zu gewinnen. Ausschreitungen der kaiserlichen Soldaten werden von schweizerischen Zeitgenossen fast ebenso häufig berichtet wie die Exzesse der Franzosen. „Das »Ihr Hunde« der Kaiserlichen war dem Ohr des urnerischen Landmanns so unangenehm als das **Bougre** und **Malin** der Franzosen, weil der Sinn besser verstanden wurde."

Der aus dem Volke hervorgegangne französische Offizier lebte mit seinen Untergebnen, er trug wie sie den Tornister — erst der Bataillonschef war beritten — und teilte alle ihre Entbehrungen. Der kaiserliche Leutnant, sogar der von der Infanterie, führte wenigstens zwei Pferde, ein Zelt und mancherlei sonstige Bequemlichkeit aus der Garnison mit ins Feld. Dem gemeinen französischen Soldaten winkten, sofern er sich ihrer würdig zeigte — und lesen und schreiben konnte,*) die höchsten Auszeichnungen; dem kaiserlichen Grenadiere drohte für das kleinste Vergehen im Dienste die entehrende Prügelstrafe, und die Belohnungen für tapfre Thaten konnten kaum als Ansporn gelten.**) Der Hauptwert der soldatischen Erziehung des Mannes wurde darin gesucht, ihn nach der Schablone eines veralteten Reglements zur Maschine zu erziehn, die nur auf Befehl etwas that.***) Jede Schonung der Truppe wurde außer acht gelassen,†) und man kümmerte sich wenig darum, daß dieses Verfahren die

---

*) So heißt es beispielsweise unter dem 31. Mai 1799 in dem Feldtagebuch der Division Lecourbe über den Grenadier Mesnard von der 4. Kompagnie I./109. Halbbrigade, der sich im Gefecht bei Göschenen auszeichnete: Le général Lecourbe, pour lui témoigner sa satisfaction, ne pouvant l'élever en grade, parce qu'il était analphabète, lui donna une gratification. Es bestand dafür wahrscheinlich eine Vorschrift.

**) Bei Schaffhausen am 13. April 1799 holten ein kaiserlicher Korporal und mehrere Gemeine, unter dem Schützenfeuer der Franzosen über den Rhein schwimmend, eine ganze Anzahl Schiffe auf das rechte Ufer des Stromes. Als Belohnung erhielten die Leute Ehrenmedaillen, aber keinerlei Beförderung, sowie ein paar Dukaten.

***) Feldmarschalleutnant Vukassowicz berichtet 1803 an den Hofkriegsrat: „Im Türkenkrieg nämlich hat man bei Besania-Damm eine Truppenabteilung auf den halben Mann das Bajonett zu fällen beordert, und da auch der Mann sonst nichts andres damit zu thun gelernt hat, ist auch derselbe wie eine Statue unbeweglich geblieben. Die Türken haben davon profitiert und mit bloßem Messer sich unter die Musketen begeben, sofort die Füße der Soldaten abgehauen, wessentwegen die Truppen nach der Hand lernen mußten, mit dem Bajonett auf das Kommandowort: Stich! — zu stechen."

†) „Nach dem Friedensschluß von Teschen war bei der Armee das mechanische Puppenspiel und die so verschrieene und verschrobne Gamaschenparade mehr als jemals in Schwung gekommen, daher denn niemand auf den Namen eines braven Soldaten Anspruch machen konnte, der nicht wenigstens zwanzig Stunden des Tags mit Rechts und Links, mit Stock und Zopf, mit Kleie und Trippel und Ziegelmehl wacker umging. . . . Auf Märschen ging es bald nach Mitternacht mit der Kirche ums Kreuz herum, das heißt: man zog links und rechts, nach Höfen und Weilern in die Station des Zugskorporalen, des Hauptmanns, des Majors, wo überall

Leute erbitterte und ihre Kräfte lange vor dem Augenblick verzehrte, wo die höchste Anspannung notwendig erschien. Immer und immer läßt sich denn auch die Beobachtung machen, daß die kaiserlichen Streiter beim geringsten Gefechtsrückschlag ohne weiteres die Waffen strecken. Genug, das vorzügliche Material, dessen sich die kaiserliche Armee rühmen durfte, wurde systematisch unbrauchbar gemacht.

Innerhalb der deutschen Generalität herrschte die ausgesprochne Unfähigkeit in körperlicher wie in geistiger Beziehung. Die jungen französischen Oberführer*) wurden nach einem Mißerfolge tollkühn, die deutschen Generale bewiesen in solchen Fällen einen geradezu sträflichen Wankelmut.**) „Es giebt unzählige Generale, schrieb Oberst Graham an Lord Grenville, und andre Feldoffiziere, die aus wirklichem Mangel an Talent, moralischer Eignung und körperlicher Kraft völlig unfähig sind, ihre Pflicht im Kriegsdienste zu thun; von dem Heere verlacht, das sich bei jeder Gelegenheit über sie beklagt, finden sie wegen ihres Ranges doch Verwendung, da sie unter dem Schutze höfischen Ränkespiels stehn.“ Von den Generalstabsoffizieren bezeugt Erzherzog Karl: „Höchstens hatte ihr Gedächtnis einzelne Grundsätze der Kriegführung aus der Schule behalten; aber ihre Anwendung kannten sie nicht.“ Nachrichten über den Gegner zu sammeln, das verabsäumte man, indes dieser eine weitverzweigte Spionage betrieb. In der Folge trat denn auch die merkwürdige Erscheinung ein, daß die Franzosen fast besser über die Bewegungen der Deutschen aufgeklärt waren als selbst die einzelnen deutschen Korpsführer.

Die österreichische Heeresorganisation hatte seit den Türkenkriegen nur ganz unwichtige Veränderungen erfahren. Die Heeresleitung stand sogar noch auf dem Standpunkte, den sie in den schlesischen Kriegen eingenommen hatte. Man kann erwidern, daß dies auch in Preußen der Fall war; aber das preußische Heer hatte doch keineswegs die Kriegserfahrung der Kaiserlichen, die seit 1792 fast ununterbrochen im Felde standen und den Krieg von 1796/97 mitgemacht hatten. Die Franzosen wandten überall die Requisition in der Heeresverpflegung an, sogar in Graubünden; die Kaiserlichen hielten an ihren Mehlmagazinen fest, von denen man höchstens acht bis neun Märsche entfernt bleiben durfte, und deren Fortbewegung einen ungeheuern Troß erforderte. Taktisch stand man den Grundsätzen, die bei den Franzosen galten, noch immer

---

verlesen wurde, visitiert, Handgriff exerziert und dann erst in die Regimentsstation abgerückt ward, um den Marsch anzutreten.“ Aus dem Buche: Das Schicksal usw. Graz, 1843. S. 21 ff.

*) Nur Rochambeau (geb. 1750), Berthier (1753), Dumas (1753), Masséna (1758), Lecourbe (1759) waren älter als vierzig Jahre. Alle übrigen französischen Generale dieser Zeit sind zwischen 1761 und 1775 geboren. Bonaparte hatte 31, Moreau 39 Lebensjahre. Dagegen Melas 80, Kray 65 und Zach 53! Sieht man von den Erzherzögen ab, so gab es nur einen einzigen jüngern kaiserlichen General, den 1754 gebornen Freiherrn von Hiller.

**) So hieß es allgemein, die voreilig abgeschlossene Übereinkunft von Alessandria sei der Sorge zuzuschreiben, die die kaiserliche Generalität um ihre Bagagewagen äußerte, die man in Parma und damit möglicherweise in den Händen des plünderungslustigen Gegners wußte.



ziemlich verständnislos gegenüber; daß das Infanteriefeuer die Schlachten entscheide, glaubte niemand. In der Verwendung der Reiterei blieb man sogar hinter den alten Überlieferungen zurück und ließ sich bei Marengo von Kellermann beweisen, daß 600 Leute, die „kaum zu galoppieren vermochten," ausreichen, ein siegesfrohes, aber ungeschicktes Heer von 30000 Mann zu zersprengen. Es liegt sehr nahe, die militärischen Begebenheiten dieser Art von 1800 mit denen von 1899/1900 in Südafrika zu vergleichen. Damals wie heute sehen wir deutlich, welche Gegensätze zwischen einer eingerosteten, durch Werbung aufgebrachten Maschine, genannt Armee, und einem Heere bestehn, das sich auf die breite Unterlage des Volks aufbaut.

2

Nach dem Wortlaute der Verfassung war es dem ersten Konsul geradezu untersagt, Frankreich zu verlassen, und in Wien rechnete man fest darauf, daß er diese Vorschrift achten werde — eine Bestimmung also, die nur dazu getroffen wurde, den Gegner zu täuschen. Wie hätte eine Dauer des Konsulats möglich sein können ohne die durchschlagende Erkenntnis des gesamten Volkes, daß Bonaparte unüberwindlich sei? Er durfte es Masséna nicht übertragen, in Italien Krieg zu führen und die cisalpinische Republik wieder herzustellen; denn damit hätte er sich einen zweiten Mitbewerber um die höchste Macht geschaffen. So entstand der Plan, Masséna in Genua zu lassen, Moreau auf das Kriegstheater zu versetzen, wo er bisher nur Niederlagen geerntet hatte, und selbst den Oberbefehl in Deutschland zu übernehmen. Die Donauarmee konnte im ganzen als ein brauchbares Werkzeug gelten, für eine Offensive in Italien gab es außer den alten, jetzt in der Vendée freiwerdenden Truppen fast nur noch Rekruten. Deshalb verlangte Bonaparte, als er erkannte, daß es nicht möglich sei, dem Nebenbuhler den Oberbefehl abzunehmen, von Moreau das Korps Lecourbe für die Operationen in der Lombardei. Aber dies zu erreichen gelang nicht; die zwei von Moncey geführten Divisionen der Donauarmee traten ihren Marsch über den St. Gotthard erst dann an, als Carnot persönlich den sehr steifnackig gewordnen Moreau zu dieser Abtretung zu bestimmen wußte.

Unterdessen sammelte sich die „Erste Reservearmee" bei Dijon; die Gegner glaubten, daß sie ein Phantom sei. Man spottete bei den Kaiserlichen über die „wenigen Invaliden, die in der Freigrafschaft die Geschicke Europas entscheiden sollten." Übrigens wußte Bonaparte die Täuschung sogar in Frankreich meisterhaft durchzuführen; in Paris ahnte man noch Mitte Mai nicht einmal, daß der erste Konsul nach Italien gehn werde. Am 20. dieses Monats war Bonaparte auf dem Rücken eines Maulesels über den Großen St. Bernhard gelangt, aber er stieß dann auf ein unangenehmes Hindernis, das Fort Bardo. Wie viel Tinte ist nicht schon bei der Beleuchtung der Hypothese verschwendet worden, was geschehn wäre, wenn der tapfere kaiserliche Hauptmann Bärnkopf in Bardo über größere Defensivmittel verfügt hätte. Dabei

ist niemals beachtet worden, daß genaue Erkundungen*) dem Übergange des Passes vorausgingen, und daß man den Großen St. Bernhard niemals überschritten hätte, wenn Bardo wirklich unüberwindlich gewesen wäre. Andrerseits ist die Schilderung der französischen Historiker aller der Bravourthaten, die vor Bardo verrichtet wurden, sehr romanhaft zu nennen. Hauptmann Bärnkopf besaß nur zwei große alte Geschütze, fast keinen Schießbedarf und einen kaum für eine Woche ausreichenden Lebensmittelvorrat. Und damit leistete er wahrlich genug.**)

Der Einmarsch der Franzosen in Italien vollzog sich dank der Kopflosigkeit des völlig überraschten Gegners wie auf Rollen. Am 2. Juni ist Bonaparte in Mailand; er denkt nicht mehr daran, Genua zu entsetzen, das, wie er leicht berechnen kann, fast an demselben Tage kapitulieren muß. Den 5. Juni überschreiten Murat und Lannes den Po, am 7. folgt Duhesme; am 9. erringt sich Lannes für die Zukunft den Herzogstitel von Montebello. Erst am 11. gelingt es dem von Turin herangekommenen Melas, 31000 Mann in Alessandria zu vereinigen. Drei Tage später kommt es zu der Schlacht von Marengo, dem Ereignis, das Bonaparte als eine seiner glänzendsten Waffenthaten bezeichnete, während er sich in Wirklichkeit nirgends weniger als hier als ein Feldherr bewies. Aber er ist ängstlich bemüht gewesen, den Tag von Marengo ganz und gar auf seine Rechnung zu setzen. Es wird interessieren, diese Anstrengungen etwas genauer kennen zu lernen.

Als man sich 1803 mit der Darstellung der Schlacht von Marengo für den Mémorial topographique beschäftigte, wünschte Napoleon, daß der Aufsatz zu einem ausführlichen Werke erweitert werde. Da die vorhandnen Quellen über die wichtigsten Truppenbewegungen schwiegen, so wurden die betreffenden Führer zum Berichte aufgefordert. Oberst Vallongue schrieb den Text, der Graf de Castres zeichnete die Situationspläne, Bonaparte prüfte beides. Das Ganze gewann nun den Anstrich, daß die von Desaix herangeführte Division Boudet lediglich eine rechtzeitig eintreffende Reserve gewesen sei, während sie in Wahrheit die von allen Seiten her das Schlachtfeld verlassenden flüchtigen Franzosen aufnahm. Der Bericht erwähnte aber auch den großen Anteil Kellermanns am Siege,***) und dies scheint den Unwillen Napoleons erregt zu haben. Als ihm Berthier bei der Truppenbesichtigung am 14. Juni 1805 auf dem einstigen Schlachtfelde die ersten fünf Exemplare des fertigen Werkes

*) Die Erkundungen waren durch die französischen Generale Marescot und Mainoni, sowie den aus Freyburg stammenden helvetischen Brigadegeneral F. P. von der Weid vorgenommen worden; beteiligt daran sind ferner gewesen die aus dem Aostathal stammenden Colombini, der Wegeingenieur war, und Pavetti, Bureauchef der italienischen Legion.

**) Er kapitulierte erst am 1. Juni.

***) Kellermann war kühn genug, dem ihn am Abend des Tages zu seinem großen Erfolge beglückwünschenden ersten Konsul zu sagen: „Ich glaube wohl, daß Sie mich loben. Ich habe Ihnen ja damit die Krone gewonnen." Bonaparte vergaß diese etwas gar zu freimütige Erklärung niemals. Kellermann fand sich in der Zukunft immer zurückgesetzt und erhielt keineswegs eine ausreichende Belohnung.

überreichte, gab der Kaiser sehr nachdrücklich den Befehl, alles, was schon im Drucke erschienen war, neben dem Manuskript und den Originalplänen zu zerstören. Mit Mühe gelang es dabei dem Obersten Muriel, einen vollständigen Abzug zu retten. Es wurde endlich eine dritte „offizielle" Darstellung entworfen, und diese erschien, nachdem der Kaiser sie gehörig korrigiert hatte; auf Wahrhaftigkeit kann sie natürlich keinen Anspruch erheben.

Warum das alles, da doch der Gefangne von St. Helena zugab, daß er nahe genug daran gewesen war, eine schwere Niederlage zu erleiden? Zwar heißt es ferner: „Wenn ich geschlagen worden wäre . . ., so hätte ich einen regelmäßigen Krieg begonnen und die Schweiz mit zur Hilfe gerufen" — doch auch dies ist eine Täuschung. Ein bei Marengo besiegter Bonaparte hätte keine Stunde länger Konsul sein können! Man höre nur, was Masséna sagt: On sait que jusqu'à trois heures la victoire appartint aux Autrichiens, et que nous ne la resaissîmes que dans la soirée. Un premier courrier apporta à Paris une dépêche qui annonçait notre défaite.*) Aussitôt l'explosion eut lieu, les fonds publics baissèrent à la Bourse d'une manière notable, et les ennemis de Bonaparte laissèrent librement éclater leur joie. Diese Thatsache bestimmte auch den ersten Konsul, die Übereinkunft von Alessandria so rasch als möglich abzuschließen und Friedensvorschläge entgegen zu nehmen. Eine längere Abwesenheit von Paris mußte ihm gefährlich werden. Nicht der Krieg, sondern der Friede gab ihm die Mittel an die Hand, seine Feinde im eignen Lande zu besiegen.

3

Die Zeitgenossen betrachteten Moreau als einen Bonaparte kongenialen Feldherrn, und die Maske des „antiken Republikanertums," die sich der Sieger von Hohenlinden geschickt genug vorzubinden wußte, entzückte die Ideologen dieser Tage. Als Moreau 1813 ins russische Feldlager berufen wurde, hielten dies viele Leute für eine Sicherheit, daß Napoleon nunmehr unterliegen müsse. Der tragische Tod des Generals und das tiefe Bedauern darüber ließ die nichtfranzösischen Kreise sogar lange Zeit nicht einmal zum Bewußtsein der Thatsache kommen, daß der einstige Nebenbuhler Bonapartes schließlich zum Klopffechter ohne Vaterland hinabgesunken war.

In Wahrheit ist Moreau ein herzlich beschränkter Kopf gewesen, und wirkliche militärische Erfolge erreichte er immer nur dann, wenn ihm ein durchaus zuverläßliches Werkzeug zur Verfügung stand, und wenn er Gegner im Felde fand wie Kray und Laur. Pedantisch vorsichtig, gehörte Moreau ganz und gar zu der alten Schule, die eine thatkräftige Verfolgung des geschlagnen Feindes geradezu den militärischen Todsünden beizählte. So sehen wir ihn denn 1800, wie er den Sieg immer mit äußerster Zaghaftigkeit ausnutzt und immer dem Gegner wieder Zeit läßt, aufzuatmen. Natürlich erfordert dies

*) Wer hat wohl diese Depesche vom Schlachtfelde abgesandt? Bonaparte doch gewiß nicht. Man sieht, daß die Opposition sich selbst in seiner unmittelbaren Umgebung geltend machte.

weit mehr Opfer als die Strategie eines Ssuworoff, eines Napoleon.*) Als Bonaparte 1797 bei Leoben stand, hatten Moreau und Hoche eben erst den Rhein erreicht, und Bonaparte erklärte sehr richtig: „Die Armeen vom Rhein müssen kein Blut in den Adern haben. . . . Wenn man den guten Willen hat, einen Feldzug zu beginnen, so giebt es kein Hindernis.“

Für Moreau gab es immer Hindernisse, und die treibende Kraft in seinem Heere war nicht sein impotenter Ehrgeiz, sondern das ungestüme Vorwärtsdrängen der Unterführer, besonders von Lecourbe und Richepance. Ende April 1800 befahl Bonaparte dem Kriegsminister Carnot: „Wiederholen Sie dem General Moreau den Befehl, den Feind anzugreifen. Machen Sie ihm begreiflich, daß sein Zögern die Sicherheit der Republik stark gefährdet.“ Dennoch dauerte es noch weitere acht Tage, ehe die Donauarmee den Rhein überschritt, und wiederum eine weitere Woche, bis das Korps Moncey den Rechtsabmarsch über den Gotthard beginnen, Bonaparte den Feldzug in Italien einleiten konnte. Die Folge war, daß Genua fiel, ehe sein Entsatz überhaupt möglich wurde.

Neuere Geschichtschreiber, die für den „ewigen Frieden“ Propaganda machen, haben die Belagerung von Genua mit Vorliebe als eines der größten Schreckensereignisse in der modernen Kriegführung erwähnt und zugleich die heftigsten Anklagen gegen Masséna geschleudert. Gewiß ist Masséna, als Mensch betrachtet, keine sympathische Persönlichkeit, aber als Soldat und insbesondre als Verteidiger des von Hunger, Pest und Seuchen zerwühlten Platzes muß er wohl Bewundrung finden. Sein hartnäckiger Widerstand hielt Melas davon ab, über den Var vorzudringen, und gab Bonaparte die Möglichkeit, fast ungestört an den Po zu gelangen. Daß Genua schreckliche Leiden erdulden mußte, soll nicht geleugnet werden,**) ebensowenig die Scheußlichkeit, daß

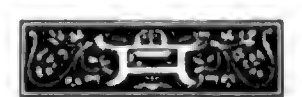
---

*) Die französischen Verluste (Tote, Verwundete, Vermißte) sind für den Feldzug in Oberitalien einschließlich der Schlacht von Marengo auf knapp 11000 Mann, für die Operationen Moreaus bis zum Waffenstillstand von Parsdorf auf rund 15000 Mann zu veranschlagen. Durch eine energische Verfolgung der Kaiserlichen nach der Schlacht von Meßkirch hätte sich mindestens die Hälfte dieser Einbuße ersparen lassen.

**) Genua zählte zu Beginn der Belagerung 160000 Einwohner, davon starb zwischen Ende April und Mitte Juni der zehnte Teil. Zuletzt kochte man Suppen aus offizinellen Kräutern; etwas gewöhnliches war es, Unglückliche auf der Straße vor Hunger zusammenbrechen zu sehen. Masséna hatte Melas vorgeschlagen, 3000 kaiserliche gefangne Militärs auszuwechseln. Das wurde abgeschlagen, weil Melas glaubte, diese Maßregel werde die Belagerung abkürzen. Aussi, livrés à une faim dévorante, schreibt Soult, ils mangèrent leurs havresacs, leurs souliers, leurs gibernes; ils finirent même par se dévorer entre eux, et la plupart terminèrent leurs horribles souffrances en se jetant à la mer. Von 9000 Kriegsgefangnen überlebten nur 3000 die Belagerung. Masséna berichtete am Kapitulationstage (4. Juni) an Bonaparte: Aujourd'hui j'ai fait distribuer aux soldats les 30 derniers grammes de ce que nous appellions du pain . . . Nous avons mangé tous nos chevaux. La mortalité causée par la famine était à son comble dans la population comme dans les troupes. Nach der Übergabe starben noch 7 Soldaten und 97 Kranke am Hunger, weil die kaiserliche Intendantur nicht für Proviant sorgte.

hungernde französische Soldaten zu Kannibalen wurden*); aber der Kommandant einer Festung darf sich durch äußere Einflüsse und innere Erschütterungen von seiner Pflicht nicht abwendig machen lassen. Die Gefühllosigkeit, die Masséna bei dieser Gelegenheit vorgeworfen wird, entsprang nicht einer selbstsüchtigen Grausamkeit, sondern dem festen Willen, der übertragnen Aufgabe gerecht zu werden. C'est dans l'espoir, schrieb er am 4. Juni an Bonaparte, de vous voir arriver à notre secours, que j'ai poussé si loin la rigueur des mesures qui pouvaient nous mettre à même de vous attendre!

Aber auch Masséna teilte das Schicksal der grands capitaines der Revolutionszeit, die mit dem Jahre 1800 verschwinden und sich in kaiserliche Marschälle verwandeln. Genua war Massénas letzte wirklich selbständige That gewesen, Kleber und Desaix fielen — zufällig an demselben Tage —, Moreau verschwand im Privatleben, und Bonaparte allein blieb übrig. Die Entscheidungsschlacht am 14. Juni legte den Grundstein zum Kaiserthron der Napoleoniden, Hohenlinden dagegen ist nur eine kriegsgeschichtliche Episode ohne weitere historische Bedeutung. Mit dem Jahre 1800 sank die Revolution in ihr blutiges Grab, und zugleich begann die Periode, die bei allem Elend, das sie zeitigte, wenigstens den Trost in sich schloß, daß eine lange Knechtung der Völker durch despotische Usurpatoren den modernen Zeitideen zuwider läuft, daß es nicht mehr möglich ist, die Weltherrschaft auf Kosten der Kulturnationen zu erzwingen.



Plaudereien über deutsche Kolonien

Von Max Laenger

(Fortsetzung)

2. Die Insel Nauru



Ein andres Stückchen deutschen Kolonialbesitzes in der Südsee ist die wenig genannte und noch weniger bekannte Insel Nauru. Dieses etwa drei geographische Meilen im Umfang messende Eiland liegt südlich von der Gruppe der Marschall- und westlich von der Gruppe der Gilbertinseln, ohne einer der vielen Inselgruppen Ozeaniens anzugehören, fast unter dem Äquator auf 0° 27′ südlicher Breite und 166° 51′ östlicher Länge.

*) Man vergleiche die Erzählung von Soult: Je vis plusieurs cadavres, restés sur le champ de bataille du dernier combat, entièrement décharnées par nos soldats, qui n'avaient pu assouvir autrement leur faim. Ce fut le chef de brigade Mouton qui m'en donna le premier avis; je ne voulais pas le croire. Il me fit faire le tour du rocher au pied duquel nous nous étions battus, deux jours auparavant; dès que nous l'eûmes tournée, nous nous trouvâmes en présence d'une certaine quantité de soldats qui dépeçaient, comme des vautours, des cadavres de grenadiers hongrois restés sur le champ de bataille.

Nur selten wird sie von Seefahrern besucht, da dieser Teil des großen Weltmeeres nur wenig befahren wird, ja heutzutage vielleicht noch weniger als in frühern Jahren, wo die Wale diesen Meeresteil noch mehr bevölkerten und der Walfischfang dort noch ein lohnendes Gewerbe war. Schon auf den ersten Blick fällt dem Reisenden der Unterschied zwischen dieser Insel und den genannten Gruppen auf. Hier hat man es nicht mit einer Schöpfung der Korallentierchen, nicht mit einem Atoll zu thun, sondern mit einer zum Teil felsigen, zum Teil üppig bewachsenen Insel, die, wenn man auch bisher nichts gefunden hat, was auf vulkanische Eruptionen schließen ließe, doch unzweifelhaft ihre Existenz einer vulkanischen Erhebung des Meeresbodens verdankt; man kann aus den tief unterminierten Felspartien und der bedeutenden zerstörenden Arbeit der brandenden Meereswogen an den hier und da vereinzelt auftretenden Korallengebilden darauf schließen, daß diese Bodenerhebung der grauen Vorzeit angehören muß. Bei näherer Forschung findet man tiefe, geheimnisvolle Grotten mit wild zerrissenen und ausgewaschenen, grotesk gruppierten Fels- und Korallenpartien.

Selbst wenn sich kein Lüftchen regt, an einem echten, rechten, heißen Tropentage, finden wir hier doch infolge der nie gänzlich ruhenden, sich im steten Streben nach Gleichgewicht verschiebenden, dahin rollenden Wassermassen des Großen Ozeans eine kräftige Brandung, die sich an dem die Insel umgebenden 150 bis 200 Meter breiten Korallenriff donnernd bricht. Diese Brandung macht das Landen für den ungeübten, der Wasserverhältnisse und Küstenbeschaffenheit unkundigen Fremdling sehr schwer, ja gefährlich; denn das Kentern des Bootes in der Brandung gehört gerade nicht zu den angenehmsten Ereignissen der Seefahrt und ist schon manchem verhängnisvoll geworden. Am sichersten verfährt man, wenn man sich den dunkelbraunen Bewohnern der Insel, die in ihren kleinen, etwa 3 bis 4 Meter langen und 0,4 Meter breiten, ebenfalls mit einem Ausleger versehenen Kanoes dem ansteuernden Schiffe entgegeneilen, anvertraut. Diese haben eine ganz erstaunliche Fertigkeit, selbst die größte Brandung zu durchfahren, indem sie bald in ihren schmalen schwankenden Fahrzeugen aufrecht stehn, bald sich niederkauern, bald sie sicher führend nebenher schwimmen.

Wie alle diese Inselbewohner, so sind auch die Eingebornen von Nauru kühne Seefahrer. Die weite unendliche Meeresfläche hat für sie, die darauf in den winzigen Kanoes bei jedem Seegang und bei jedem Winde fahren, keine Schrecken. Sie unternehmen heute noch tage- und wochenlange Fahrten nach benachbarten Inseln und nähren sich unterwegs von Fischen und Regenwasser.

Die Insel Nauru, nach englischer Bezeichnung und ihrer romantischen Schönheit auch Pleasant Island genannt, wurde zu Ende des vorigen Jahrhunderts entdeckt. Die Küste hat rings um die Insel einen schmalen Saum gelben Sandes, der mit abgebröckelten, verwaschnen Korallenstückchen und kleinen Muscheln bedeckt ist; nach innen zu ist sie abgegrenzt durch langgestreckte mit

saftigem Grün bewachsene Anhöhen und kleine, 50 bis 70 Meter hohe Berge, die stellenweise durch steile, schroffe und nackte Wände den felsigen Charakter der Insel verraten.

Diese Bodenerhebungen umziehn die Insel und rahmen gewissermaßen das Innere ein. Hier finden wir ein welliges Hügelland, in dessen Mitte ein kleiner stiller See liegt. Dieser enthält aber kein frisches, sondern brackiges Wasser; ein Beweis dafür, daß er mit der See in Verbindung steht, und die Erscheinung des Steigens und Fallens seiner Oberfläche mit dem des Meeres nach der Ebbe- und Flutzeit läßt darüber keinen Zweifel. Dieser kleine See ist von rauhen Klippen und zerklüfteten Felsen umrahmt, zwischen denen Stellen saftigen Grüns durchschimmern mit stolz in die klaren Lüfte emporragenden Kokospalmen; dazu das tiefblaue Wasser und die geheimnisvolle Stille — in der That ein Landschaftsbild von großer romantischer Schönheit.

Hier habe ich so manches liebe mal gesessen, und während meine Gedanken die weite Reise nach dem deutschen Vaterlande unternahmen, dem Gesang der Vögel, dem von fern her tönenden Branden des Meeres, dem leisen Geflüster des erfrischenden Seewindes in den Kronen der Palmen gelauscht. Aber welche Veränderung desselben Bildes, welcher trostlose Anblick der Zerstörung und Verwüstung, der traurigsten Öde, wenn andauernde Trockenheit herrscht. Der Boden, die Gräser gelblich braun, die einst saftstrotzenden, frischgrünen, mächtigen Palmenwedel von der Glut der Sonne versengt, ausgedörrt, der Schaft des Baumes ohne Saft und Kraft, die ganze Natur in Dürre dahinsterbend. Nicht einmal das Geschrei der Seevögel unterbricht dann die Todesstille der glühenden, zitternden Atmosphäre. Hohlwangig und geschwächt schleichen die Menschen einher; denn dann beginnt auch die Hungersnot, dieses Schreckgespenst der einsamen Inseln, unter ihnen zu wüten.

In solchen Jahren geht die Ertragsfähigkeit der Insel an den Ausfuhrartikeln, Kopra und Kokosnußöl, auf ein Minimum hinunter. Leider läßt sich hier der Wechsel der Trocken- oder Regenzeit nicht bestimmen; es giebt Jahre mit gewaltigen atmosphärischen Niederschlägen, und oft folgen darauf zwei, ja drei Jahre andauernder Trockenheit. Die Eingebornen sind zwar gewöhnt, mit diesen unsichern Witterungsverhältnissen zu rechnen; sie speichern für die magern Jahre getrocknete Kokosnüsse und Früchte des Pandanusbaumes auf, aber trotzdem gehn solche Zeiten nicht ohne schwere Opfer an Menschenleben und ohne schwere Schädigung der Flora und der Fauna Naurus vorüber.

Flora und Fauna sind überhaupt auf der Insel nur durch wenig Arten vertreten. Da gedeiht vor allen Dingen die Kokospalme bei der Einwirkung von Brackwasser und frischer Seebrise ganz vorzüglich. Die Waldungen dehnen sich ringförmig über die Insel aus. Der eine Ring zieht sich an der niedrigen Küste in einem schmalen Streifen hin, während der zweite die Ufer des kleinen Sees im Innern der Insel umrandet. Neben der Kokospalme gedeiht, allerdings meist niedrig und verkümmert, die Pandanusfrucht, weil der schwere, ertragfähige schwarze Boden nur den Kokospalmenwaldungen eigen ist.

Aus dem Tierreich finden wir hier einige Schnepfenarten und Strandläufer, einige buntgefiederte, zierliche Singvögel und mehrere Arten der an den schroffen Felspartien der Insel nistenden Seevögel, unter denen sich der Fregattvogel bei den Insulanern allgemeiner Beliebtheit erfreut. Er wird mit einem Lasso eingefangen. Dieses Lasso besteht aus einer längern Schnur, an deren einem Ende eine aus einem abgeschliffnen Korallenstückchen gefertigte Kugel befestigt ist. Die eingefangnen Vögel werden gezähmt und der Familie als Haustiere einverleibt. Fast vor jeder Hütte sitzen mehrere auf eigens für sie hergerichteten Gestellen. Außer diesen Tieren sind von Europa mit gutem Erfolg Hunde, Katzen, Schweine, Hühner und Tauben, aber leider auch als wahre Landplage Ratten eingeführt worden.

Die See zeichnet sich durch großen Fischreichtum aus, und der Fischfang spielt denn auch für die Ernährung der Einwohner eine große Rolle. Das beweist schon das Vorhandensein einer Art Fischzucht, die namentlich von den eingebornen Weibern getrieben wird, wie denn überhaupt die in der Überzahl vorhandnen Frauen der intelligentere, lebhaftere Teil des Volkes zu sein scheinen. Die Fischzucht wird in der Weise betrieben, daß die junge, von den Wellen auf den Korallenriffen hin und her gespülte Brut mit kleinen geflochtnen Schöpfnetzen eingefangen und in eingedämmte Behälter am Strande eingesetzt wird. Hier entwickelt sich die Brut schnell zu etwa 0,3 bis 0,4 Meter langen, unsern Heringen ähnlichen Fischen. Jede Familie hat ihre eignen Fischbehälter.

Die Bewohner Naurus sind ein kräftiger, gesunder Menschenschlag von dunkler Hautfarbe, schlank und wohl gebaut. Die Gesichtszüge sind besonders bei den Weibern angenehm und nicht wie bei den meisten Polynesiern durch Tättowierung entstellt. Diese beschränkt sich auf einige blaue Linien auf den Armen oder an den Fingern, ist aber durchaus nicht allgemein verbreitet. Mienenspiel und Bewegungen der Frauen sind lebhafter als die der Männer. Vor etwa zwölf Jahren sollen noch 1200 Seelen die Insel bevölkert haben, heute zählt man nur noch 800 bis 900. Die bedeutende Abnahme der Bevölkerung hat mehrfache Gründe. Zunächst sind die, wenn man so sagen darf, staatlichen Verhältnisse unter diesem kleinen Inselvolke die denkbar traurigsten, und das Wort: Es kann der Beste nicht im Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt! findet nicht nur in unsern hohen Kulturstaaten, sondern auch bei diesen einfachen Naturmenschen seine vollste Bestätigung; denn das ganze Volk setzt sich aus zwölf Stämmen zusammen, von denen jeder einen Häuptling wählt. Keiner von ihnen hat eine besondre Macht. Macht gewinnt man nur durch Tapferkeit und Erfolge im Kriege; deshalb ist die Insel der Schauplatz fortwährender blutiger Fehden.

Erinnert man sich außerdem der öfter auftretenden Dürren und Trockenzeiten, in denen die Eingebornen durch den Hunger dahingerafft werden, und vernimmt man dann schließlich, daß unter diesem Volke die entsetzliche Sitte der Blutrache in ihrem ganzen Umfange besteht, so findet man in den hier

angeführten Thatsachen eine genügende Erklärung für das allmähliche Dahinsterben der Einwohner Naurus. Bemerkenswert hierbei ist, daß in den Charaktereigenschaften des Volkes zänkisches Wesen und Streitsucht durchaus nicht liegen; vielmehr muß man zugeben, daß seine Sinnesart fröhlich und harmlos ist. Es muß also etwas andres vorhanden sein, was auf die Gemüter einen so verderblichen Einfluß ausübt, und das finden wir in dem allgemein verbreiteten leidenschaftlichen Genuß des Toddy. Es ist dies ein Getränk, eine Art Palmenwein, der aus dem Blütenschaft der Palmen durch einfaches Anzapfen gewonnen wird. Frisch genossen absolut unschädlich, wird der sehr zuckerhaltige Saft, nachdem er einer drei- bis viertägigen Gärung ausgesetzt war, zu einem sehr berauschenden Getränk von widerlich sauerm Geruch und Geschmack. Die Insulaner sind dem Genuß des Toddy so ergeben, daß man täglich eine Anzahl Betrunkner beiderlei Geschlechts beobachten kann. Für den fröhlichen, heitern Sinn des Volkes zeugen die vielen kleinen Liedchen, die von den Frauen über allerlei, oft unbedeutende Gegenstände oder Ereignisse gemacht und gesungen werden, sowie die lustigen, lebhaften Tänze, bei denen möglichst heftige Bewegungen der Arme und Schütteln des Körpers eine Hauptrolle spielen. Händeklatschen, Lachen und Singen begleiten diese Tänze.

In ihrer Kleidung sind die Eingebornen sehr anspruchslos. Beide Geschlechter tragen kurze Grasröcke, die aus Fasern der Kokospalme gefertigt werden. Die Kinder gehn völlig nackt. Dagegen lieben die Insulaner als Schmuck für ihren Körper besonders Halsketten, die entweder aus sauber aufgereihten Muscheln oder bunten Federn oder aus zierlich und kunstvoll geflochtnen Menschenhaaren bestehn.

In auffallendem Gegensatz zu den Zuständen auf den nächstliegenden Inselgruppen steht die Sittenreinheit dieses Volkes. Vielweiberei ist ausgeschlossen oder nur den mächtigsten Häuptlingen erlaubt, die von dem Recht aber nur selten Gebrauch machen. Ehebruch gilt als großes Verbrechen und wird grausam und schwer bestraft.

Die heranwachsenden Mädchen werden schon in sehr jungem Alter einem Manne verlobt und in ihrem sittlichen Wandel ständig bewacht. In der Zeit der Schwangerschaft der Frau wird von dem Manne absolute Enthaltsamkeit verlangt; äußere Merkmale in der Kleidung weisen darauf hin. Die Frau trägt dann außer sehr schönen, bunten Halsketten ein aus Bast geflochtnes dreieckiges Hütchen und um den Leib eine geschmackvoll verzierte feine Matte. Der Mann legt einen buntfarbigen, ebenfalls fein geflochtnen Gürtel um seine Hüften.

Häuptlingsfrauen erwarten ihre Niederkunft in abgetrennt gelegnen, schön und bunt verzierten Häuschen. Während der Zeit der Menstruation leben die Frauen abgesondert von der Familie in eigens hierzu erbauten einfachen Hütten.

Das Leben in der Familie ist geradezu musterhaft zu nennen; so findet man große Liebe und Anhänglichkeit zwischen Eltern und Kindern. Die reli-

giösen Anschauungen sind wohl sehr einfacher Natur. An der Spitze der Götter und Geister (= Ani) steht als höchste Gottheit Taboru, der Gott des Krieges. Ihm ist in jedem Dorfe ein Stein, der von Palmenblättern umflochten ist, geweiht. Der Stein ist heilig. Hier werden dem Gotte Kokosnüsse als Opfer dargebracht. Diese Nüsse wegzunehmen gilt als ein sündhaftes Vergehen. Im übrigen stehn Zauberei und Wahrsagekunst sehr in Blüte.

Wie bei fast allen Südseeinsulanern findet man auch hier das Tabu angewandt. Es ist dies in gewissem Sinne ein heiliger Bann, mit dem lebende wie leblose Gegenstände belegt werden können, um sie zu schützen. Dieses Tabu kann für gewisse Zeiten, vorübergehend oder dauernd, ausgesprochen werden. So findet diese Sitte z. B. eine sehr nutzbringende Anwendung bei jungen der Schonung bedürftigen Pflanzen, bei unreifen Früchten wie Kokosnüssen usw. Häuptlinge sind Tabu und können das Tabu geben und nehmen. Sie sind auch die einzigen, deren Leichname in der Nähe ihrer Hütten vergraben werden. Die Leichen der übrigen Insulaner werden über das Riff getragen und in das Meer versenkt.

Die Wohnungen der Eingebornen sind einfache, niedrige, schmucklose Hütten. Auf kurzen, niedrigen Pfählen ruht das aus bastartigem Flechtwerk hergestellte, mit Kokos- und Pandanusblättern gedeckte Dach. Auf dem Boden liegen rohe, grobe Matten. Das ist alles. Mobiliar ist nicht vorhanden, höchstens einige Geräte wie geschnitzte Kokosnußschalen, roh gefertigte Holztröge und Fischgerätschaften.

3. Kaiser Wilhelms-Land und der Bismarck-Archipel

So oft ich auf einer Karte der Südsee die klingenden Namen „Kaiser Wilhelms-Land" und „Bismarck-Archipel" lese und mir die so bezeichneten deutschen Kolonien vergegenwärtige, muß ich sagen, daß die Namen doch wenig passend gewählt sind. Denn während jeder Deutsche beim Klange der Namen unsrer größten deutschen Männer das Herz höher schlagen fühlt, muß ihn ein geheimes Grauen überlaufen, wenn er der mit diesen Namen bezeichneten Gebiete gedenkt. Nirgends in der Welt herrschen so schreiende Gegensätze im Klima, wie zwischen dem australischen Festlande oder seinem Inselreiche einerseits und Neu-Guinea oder dem Bismarck-Archipel andrerseits. Australien und seine Inseln genießen im allgemeinen den Vorzug eines gemäßigten, gesundheitlich vortrefflichen Tropenklimas; Neu-Guinea und der Bismarck-Archipel dagegen sind gefürchtet und verrufen wegen der heißen, immer feuchten und fiebergeschwängerten Lüfte, die den Europäern lebenslanges Siechtum, häufig den Tod bringen. Niederschläge, tagelang anhaltende tropische Regengüsse in Fülle; dementsprechend beständig dumpfe modrige Feuchtigkeit in den ausgedehnten Waldungen, weite endlose Moräste und stinkende Sümpfe. Über dem Ganzen dicke, dunstige Luft und dichte Nebelschleier; dazu sogenannte Waschküchentemperatur, fast nie unter 28° C., desto häufiger über 35° C. Das ist unsre deutsche Besitzung in der Südsee.

Der von April bis September wehende Südostmonsun ist Weißen wie Schwarzen sehr willkommen; denn ihn begleitet die Trockenzeit, die gesündeste des ganzen Jahres, während von November bis März, zur Zeit des Südwestmonsuns, des Himmels Schleusen fast beständig geöffnet sind. Eine genaue Charakteristik der Bewohner dieses Landes ist äußerst schwierig. Ich habe die verschiedensten Typen an Kopf- und Gesichtsbildung wie an Gestalt und Hautfarbe gefunden. Im Innern des Kaiser Wilhelms-Landes wohnen vorwiegend Papuas. Die Küstenbevölkerung weist Vertreter und Mischlinge der papuanischen, malayischen, arabischen und chinesischen Rassen auf. Sie sind den Polynesiern nahe verwandt. Die Insulaner des Bismarckarchipels dagegen sind Melanesier mit krausem Haar und tiefdunkler Haut.

Das ganze deutsche Interessengebiet umfaßt ein Areal, das etwa fünfzehnmal so groß ist wie das Königreich Sachsen. Seine Verwaltung liegt in den Händen der im Jahre 1884 gegründeten Neu-Guineakompagnie, der von Reichs wegen ein Kommissar und Richter an die Seite gestellt ist. Anfänglich war Finschhafen die Hauptniederlassung der Gesellschaft; aber eine mit erschreckender Heftigkeit im Jahre 1891 aufgetretne Fieberepidemie, der fast alle Europäer zum Opfer fielen, veranlaßte die wenigen Überlebenden, nach dem etwas nördlicher gelegnen Friedrich-Wilhelmhafen überzusiedeln. Die günstigern Wasser-, Ufer- und Hafenverhältnisse dort ließen es als Hauptsitz geeigneter erscheinen. Im allgemeinen darf man sich von den Niederlassungen und Ansiedlungen weder auf Kaiser Wilhelms-Land, z. B. von Friedrich-Wilhelmhafen, Berlinhafen, Stephansort, noch auf den zahlreichen Inseln des Archipels eine zu hohe Vorstellung machen. Ein, zwei, höchstens drei Häuser, die mangelhaft und ohne jeglichen Komfort, ja infolge der Unkenntnis mit tropischen Verhältnissen häufig unpraktisch gebaut sind auf sandiger Uferstelle, möglichst dicht am Meere; dahinter mühsam angelegte Pflanzungen und einige armselige Wohnungen von Eingebornen und schwarzen Arbeitern; als Staffage Urwald und Sumpf!

So mancher, der mit hohen Hoffnungen und lebensfroh hinauszog, ist bald mutlos, krank und bitter enttäuscht zurückgekehrt; andern, die die Not zum Ausharren zwang, schaufelte man früh ein stilles Grab.

Die wenigen Kolonisatoren, die dem Klima nicht unterliegen, die sich und ihren Körper den schwierigen Verhältnissen anzupassen verstehn, zeichnen sich aus durch eine fast unglaubliche Anspruchslosigkeit. Im folgenden ein kleines Beispiel: Auf meiner Wandrung war ich eines Tags in einer der oben beschriebnen Ansiedlungen. Gesprächsweise erwähnte ich, daß ich unter meinen Mundvorräten auch Selterwasser hätte. Mein Wirt bat mich um einige Flaschen. Ich überließ ihm sechs Stück, die er mit einer Freude in Empfang nahm, als sei ihm ein Königreich geschenkt worden. Zwei Tage darauf ersuchte ich ihn um Rückgabe der leeren Flaschen, da ich sie ihres Patentverschlusses wegen zu verwerten gedachte. „Aber, mein lieber Herr, rief er ganz erschrocken aus, Sie glauben doch nicht, daß ich die sechs Selter schon getrunken habe! Ich bitte Sie, damit reiche ich sechs Wochen!“

An Naturschönheiten mangelt es dem Gebiete keineswegs. Im Gegenteil; man kann sich kaum etwas schöneres und lieblicheres denken als die Astrolabebai. Ringsumher in weitem Umkreise, aber doch noch für das unbewaffnete Auge bei klarem Wetter deutlich sichtbar, unterscheidet man den schmalen, meist flachen, sandigen Strand. Allmählich steigt das Gelände an zu hügeligen, welligen Plateaus, hinter denen höhere Bergeszüge lagern, die bis in die höchsten Spitzen bewaldet zu sein scheinen. Und ganz weit hinten am Horizont verschwimmen in bläulichem Schimmer gewaltige Gebirgsformationen. Die ganze Vegetation ist tropisch üppig. Da wechseln ungeheure Farne mit graziösen Palmen. Hier sieht man das schlanke, in dichten Bündeln hochschießende Zuckerrohr, dort mächtige Baumwollenbäume mit knorrigen Ästen.

An landschaftlichen Reizen gleich reich ist die Blanchebai an der Nordostküste Neu-Pommerns. Hier liegt der Sitz der Regierung, Herbertshöh, weithin kenntlich durch die schmucke katholische Kirche. Mit Wohlgefallen und Freude schweift das Auge von dort über die sich an der ganzen Küste hinziehenden saubern Kokos- und Baumwollenplantagen, deren größte die musterhaft bewirtschaftete Ralunstation ist. Sie gehört einer Samoanerin, die, eine gewichtige Persönlichkeit des Archipels, weit und breit unter dem Namen „Queen Emma" bekannt ist. Weiter hinein in die Bucht liegt malerisch das Inselchen Matupi, auf diesem sieht man die Hauptniederlassung der Firma Hernsheim u. Komp. und ein kleines freundliches Hotel, das ein Chinese bewirtschaftet. Gegenüber dem weißgetünchten, ansprechenden Wohnhaus der Firma erheben sich auf Neu-Pommern drei Berggipfel zwischen 500 bis 750 Meter hoch. Der mittelste und höchste ist die „Mutter" (Kombin), links davon ragt die „Nordtochter" (Tovannumbattir), rechts die „Südtochter" (Tuvurvur) in die Lüfte. Vor diesen Bergen sieht man einen etwa 200 Meter hohen ausgebrannten Krater, aus dem beständig weiße Dämpfe aufsteigen, die an den Wänden Schwefel in feiner Verteilung niederschlagen. Die ganze Bucht um diesen Krater herum ist reich an heißen, schwefelhaltigen Quellen, die unweit der Ufer rings aus vielen kleinen Löchern und Spalten des seichten Meeresbodens emporwallen und besonders gegen Sonnenaufgang und bei Ebbe dichte Dämpfe über der stillen Wasseroberfläche entwickeln. Ganz in der Tiefe der Bucht ragen zwei groteske Felseninseln aus dem Wasser empor, die „Bienenkörbe" genannt.

(Schluß folgt)





Bisher ungedruckte Briefe

Als ein Kuriosum, das fast unglaublich, aber wahr ist, wurde es vor etwa dreißig Jahren hingestellt, daß ein Universitätsprofessor der klassischen Philologie in seinen Vorlesungen die Zeit von Ostern bis Pfingsten mit der wissenschaftlichen Erörterung über die Frage hingebracht habe, ob der Vater des griechischen Geschichtschreibers Thucydides Oloros oder Orolos geheißen habe, und fast denselben Eindruck machte die ziemlich umfangreiche Schrift seines Kollegen, der das hochwichtige Geheimnis aufklären wollte, ob der Name des berühmten römischen Komödiendichters Titus Maccius Plautus oder Marcus Accius Plautus gewesen sei. Beide weltbewegende Fragen sind bis zum heutigen Tage noch nicht endgiltig gelöst und werden vielleicht noch manchem Studenten Stoff zu einer Doktordissertation bieten; aber so seltsam, ja vielleicht lächerlich die eingehende Behandlung solcher Themata scheinen mag, wer diese Vorlesung gehört und diese Schrift gelesen hat, der wird offen zugeben, daß die in beiden angestellte Methode wissenschaftlicher Untersuchung äußerst geistvoll, belehrend und anregend ist für die wissenschaftliche Forschung überhaupt, und daß, abgesehen von dem absolut unwichtigen Ergebnis, der Hörende und der Lesende für sein Fach viel lernen kann. Derselbe Scharfsinn und dieselbe wissenschaftliche Methode ließe sich bei der Ergründung der Fragen anwenden, ob Alexanders des Großen Schlachtroß Bucephalus ein Schimmel oder ein Fuchs, ob das Damoklesschwert gerade oder krumm, ob Hannibals erblindetes Auge das rechte oder das linke gewesen sei u. a. Das Ergebnis aller bisher genannten Forschungen ist seinem Werte nach gleich Null, die Forschung selbst vielleicht sehr wertvoll und belehrend, wie man wissenschaftlich arbeiten soll, aber es muß doch als unbedingte Forderung hingestellt werden, daß das Ziel und der Erfolg einer noch so geistvollen und lehrreichen Untersuchung auch irgend einen, wenn auch noch so geringen Gewinn für die Wissenschaft und ein Interesse für die Lesenden und Lernenden darbiete.

„Verknöcherte Philologen" hat man oftmals die oben bezeichneten Forscher genannt und ihrer mit Spott oder Mitleid gedacht, aber eben dieselben Spötter haben in neuerer Zeit die von ihnen verurteilten Bahnen der wissenschaftlichen Untersuchung selbst betreten. Da hören wir, sollen es mit Bewundrung hören und für einen ganz außerordentlichen Gewinn halten, daß es den unausgesetzten Bemühungen der Goetheforscher gelungen ist, zu erfahren, wer die Mitreisenden Goethes auf seiner Stellwagenfahrt von Leipzig nach Frankfurt gewesen sind;

da erklingt die welterschütternde Mitteilung von dem Namen des Bauernjungen, den Goethe mit einem Kuchen zu Friederike von Sesenheim geschickt hat, und zum Heil und Segen aller Freunde von Schiller und Goethe ist es endlich geglückt, ein naturgetreues Bild der Botenfrau zu veröffentlichen, die die Briefe der beiden Dichter hin- und hergetragen hat (vergl. Wychgrams Bilderbuch, S. 371). Hat dies alles und so viel andres, was in Bezug auf sonstige hervorragende Männer entdeckt und bekannt gemacht worden ist, etwa einen höhern Wert, als wenn wir den Namen des Sklaven wüßten, dem Darius geboten hatte, ihn täglich zur Rache an den Athenern zu ermahnen? Ob die Bauernkleidung, in der einst Kodrus sein Vaterland rettete, weiß oder blau, ob der Name des oben genannten und nun unsterblich gewordnen Jungen Karl oder Paul gewesen ist, ist doch vollständig gleichgiltig; die mit solchen Fragen sich beschäftigende Wissenschaft ist eine Afterwissenschaft, ist absolut unwichtig, unnötig und ihres Namens unwürdig, sie ist Charlatanerie. Der Unterschied zwischen ihr und den am Eingang angeführten Forschungen ist nur der, daß man aus diesen viel, aus den andern, was methodische Untersuchung betrifft, nichts lernen und verwerten kann; denn das Durchstöbern alter Postbücher und Einwohnerverzeichnisse ist absolut nichts Wissenschaftliches. Nun ist man aber neuerdings auf ein ganz besondres Arbeitsfeld geraten, nämlich auf die Verwertung von Gesprächen mit berühmten Männern oder von Briefen, die von diesen geschrieben und empfangen worden sind, und man glaubt, damit ein unendlich wichtiges Mittel zur Aufklärung und Erklärung vieler Stellen gefunden zu haben, die in den Werken unsrer Geistesheroen bisher noch unklar gewesen sind.

Die Veröffentlichung von Gesprächen, die bedeutende Männer miteinander oder mit andern ihnen vertrauten Menschen gepflogen haben, ist erstens wichtig und wertvoll, weil wir aus ihnen sehr viel über den Charakter des Dichters sowie über einzelne Stellen in seinen Werken erfahren können. Man denke hierbei nur an Goethes Gespräche mit Eckermann, aus denen wir die so überaus wichtige Erkenntnis schöpfen, was Goethe im zweiten Teil des „Faust" als den Schlüssel zum Verständnis des Ganzen angegeben hat. Noch wertvoller aber als die Mitteilungen Eckermanns, dessen Bewundrung für Goethe ihn fast zu einem kritiklosen Nachsprechen seiner Urteile veranlaßt, sind die Gespräche mit dem Kanzler Müller, der von der Meinung des Dichters oft abweicht, ihm widerspricht und darum viel selbständiger urteilt und viel glaubwürdiger ist. Aus diesen Unterhaltungen entnehmen wir unter anderm, daß die fast zum unumstößlichen Evangelium gewordnen Lobpreisungen von der „erhabnen Gemütsruhe," der „geistigen Harmonie," der „stillen Zufriedenheit," der „Abgeklärtheit des ganzen Wesens," der „olympischen Hoheit und Seelengröße" des alternden Dichters nichts weiter als — Phrasen sind, die immer noch nachgesprochen und geglaubt werden, während es nach den Mitteilungen Müllers aus seinen Gesprächen mit Goethe um dessen Seelenzustand im Alter ganz anders aussah. Zum Beweise diene folgendes: Im Jahre 1823 sagt er

zum Kanzler Müller: „Seit meiner Rückkehr über die Alpen habe ich keinen ganz glücklichen Tag gehabt; die Götter halten uns hart in kranken Tagen und auch nicht sonderlich in den gesunden" (die Ärzte nennt er „Hundsfötter"). In der Debatte, die doch am allermeisten den Gemütszustand eines großen Geistes zeigt, bezeichnet der Kanzler den Dichter als „einseitig und despotisch"; vor allem aber sind zwei Mitteilungen Müllers erwähnenswert und für die oben aufgestellte Behauptung beweiskräftig: „Es ist schmerzlich, solch eines Mannes innere Zerrissenheit zu gewahren, zu sehen, wie das verlorne Gleichgewicht seiner Seele sich durch keine Wissenschaft, keine Kunst wiederherstellen läßt," und: „Goethe war innerlich gedrückt, sichtbar leidend. Seine ganze Haltung zeigte ein unbefriedigtes, großes Streben, eine gewisse innere Desperation." Auch sein gesamtes Urteil über die Menschen beweist seine innere Disharmonie im Alter; denn der Mann, der einst so schön gefordert hatte: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut," muß den Glauben an diese Menschheit und damit auch seine innere Befriedigung, seine erhabne Harmonie usw. völlig verloren haben, wenn er zu Müller sagt: „Die Menschen sind gar zu albern, niederträchtig und methodisch absurd, ich verachte sie ganz." Die Veröffentlichung solcher Gespräche ist also nicht nur lehrreich, sondern auch durchaus erlaubt, wenn nicht etwa der Inhalt solcher Gespräche ganz diskreter Natur ist, oder die Unterhaltung als eine vertrauliche bezeichnet und ihre Wiedergabe besonders verbeten ist. Wenn das letzte nicht ausgesprochen ist, darf die Mitteilung einer Unterredung nicht als Vertrauensbruch, sondern als durchaus erlaubt angesehen werden.

Wie aber ist es nun mit der Veröffentlichung von Briefen durch ihre Empfänger, deren Nachkommen oder ihre Entdecker? Wenn wir uns bei dieser Erörterung auf Briefe von oder an Goethe beschränken und davon absehen, daß die andrer großer Männer demselben schnöden Mißbrauch ausgeliefert worden sind, so müssen wir hierbei mehrere Arten unterscheiden, was die Pflicht der Geheimhaltung oder die Erlaubnis zur Mitteilung ihres Inhalts betrifft. Da finden wir Briefe, deren Veröffentlichung durch den Druck ganz sicher von vornherein beabsichtigt gewesen ist, weil wir die wiederholte Mahnung lesen, die empfangnen Schreiben recht sorgfältig und auch in richtiger Reihenfolge aufzubewahren, um sie abdrucken und herausgeben zu können. Hierher gehört wohl ohne Zweifel der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, sicher aber der zwischen Goethe und Zelter, und die Kenntnis gerade dieser gegenseitigen Herzensergießungen ist deshalb so wichtig, weil wir aus ihnen das herrliche Bild eines Mannes wie Zelter entnehmen, dessen Charakter uns so anmutend und wohlthuend berührt.

Eine zweite Klasse umfaßt die große Zahl der Briefe, deren Geheimhaltung zwar nicht direkt gefordert wird, aber nach den allergewöhnlichsten Regeln der Bildung und des Taktgefühls doch innegehalten werden müßte. Welcher wahrhaft gebildete Mensch wird sich erlauben, einen nicht an ihn gerichteten Brief, auch wenn er vor ihm offen liegen gelassen worden ist, zu lesen? Wer wird,

wenn ihm von einem Freunde die Erlaubnis zur Öffnung des Schreibtischs erteilt worden ist, um von dort etwas zu holen oder auf und in ihm etwas zu suchen, einen dabei gefundnen Brief entfalten und seinen Inhalt neugierig erforschen? Welcher Schreibende wird, wenn ihm von einem andern ein Brief zum Einlegen an den Adressaten gegeben ist, den Inhalt wissen wollen? Was in solchen zufällig aufgefundnen, an den Finder aber nicht gerichteten Briefen steht, das kann nun erstens allerdings von hohem wissenschaftlichem Werte sein, aber auch in diesem Falle ist die Veröffentlichung ein Unrecht; denn möglicherweise hat der Verfasser auch dieses für uns so Hochwichtige aus irgend einem Grunde, der immer für berechtigt gelten muß, geheim halten wollen, und ferner sollen uns lieber manche Stellen seiner Werke oder manche Punkte aus seinem Leben dunkel und unbekannt bleiben, als daß wir eigenmächtig das Briefgeheimnis verletzen. Außerdem aber ist meistens das als „eine hochwichtige Entdeckung" hingestellte gar nicht so bedeutend, daß wir es durchaus wissen müssen; wenn es in ewige Nacht gehüllt bliebe, würde es durchaus kein Schaden sein. Die zu Herzen dringenden Worte des alten Mönchs im Erfurter Kloster, der am Krankenbette Luthers wachte, haben diesem die Ruhe der Seele und den Entschluß zu seinem Auftreten gegeben, seinen Namen wissen wir nicht; wen Uhland mit dem „furchtbar-prächtigen Könige" gemeint hat, ist uns unbekannt, aber die Größe der Lutherischen That und die Schönheit des Uhlandischen Liedes würdigen wir auch ohne diese Kenntnis und würden diese auch nicht durch den Bruch des Briefgeheimnisses zu erlangen wünschen. Den Verfasser des Nibelungenliedes (den muß es geben, da ein sogenanntes Volksepos ein Unding ist) nennt kein Lied, kein Heldenbuch; das Werk selbst würde durch das Bekanntwerden des Namens nichts gewinnen, mag es nun der Kürenberger oder Heinrich von Ofterdingen sein, der Dichter ohne Lied, an den man so gern bei dem Liede ohne Dichter denken möchte. So ließen sich unzählige Beispiele dafür anführen, daß die durch eine pietätlose Veröffentlichung von Briefen gewonnene Kenntnis bisher unbekannter Sachen durchaus unwesentlich und entbehrlich ist.

Die meisten Briefe dieser Klasse sind aber die, durch deren Bekanntwerden nur Dinge der alleruntergeordnetsten Art zu Tage treten. Ob wir, um bei Goethes Briefwechsel zu bleiben, erfahren, daß die von Goethe an seine „kleine Freundin" abgeschickten Rüben und Eier gut angekommen und auch wohlschmeckend gewesen seien, daß der oder jener Fremde angekommen, wie lange er geblieben, und daß er dann weitergereist sei, daß Goethe einmal heftigen Katarrh oder Ärger gehabt, daß irgend ein Freund oder eine Freundin einen „artigen" Brief geschrieben habe; ob wir dies alles und noch tausenderlei andres, was der ganze Inhalt so vieler solcher Briefe ist, jemals erfahren oder nicht, das ist doch völlig gleichgiltig. Es interessiert nur den, der auf solche Entdeckungen vernarrt ist, und der nicht glaubt, eines großen Dichters Leben und Werke auch ohne solche „Funde" verstehn und würdigen zu können. In dem gesamten Briefwechsel Goethes könnten unbe-

dingt von zehn Briefen neun unveröffentlicht geblieben sein, wir würden doch nichts verlieren und vermissen. Und wenn wir uns nicht, wie bisher geschehn ist, auf Goethe beschränken, ist es nicht bei fast allen andern Auffindungen „bisher ungedruckter Briefe“ genau ebenso? Parturiunt montes usw.

Aber noch weiter! Es werden andre Briefe gefunden und abgedruckt, deren Bekanntmachung zwar nicht durch eine besondre Willensäußerung des Verfassers verboten ist, die aber doch manches verraten, was er gewiß lieber hat verheimlicht wissen wollen, und was auch nicht gerade dazu beiträgt, ihn in schönerm Lichte zu zeigen. Ob es, um wieder bei Goethe zu bleiben, diesem lieb sein mochte, wenn er geahnt hätte, man würde einst den Brief allen zum Lesen geben, worin er seinem Gläubiger H. für die Stundung der schon längere Zeit bestehenden Geldschuld dankt? War es notwendig, den Brief (aus Leipzig an Behrisch) zu veröffentlichen, worin er schreibt: „ich bin besoffen wie eine Bestie“? Daß der stud. jur. „Käde“ hin und wieder dem Gambrinus und dem Bacchus über das Maß der σωφροσύνη hinaus gehuldigt hat, wer wird es dem lebensfrohen Studenten verargen? Daß er einmal eine Schuld kontrahiert und diese erst ziemlich spät zurückgezahlt hat, ist kein Charakterfehler, obgleich uns diese Notiz bei dem als feststehend angenommnen Wohlstande des Frankfurter Patriziersohnes überrascht. Aber welchen Wert hat es nun, durch die Veröffentlichung von Briefen solche Thatsachen allgemein bekannt zu machen? Philiströse Kritiker schlagen vielleicht Kapital daraus, für sein dichterisches Wirken und für die Wertschätzung seiner Werke ist diese Kenntnis durchaus belanglos. Wenn wir aber weiter lesen (auch aus Leipzig): „ich verstehe mich schon, ein Mädchen zu verf . . . . .,“ und wenn er (in einem Briefe an Knebel) den Herzog Karl August auf Frau von R . . . aufmerksam macht, der er doch mit Erfolg die Cour machen könne, wollte der Schreiber dieser Briefe solche Sachen wohl jemals bekannt gemacht wissen, rechnete er nicht vielmehr, und mit Recht, auf das Anstandsgefühl und Taktgefühl aller derer, denen diese Briefe einmal in die Hände fallen könnten, daß sie solche Briefe und deren Inhalt für sich behalten würden? Was würde heutzutage jeder hochstehende, und nicht bloß dieser, sondern jeder anständige, einfache Mann dazu sagen, wenn solche in der Weinlaune oder in übler Laune aufgeschriebne Dinge nun feierlich, im Bewußtsein eines vollbrachten guten Werkes und in der Hoffnung auf den Ruhm als Entdecker als Finderlohn zur Kenntnis aller gebracht würden? Geradezu empörend ist eine solche Veröffentlichungsmanie, und die Leute, die ihr huldigen und sie in die That übersetzen, thun weder dem Andenken dessen, den sie feiern wollen, noch sich selbst einen Gefallen, denn sie bekunden damit einen sehr geringen Grad von Taktgefühl und Pietät.

Wenn man nun aber schließlich die Veröffentlichung aufgefundner Briefe mit dem Hinweis darauf entschuldigen will, der Verfasser habe ihre Geheimhaltung nicht ausdrücklich verboten, oder mit dem Einwande, daß die Nachkommen des Schreibers oder die Empfänger der Briefe oder deren Nachkommen

die Veröffentlichung erlaubt haben, so ist dies gar keine Entschuldigung. Wohl jeder Briefschreiber setzt es als selbstverständlich voraus, daß sein Brief nicht weiter gegeben oder gar durch den Druck veröffentlicht wird, ein ausdrückliches Verbot hält jeder mit Recht für überflüssig, und wenn die Nachkommen berühmter Männer die Veröffentlichung der von diesen geschriebnen Briefe erlauben, so mache man sich nicht zum Mitschuldigen ihres Unrechts, sondern erweise als Fremder dem Verstorbnen die Ehre, die die Seinigen ihm vorenthalten. Es könnte nun eine Ausnahme geben, wenn nämlich durch das Bekanntwerden solcher Briefe ein auf dem Toten noch ruhender Verdacht beseitigt, ein falsches Urteil über eine seiner Thaten berichtigt und sein ganzes Bild von Flecken befreit würde, die mit Unrecht ihm anhaften; hiergegen würden ohne Zweifel auch seine Manen nichts einwenden.

Es ist möglich, daß manche der bisher aufgestellten Behauptungen und Forderungen von andern als unberechtigt oder als übertrieben bezeichnet werden, das eine aber muß doch als unbestreitbar gelten, daß man nämlich nicht Briefe oder ganze Briefwechsel veröffentlicht, deren Geheimhaltung der Verfasser selbst wiederholt und dringend gefordert hat. Wie oft und wie bestimmt hat Goethe (um wieder bei diesem als dem Vertreter aller derer zu bleiben, deren Briefe man so indiskret bekannt gemacht hat) Frau von Stein gebeten, seine Briefe ja niemand zu zeigen, und er hatte im Interesse beider wohl guten Grund zu diesem Verlangen. Wahrlich, man hat dem Andenken beider Schreibenden mit dieser Veröffentlichung nur Schaden gethan, und die vielen Versuche von Schriftstellern, das Liebesverhältnis als ein ganz harmloses und platonisches darzustellen, zeigen uns deutlich, daß eben diese Harmlosigkeit viel bezweifelt worden ist und noch wird, was man auch keinem aufmerksamen Leser übelnehmen darf. Die für Goethe und Frau von Stein so wenig günstige Auffassung ihres Liebesverhältnisses ist doch fast allein durch die Veröffentlichung ihres Briefwechsels entstanden. Wäre es also nicht viel besser, wenn wir von diesen und so manchen andern Briefen, die er den Augen der Unbeteiligten aufs entschiedenste und für alle Zeiten entrückt wissen wollte, niemals etwas gehört hätten? Sie dienen, wie gesagt, keineswegs dazu, uns den Dichter und die von ihm geliebte Frau achtungswerter und liebenswerter zu machen, und wenn wir auch gar nicht wüßten, ob er dieses oder jenes Gedicht an Frau von Stein gerichtet und in der oder jener Frauenrolle an die Freundin in Weimar gedacht hat, es würde nicht das Geringste schaden. Kennen wir etwa den Dichter genauer, finden wir seinen „Götz" und die „Wahlverwandtschaften" schöner und ergreifender, weil wir wissen, daß er im Lerse einen Leipziger Studienfreund und in der Ottilie die lange Zeit verehrte Minna Herzlieb verherrlichen wollte? Dieses unser Wissen hat Goethe beabsichtigt, wo er aber diese Absicht nicht gehabt hat, sollen wir seine Gedanken nicht durch einen Bruch des Briefgeheimnisses zu erfahren suchen. Aus seinen Gesprächen mit Eckermann entnehmen wir, daß der greise Dichter ganz bestimmte Angaben gemacht hat, was von seinen noch nicht herausgegebnen

Sachen veröffentlicht werden sollte; was sonst sein Schreibtisch und sein Schrank bargen, mußte ewiges Geheimnis bleiben.

Vergleiche man doch einmal mit dieser das Briefgeheimnis pietätlos zerstörenden Publikation und dem dadurch erworbnen Wissen das wenige, was wir aus dem Leben andrer Geisteshεroen kennen! Es ist fraglich, ob je ein Homer gelebt hat; die seinen Namen tragenden Werke gelten noch heute als klassisch. Noch immer ist die Frage nicht gelöst, ob Shakespeare oder Bacon der Verfasser der erschütternden Dramen gewesen ist, was schadets? Und wenn Schillers „Glocke“ und der „Wallenstein“ aus irgend einem Zufall uns Epigonen ohne den Namen des Verfassers oder unter einem beliebigen andern überliefert worden wären, verlören sie dadurch nur das Geringste von ihrem Wert? Wehe dem Dichter, dessen schon genügend bekannte und gewürdigte Größe noch dadurch erhöht werden soll, daß die nachfolgenden Generationen durch schnöde Verletzung des jedem gebildeten Menschen heiligen Briefgeheimnisses auf durchaus unbedeutende, für ihn aber sehr wichtige Geheimnisse aufmerksam gemacht werden. Hinweg also mit dieser ebenso unnötigen wie pietätlosen Aufsuchung und Veröffentlichung von „bisher ungedruckten Briefen“ berühmter Männer!

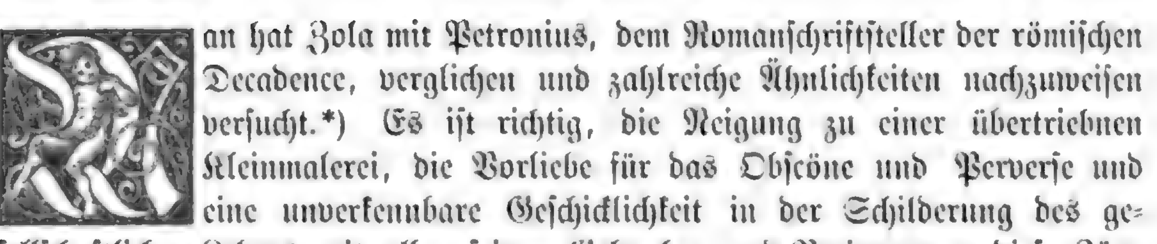
B. C. Walther



Zolas letzte Romane

Von Ernst Groth

(Schluß)



an hat Zola mit Petronius, dem Romanschriftsteller der römischen Decadence, verglichen und zahlreiche Ähnlichkeiten nachzuweisen versucht.*) Es ist richtig, die Neigung zu einer übertriebnen Kleinmalerei, die Vorliebe für das Obscöne und Perverse und eine unverkennbare Geschicklichkeit in der Schilderung des gesellschaftlichen Lebens mit allen seinen Gebrechen und Verirrungen, diese Züge finden wir bei Petronius und bei Zola in gleicher Stärke, und wer das berühmte Fragment „Das Gastmahl des Trimalchio“ mit der Art vergleicht, wie Zola die Pariser Gesellschaft schildert, dem wird die Ähnlichkeit zwischen ihren Auffassungen und Absichten nicht entgehn. Aber die Vergleichung darf nicht zuweit getrieben werden, denn Zolas Bild stimmt doch sehr wenig zu der Charakteristik, die einer der besten Kenner des Petronius, Franz Bücheler, von diesem römischen Schriftsteller giebt. Er sagt von den Frag-

*) Vergleiche den Bericht über die Vorlesung, die Marx an der Leipziger Universität vor König Albert gehalten hat (Leipziger Tageblatt vom 1. Febr. 1900).

menten seines kulturhistorischen Romans: „Sie zeigen uns einen feinen, durch Geschmack und Bildung hervorragenden Weltmann, von den vielseitigsten Erfahrungen und klarem Einblick in die Verhältnisse des Lebens, einen genauen Kenner und verständigen Richter aller Kunst und Litteratur, einen Ausbund von Üppigkeit und Luxus, dessen raffinierteste Erfindung er durch den künstlichen Schein primitiver Zustände zugleich beschönigt und verherrlicht, einen geistreichen und angenehmen Gesellschafter, der, ohne eine Miene zu verziehn, im launigsten Ton sich und die Welt ironisiert, der schwungvoll nicht weniger zu reden versteht, als liebenswürdig zu erzählen und mit Gelehrten gewandt zu streiten, kurz einen Mann, dem bei ungeheuchelter Begeisterung für Wahres und Schönes zur Größe nichts fehlt, als der männliche Wille, das Gute zu thun."

Diese Züge passen sehr wenig auf Zola, denn im Grunde bleibt er doch auch in seinen letzten Romanen, in denen er mit philosophischen und volkswirtschaftlichen Phrasen kokettiert, plump, roh und banal. Auch die Form, die Sprache und die Ausdrucksweise sind weder in Paris noch in Fécondité wesentlich anders geworden, sein Stil arbeitet auch hier mit den alten Klischees und Schablonen, ja manche Stilmittel, z. B. der rhetorische Ausruf und die Wiederholung, werden hier schon zu einer komisch wirkenden Manier. Ach, dieses Lourdes, wie es dalag! Ach, dieses Rom, das sich vor ihm ausstreckte! Ach, dieses Paris! Und dieser Ausruf setzt dann die alte gleichmäßig arbeitende Maschine der Reflexion und der Erinnerung wieder in Bewegung, und immer wieder erfahren wir bis zur Übersättigung, was wir schon alles wußten, und was für die Entwicklung der Geschichte oder für die Zeichnung der Charaktere ganz gleichgiltig und nebensächlich ist und deshalb den starken Verdacht erregt, als sei ohne diese Füllsel die notwendige Dicke des Bandes nicht zu erreichen.

Während Zola in seinen Romanen Lourdes und Rome immer noch auf ein festes Ziel losgeht, zerflattert die Handlung in seinem Roman Paris vollständig. Eine Menge Figuren tauchen auf, werden eingehend geschildert und verschwinden dann wieder wie Marionetten — ein langweiliges, unkünstlerisches Hin- und Herschieben.

Der an der Existenzberechtigung der katholischen Kirche zweifelnde und die Macht des Evangeliums nicht mehr anerkennende junge Pfarrer Pierre Froment widmet sich in Paris ganz der Nächstenliebe, weil er glaubt, daß man durch Wohlthätigkeit und Opfermut, durch Selbstentsagung und ehrliche Menschenliebe das wachsende Elend im Volke beseitigen könne. Er wandert durch die verkommensten Stadtviertel und kriecht in die scheußlichsten Löcher, um arbeitsunfähige, halbverhungerte Wesen, die schon dem Tode verfallen sind, zu retten. So sucht er eines Tags nach dem alten Arbeiter Laveuve. Endlich findet er ihn in einer Dachkammer. „Entsetzt betrachtete Pierre diese furchtbare Ruine, das, was fünfzig Jahre der Arbeit und des Elends, der sozialen Ungerechtigkeit aus einem Menschen gemacht hatte. Nach und nach vermochte

er den weißhaarigen, abgenutzten, flachgedrückten, entstellten Kopf zu unterscheiden. Es war die ganze Zerrüttung hoffnungsloser Arbeit, die auf einem Menschengesicht liegen kann: ein wüster, die Gesichtszüge überwuchernder Bart, das Aussehen eines alten Pferdes, das nicht mehr geschoren wird, schiefe Kinnbacken, da die Zähne ausgefallen waren, gläserne Augen, eine Nase, die über den Mund hinabragte, und vor allem der Ausdruck eines von den Mühen der Arbeit zertretnen, lahmen, gebrochnen Tieres, das nur noch fürs Schlachthaus gut war."

Pierre möchte den alten Philosophen gern in das „Asyl der Invaliden der Arbeit" bringen, und dadurch kommt er mit der ganzen sogenannten wohlthätigen Gesellschaft von Paris zusammen. Der Mittelpunkt dieses Kreises ist die Baronin Duvillard, die Tochter eines jüdischen Bankiers mit dem deutschen Namen Steinberger. Sie ist eine schöne, etwas sentimentale aber maßlos sinnliche Frau, die keinen andern Gedanken in ihrem Kopfe hat, als in den Armen ihres jungen Freundes, des Grafen Gerard von Quinsac, das Glück der Liebe in vollen Zügen zu kosten. Ihm zu Gefallen hat sie sich noch in ihrem fünfundvierzigsten Jahre taufen lassen. Aber ihr Glück bekommt einen gewaltigen Stoß, als sie eines Tags bemerkt, daß Gerard die Absicht hat, ihre Tochter Camilla zu heiraten. Camilla ist zwar abschreckend häßlich, aber sie erbt fünf Millionen, und da Gerard zu der verarmten Geburtsaristokratie gehört, so sieht er über ihre Häßlichkeit hinweg und erreicht auch die Einwilligung seiner adelsstolzen Mutter. Die verlumpte Adelsaristokratie und die versumpfte Geldaristokratie kommen hier also zusammen, und man muß es Zola lassen, daß er es gut versteht, dem Leser diese sittlich angefressenen Kreise anschaulich zu schildern. Der alte Bankier Duvillard liegt in den Netzen der anrüchigen und raffinierten Schauspielerin Silviane, die keinen größern Ehrgeiz hat, als in der Comédie Française aufzutreten, und zwar in der Rolle der Pauline im Polyeukte. Auch solche Frauenzimmer zu zeichnen ist für Zola seit seiner Nana eine leichte Sache. Eine neue Figur in seiner Galerie verkommner Menschen ist Duvillards Sohn Hyacinth, ein moderner Geist vom reinsten Wasser, ein Symbolist, Satanist und Okkultist. Er hat ein Gedicht geschrieben: Das Ende des Weibes. Er haßt das Weib und die Frauenliebe und lebt andern Idealen der Sinnlichkeit. „In der Poesie, sagt er, großer Gott, was hat man da mit der Frau angegeben! Ist es nicht jetzt wahrlich an der Zeit, sie daraus zu verjagen, um den Tempel ein wenig von dem Schmutz zu säubern, mit dem die Fehler des Weibes ihn besudelt haben? Wie garstig ist doch diese Fruchtbarkeit, diese Mutterschaft und alles übrige! Wenn wir alle so reinen, so vornehmen Geistes wären, daß wir vor Abscheu keine einzige anrührten, und wenn alle unfruchtbar stürben! Das wäre doch wenigstens ein anständiges Ende."

Trotzdem oder gerade wegen seiner perversen Triebe ist Hyacinth der Liebling der anarchistisch gesinnten Prinzessin Rosamunde von Horn; sie schwärmt nicht für Italien, sondern für Norwegen, für die Eisberge und die

Schneelandschaft, und darin begegnen sie und Hyacinth sich. So unternehmen sie denn eine gemeinsame Reise nach Norwegen, gewissermaßen ihre Hochzeitsreise. Das beschreibt Zola ganz lustig: „Nur ihre Seelen waren auf Reisen, und sie durften nichts kennen als Seelenküsse. Aber leider wurde sie eines Nachts in einem Hotel, als er beharrlich dabei blieb, sie als symbolische, reine Lilie zu behandeln, derart erbittert, daß sie eine Reitgerte ergriff und ihn mit aller Kraft durchpeitschte. Nun wurde er selbst böse und prügelte sie windelweich, worauf sie sich in die Arme sanken und wie gewöhnliche Sterbliche einander angehörten. Beim Erwachen kam ihr diese in so weiter Ferne gesuchte Liebesfreude mittelmäßig vor, während er ihr nicht verzieh, daß sie ein Abenteuer, von dem er etwas Geistiges erhoffte, so niedrig zu Ende geführt hatte.“ Und in dieser Stimmung kehren sie am nächsten Tage wieder nach Paris zurück.

Zu diesen Spitzen der Gesellschaft, die aus Nächstenliebe ein Asyl für Invaliden der Arbeit gegründet haben, kommt noch eine ganze Reihe charakterloser Deputierter, käuflicher Journalisten und profitlüsterner Geschäftsleute. Der junge Pfarrer wird mit seiner Bitte für den alten halbverhungerten Philosophen von dem einen zu dem andern geschickt. Nach vielen Schreibereien und nach wochenlangem Warten genehmigt das Komitee endlich die Aufnahme des Alten in das Asyl. Als Pierre diese Nachricht erfährt, ist Laveuve natürlich schon verhungert. Ach diese hinkende Nächstenliebe, ruft er verzweifelt aus, die immer kommt, wenn die Leute schon tot sind. Pierre hat genug davon und sieht ein, daß die Menschheit mit der sogenannten caritas nicht zu retten sei, daß die Arbeiter, die Enterbten, der vierte Stand, ein gutes Recht hätten, wenn sie die Wohlthätigkeit der Reichen zurückwiesen und nichts forderten als Gerechtigkeit. Mit dieser Erfahrung ist auch noch das letzte Band gerissen, das Pierre an die Kirche fesselt. Der Verkehr mit seinem Bruder Guillaume, dem Chemiker, den er zufällig wiederfindet, hat zur Folge, daß Pierre die Soutane ablegt und ganz aus dem Priesterstande tritt.

Bei einem Bombenattentat, das der Arbeiter Salvat, ein Verehrer Guillaumes, gegen das Palais des Barons Duvillard verübt, wird Guillaume verwundet, und da er befürchtet, man könnte erfahren, daß Salvat den neuen gewaltig wirkenden Sprengstoff von ihm erhalten habe, so verbirgt er sich in Pierres Pfarrhaus zu Neuilly. So kommt Pierre auch mit der Familie des Bruders zusammen. Guillaume hat seine Frau verloren und deshalb Marie, ein frisches, kluges und gescheites Mädchen, als Wirtschafterin ins Haus genommen. Sie ist die liebenswürdigste und auch am natürlichsten gezeichnete Frauengestalt in allen Romanen Zolas. Sie ist eine begeisterte Anhängerin des Fahrradsports und weiß auch den ehemaligen Priester zu überreden, selbst aufs Rad zu steigen und mit ihr Ausflüge in die Umgebung von Paris zu machen. Zola hält das Fahrrad für eine in ihren wohlthätigen Wirkungen unvergleichliche Errungenschaft unsrer Kultur. „Was für eine gute Erziehung ist das Radfahren für eine Frau, ruft Marie aus. Wenn ich eines Tags

eine Tochter habe, werde ich sie mit zehn Jahren aufs Rad steigen lassen, damit sie lernt, wie man sich im Leben zu führen hat. Sehen Sie sich doch diese großen Mädchen an, die die Mütter an ihrem Schürzenbande erziehn. Man macht ihnen vor allem angst, verbietet ihnen jede Initiative, übt weder ihr Urteil noch ihre Willenskraft, sodaß sie, von dem Gedanken an Hindernisse gelähmt, nicht einmal eine Straße überschreiten können. Aber setzen Sie nur ein ganz junges Mädchen aufs Rad und lassen Sie es frei, es muß die Augen aufmachen, um die Steine zu sehen und zu vermeiden, um rechtzeitig und nach der gehörigen Richtung auszuweichen, wenn ein Hindernis erscheint, ein Wagen fährt im Galopp daher, irgend eine Gefahr zeigt sich, und es muß sich sofort entschließen, muß mit fester, vernünftiger Hand umlenken, wenn es nicht ein Glied dabei verlieren will. Mit einem Wort — ist das nicht eine fortwährende Übung der Willenskraft, ein wunderbarer Unterricht in der Kunst des Benehmens und der Verteidigung?"

Pierre ist über diese Auffassung erstaunt, er hat das Fahrrad nur für eine Spielerei angesehen, für einen Modesport, der in wenig Jahren wieder von der Bildfläche verschwinden würde, und hört nun von einem jungen Mädchen eine kulturgeschichtliche Betrachtung, die ihn zum Nachdenken anregt. „Darin vor allem besteht die beglückende Eroberung, sagt Marie: in den Licht- und Sonnenbädern, die man in der freien Natur nehmen wird, in dieser Rückkehr zu unsrer gemeinsamen Mutter, der Erde, in dieser neuen Kraft, in dieser neuen Heiterkeit, die man hier wieder schöpft! Sehen Sie nur, ist dieser Wald, durch den wir zusammen fahren, nicht entzückend? Und was für eine herrliche Luft uns in die Lungen kommt, wie einen das reinigt, beruhigt und ermutigt!" Und nun schildert Zola, als wäre er selbst ein leidenschaftlicher Radfahrer, die beglückenden Empfindungen dieser Bewegung: Welche Wonne, so, gleich den am Boden streifenden Schwalben, in der frischen Luft, in dem kräftigen Duft der Gräser und Blätter durch diese herrliche Allee zu fliegen! Sie berührten kaum den Boden — Flügel waren ihnen gewachsen, die sie mit demselben Schwung durch die Sonnenstrahlen und durch den Schatten, durch das mannigfaltige Leben des großen rauschenden Waldes mit seinem Moos und seinen Quellen, seinem Wild und seinen Insekten dahin trugen.

Natürlich radelt sich Marie in das Herz Pierres, und auch dieser ist dem jungen Mädchen, seitdem sie gemeinsam durch Wälder und Auen geflogen sind, nicht mehr gleichgiltig. Aber sie hat ihr Wort schon Guillaume gegeben und rüstet sich zur Hochzeit mit diesem. Da merkt Guillaume die Liebe seines Bruders zu Marie, und aus Freude darüber, daß Pierre endlich sein irdisches Glück wieder gefunden hat, seinen Glauben an die Menschheit und sein Selbstvertrauen, verzichtet er, und alle Enttäuschungen, Seelenkämpfe und Gewissensbisse Pierres verschwinden in den Armen der Marie. Arbeit und Liebe haben ihn wieder zu einem glücklichen Menschen gemacht.

Der Roman schließt mit einer Verherrlichung von Paris, durch die Zola wieder die Herzen der ihm feindlich gesinnten Pariser Mitbürger gewonnen zu

haben scheint. „So wie das jetzt im Todeskampf liegende Rom die antike Welt besessen hat, so herrscht Paris unumschränkt über die moderne Zeit; es ist der gegenwärtige Mittelpunkt der Völker in der fortwährenden Bewegung, die die Zivilisation mit der Sonne von Ost nach West trägt. Paris ist das Gehirn der Welt — eine ganze, große Vergangenheit hat es dazu vorbereitet, die Kulturträgerin und Befreierin unter den Städten zu sein.

Gestern schrie es den Nationen den Ruf »Freiheit« zu — morgen wird es ihnen die Religion der Wissenschaft, der Gerechtigkeit, den von den Demokratien erwarteten neuen Glauben bringen."

Man sieht, auch dieser Roman ist nicht arm an hochtrabenden Phrasen und konfusen Ansichten besonders da, wo sich Zola auf das Gebiet der Sozialpolitik und der Volkswirtschaftslehre begiebt. Seine documents humains lassen ihn hier ganz im Stich, und er taumelt in diesem Irrgarten ebenso ziellos umher, wie nur ein phantastischer Dichter aus der von ihm so sehr geschmähten idealistischen Schule. Le grand malheur de M. Zola, sagt Brunetière sehr richtig, c'est de manquer d'éducation littéraire et de culture philosophique. Das schließt nicht aus, daß ein so gewiegter Kenner der Mache, wie Zola, auch in diesem Roman manche wirkungsvollen Partien zustande gebracht hat. Die Hetzjagd auf den unglücklichen Attentäter Salvat, der Wohlthätigkeitsbazar beim Baron Duvillard, Salvats Hinrichtung sind ohne Zweifel wirkungsvoll geschildert; im Grunde aber hinterläßt auch dieser Roman im Leser ein unbehagliches Gefühl trotz der mit so viel Pathos vorgetragnen Schlußapotheose.

Zola hat den merkwürdigen Ehrgeiz, nicht nur für einen viel gelesenen Schriftsteller zu gelten, sondern auch der Erzieher seines Volks zu sein. Mit der Religion ist es nach seiner Meinung nichts mehr: „Das Evangelium Jesu ist ein hinfälliger, sozialer Kodex, von dem die menschliche Weisheit nur ein paar Moralgesetze zurückbehalten kann. Der Katholizismus zerfällt auf allen Seiten zu Staub; das katholische Rom ist nur noch ein Trümmerfeld, die Völker wenden sich davon ab, wollen eine Religion, die nicht eine Religion des Todes ist." So unternimmt er es denn, neue Evangelien zu schreiben, um zu zeigen, wodurch Frankreich zu einer wirklichen Glückseligkeit gelangen könnte. Der erste Band dieses neuen Romancyklus, den er Les quatre Evangélistes nennt, ist schon erschienen und führt den vielversprechenden Titel: Fécondité.

Pierre Froment hat vier Söhne, die er nach den Evangelisten genannt hat: Mathieu, Marc, Luc, Jean. Der Held des neuen Romans Fécondité ist Mathieu Froment, um den sich ein Sammelsurium aller möglichen und unmöglichen Handlungen gruppiert, die ganze Pariser Gesellschaft mit ihren sittlichen Gebrechen und Verirrungen. Schon in dem Roman Paris legt Zola dem Bildhauer Jahan die Worte in den Mund: „Man muß zu dem neuen Glauben übergehn, und das ist der Glaube an das Leben, an die Arbeit, an die Fruchtbarkeit, an alles, was arbeitet und schafft." Dieser Bildhauer hat

eine Statue der Fruchtbarkeit geschaffen, eine Frauengestalt „mit starken Hüften, mit einem Leibe, aus dem eine neue Welt entstehn sollte, mit dem von der nährenden Milch geschwellten Busen der Gattin und Mutter."

Eine solche Frau hat sich Mathieu Froment ausgesucht, da er das Wort der Bibel: Seid fruchtbar und mehret euch! für das erste und vornehmste Gebot der Menschheit hält und des Glaubens lebt, daß nur durch die Erfüllung dieses Gebots das Glück über die Menschheit kommen würde. Lieben, ohne ein Kind damit zu erzeugen, sei ein schweres Verbrechen gegen sich selbst und gegen die Menschheit. Die Malthusische Lehre müsse jeder für den Höhepunkt der Verrücktheit erklären, sie sei die Quelle der Unsittlichkeit, der furchtbaren geschlechtlichen Verirrungen, der Verwilderung und Auflösung eines Volks. Die Natur lasse sich nicht betrügen, ihre Rache sei die völlige Impotenz.

Wer den erschreckend geringen Zuwachs der Bevölkerung Frankreichs in den letzten zehn Jahren mit dem Zuwachs andrer Länder vergleicht, der muß freilich zugeben, daß Zola recht hat, wenn er seine Landsleute vor der Malthusischen Lehre warnt und sie von dem den Niedergang der Nation geradezu heraufbeschwörenden Zweikindersystem abbringen will. Zola hat natürlich, um diese heikle Frage von allen Seiten zu beleuchten, gründliche Studien gemacht. Er erzählt uns, daß in Frankreich jährlich 20000 Kinder von den Engelmacherinnen umgebracht würden, daß sich in den letzten fünfzehn Jahren 30000 bis 40000 Frauen hätten kastrieren lassen, daß es gegenwärtig eine halbe Million solcher Wesen gäbe: En dix ans, le couteau des châtreurs de femmes nous a fait plus de mal que les balles prussiennes, pendant l'année terrible. Er erzählt uns von den Verheerungen, die die fraudes im Familienleben anrichten, von den schauderhaften Zuständen der Pariser Ammenwirtschaft, von dem Elend der unehelichen Kinder: cette semence si imprudement jetée à la rue, devenait une moisson de brigandage, l'affreuse moisson du mal, dont craquait la société tout entière.

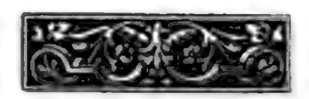
Diesen Bildern der sittlichen Versunkenheit und Zuchtlosigkeit stellt Zola das schlichte, natürliche und gute Familienleben gegenüber, das Mathieu Froment mit seiner Marianne führt. Mathieu ist in einer Fabrik als Zeichner beschäftigt. Da sein Einkommen nicht so groß ist, daß er in Paris bequem leben kann, so hat er sich in Chantebled bei Joinville ein Häuschen gemietet, und hier genießt er in aller Glückseligkeit die Freuden eines geordneten Familienlebens. Aller zwei Jahre schenkt ihm seine Frau ein Kind. Deux ans se passèrent. Et, pendant ces deux années, Mathieu et Marianne eurent un enfant encore, mit diesen Worten beginnen gewöhnlich die Kapitel. Alle Welt macht sich über diesen unerhörten Kindersegen der beiden Glücklichen lustig; die Freunde kommen mit ernsthaften Vorhaltungen, zucken die Achseln über Mathieus antimalthusianische Lebensauffassung und bedauern die arme Marianne, die immer einen Schwarm von Kindern an ihren Röcken hängen hat. Aber während es den überschlauen Strebern und Genußmenschen, die sich durch

Kinder in ihren Freuden nicht stören lassen wollen, schlecht geht, steigen in Mathieus Familie Gesundheit, Glück und Erfolge von Jahr zu Jahr. Er ist auf den guten Gedanken gekommen, die brachliegenden, scheinbar unfruchtbaren Felder um Chantebled zu kaufen und daraus ertragfähige Ländereien zu schaffen. Bei jedem neuen Kinde erwirbt er ein paar Morgen Land mehr, und als das zwölfte Kind kommt, hat er sich schon ein hübsches Gut zusammengewirtschaftet. C'était toujours la grande œuvre, la bonne œuvre, l'œuvre de fécondité qui s'élargissait par la terre et par la femme. Seine Söhne und Töchter wachsen heran, verheiraten sich und wirken mit derselben Begeisterung für die Vermehrung des Menschengeschlechts wie die Eltern. Als Mathieu neunzig Jahre alt ist, feiert er mit Marianne die diamantne Hochzeit, und dazu kommen von fern und nah alle Sprößlinge der Familie. Ein Enkel erscheint sogar aus Afrika, was Zola Gelegenheit giebt, seine Landsleute darauf aufmerksam zu machen, daß ihre Zukunft in Afrika läge, und daß es Frankreich, wenn es nur recht viele Leute von dem Schlage eines Mathieu Froment hätte, gelingen müßte, noch einmal der Herr der Welt zu werden.

Man sieht, die Tendenz des Romans ist nicht schlecht; aber wenn Zola glaubt, daß er seine Landsleute durch seine Schilderungen zu einer neuen Auffassung des Familienlebens führen werde, so irrt er sich gewaltig. Gerade die Bauern, die noch am leichtesten eine zahlreiche Familie durchbringen könnten, sind in Frankreich die überzeugten Anhänger des Zweikindersystems, und eine Familie in der Großstadt weiß ganz genau, daß jedes neue Kind nicht eine Vermehrung des Vermögens bedeutet, sondern im Gegenteil eine Erhöhung der Ausgaben, der Unruhen und Sorgen. Zolas Zwölfkindersystem mag im Burenlande seine Richtigkeit haben, in dem heutigen Frankreich aber ist es eine Marotte. Die Gestalten, an denen er den Krebsschaden der heutigen Gesellschaft nachweist, sind in der bekannten Manier gezeichnet: der Fabrikbesitzer Alexandre Beauchêne, der seine Frau schont, aber die Fabrikmädchen verführt; seine vor Liebestollheit halbverrückte Schwester Sérafine, die sich, um ganz der Liebe ohne Gefahr leben zu können, kastrieren läßt; Frau Morange, die aus Furcht vor dem Kinde zu Grunde geht usw. Die Lektüre aller dieser Scheußlichkeiten ist im höchsten Grade widerwärtig.

Die Komposition des Romans ist schwerfällig und langweilig. Die Menschen, die uns Zola in diesem Roman vorführt, sind alle wie vernarrt. Ob er uns in eine Fabrik oder in eine Gesellschaft oder in eine Familie geleitet, die Männer und Frauen haben keinen andern Unterhaltungsstoff, als über Konzeption und Präventivmittel. Überall, wo irgend eine Schandthat, irgend ein neues „Experiment" ausgeführt wird, da steht auch der gute Mathieu und sieht zu, und dann fällt er in Trübsinn bei dem Gedanken, wie viel Menschenleben, wie viel Fruchtbarkeit durch alle die Verirrungen der Gesellschaft vernichtet werden. Aber zugleich erwacht in ihm mit verstärkter Gewalt die echte natürliche Liebe, und er denkt an die Fruchtbarkeit seiner guten

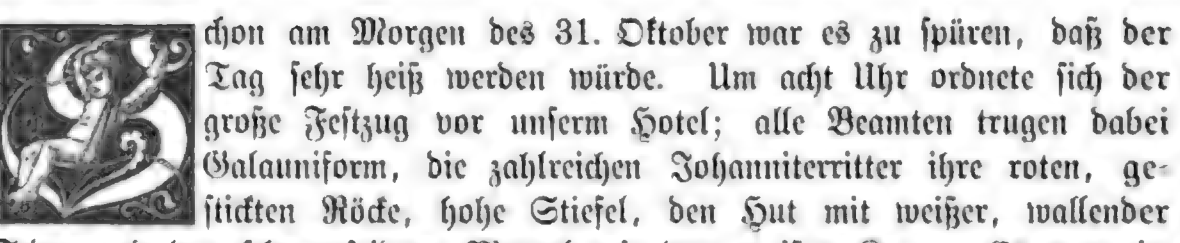
Marianne und an die Fruchtbarkeit der Mutter Erde, die ihm bei jedem neuen Kinde auch neuen Segen auf den Feldern schafft. La terre féconde, la femme féconde redeviendront le culte, la toute-puissance et la souveraine beauté. Das hierbei zuweilen durchbrechende sittliche Pathos Zolas ist recht rührend, aber wir können ihn als Moralprediger und Erzieher seines Volks beim besten Willen nicht ernst nehmen. Zola hat in Deutschland viele Verehrer und Schwärmer, aber man kann ruhig behaupten, wären diese Romane von einem deutschen Schriftsteller geschrieben worden, so würde dieser ohne Zweifel von denselben Schwärmern entweder gesteinigt oder als ein langweiliger, überspannter, wichtigthuender Charlatan ohne Bedenken beiseite geschoben werden. Aber die französische Flagge ist bei Urteilslosen noch immer eine gute Reklame, sie deckt noch immer die litterarische Ware, leider Gottes zum Schaden unsrer eignen gesunden Litteratur.



Eine Dienstreise nach dem Orient

Erinnerungen von Staatsminister Dr. Bosse

(Fortsetzung)



Schon am Morgen des 31. Oktober war es zu spüren, daß der Tag sehr heiß werden würde. Um acht Uhr ordnete sich der große Festzug vor unserm Hotel; alle Beamten trugen dabei Galauniform, die zahlreichen Johanniterritter ihre roten, gestickten Röcke, hohe Stiefel, den Hut mit weißer, wallender Feder und den schwarzseidnen Mantel mit dem weißen Kreuz. Es war ein ungemein stattlicher Anblick, und der glänzende Zug würde selbst in der Heimat Interesse erregt haben. Man kann sich denken, wie die Orientalen diese ihnen fremden, bunten Uniformen anstaunten. Auf allen Mauern, Dächern, Türmen, in den Fenstern und Thüren kauerten oder standen Männer, Frauen und Kinder, dunkle und weiße, verschleierte und unverschleierte Weiber, Araber, Türken, Juden, Mönche aller Art. Für uns war dieses Straßenbild interessanter als unser Zug. Ich hatte das Kaiserpaar am Eingange zum Muristan mit zu empfangen und an seine Plätze in der Kirche zu geleiten. Die Hitze war glühend, der Staub entsetzlich, die Feier in der Kirche aber wahrhaft großartig und erhebend. Sie entschädigte die Teilnehmer reichlich für alle Mühsal. Sehr bedauerlich ist es, daß der sehr hübsche Innenraum der Kirche eine recht mangelhafte Akustik hat. Ich habe von der Weiherede des Oberhofpredigers Dryander, der doch sehr korrekt und deutlich ausspricht, obwohl ich ganz vorn auf der ersten Bank saß, kaum das vierte Wort verstanden und so gut wie

nichts davon gehabt. Denn die immer erneuerten Versuche, sich einen Zusammenhang zu konstruieren, zerstören jede Andacht und Sammlung. Sehr gut dagegen verstand ich die Predigt des an diesem Tage vom Kaiser zum Propst ernannten Pastors der evangelischen Gemeinde in Jerusalem Hoppe. Die Predigt war durchaus auf der Höhe; sie war nur ein wenig zu lang (sechsunddreißig Minuten). Vor der Predigt hatten wir gemeinsam „Ein feste Burg ist unser Gott“ gesungen, Reformationsfest in Jerusalem und unter diesen Umständen! Es war in der That eine erhebende Feier. Und doch hatte sie ihren Höhepunkt noch nicht erreicht. Nach der Schlußliturgie erhob sich der Kaiser und ging zum Altar hinauf, betete dort einige Augenblicke still, wandte sich dann zur Gemeinde und hielt mit lauter Stimme folgende Ansprache:

„Gott hat in Gnaden Uns verliehn, daß Wir in dieser allen Christen heiligen Stadt an einer durch ritterliche Liebesarbeit geweihten Stätte das dem Erlöser der Welt zu Ehren errichtete Gotteshaus haben weihen können. Was Meine in Gott ruhenden Vorfahren seit mehr als einem halben Jahrhundert ersehnt und als Förderer und Beschützer der hier im evangelischen Sinne gegründeten Liebeswerke erstrebt haben, das hat durch die Erbauung und Einweihung der Erlöserkirche Erfüllung gefunden. Mit der werbenden Kraft dienender Liebe sollen hier die Herzen zu dem geführt werden, in dem allein das geängstigte Menschenherz Heil, Ruhe und Frieden findet für Zeit und Ewigkeit. Mit fürbittender Teilnahme begleitet die evangelische Christenheit weit über Deutschlands Grenzen hinaus unsre Feier. Die Abgesandten der evangelischen Kirchengemeinschaften und zahlreiche evangelische Glaubensgenossen aus aller Welt sind mit Uns hierher gekommen, um persönlich Zeugen zu sein der Vollendung des Glaubens- und Liebeswerks, durch welches der Name des höchsten Herrn und Erlösers verherrlicht und der Bau des Reiches Gottes auf Erden gefördert werden soll. Jerusalem, die hochgebaute Stadt, in der unsre Füße stehn, ruft die Erinnerung wach an die gewaltige Erlösungsthat unsers Herrn und Heilands. Sie bezeugt uns die gemeinsame Arbeit, welche alle Christen über Konfessionen und Nationen im apostolischen Glauben eint. Die welterneuernde Kraft des von hier ausgegangnen Evangeliums treibt uns an, ihm nachzufolgen, sie mahnt uns in glaubensvollem Aufblick zu dem, der für uns am Kreuze gestorben, zu christlicher Duldung, zur Bethätigung selbstloser Nächstenliebe an allen Menschen, sie verheißt uns, daß bei treuem Festhalten an der reinen Lehre des Evangeliums selbst die Pforten der Hölle unsre teure evangelische Kirche nicht überwältigen sollen. Von Jerusalem kam der Welt das Licht, in dessen Glanze unser deutsches Volk groß und herrlich geworden ist. Was die germanischen Völker geworden sind, das sind sie geworden unter dem Panier des Kreuzes auf Golgatha, des Wahrzeichens der selbstaufopfernden Nächstenliebe. Wie vor fast zwei Jahrtausenden, so soll auch heute von hier der Ruf in alle Welt erschallen, der unser aller sehnsuchtsvolles Hoffen in sich birgt: Friede auf Erden. Nicht Glanz und Macht, nicht

Ruhm, nicht Ehre, nicht irdisches Gut ist es, was wir hier suchen, wir lechzen, flehen und ringen allein nach dem einen, dem höchsten Gute, dem Heil unsrer Seelen. Und wie Ich das Gelübde Meiner in Gott ruhenden Vorfahren: »Ich und Mein Haus, Wir wollen dem Herrn dienen,« an diesem feierlichen Tage hier wiederhole, so fordere Ich Sie alle auf zu gleichem Gelöbnis. Jeder sorge in seinem Stande und Berufe, daß alle, welche den Namen des gekreuzigten Herrn tragen, in dem Zeichen dieses hochgelobten Namens ihren Wandel führen zum Siege über alle aus der Sünde und der Selbstsucht stammenden finstern Mächte. Gott verleihe, daß von hier aus reiche Segensströme zurückfließen in die gesamte Christenheit, daß auf dem Throne wie in der Hütte, in der Heimat wie in der Fremde Gottvertrauen, Nächstenliebe, Geduld im Leiden und tüchtige Arbeit des deutschen Volks edelster Schmuck bleibe, daß der Geist des Friedens die evangelische Kirche immer mehr und mehr durchdringe und heilige. Er, der gnadenreiche Gott, wird unser Flehen erhören, das ist unsre Zuversicht. Er, der Allmächtige, ist der starke Hort, auf den wir bauen. »Mit unsrer Macht ist nichts gethan, wir sind gar bald verloren, es streit für uns der rechte Mann, den Gott selbst hat erkoren, fragst du, wer der ist, er heißet Jesus Christ, der Herr Zebaoth, und ist kein andrer Gott, das Feld muß er behalten.«"

Diese Ansprache unsers Kaisers war der Höhepunkt der Feier und — ich glaube ohne Übertreibung es sagen zu dürfen — der ganzen Reise. Von dem Eindruck dieser Szene wird sich niemand, der ihr nicht beigewohnt hat, eine Vorstellung machen können. Ich sah, wie sonst sehr reservierten deutschen Männern die Thränen über die Wangen liefen. Staunend sahen die fremden Würdenträger die männliche Gestalt des deutschen Kaisers im weißen Waffenrock mit dem goldnen Küraß und im Schmuck der höchsten Orden dort vor dem Altar stehn, staunend empfanden sie mit uns Deutschen die zündende Gewalt der kaiserlichen Rede. Ein ähnliches evangelisches Zeugnis aus dem Munde des mächtigsten Herrschers Europas war bis dahin noch nie gehört worden, und alle Anwesenden standen unter dem Eindrucke, daß dieser vor unsern Augen und Ohren sich abspielende Vorgang ein geschichtliches Ereignis sei, das früher oder später eine über das bloße Wort hinausreichende Nachwirkung haben müsse. Es war in der That ein unvergeßlicher Augenblick. Mit einem lauten, einhelligen Amen bekräftigte die Festgemeinde das evangelische Zeugnis unsers Kaisers.

Der Gottesdienst war zu Ende. Programmmäßig folgten wir Ihren Majestäten in die ältere evangelische Muristankapelle neben der Kirche, wo nunmehr die Vertreter der nichtpreußischen evangelischen Kirchengemeinschaften dem Kaiser und der Kaiserin vorgestellt wurden und in kurzen, dem festlichen Tag entsprechenden Ansprachen den Kaiser begrüßten. Für jeden hatte der Kaiser eine gütige Antwort, und jedem überreichte er eine für diesen Tag besonders geprägte bronzene Plakette in einem Etui, die auf der einen Seite das Bild des Kaisers, auf der andern das der Erlöserkirche mit einem Öl-

zweige zeigte, ein sinniges, schlichtes, schönes Zeichen der Erinnerung an den bedeutungsvollen Tag. Die evangelisch-reformierten Landeskirchen der Schweiz hatten eine kunstvoll auf Pergament geschriebne, sinnig geschmückte Adresse gesandt, die ich auf Befehl Seiner Majestät vorlesen mußte. Zum Schluß folgte noch die Verlesung der Weiheurkunde durch den Präsidenten D. Dr. Barkhausen, die gleich nachher von Ihren Majestäten an Ort und Stelle unterzeichnet wurde. Unter dem brausenden Jubel der Bevölkerung kehrte das Kaiserpaar dann durch die reich geschmückten Straßen Jerusalems zurück in das Zeltlager. Tief bewegt ging ich allein durch das bunte Treiben zurück nach unserm Hotel und versuchte, so gut es gehn wollte, mich unter den reichen Eindrücken des Tages zu sammeln und deren Bedeutung mir zurechtzulegen.

Nachmittags ritten wir nochmals nach Gethsemane, wo der Generalsuperintendent D. Hesekiel aus Posen eine ergreifende Feier hielt. Auch die Grabeskirche wurde noch einmal besucht. Abends war die ganze Pilgerschaft bei Ihren Majestäten zum Thee ins Zeltlager geladen, und unter freundlichem Austausch der Freude über den schönen Tag fand dieser seinen friedlichen und glücklichen Abschluß.

An dem folgenden Morgen, dem 1. November, fanden wir uns zeitig in der Erlöserkirche zur Feier des heiligen Abendmahls wieder zusammen. Dann ritten wir noch einmal auf den Ölberg und von dort hinab in das Thal Hinnom, besuchten Absalons Grabmal, die Burg Zion und die Königsgräber, sowie das sogenannte englische Golgatha, einen vor der Stadt liegenden schädelförmigen Hügel, der uns im Vergleich mit der Golgathakapelle in der Grabeskirche viel mehr Wahrscheinlichkeit für sich zu haben schien, das echte Golgatha zu sein, zumal da ziemlich nahe dabei ein alter Begräbnisplatz mit Felsengräbern aufgedeckt ist, der recht wohl der Garten gewesen sein kann, wo das steinerne Grab Josephs von Arimathia lag.

Die Festtage in Jerusalem waren vorüber. Es waren bunte und anstrengende, aber auch reiche und eindrucksvolle Tage gewesen. Sehr begreiflich war es, daß das, was wir in der geschichtlich ohnehin unvergleichlichen, hochgebauten Stadt erlebt hatten, uns innerlich beschäftigte und der Gegenstand zahlreicher interessanter Unterhaltungen war, zumal da das Zusammensein einer so großen Zahl hochgebildeter Männer und Frauen aus den verschiedensten Teilen Deutschlands auf dem geweihten Boden des heiligen Landes ohnehin zu einer Menge von Anknüpfungen und Beobachtungen führte, die sich ungesucht über das Niveau der Alltäglichkeit einigermaßen hinaushoben. Zweierlei Wahrnehmungen haben sich mir dabei besonders eingeprägt.

Einmal die Art und Weise, wie heute unter den gebildeten evangelischen Deutschen, insbesondre unter denen, die auf positivem Boden stehn, religiöse Dinge und Probleme besprochen werden. In meiner Jugend, vor etwa vierzig Jahren, als unter den Kämpfen gegen den Rationalismus der Glaube an die geoffenbarte religiöse Wahrheit wieder Boden gewann und in den nach einem

festen Halt ringenden Herzen wieder tiefere Wurzeln schlug, trug der Verkehr in den christlich gläubigen Kreisen das Gepräge einer stark pietistischen Salbung. Man suchte geflissentlich „zur Zeit und zur Unzeit" nach einem Anlaß, die eignen subjektiven Erfahrungen andern mit einer gewissen Inbrunst zu bezeugen. Man zergliederte gern christliche Gefühle und Eindrücke und suchte dadurch sich und andre im Glauben zu stärken. Furchtloses Zeugnis ablegen galt als die weitaus vornehmste Aufgabe eines ernsten Christen, und man redete dabei mit geflissentlichen geistlichen Wendungen „die Sprache Kanaans." Den positiv gerichteten evangelischen Pastorenkreisen wird eine solche Neigung und eine damit verbundne engherzige Unduldsamkeit auch heute noch vielfach nachgesagt. Sie kommt ja sicherlich auch heute noch vor, und ich selbst hatte es für wahrscheinlich gehalten, daß unsre überwiegend aus Geistlichen, jedenfalls aber überwiegend aus bibelgläubigen Evangelischen bestehende Reisegesellschaft dieses Gepräge einer unter Umständen gesuchten und künstlich forcierten geistlichen Salbung stärker hervortreten lassen würde als nötig ist. Das war ganz und gar nicht der Fall. Auch in den Unterhaltungen unsrer geistlichen Mitpilger untereinander — ich habe reichlich Gelegenheit gehabt, dies zu beobachten — trat das Gespräch über subjektive geistliche Eindrücke und die Neigung zu salbungsreichem Reden über individuelle, religiöse Empfindungen und Erfahrungen völlig zurück. Es herrschte vielmehr in dieser Hinsicht eine wohlthuende, gesunde, keusche Zurückhaltung, ein freier, weitherziger, den Bedürfnissen und Formen der gebildeten und innerlich feinen Geselligkeit entsprechender, ungezwungner Ton. Nicht daß die Einzelnen ihre Stellung zum Bekenntnis und zu den Offenbarungsthatsachen irgendwie zu verhüllen, zu bemänteln oder zu verleugnen bestrebt gewesen wären. Das furchtlose Zeugnis von der Wahrheit der erkannten und erfahrnen Heilsthatsachen ist noch heute und allezeit Pflicht und Aufgabe eines überzeugten Christen. Wir sollen uns des Evangeliums von Christo niemals schämen. Aber man sprach über diese Dinge auf unsrer Reise freimütig, natürlich, menschlich. Es gab da keine gesuchten Formeln, Worte und Wendungen. Man vermied es, mit seinen subjektiven Erfahrungen und geistlichen Auffassungen andre zu behelligen. Sie bildeten den innerlichen, selbstverständlichen Hintergrund, über den man nicht viel Worte machte. Das gab den Gesprächen über religiöse Dinge und heilige Wahrheiten das Gepräge feiner und schöner Wahrhaftigkeit und Bescheidenheit. Ich habe mir oft mit tiefer, innerlicher Freude gesagt, daß wir in der evangelischen Kirche in diesem Stück nicht zurückgegangen, sondern vorwärts gekommen sind.

Es mag dazu auch die Lust an der wiedergewonnenen Einheit, Macht und Herrlichkeit unsers deutschen Vaterlands mitgewirkt haben, das Interesse an den politischen Dingen und Weltläufen, das im Vergleich mit der Zeit vor vierzig Jahren heute gewaltig gewachsen ist, sodaß sich kein Gebildeter ihm entziehn kann. Immerhin mag dieses auf weltlichem Gebiete liegende politische Interesse bei dem Einzelnen von seiner gesamten Stellung zu den großen



Rätseln des Lebens, also auch von seiner religiösen Weltanschauung beeinflußt sein. Diese Beeinflussung besteht unzweifelhaft; sie giebt auch der Aussprache über politische Dinge Farbe und Ton. Sie ist natürlich und berechtigt, ja unvermeidlich. Aber der Gesamtgesichtskreis auch unsrer kirchlichen, positiven, geistlich gerichteten Gesellschaftselemente hat sich erweitert, und das Gesamtbildungsniveau dieser Kreise hat sich erhöht. Das ist ein positiver Fortschritt, für den wir nicht dankbar genug sein können. Darin liegen Keime für die Zukunft unsrer Volksentwicklung von unberechenbarer Tragweite. Ja, man kann noch einen Schritt weiter gehn und mit gutem Grunde sagen: Durch die politische und weltliche Entwicklung hat sich auch die theologische Bildung und der gesamte Anschauungskreis unsrer Geistlichen und der mit den evangelisch-kirchlichen Interessen enger verbundnen Kreise nicht bloß erweitert, sondern auch vertieft.

Eine Ahnung von dieser Thatsache, die sich mir mit unabweislicher Klarheit in unserm Reiseverkehr aufgedrängt hat, geht allmählich — wiewohl sehr langsam — auch dem deutschen Liberalismus auf. Es fehlte ja in unsrer Reisegesellschaft auch keineswegs ganz an liberalen und liberalisierenden Männern, so sehr auch die politische Parteifarbe als solche in den Hintergrund trat. Und auch diese Leute konnten sich den von mir angedeuteten Wahrnehmungen nicht entziehn. Sicherlich war die Friedensstimmung unsrer Reisegesellschaft kein photographisch genaues Bild der heutigen Zustände in der evangelischen Kirche, oder richtiger den evangelischen Kirchen überhaupt. Dazu waren die festlichen Eindrücke und die gesamten äußern Umstände der Reise von viel zu starkem Einflusse. Allein so gewiß die Schwächen in der äußern Gestaltung und Erscheinung der reformatorischen Kirchengemeinschaften keineswegs überwunden sind, so gewiß die dissoluten, individualistischen und zentrifugalen Strömungen unter uns Evangelischen auch heute noch fortdauern und unsre Gefahr sind, so gewiß der Kampf auf diesem Gebiete nicht nur nicht überwunden ist, sondern fortdauert und noch einmal mächtiger als vielleicht je vorher entbrennen wird, so sicher ist die Thatsache, daß die Einigkeit unter den Evangelischen aller Denominationen, Richtungen und Strömungen wahrnehmbar und mächtig gewachsen und im Wachsen ist. Und das ist in der That ein erfreuliches und hoffnungsreiches Zeichen der Zeit. Wer von den Teilnehmern der Jerusalemreise für solche Dinge offne Augen hatte, konnte sich dieser Wahrnehmung nicht entziehn.

Eine zweite Wahrnehmung schließt sich an diese an. Herzerhebend war die patriotische, begeisterte Freude an der Herrlichkeit und Macht unsers wieder geeinten deutschen Vaterlands. Sie durchdrang die ganze Reisegesellschaft, sie strahlte aus aller Augen, sie machte sich Luft in Liedern und Worten, in Gesprächen und Reden. Da war kein Unterschied zwischen Süd- und Norddeutschen, zwischen Schwaben und Sachsen, zwischen Bayern und Preußen oder Hessen, zwischen Offizieren und Zivilisten, zwischen Johanniterrittern, Kaufleuten, Professoren, Geistlichen und Beamten. Jeder vaterländische Ton fand,

sobald er angeschlagen wurde, freudigen Wiederhall in offnen Herzen. Und darin war nichts Forciertes und Gemachtes. Es war ein Stück innersten, deutschen Lebens und Wesens, das sich mit überzeugender Ursprünglichkeit und Wahrheit hier geltend machte. Es konnte dabei nicht fehlen, daß auch unsre gesamte deutsche Kolonial- und Handelspolitik mehr oder minder eingehend gesprächsweise erörtert wurde. Dabei war ich betroffen über das auch auf Einzelheiten sich erstreckende Verständnis und Interesse an diesen den hier vertretnen Gesellschaftsschichten zum Teil ziemlich fern liegenden, oft recht verwickelten Fragen. Und wenn auch die Mehrzahl der Geistlichen bei diesen Angelegenheiten die Interessen der evangelischen Mission und der Ausbreitung des Christentums in den Vordergrund stellte, so waren es doch immerhin teils Fragen der christlichen Kultur, teils solche der Ausdehnung des vaterländischen Machtbereichs, für die sie ein warmes Interesse und zum Teil eine recht weitgehende Information bekundeten. Es ergiebt sich hieraus nach meiner Auffassung, daß auch in den am politischen und parlamentarischen Leben unmittelbar nicht beteiligten gebildeten Kreisen unsers Volks das politische Interesse und Verständnis in sehr erfreulichem Maße gewachsen ist. Begreiflicherweise wurde in diesem Zusammenhange die Frage nicht unerörtert gelassen, welche wirtschaftlichen, politischen und kirchenpolitischen Hoffnungen man für Palästina, Syrien und Kleinasien wohl an die Kaiserreise knüpfen dürfe, ob es denkbar und wahrscheinlich sei, daß das Deutsche Reich auch hier an der Küste des Mittelmeers festen Fuß fassen und die orientalische Bevölkerung, die auf uns durchweg den Eindruck eines unerfreulichen, gedrückten, wenig zuverlässigen, zurückgebliebnen Zustands gemacht hatte, zu bessern Verhältnissen erziehn werde. Die Optimisten beriefen sich auf den blühenden Zustand der schon jetzt vorhandnen verhältnismäßig kleinen und wenig kapitalkräftigen deutschen Kolonien und ergingen sich in Zukunftsträumen, was deutsche Arbeit, deutsches Kapital, deutsche Zucht und deutsche Kultur hier leisten könnten. Von der andern Seite wurde mit großer Nüchternheit Wasser in diesen Zukunftswein gegossen und darauf hingewiesen, wie vorsichtig unser Kaiser in dieser Beziehung alles vermieden habe, was übertriebnen politischen Hoffnungen oder auch dem Mißtrauen andrer Nationen zum Anhalt hätte dienen können.

Die auswärtige Politik des Deutschen Reichs bewegt sich auch heute noch — Gott sei Dank — auf den von dem Fürsten Bismarck vorgezeichneten Bahnen. Sie ist, namentlich in der orientalischen Frage, ausgesprochen Friedenspolitik. Unser Ansehen und unser Einfluß in der Weltpolitik sind in einem selbst kühne Hoffnungen überflügelnden Umfange gewachsen und steigern sich fortdauernd noch immer. Es liegt sehr nahe, sich zu fragen, was Fürst Bismarck heute zu der Stellung, die wir in der großen Politik einnehmen, sagen würde, und ich zweifle nicht, daß er im großen und ganzen die bedeutenden Erfolge, die noch immer wesentlich auf sein Konto kommen, mit freudiger Genugthuung begrüßen würde. Aber ebenso unzweifelhaft würde er dem Gedanken, am Mittelmeer ähnlich wie etwa in China durch Landerwerb feste

Stützpunkte für die Entfaltung materieller Machtmittel in Kleinasien, Syrien und Palästina zu schaffen, äußerst kühl und zurückhaltend gegenüberstehn. Wenn deutscher Gewerbfleiß, deutsche Betriebsamkeit und deutsche Arbeit in diesen Gebieten Raum gewinnen und sie im friedlichen Wettbewerb der deutschen Kultur mehr als bisher erschließen, so ist das mit Freuden zu begrüßen, und unsre mit Notwendigkeit sich weiter entwickelnde Macht zur See, unser politisches Ansehen und unser Einfluß wird diese Bestrebungen und ihre Erfolge allezeit mit schützenden Flügeln decken und ihnen auch ohne unmittelbare Ländererwerbungen im westlichen Asien förderlich sein. Darüber hinaus aber wird die nüchterne deutsche Politik schwerlich auf Unternehmungen ausgehn, die uns bei dem derzeitigen status quo in unabsehbare Gefahren abenteuerlicher Art verstricken müßten. Daß gegenüber einem maßlosen patriotischen Enthusiasmus diese Nüchternheit ernsthafter Politik auch von unserm Kaiser mit klarem Bewußtsein vertreten wird, ergiebt sich auch aus der eben mitgeteilten Ansprache des Kaisers an die in Bethlehem um ihn versammelten Geistlichen.

Zu erwähnen ist noch, daß der Kaiser bei aller Entschiedenheit seines evangelischen Bekenntnisses auch seine katholischen Unterthanen nicht vergessen hatte. Er hatte auf dem im Südosten der Stadt hoch über dem Hinnomthale liegenden, gewöhnlich — wenn auch mit Unrecht — als Berg oder Burg Zion bezeichneten Hügel für eine hohe Kaufsumme das „Sterbeplatz der Maria“ (dormition) genannte Gelände, das bis dahin unveräußerliches Moscheegut (Wakuf) gewesen war, nach Überwindung großer Schwierigkeiten erworben und dieses von der katholischen Kirche besonders hoch gehaltne Heiligtum zu einer Schenkung an den deutschen katholischen Palästinaverein vom heiligen Grabe bestimmt. Am Nachmittage des 31. Oktober nahm der Kaiser in Gegenwart des katholischen Patriarchen von Jerusalem in feierlicher Weise von dem Grundstück Besitz und überwies es sodann dem Palästinaverein. Ein weitherziger, ritterlicher Akt, der den deutschen Katholiken und der ganzen katholischen Kirche gegenüber von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist.

Auch die Errichtung eines christlich-archäologischen Instituts zur Pflege der christlichen Altertumswissenschaft in Jerusalem wurde vom Kaiser an diesem Tage genehmigt, und auch damit wird eine neue Stätte christlicher Kulturarbeit in Jerusalem geschaffen werden, die für die Altertumsforschung von großem Segen werden kann.

Mittwoch, den 2. November morgens verließen wir Jerusalem und fuhren mit der Eisenbahn nach Jaffa zurück. Dort sollte die feierliche Grundsteinlegung der neu zu erbauenden evangelischen Kirche und Schule stattfinden. Nach einer trefflichen Weiherede des Oberkonsistorialrats D. von Braun aus Stuttgart thaten wir die üblichen Hammerschläge und wurden dann durch die berüchtigten Klippen hindurch in Booten wieder an Bord der Mitternachtsonne gebracht. Nach fünfstündiger, schöner Fahrt kamen wir — nach Eintritt der Dunkelheit — in Haifa an. Hier blieben die Mitreisenden, die nach Beirut und Damaskus zu gehn vorzogen, auf dem Schiff zurück, während wir andern

— etwa achtzig an der Zahl — gelandet wurden, um von Haifa aus die Reise nach Nazareth, Tiberias und dem See Genezareth anzutreten. Die Reisegesellschaft teilte sich also in zwei große Gruppen, Damaszener und Nazarener oder Galiläer. Auf der Landungsbrücke in Haifa wurden wir Galiläer von den Vertretern der deutschen Kolonie und der evangelischen Gemeinde mit einer gewissen Feierlichkeit empfangen; es wurden uns dort von niedlichen deutschen Kindern Blumensträuße überreicht, dann aber wurden wir in unsre Quartiere geleitet. Ich kam mit dem Vorsitzenden des Jerusalemvereins, Grafen Zieten-Schwerin, dessen Sohne, dem Generalsuperintendenten B., dessen Neffen, dem Landesrat B. aus Berlin, und dem Geheimen Oberregierungsrat St. in das evangelische Pfarrhaus, wo wir von dem noch jungen Pastor Bauermeister und dessen Frau, einer Nichte des bekannten, verewigten Pastors Müllensiefen, mit herzerquickender, gastlicher Freundlichkeit aufgenommen wurden. Wir schliefen denn auch ungeachtet der sehr heißen Nacht vortrefflich, mußten aber früh aufstehn, da schon früh sechs Uhr die Wagen zur Abfahrt nach Nazareth bereitstanden. Unten am Hafen sammelte sich die Reisegesellschaft. Die Mitternachtsonne mit den Damaszenern war schon längst nach Beirut abgedampft, und der herrliche Morgen ließ uns erst jetzt die bezaubernde Lage von Haifa am Fuße des Karmel und am Saume der Bucht von Akka (das biblische Akko, bekannt durch den Kreuzzug des Königs Richard Löwenherz und als St. Jean d'Acre durch Napoleon I.) recht erkennen.

Unsre Wagen sammelten sich vor einem paradiesisch gelegnen Palmenwäldchen nördlich vor Haifa, und wir sahen von dort aus den entzückendsten Aufgang der aus dem Meere auftauchenden Sonne. Vor uns lag das blaue Meer, uns zur Seite nach Osten zu erhoben sich die malerischen Abhänge des etwa fünf Stunden langen Karmel in zauberhaft schöner Morgenbeleuchtung, rechts auf dem Gipfel nach Süden zu lag das Kloster mit dem Turm und das deutsche Hotel und Sanatorium, links nach Norden zu die Opferstätte, wo nach der alttestamentlichen Erzählung auf das Gebet des Elias das Feuer vom Himmel herabgefallen war und das Brandopfer des Elias angezündet und verzehrt hatte (1. Könige 18, 38). Es war eine Lust, in den leuchtenden, goldnen Morgen hineinzufahren. Die große Straße nach Damaskus zu, in die wir zuerst einbogen, war zwar — offenbar im Hinblick auf die Möglichkeit, daß sie etwa von den kaiserlichen Herrschaften passiert werden könnte — einigermaßen in Stand gesetzt, auch hie und da frisch beschottert, aber ihr Zustand war gleichwohl bejammernswert. Der neu aufgebrachte Steinschlag war viel zu grob, die Grabenböschungen waren zum Teil zerfahren und zertreten, die Wasserdurchlässe und Brücken zur Hälfte oder doch zum Teil eingefallen, und auf langen Strecken fuhr es sich neben der großen Straße weit glatter und bequemer als auf ihr. Einer unsrer Wagen warf denn auch glücklich beim Passieren des Chausseegrabens um, und das Vertrauen auf die ziemlich zerlumpt, schmuddlig und verwegen aussehenden arabischen Kutscher, die kein Wort deutsch oder französisch verstanden, und auf die magern, verhungerten Pferde

war von vornherein nicht groß, da alles gute Pferde- und Wagenmaterial von Cook, dem Reiseunternehmer des Kaisers, für dessen Gefolge nach Jerusalem angemietet worden war. Indessen unsre Stimmung war frisch und wurde durch den schönen Morgen und die sonnenbeglänzte Karmellandschaft gehoben. Es begegneten uns endlose Kamelkarawanen, die von Damaskus herabkamen, in drei Stunden weit über tausend Kamele, die Eselein der Führer und ihrer Frauen und Kinder ungerechnet, ein Bild des Lebens, wie einer der Generalsuperintendenten später mit Humor bemerkte, denn auch draußen in der Welt, selbst in der Heimat, pflegt ein Esel vorauszugehn, und viele, viele Kamele pflegen ihm zu folgen.

Etwa nach drei Stunden kamen wir an den Bach Kison, etwa an der Stelle, wo Elias die Baalspriester tötete. Dann bogen wir von der großen Straße nach Westen zu ab, fuhren einen Hügel hinan und kamen dort in einen umfangreichen Hain von Oliven, Steineichen und Johannisbrotbäumen, in deren Schatten wir das von Haifa mitgenommne Frühstück heiter verzehrten. Links und rechts zur Seite dehnte sich die Ebene Saron aus. Wir passierten ein großes arabisches Landgut mit wohl beackerten, aber ganz baumlosen Feldern und zahlreichen, recht dürftig aussehenden Arbeiterwohnungen. An einer Zisterne auf freiem Felde wurden die müden Pferde getränkt, dann ging es auf staubigem Feldwege steil bergan auf Nazareth zu, das wir gegen zwölf Uhr anmutig unter uns im Thale liegen sahen. Es hat jetzt etwa 11000 Einwohner gerade wie Bethlehem und macht wie dieses den Eindruck des Aufblühens und einer gewissen Wohlhabenheit. Merkwürdig, daß sich gerade diese beiden zur Zeit Jesu verachteten Städte jetzt gedeihlich zu entwickeln scheinen. In Nazareth wohnen jetzt überwiegend Christen, aber unter ihnen auch Araber und Juden. In dem deutschen Hotel Hesselbarth aßen wir recht gut zu Mittag, mußten uns aber beeilen, wieder in die Wagen zu kommen, da wir die Hälfte des Wegs noch vor uns hatten.

Jenseit Nazareths ging es wieder bergan. Dann kamen wir nach dem großen Dorfe Kefr Kenna, der Tradition nach das alte Kana in Galiläa, wo der Heiland sein erstes Wunder vollbrachte, die Verwandlung des Wassers in Wein bei der Hochzeit. Charakteristisch sind hier die kolossalen, zum Teil haushohen Kaktushecken in den Dorfstraßen. Auf einem Platz in der Mitte des Dorfs wurde gehalten und ausgestiegen, und von einer großen Schar nach Bakschisch schreiender Kinder umgeben, gingen wir etwa fünfzig Schritte zwischen riesigen Kaktuswänden nach der natürlichen, sauber in Stein gefaßten Quelle, aus der das Wasser entnommen sein soll, das in den sechs steinernen Krügen (Joh. 2, 6) in Wein verwandelt wurde. Mädchen und Frauen umstanden, thönerne Wasserkrüge auf den Köpfen tragend, malerisch die Quelle, deren klares Wasser prächtig schmeckte und uns bei der glühenden Hitze und dem unerhörten galiläischen Staube zu großer Erquickung diente. Bald ging es weiter, immer bergan. Die Pferde waren todmüde, wir fuhren an dem „Berge der Speisung“ vorbei, rechts sahen wir noch in ziemlicher Entfernung

am hellen Abendhimmel die charakteristische Silhouette des Tabor sich abzeichnen, dem einige jüngere Herren unsrer Gesellschaft zu Pferde zusteuerten, um oben zu übernachten. Dann sank die Sonne, und mit unheimlicher Schnelligkeit wurde es stockfinstre Nacht. Von Tiberias noch immer keine Spur. Die Fahrt wurde allgemach recht unbehaglich. Es wurde beratschlagt, ob wir aussteigen und zu Fuß gehn sollten. Der Dragoman des Herrn Stangen riet indessen zum Sitzenbleiben, und so ging es wieder weiter langsam vorwärts. Plötzlich sahen wir tief unter uns Lichter und Wasser. Das mußten Tiberias und der See Genezareth sein. Der Weg neigte sich, und langsam ging es durch die Dunkelheit in anscheinend ziemlich kurzen Windungen bergab. Es war eine ängstliche Fahrt, das Gehn erschien mir mit Rücksicht auf die unheimliche Dunkelheit mindestens ebenso gefährlich wie das Fahren, da die Höhe, auf der wir über den Lichtern von Tiberias fuhren, sehr beträchtlich war, und der Abhang nach unsrer Empfindung fast senkrecht abzufallen schien. Meine Besorgnis richtete sich namentlich auf die Damen, die mit uns fuhren, insbesondre auf die meiner Obhut anbefohlne Frau von L., deren Gemahl mit nach Damaskus gegangen war. Plötzlich vor uns ein Krach, lautes Geschrei der Kutscher, allgemeines Halten; der vor uns fahrende Wagen war umgeworfen; doch standen die Pferde auf dem Wege. Zum Glück ergab sich, daß die Damen, die in dem umgestürzten Wagen gesessen hatten, kurz vorher ausgestiegen waren, um zu Fuß den Berg hinunter zu gehn. Der Wagen wurde wieder aufgerichtet, das hinausgeschleuderte Gepäck zusammengesucht, wir stiegen in unser Gefährt, und wieder setzte sich der Wagenzug in langsame, Schritt vor Schritt abwärts tappende Bewegung. Endlich, endlich, nach einer langen halben Stunde kamen uns Leute mit Laternen entgegen — unsre Kutscher hatten zwar zum Teil Laternen an den Wagen, aber kein einziger hatte ein Licht darin —, wir fuhren durch einen massiven Thorbogen und hielten etwa um $^1/_2$9 Uhr abends vor dem Hotel Tiberias. Gott sei Dank, es war niemand zu Schaden gekommen. Ich war mit einigen Mitpilgern im Hotel untergebracht, während der größere Teil der Reisegesellschaft in einem ganz nahe dabei liegenden Kloster logierte. Genug, wir waren am Ziel. Ich erhielt im Hotel ein Zimmer für mich allein, freilich unten im Kellergeschoß mit einer Temperatur von 32 Grad Réaumur. Allein ich fand ein saubres Bett und Waschwasser, soviel ich brauchte. Wir aßen zusammen mit dem Bruder des Konsuls Keller aus Haifa, einem strengen Temperenzler, dann ging ich müde in meine unterirdische Klause und schlief ungeachtet der drückenden Luft, 200 Meter unter dem Meeresspiegel, ganz leidlich.

In der Frühe des nächsten Tages, am 3. November, gingen wir in erquickender Morgenfrische über den vor dem Hotel liegenden Platz hinüber an das Ufer des Sees. Ein strahlendes Bild voll zauberischer landschaftlicher Schönheit lag vor uns. Schräg gegenüber im Nordwesten jenseits des Sees leuchtete uns der zum Teil bewaldete große Hermon mit seinen zackigen Gipfelkonturen entgegen, links davon in dem grün schimmernden, hügeligen

Gelände am Nordrande des Sees die Überreste von Kapernaum, Bethsaida, Magdala. Uns gerade gegenüber lagen die ziemlich schroff in den See abfallenden Berge des einstigen Landes der Gadarener und Gergesener. Der See ist 12 Kilometer breit und 29 Kilometer lang, zeigt also eine sehr stattliche Wasserfläche, die mit ihren Umgebungen ein wenig an die oberitalienischen Seen, namentlich den Lago maggiore, erinnert. Fischer, die von ihrem nächtlichen Fange zurückgekehrt waren, saßen am diesseitigen Ufer und wuschen ihre Netze, ein Bild aus dem Evangelium. Unsre Reisegesellschaft, die sich allmählich vollzählig versammelt hatte, stieg in Fischerboote, die am Ufer lagen, es mochten ihrer etwa acht oder zehn sein, dann stießen wir ab und ruderten ein wenig in den See hinaus. Dort sammelten sich die Boote um eins, das in der Mitte lag, und in dem Generalsuperintendent Nebe neben dem Mast auf der Bank stand. Er hielt eine ergreifende, kurze Andacht über den Text Matth. 14, 22 ff. von dem Wandeln des Heilands auf dem See. Wir sangen „Jesu, geh voran" und nachher den ersten Vers von „Hallelujah, schöner Morgen, schöner, als man denken kann." Es war eine unvergeßlich schöne Stunde.

Dann ruderten wir längs der am Berge malerisch hingestreckten Stadt Tiberias südwärts eine halbe Stunde bis zu den Thermen des Herodes, einer heißen Quelle, über die ein großes, gemeinsames Badehaus gebaut ist. Die Quelle hat eine Temperatur von 40 Grad Réaumur und gilt als besonders heilkräftig, die Räume aber, in denen sich die Badegäste, Araber und Juden, Männer und Weiber aufhielten, waren dürftig, schmutzig und wenig anmutend. Dann kehrten wir nach Tiberias zurück, frühstückten dort und fuhren um elf Uhr auf dem Wege nach Nazareth ab. Jetzt, bei Tage, als wir die ziemlich hohe Berglehne in Serpentinen hinauffuhren, überzeugten wir uns, daß der Weg zwar steil, aber doch gut war, und daß unsre Besorgnisse am Abend vorher mehr auf Rechnung der Dunkelheit als der Straße zu setzen waren. Wir hatten herrliche Rückblicke auf den See Genezareth und dessen Ufer, deren Linien bei der klaren, durchsichtigen Luft sich mit besondrer Schönheit abzeichneten. Am Berge der Speisung sahen wir ein paar flüchtige Gazellen. Von Schakalen und anderm wilden Getier habe ich nichts wahrgenommen. Um vier Uhr nachmittags kamen wir nach Kana mit seinen hohen Kaktushecken, und nach einem frischen Trunke aus der Hochzeitsquelle ging es weiter nach Nazareth, das wir in der Dämmerung erreichten. Im Hotel Hesselbarth übernachteten wir vortrefflich.

In der Morgenfrühe des Freitags, am 4. November, gingen wir in das Städtchen und wurden zunächst von einem Franziskanerpater an die Stelle geführt, wo die Zimmermannswerkstatt des heiligen Joseph gestanden haben soll. Sie bot nichts Bemerkenswertes. Von da kamen wir an die Marienquelle, einen in Mauerwerk gefaßten Brunnen, aus dem nach der Tradition die Mutter des Herrn ihr Wasser zum täglichen Bedarf geholt haben soll. Die Quelle hat dasselbe reine, frische, wohlschmeckende Wasser wie die Hoch-

zeitsquelle in Kana. Beide Brunnen sollen nach dem Glauben der Bevölkerung unterirdisch zusammenhängen und ihr Wasser aus einer und derselben Quelle erhalten. Das ist bei dem schlottenhaften Kalkgebirge, aus dem das Wasser entspringt, sehr wohl möglich. Hinter der Marienkirche zeigte man uns die Kirche der Verkündigung. Sie ist dreischiffig, macht einen guten Eindruck und gehört den Lateinern. Als wir eintraten, wurde gerade eine Schulmesse gehalten. Sechzig bis achtzig anscheinend arabische Kinder saßen mit untergeschlagnen Beinen in regelmäßigen Reihen auf den Fliesen des Fußbodens und sangen die lateinischen Responsorien, alles sehr wohl geordnet, die Kinder gesittet und mit andächtiger Aufmerksamkeit dem zelebrierenden Priester folgend, ein besondrer und — ich kann nur sagen — wohlthuender Anblick. Am Altar der Verkündigung stand in goldnen Lettern der Spruch: Hic verbum caro factum est, hier ward das Wort Fleisch, sehr sinnig und erbaulich, sofern die Stelle echt ist. Hier soll — getrennt von der Werkstatt — das Wohnhaus von Joseph und Maria gestanden haben. Merkwürdig auch hier, daß ungeachtet der starken Zweifel über die Identität des Orts doch der Gedankenkreis, der sich unwillkürlich an die Tradition anknüpft, etwas herzbewegendes, ich möchte fast sagen bestrickendes hat. Der Ort ist eben nicht das entscheidende: aber es ist nützlich, gerade an diesen heiligen Orten der Tradition nüchtern und wachsam zu bleiben und sich vor Sentimentalität und mißgläubiger Unklarheit zu hüten. Vor Nazareth hatten wir auch diesesmal wieder den schön geformten Berg Tabor gesehen, auf dem eine kleine Zahl unsrer berittnen Mitpilger in voriger Nacht bei den dortigen lateinischen Mönchen eine ungemein herzliche Gastlichkeit genossen hatte.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Englische Schulfrüchte. Unsre durch das 31. Heft der Grenzboten tief gekränkten höhern Töchter werden sich trösten, wenn sie — sie verstehn ja alle Englisch — in der Saturday Review vom 4. August den Artikel „Prüfungsfrüchte“ lesen. Es sind fünfunddreißig (wenn wir richtig gezählt haben) Antworten und Aufsatzstücke und einige Übersetzungsproben aus den letzten Prüfungen, die den Akten von Schulen und Militärbehörden entnommen sind, und von denen einige in der Aufnahmeprüfung der Universitäten, die also unserm Abiturientenexamen entsprechen muß, vorgekommen sind. Eine kleine Auslese hat sich die Frankfurter Zeitung aus London schicken lassen, wir wählen drei andre aus und versichern, daß die übrigen zweiunddreißig auf derselben Höhe der Wissenschaftlichkeit und Exaktheit stehn. „Der Reichstag von Worms, das sind die Insektenlarven (the Diet of Worms is the grubs), die von Amseln und Drosseln gefressen werden, und die unsre Ernte auffressen würden, wenn man sie leben ließe. Ein Gärtner handelt nicht sehr weise, wenn er die Vögel wegschießt und ihre Nester und Eier zerstört.“ Der Lehrer hat den Jungen ohne Zweifel erzählt, wie Luther zu Koburg die Beratungen des Augsburger Reichstags mit dem Lärm der Dohlen vor seinem Fenster verglichen hat. „William

Shakespeare war ein leichtsinniger Junge und wilderte schon ehe er ein Mann war. Später betrug er sich besser. Er schrieb The Pilgrim's Progress (bekanntlich das berühmte Erbauungsbuch des Theosophen Bunyan), Macbeth, die Feenkönigin und den Wealth of Nations." „Thomas Moore studierte unter dem großen Professor Plato in Rom und wurde der Verfasser des Euklid, eines sehr schwierigen Schulbuchs." Diese wunderliche Gelehrsamkeit ihrer höhern Söhne wird jedoch den Engländern im Geschäftemachen und Annektieren nicht hinderlich sein; im Gegenteil dürfte gerade darin, daß sich die Burschen, wie man aus ihren Antworten sieht, einen hohen Grad von Frische, Kindlichkeit und Keckheit gewahrt haben, eine Bürgschaft für weitere nationale Erfolge liegen. Wir führen noch zwei Proben an, die eigentlich weder Unsinn enthalten noch Unwissenheit bezeugen, sondern sich nur durch eine bei dem Alter und dem vorauszusetzenden Bildungsgrade der Prüflinge auffällige Kindlichkeit erfreuen. „Ein Häretiker ist einer, der niemals glaubt, was man ihm sagt, sondern nur, nachdem er es selbst gesehen und gehört hat mit seinen eignen Augen." „Der Sommer ist natürlich eine sehr angenehme Jahreszeit, wenns nämlich ein schöner Sommer ist, und wenn man ihn auf dem Lande zubringen kann (one has a country place to live in), an der See oder einem hübschen Flusse. Dann, wenn du seine Annehmlichkeit empfinden willst, mußt du nicht mit Arbeit beschwert sein. Arbeit ist doppelt hart im Sommer, in der That dreifach hart. Er hat seine eigne Härte, das ist Nummer eins. Dann ist da die Mattigkeit, die die Hitze und die glühende Sonne verursachen, das ist Nummer zwei. Dazu hat, ausgenommen die Zweiradstrampler, im Sommer kein Mensch Lust, zu schuften oder zu eilen, das ist Nummer drei. Ich versichere euch, daß im Sommer ein Schuljunge am Spiel gerade genug hat. Wenn ein Junge drei Partien Kricket spielt, oder an den drei freien Nachmittagen der Woche tüchtig rudert, so ist er nicht sehr aufgelegt, die übrige Zeit zu schreiben oder dummes Zeug (stuff) zu lesen. In unsrer Schule hatten wir den ganzen Sommer über drei freie Nachmittage. Bücher ekelten einen an nach der Anstrengung beim Sport, und Schlafen oder sich bequem hinlegen (a loll) paßte einem viel besser. Der Winter ist in vieler Beziehung hübscher. Weder Arbeit noch Spiel ermüdet da halb so sehr. Meiner festen Meinung nach hat der Sommer nichts, was einer Schlittschuhpartie oder einer lustigen [hearty] Schneeballschlacht gleich käme. Wie kann man essen und lustig sein im lieben alten Winter!" Ein Junge zum küssen oder zum wichsen, je nachdem. Nun noch zwei Übersetzungsproben. Mala ducis avi domum, nämlich die Helena (Horaz Oden I, 15): „Du bringst die Äpfel eines Großvaters nach Hause." Und Virgils berühmtes: Sic vos non vobis mellificatis, apes: „so you do not mollify yourselves, o wild boars." Der Sammler leitet die Blütenlese mit folgenden Sätzen ein: „Die Prüfungszeit ist vorüber, und nachdem die Angst überstanden ist, und die Preise verteilt sind, scheint es geboten, einmal darzulegen, wie diese qualvolle und reaktionäre Prozedur, das Examen, auf die Seelen der Knaben wirkt. Das Examen ist in unserm Lande die einzige übrige Art peinlicher Befragung, und die folgende Blütenlese spricht Bände für die Wirkungsweise einer Prozedur, von der man annimmt, daß sie die Erwerbung von Kenntnissen befördere, die aber nur, wie Herr Balfour in einer Rektoratsrede gesagt hat, ein Mittel ist, andre glauben zu machen, daß man etwas wisse. Freilich sichert diese Kunst, wenn sie einer versteht, den Erfolg in weit höherm Grade als das Wissen selbst, und so dürfen wir also wohl unsre Schulmeister und Examinatoren zu ihrer Weisheit beglückwünschen." — Im folgenden Heft giebt ein Korrespondent noch eine Übersetzungsprobe zum besten. In einem lateinischen Lustspiel meldet der Sklave, den man auf den Markt einkaufen geschickt hat: pisces ex sententia nactus sum, Fische habe ich nach Wunsch gekriegt; der Schüler übersetzt: „ich wurde absichtlich (purposely) als ein Fisch geboren."

Was die Studenten lesen, drucken lassen und sonst noch treiben. Bei Simion in Berlin ist eine kleine Broschüre erschienen, worin nach den in der akademischen Lesehalle verabreichten Büchern dargestellt wird, „was die Berliner Studenten lesen.“ Z. B. sehr viel Zola, Nietzsche und dergleichen, wenig Schiller oder Goethe. Ungefähr wird sich das jeder selbst denken, denn welcher Mensch soll überhaupt Zola und Nietzsche lesen, wenn es nicht die Studenten thun, und eine Tante oder einen Onkel mit einem Goethe im Besitz hat vielleicht mancher, der sich deswegen also nicht an die Lesehalle zu wenden braucht. Wenn die Studenten sehen, zu was für feierlichen Schlußfolgerungen ihre Bücherzettel nachträglich haben dienen müssen, so richten sie vielleicht für die Folge zur Verbesserung ihres Leumundes ihre Bestellungen etwas anders ein (sie brauchen ja nicht alles zu lesen, was sie leihen) und machen dem Verfasser die Freude, daß er ihnen das nächstemal andre Zensuren ausstellen kann. Etwas länger müssen wir bei dem verweilen, was sie schreiben und sogar drucken lassen. „Dem neuen Jahrhundert, Musenalmanach (hier würden andre Leute ein der einzufügen für nötig gehalten haben) Berliner Studenten.“ (Berlin, Hermann Walther.) Ein stattlicher, gut gedruckter Band von 250 Seiten. Die Brüder Hart haben die Auswahl der Beiträge bestimmt und sich auch übrigens um das Unternehmen verdient gemacht. Es wäre wohl besser, man ließe die Studenten in solchen Dingen allein gewähren. Die oben erwähnte Broschüre teilt uns mit, daß die akademische Behörde dem Almanach ihre Unterstützung versagt habe, ihr Verfasser findet dazu den Inhalt nicht pikant genug. Wir meinen, „es geht,“ aber es kann ja Leute geben, die noch mehr verlangen. Wir finden ferner, daß das Buch recht lesenswert ist, und da wir keinen der vierzig Beiträger mit seinem Namen herausholen wollen, so bemerken wir nur, daß nach unsrer Empfindung der Wert der Beiträge beinahe immer im umgekehrten Verhältnis zu der Menge des von dem Einzelnen Gelieferten steht. Es finden sich zunächst schöne Phrasen, kurze Impressionen ohne Spitze und andre Sachen, bei denen man absolut nicht versteht, weshalb? und wo man die Brüder Hart, die uns das gewiß zu sagen wüßten, weil sie so etwas zum Druck ließen, um ihr besseres Verständnis beneiden könnte. Dann kommt eine andre Gruppe: Pessimismus und Erotik, genußreiches Arbeiterelend, in die Irre gehende Phantasie von Bankierssprößlingen und ähnliches Dekadententum, das der Jugend (wir meinen nicht die Münchner, sondern die wirkliche) viel weniger gut steht, als sie sich einbildet. Hier finden wir denn auch die von dem Verfasser der Broschüre vermißte Deutlichkeit bisweilen in einem Grade, der nichts mehr zu denken übrig läßt. Endlich haben wir aber auch viel Frisches („Bursch, zieh die Stirn nicht kraus“ und andres von demselben Verfasser), wirklichen Humor („Der Klapperstorch“), Spruchartiges („Und als ich kam,“ „Einem Alten“), lustige und ernste Naturbilder („Das ist meine Heimat,“ „Der Wanderer“) und Dichtungen, in denen sich Geist und Gefühl ausspricht („Der Tschikosch,“ „Das ewige Licht,“ „Sterbebett“), bisweilen auch mehr Lebenserfahrung, als man Studenten wünschen möchte („Der tote Punkt,“ „Alles oder nichts“).

„Auf Deutschlands hohen Schulen“ von Dr R. Fick (Berlin und Leipzig, Thilo) mit 400 Abbildungen ist ein Buch, das sich ohne Frage die Gunst der Studenten erwerben wird. Es enthält außer einer Geschichte des Studentenwesens Artikel über jede einzelne Universität und technische Hochschule mit Nachrichten über die Verbindungen, Lebensverhältnisse und ortsüblichen Preise, alles anschaulich und praktisch. Wie immer, wenn man auf etwas Vortreffliches stößt, fragt man sich hier verwundert, warum es nicht schon längst ein solches Buch gegeben hat.

A. P.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Die Retirade aus Peking

Daß mit der Besetzung Pekings eine hinreichend feste Basis für die weitern militärischen und diplomatischen Aktionen der Verbündeten in China gewonnen sein würde, hat von vornherein niemand für sicher gehalten. Man meinte, unter Umständen froh sein zu müssen, wenn man die befreiten Gesandten und ihren Anhang mit heiler Haut nach Tientsin eskortieren könnte; dort würden ausreichende Verstärkungen für den eigentlichen Beginn der kriegerischen Operationen abgewartet werden müssen. So spärlich und unklar auch bis jetzt die Nachrichten über die militärische Lage in und um Peking geflossen sind, so ist doch auch heute noch anzunehmen, daß die gegenwärtige Besatzung von Peking gegenüber einem ernsthaften Vorgehn der wahrscheinlich noch in ansehnlicher Stärke vorhandnen regulären chinesischen Truppen wenig gesichert ist, solange nicht die an der Peihomündung eintreffenden Nachschübe die Straßen nach Peking beherrschen, an der Verteidigung Pekings teilnehmen können, und namentlich solange nicht auch die einheitliche Leitung der Operationen auf dem Kriegsschauplatz in Petschili hergestellt ist. Je mehr Zeit vergeht, bis das erreicht ist, um so eher können die chinesischen Gewalthaber hoffen, die Räumung Pekings zu erzwingen und ihr Prestige gegen die „fremden Teufel,“ wenn es überhaupt schon gelitten haben sollte, vor den im tollsten nationalen Größenwahn befangnen Massen des chinesischen Volks glänzend wiederherzustellen. So sehr es Thorheit wäre, sich durch zu langes Festhalten eines verlornen Postens gegen übermächtige chinesische Angriffe eine Schlappe zuzuziehn, so wäre doch jetzt eine Retirade angesichts der eintreffenden Verstärkungen und der ganzen heutigen Lage erst recht ein strategischer Fehler. Das von den Mächten geräumte Peking würde wohl nicht zum zweitenmal von den Chinesen so jämmerlich verteidigt werden; die übereilte Retirade der Mächte würde nicht nur in den Augen des chinesischen Volks, sondern auch thatsächlich in ihren Folgen einer schweren Niederlage gleichkommen.

Betrachtet man die Sache von diesem Standpunkt aus, so ergiebt sich die große Bedeutung, die sowohl die neue Entsendung der deutschen Truppen wie auch die Abreise des Grafen Waldersee mit seinem Stabe bei der gegenwärtigen Lage hat, ganz von selbst. Die Aufgaben, die unsre Truppen und unsre Generalstabsoffiziere zu lösen haben werden, sind klar gegeben. Die deutsche Heeresleitung hat darauf bei der Zusammensetzung, Organisation und Ausrüstung der Transporte natürlich ganz besonders Rücksicht genommen. Sie hat dabei die Lage und den Zweck der militärischen Operationen genau von demselben Standpunkt aus beurteilt, den noch vor vierzehn Tagen alle gehabt haben. Militärisch ist vom Deutschen Reich geschehn, was geschehn mußte. Das Gerede, man käme damit post festum, ist nach den offen liegenden Verhältnissen in Petschili so dumm, daß es keine Erwiderung verdient.

Auch über das politische Ziel der Mächte in China hat bisher äußerlich Übereinstimmung geherrscht. Graf von Bülow hat das Ziel in dem Rundschreiben an die verbündeten deutschen Regierungen vom 11. Juli klar dargelegt. Es besteht, wie es wörtlich heißt, in der Wiederherstellung der Sicherheit von Person, Eigentum und Thätigkeit der Reichsangehörigen in China, in der Sicherstellung geregelter Zustände unter einer geordneten chinesischen Regierung, in der Sühne und Genugthuung für die verübten Unthaten. Wir wünschten keine Aufteilung Chinas, wir erstrebten keine Sondervorteile. — Der Erreichung dieses politischen Ziels haben die militärischen Maßnahmen zu dienen, sie können keinen andern Zweck haben, nicht Selbstzweck sein. Der Krieg wird geführt des Friedens wegen, und die Soldaten haben sich den Politikern zu fügen, wo es sich um den Endzweck handelt. Das ist selbstverständlich, aber nicht minder selbstverständlich ist es doch, daß der Friede, den man erkämpfen will, wesentlich abhängt von der militärischen Lage, in der man ihn schließt, daß es auch politisch die größte Dummheit wäre, eine militärisch günstigere Position mit einer schlechtern zu vertauschen, um damit einen baldigen Frieden zu erreichen. Das aber mutet der russische Vorschlag, Peking jetzt zu räumen, den Mächten zu.

Es liegt in der Natur der Dinge, ja es entspricht der Pflicht der Diplomatie, solchen Zumutungen, je toller sie sind, zunächst mit um so größerer Liebenswürdigkeit zu begegnen, schon um plötzliche Konflikte zu vermeiden. Wir haben diese Pflicht nicht in demselben Maße. Die Freundschaft zwischen Rußland und dem Deutschen Reiche erscheint uns natürlich wertvoll, aber das deutsche Volk muß doch wissen, wie weit es sich darauf verlassen kann. Gerade weil in weiten und bedeutsamen Kreisen Deutschlands die Sympathien für Rußland und ein engeres, vertrauensvolleres Verhältnis unsrer Politik zur russischen in der letzten Zeit zugenommen haben, sodaß große Parteien sogar die Regierung in dieser Richtung beeinflussen möchten, gerade deshalb hat die deutsche Presse rückhaltlos die ganze Tollheit dieses neusten Schachzugs zu beleuchten, mit dem die russische Diplomatie die Mächte in der chinesischen Frage überrascht hat. Wir können freilich nicht wissen, und es wird wohl

noch lange der Öffentlichkeit unklar bleiben, ob man es nur mit einer Ungeschicklichkeit des Grafen Lambsdorff oder mit sonstigen vorübergehenden, mehr zufälligen Einflüssen zu thun hat, oder ob man einem wohl überlegten Verrat der russischen Politik an dem bisher gemeinsamen Einschreiten der zivilisierten Mächte gegen den unerhörten, jeden modus vivendi aufhebenden Völkerrechtsbruch der chinesischen Regierung gegenübersteht, oder ob vielleicht auch eine besondre, gegen das Deutsche Reich gerichtete Tücke dahinter zu suchen ist. Mag das sein, wie es wolle, gerade das deutsche Volk wird durch diesen auffallenden Akt, zu dem der Zar bestimmt worden ist, mit dem größten Mißtrauen erfüllt werden, umso mehr, je mehr es zu vertrauen geneigt war. Wir und viele in Deutschland hatten angefangen, die russische Freundschaft für zuverlässiger zu halten als die angelsächsische. Das war, wie es scheint, ein Irrtum. Die deutschen Staatsmänner werden Recht thun, wenn sie nach Osten ebenso mißtrauisch sehen wie nach Westen. Das deutsche Volk wird das jetzt besser verstehn als bisher.

Doch zurück nach China. Geben die Verhältnisse dort auch nur die geringste Veranlassung zu der Annahme, daß die Retirade aus Peking die Aussichten auf das schnellere Zustandekommen eines irgendwie annehmbaren Friedens günstiger gestalten könnte? Liegen sie wirklich so ganz wunderbar, daß das Preisgeben der bessern militärischen Position die diplomatische Position verbessern würde? Gerade das Gegenteil ist der Fall, das ist mit Händen zu greifen.

Schon in dem letzten Heft der Grenzboten ist darauf hingewiesen worden, daß es sich bei der ganzen Affaire um eine vorbedacht feindselige Aktion der chinesischen Regierung handelt, nicht um eine gegen sie gerichtete übermächtige Rebellion, die jetzt mit Hilfe der Mächte niedergeschlagen sei und niedergehalten werden müsse, um Frieden zu haben. Es ist sicher, daß diese chinesische Regierung heute thatsächlich besteht, daß die Vizekönige, die chinesischen Gesandten im Ausland sie kennen, sie anerkennen und fürchten und sie zu finden wissen so gut und so schlecht wie früher. Welche Personen in den Regierungskreisen Einfluß und dementsprechend Schuld an den Vergehungen der Regierung haben, kommt doch nur nebensächlich in Betracht. Wenn die russische Diplomatie die Fiktion von der Rebellion und dem Mangel einer anerkannten Zentralgewalt jetzt wieder in den Vordergrund schiebt, und wenn sich die Diplomaten der andern Mächte zu dieser Fiktion auch bekehren, so wird dadurch das Unwahre nicht wahr. Es bleibt ein Vorwand, von dem man weiß, daß er falsch ist, nichts weiter. In Wirklichkeit ist die bisherige Zentralgewalt, die die volle Schuld trifft, so mächtig und so fest in den Anschauungen und dem ganzen Empfinden des Volkes begründet, daß mit ihr auf alle Fälle wird Frieden geschlossen werden müssen, weil eine andre keinen Bestand haben würde, und eine Aufteilung oder längere Okkupation des Reichs durch die Fremden unmöglich ist. Wie man sagt, sind gerade die Russen davon überzeugt.

Und welche Schuld trifft diese Regierung? In der ganzen neuern Weltgeschichte hat es kaum einen dreistern Bruch der anerkanntesten und unentbehrlichsten Grundsätze des Völkerrechts, einen unzweifelhaftern und zwingendern casus belli für die Mächte gegeben, als hier. Das können die Russen und ihr Gesandter in Peking ebensowenig bestreiten, wie wir Deutschen, deren Gesandter gefallen ist. Weder der Zar noch Graf Lambsdorff noch Herr von Giers können glauben, daß sich die Regierung, die daran die Schuld trägt, und mit der man wird Frieden schließen müssen, gebessert habe, daß sie sich zum Respekt vor dem Völkerrecht, zur Rücksicht auf die Fremden wirklich bekehren wolle, vielleicht gar gerührt und zu aufrichtigem, ewigem Dank geneigt durch die großmütige Wiedereinsetzung in den vorigen Stand durch die Retirade aus Peking. Die Russen so gut wie die ganze Welt wissen, mit wie hartnäckigen und bösartigen Vorurteilen man es zu thun hat. Sie wissen es genau, daß mit diesen Leuten ein Friede nur geschlossen werden kann nach einer exemplarischen Strafe, nachdem sie die ganze Kraft der abendländischen Kultur empfindlich gespürt haben. Es ist gewiß richtig, daß die Masse des Volkes friedfertig ist und unter Umständen vom Fremdenhaß abgebracht werden kann; es ist auch richtig, daß die Europäer viel Schuld an diesem Haß tragen; es ist endlich richtig, daß auch unter den Mandarinen manche zu Reformen geneigte Männer sind. Aber ebenso steht doch auch fest, daß diese Reformchinesen noch lange auf Erfolg und Macht werden warten müssen, daß die Masse des Volkes blindgläubig dem fremden- und reformfeindlichen Mandarinentum folgt, und daß diesem Einfluß gegenüber auch die ernstgemeinte oder erheuchelte Fremden- und Reformfreundlichkeit dieses oder jenes Prinzen, ja selbst eines Kaisers noch nicht Bestand hat.

Und solchen Feinden gegenüber sollen die Mächte aus Peking retirieren, um einen schnellen Frieden schließen zu können? Mit Recht protestieren die fremden Kaufleute in den Hafenstädten gegen diesen hellen Unsinn, ganz ebenso wie die fremden Gesandten vor wenigen Wochen dagegen protestierten, durch Regierungstruppen aus Peking fortgebracht zu werden. Sie wußten, mit wem sie es zu thun hatten, und sie wissen es auch heute noch, auch wenn sie vielleicht nach der Annahme des russischen Vorschlags durch die Mächte dem Unsinn zustimmen und die ihrem Schutz anvertrauten Interessen ihrer Landsleute in China preisgeben würden.

Unbegreiflicherweise scheint sich auch ein Deutscher, dem wir besondre Sachkunde und bisher auch ein unbefangnes Urteil zutrauten, Herr von Brandt, in Anschauungen zu verrennen, die dem russischen Vorschlage nahe stehn. Nach ihm ist so schnell und billig wie möglich — d. h. ohne militärische Aufwendungen — Friede zu machen. Nur den status quo ante herstellen, à tout prix! Das ist natürlich Wasser auf die Mühle nicht nur der Russen, sondern auch der grundsätzlichen Nörgler in Deutschland, die nicht denken wollen. Was soll denn ein solcher Friede nutzen? Den schon vorhandnen Interessen des deutschen Kapitals und Unternehmungsgeistes wird er den Stand noch schlechter

machen, als er war, und die Aussichten auf die Zukunft erst recht verderben. Die Chinesen werden noch viel erbitterter und viel dreister und übermütiger werden, sich den notwendigen Reformen erst recht verschließen, in gesteigertem Größenwahn erst recht die Verträge und das ganze Völkerrecht als für sie unverbindlich betrachten. Auch das wissen die fremden Kaufleute in den Hafenplätzen, die gegen die Retirade protestieren, viel besser als Herr von Brandt.

Und was ist es denn bei Licht besehen mit dem viel genannten status quo ante der deutschen Interessen in China? Man komme uns um Gottes willen nicht mit einer Statistik der deutschen Interessen in China nach berühmten Mustern. Was die Statistik unwiderleglich zeigt, ist, daß unsre Interessen in China heute sehr wenig wert sind, daß sie durchaus in der Zukunft liegen. Es ist alles noch im Anfang, aber die Aussichten sind für Jahrzehnte, vielleicht für Menschenalter so groß, daß das Deutsche Reich, das für die Zukunft sorgen muß, eine unverzeihliche Unterlassungssünde beginge, wenn es sie nicht seinen Bürgern, die nach uns kommen werden, zu sichern versuchte mit Aufbietung der politischen Macht, die es hat. Auch die wahrscheinlich berechtigte Annahme, daß China später einmal, wenn seine Bewohner zur modernen wirtschaftlichen Kultur ganz erzogen sein werden, aufhören sollte, für uns ein besonders wertvolles Absatz- und Arbeitsgebiet zu sein, kann daran nichts ändern. Schon die Hast, mit der die andern Kulturvölker zuzugreifen suchen, sollte die Pessimisten in dieser Beziehung belehren. Gerade weil es sich hauptsächlich um die Zukunft handelt, ist ein Friede, der keine dauernde Sicherheit für den nötigen modus vivendi bietet, nichts wert. Die Opfer, die die Herbeiführung eines solchen sichern Friedens fordert, können heut noch leichter ertragen werden als in fünf oder zehn Jahren.

Niemand in Deutschland denkt an kriegerische Abenteuer ins Blaue hinein. Nur eine militärische Position müssen wir einnehmen und behaupten, die uns im Verein mit den übrigen Mächten erlaubt, die Strafe und den Frieden zu diktieren. Dazu gehört vor allem der gesicherte Besitz von Peking. Trotz der pflichtmäßigen Liebenswürdigkeit gegen russische Unbegreiflichkeiten, wenn nicht Schlimmeres, wird die deutsche Diplomatie daran festhalten und damit den Kulturstaaten eine unerhörte Blamage ersparen.

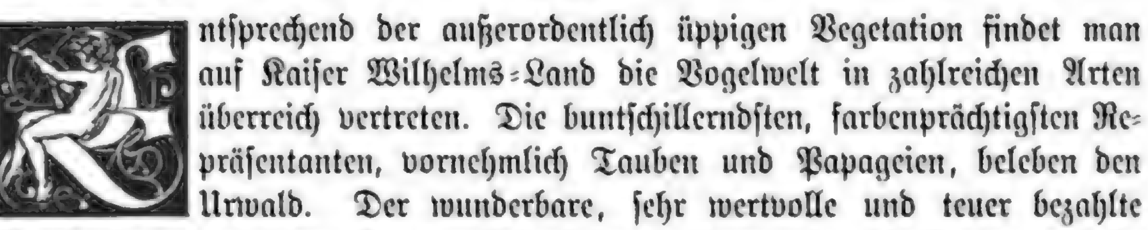




Plaudereien über deutsche Kolonien

Von Max Laenger

(Schluß)



Entsprechend der außerordentlich üppigen Vegetation findet man auf Kaiser Wilhelms-Land die Vogelwelt in zahlreichen Arten überreich vertreten. Die buntschillerndsten, farbenprächtigsten Repräsentanten, vornehmlich Tauben und Papageien, beleben den Urwald. Der wunderbare, sehr wertvolle und teuer bezahlte Paradiesvogel wird von Jahr zu Jahr seltner. Darum hat die Regierung hohe Strafe auf seine unerlaubte Tötung gesetzt. Ein Jagdschein, für Erlegung eines Exemplars ausgestellt, kostet 100 Mark. Die Gewässer sind durchweg fischreich, und die Bewohner des Archipels sehr geschickte Fischer. Bemerkenswert ist, daß diesem Gewerbe nur die Männer obliegen; die Frauen dürfen nie zugegen sein; bei besonders großen Fischzügen sondern sich die Männer vollständig von den Frauen ab. Sehr gefürchtet sind die Alligatoren, die in Menge und in sehr großen Exemplaren vorkommen, oftmals in die Pflanzungen einbrechen und das Vieh anfallen. Während meiner Anwesenheit auf Neu-Pommern wurde einem in der Blanchebai wohnenden Pflanzer vor seinen Augen am hellen Tage ein großer wertvoller Hund durch eine solche Bestie geraubt, die blitzschnell mit dem heulenden Köter in der Tiefe des Wassers verschwand, ehe sich der Weiße von seinem nicht geringen Schrecken erholen und auf den frechen Räuber schießen konnte.

Die Pflanzer bauen hauptsächlich und mit gutem Erfolg Kokospalmen, Baumwolle und Tabak. Der Krebsschaden des ganzen Betriebs ist hier wie überall in den Kolonien die Arbeiterfrage. Außer Kanakas, die unter mancherlei Schwierigkeiten von den verschiednen Inselgruppen der Südsee hierher gelangen, werden Javanen von Sumatra und Chinesen eingeführt. Die Chinesen finden meist nur Verwendung im Tabakbau, der fast ausschließlich von der Astrolabekompagnie betrieben wird.

Leider ist die Sterblichkeit unter den schwarzen Arbeitern sehr groß. So starben z. B. von 600 importierten Leuten im Laufe von zwei Jahren 450, also 75 Prozent.

Die Hauptpflanzungen der von der Neu-Guineakompagnie ins Leben gerufnen Gesellschaft liegen an der Nordküste des Kaiser Wilhelms-Landes in Jomba, Govina und Erina. Bei der Ertragfähigkeit der Kokospflanzungen sei erwähnt, daß man allgemein von einer Kokospalme einen durchschnittlichen

Reingewinn von zwei Mark im Jahre annimmt. Die Pflanzungen der Ralum-gesellschaft werden auf 400000 Bäume geschätzt. Als Beweis für die viel-gerühmte deutsche Einigkeit soll hier die Thatsache angeführt werden, daß die Neu-Guinea- und die Astrolabekompagnie, anstatt Hand in Hand zu gehn, einander spinnefeind sind.

Außer den in den Plantagen gewonnenen Produkten sind einheimische Waffen, Schmuckgegenstände und Hausgeräte Hauptthandelsartikel. Sie werden wegen ihres ethnologischen Wertes teuer bezahlt. Vor allen Dingen aber führt das Schutzgebiet einen chinesischen Leckerbissen, den Trepang, aus. Unter „Trepang“ versteht man Seewalzen, Holothurienarten, die in Menge gefangen, mit Popaiblättern und Seewasser gekocht, danach an der Sonne getrocknet und in Fässern verpackt nach dem „Himmlischen Reiche“ exportiert werden, wo man unglaublich hohe Preise dafür zahlt. Die Tonne Trepang erzielt einen Preis von 110 bis 130 Pfund Sterling, also 2200 bis 2600 Mark. Regelmäßigen Verkehr mit der zivilisierten Welt unterhält der aller acht Wochen von Singa-pore aus das Gebiet durchfahrende Norddeutsche Lloyddampfer „Stettin.“ Seine Ankunft in den Ansiedlungen ist für die dort ansässigen Europäer jedesmal ein Fest. Der noch neue, ebenfalls den Archipel befahrende Dampfer der Neu-Guineakompagnie „Johann Albrecht“ ist leider vor etwa neun Monaten bei den Hermitinseln gestrandet.

Weder an der Küste des Kaiser Wilhelms-Landes, noch auf den Inseln des Archipels kann man von der See aus die Hütten der Eingebornen sehen. Die Dörfer liegen meist versteckt im Walde; die Hütten sind klein, unansehnlich, niedrig, aus Bambusstäben aufgeführt, mit Palmblättern gedeckt. Im Dorfe wohnen nur die Verheirateten und die Mädchen; die unverheirateten Männer bewohnen ein außerhalb des Dorfes gelegnes Haus, das sogenannte Jung-gesellenhaus. Nur am Tage und um sich Nahrungsmittel zu holen dürfen sie das Dorf betreten. Tättowierungen der verschiedensten Art findet man zwar bei allen Stämmen, aber weitaus beliebter sind die Ziernarben auf Gesicht, Brust, Schultern und Armen. Die den Körper nach unserm Geschmack geradezu entstellenden Verschönerungen erzielen die Schwarzen durch Selbst-verwundung mit glühenden Kohlenstückchen. Eine große Gewandtheit entwickeln sie im Schwimmen und Tauchen. Stücke Tabak, ins Meer geworfen, entgehn ihnen nie. Ihre Kanoes, wie überall in der Südsee mit Auslegern auf einer Seite versehen, handhaben sie außerordentlich geschickt; doch habe ich nie irgendwo Segelkanoes gesehen. Im allgemeinen trifft man meist häßliche, un-schöne Gestalten und Gesichtszüge an, besonders bei den Weibern. Dennoch gelten die Männer durchweg für sehr eifersüchtig. Die Mädchen werden meist an ihren Ehegemahl verkauft; die für die Häuptlinge Auserkornen werden von Kindheit an wie die Gänse gemästet und genudelt, dürfen sich nur sehr wenig Körperbewegung machen, damit sie recht fett werden; denn hier heißt es: „Je fetter, desto schöner!“ Als Kaufgeld hat man oft sogenanntes Muschelgeld (diwarra). Dieses Geld wird folgendermaßen hergestellt: Eine seltne Muschel-



art wird in kleine Stücke zerschlagen, diese werden auf ausgehöhlte Stäbchen gelegt und damit auf angefeuchteten harten Steinen so lange gerieben und geschliffen, bis sie vollständig glatt und rund sind. Das fertige Stück ist etwa einen Millimeter dick und hat die Größe eines silbernen Zwanzigpfennigstücks. Nun wird jedes Stück mit Hilfe eines spitzen Feuersteins gelocht und die fertigen Stücke auf einer etwa 30 Centimeter langen Schnur dicht aneinander gereiht. Diese Schnüre repräsentieren das Muschelgeld und gelten als Zeichen von Wohlhabenheit und Reichtum des Besitzers. Bei festlichen Gelegenheiten werden sie als Halsschmuck getragen. Der Wert des Muschelgelds ist schwer anzugeben. Für eine Jungfrau bezahlen der Ehegatte oder seine Eltern zehn bis zwölf Schnüre; doch geht der Kaufpreis zurück, wenn sich die Gatten nicht vertragen.

Die Kleidung der Insulaner ist durchweg dürftig; oft sucht man sie bei beiden Geschlechtern vergeblich. Zuweilen tragen die Männer einen kurzen, aus Baumbast gefertigten Schurz, der durch die Beine gezogen wird und vorn etwas länger herunterhängt. Hier und da findet man auch wohl als Kopfbekleidung etwa vier bis fünf Centimeter hohe, dütenförmige Kappen aus Kokospalmblättern geflochten. Die Frauen bekleiden sich meist mit einer Art kurzem Unterrock aus fein gespaltnen Palmblättern. Man rühmt dem schönen Geschlecht große Mutterliebe nach und den Segen einer überaus reichen Milchquelle. So ist es durchaus nichts seltnes, daß Frauen außer ihrem Kinde noch ein junges Ferkelchen groß säugen. Und dieses steht sich gar nicht schlecht dabei; es gedeiht vortrefflich.

Eine entschiedne Vorliebe haben beide Geschlechter für Schmuck und Putz. Für sehr kostbar gilt ein Halsschmuck aus vielen Reihen Perlen und Hundezähnen, der indes nur von Frauen angelegt wird. Die Männer fügen diesem Schmuck noch Eberzähne und Muscheln hinzu. Arme und Füße werden mit Bastringen geschmückt, in die zahlreiche Muscheln kunstvoll eingeflochten sind. Die Stirn zieren Bänder mit aufgereihten Muscheln, Perlen, Zähnen. Bemalte und geschnitzte Holzkämme und bunte Federn werden im Haare befestigt. Einen sehr angenehmen Eindruck macht das Durchflechten aller Schmuckgegenstände mit frischen Blumen, Gräsern und Farnen. An einigen Orten, z. B. Herbertshöh und Matupi, sah ich die Nasenflügel und Nasenscheidewand mehrfach durchlöchert und kleine Pflöcke oder Holzstäbchen (girn) hineingesteckt, vereinzelt auch hufeisenförmig gebogne Perlmutterstückchen. Ein Gegenstand, den der Schwarze nie ablegt, ist der Awelong. Es ist dies eine Tasche, in der er die ihm unentbehrlichsten Dinge unterbringt, wie kleine Gefäße aus hohlen Kürbissen, mit Kalk und Arekanuß gefüllt. Durch Zusammenmischen beider Substanzen erhält man einen roten, scharf beißenden Brei, Betel genannt, den die schwarze Bevölkerung mit Stäbchen zum Munde führt und leidenschaftlich gern kaut. Mund und Zähne färben sich davon intensiv rot.

Wenn die Insulaner Tänze aufführen, so begleiten sie die mit Gesang und dem eintönigen Klang kleiner Trommeln, die aus ausgehöhlten Holzstücken

mit darüber gespanntem Fell bestehn und bei der Handhabung über den Kopf gehalten werden. Die Männer erscheinen bunt bemalt, vorzugsweise mit roter Farbe, und geschmückt mit frischem Grün. Der Solotänzer trägt einen hohen Kopfputz aus farbigen Federn. Die Mitte krönt ein ausgestopfter Paradiesvogel. Im Bismarck-Archipel trifft man bei den Eingebornen häufig die Sitte an, imitierte Vogelköpfe vor das Gesicht zu bringen, die an einer kleinen Holzplatte mit den Zähnen festgehalten werden.

Der Charakter der Bevölkerung ist, wie bei den vielen Stämmen und vermischten Rassen natürlich ist, sehr verschieden. Die Bewohner der Blanchebai sind ziemlich friedfertig, während den Papuas und vor allem den Insulanern des Bismarck-Archipels nicht über den Weg zu trauen ist. Mancher Weiße ist hier schon ermordet worden, wie noch vor kurzem der Landeshauptmann des Kaiser Wilhelms-Landes, von Hagen. Die Bukaleute von der nördlichsten Insel der Salomonsgruppe gelten für die zuverlässigsten und tapfersten Leute. Deshalb rekrutiert sich die schwarze Schutztruppe des Richters in Herbertshöh aus diesen. Der Kannibalismus ist noch durchweg verbreitet und wird auch wohl in absehbarer Zeit nicht ausgerottet werden können. Den Erzählungen eines langjährigen Ansiedlers entnehme ich über die Sitte der Menschenfresserei folgende wahre Einzelheiten: Der Kopf der zum Verspeisen bestimmten Opfer oder der Leichen erschlagner Feinde wird vom Rumpfe getrennt und so lange gekocht, bis nur noch die Knochen vorhanden sind. Der Schädel wird dann in der Sonne gebleicht und vor dem Hause des siegreichen Häuptlings auf eine lange Stange gesteckt. Die Arm- und Beinknochen werden ausgelöst, sorgfältig gereinigt und zur Verzierung von Bogen, Pfeilen und Speeren verwandt. Die Eingeweide werden ins Meer geworfen, den Fischen zum Fraß. Der Leichnam wird von festlich geschmückten und mit bunten Farben bemalten Frauen der Dorfschaft in Stücke geschnitten, diese sorgfältig in Kokosnußmilch gewaschen und mit allerlei scharfen und würzigen Kräutern in Bananenblätter eingewickelt. Nun werden größere und kleinere Steine im Feuer erhitzt, die präparierten Fleischstücke in eine Grube zwischen die heißen Steine gelegt, Erde darauf geschüttet und das Fleisch langsam gar gebraten. Dieser Vorgang währt drei Tage, die Steine werden öfter ausgewechselt. Während dessen darf niemand von den Teilnehmern an der Mahlzeit irgend etwas genießen. Nach dieser Zeit wird das Fleisch ausgegraben, und das Festmahl nimmt unter Gesang und Tanz seinen Verlauf.

Leichen von Leuten des eignen Dorfes oder Stammes werden nicht verspeist, sondern mit ihren besten Schmuckgegenständen angethan auf einem besonders hergerichteten Gestell verbrannt. Herz und Beckenknochen werden, wenn der Verstorbne der niedern Volksklasse angehört, vergraben. Stirbt ein Häuptling, so wird sein Herz getrocknet, in kleine Stücke geschnitten und unter den Verwandten verteilt, die es als Amulett tragen. Etwa drei bis vier Monate nach dem Begräbnis findet auf demselben Platze ein großes Festmahl statt. Hierzu wird ein Schwein an dem Gerüst, auf dem die Leiche verbrannt wurde,

angebunden und das Gerüst in Brand gesteckt. Hierbei versengen die Borsten des Tieres, das nun geschlachtet und zum Essen zubereitet wird. Als Zuthat dient das Mark junger Kokospalmen.

Das ganze nordöstliche Gebiet auf Neu-Guinea und der Bismarck-Archipel sind zwar auf den Karten als deutsches Schutzgebiet verzeichnet; aber es giebt da noch weite, weite Strecken, die noch kein Europäer betreten, geschweige denn erforscht hat; es giebt da noch manche Insel, die niemand kennt, von der niemand etwas weiß. Viele Inseln sind unbewohnt, auf andern sterben die Stämme, meist infolge sexueller Krankheiten, aus, so z. B. auf den Hermitinseln, die nur noch etwa dreißig Männer aufweisen sollen. Dasselbe Los trifft die Bewohner der Anachoreten. Allgemein ist hier die gewiß seltne Thatsache konstatiert worden, daß es unter der Bevölkerung mehr Männer als Frauen giebt. Fast auf jeder der vielen Inseln und Inselgruppen fand ich andre Menschenklassen, andre Gebräuche, andre Sprache.

Die wenigen, über das Schutzgebiet verstreuten Weißen führen ein jammervolles, ödes Leben, das jeder Beschreibung spottet. Täglich, stündlich in Gefahr, getötet und verspeist zu werden, sind sie nur auf die Vortrefflichkeit ihrer Schußwaffen angewiesen. Es ist mir unverständlich, daß es Menschen geben kann, die unter Verzichtleistung auf alles, was menschenwürdig leben heißt, ihre Tage und Jahre in so elender Lage zubringen können. Ich begehe wohl kein Unrecht, wenn ich annehme, daß viele darunter sind, die triftige Gründe von Heimat und Lieben, Vaterland und Kultur fortgetrieben haben, weit, weit fort in diese einsamen und fast vergessenen Gegenden.

Ich will meine kleine Schilderung schließen mit einem wahrheitsgetreuen Abriß aus dem Leben eines Mannes Namens Gangloff, dessen wechselvolles Geschick das Interesse jedes den Bismarck-Archipel Bereisenden in hohem Grade erweckt und dem Leser ungefähr ein Bild von den Gefahren und Schwierigkeiten geben soll, die den Weißen in diesen fernen Schutzgebieten des Deutschen Reichs ständig bedrohen. Gangloff, ein geborner Russe, lebte zur Zeit des deutsch-französischen Kriegs als naturalisierter Franzose in Straßburg im Elsaß. Er trat später in die französische Armee ein und nahm als Offizier an den Feldzügen nach Marokko und Tripolis teil. Bei einem Streit mit seinem Hauptmann erschoß er diesen, deshalb wurde er von den Gerichten zu fünfjähriger Zwangsarbeit und Deportation nach Neu-Kaledonien verurteilt. Nach verbüßter Strafe entfloh er mit zwei Leidensgefährten in einem winzigen Boote. Wochenlang irrten die Flüchtlinge auf dem weiten Meere unter unbeschreiblichen Qualen, Strapazen und Entbehrungen umher. Schließlich landeten sie, dem Tode nahe, auf Finschhafen im Kaiser Wilhelms-Land. Die deutsche Regierung hielt sie fest und stellte sie der französischen zur Verfügung. Diese machte jedoch von dem Angebot der Auslieferung keinen Gebrauch. So wurden sie frei gelassen, ihnen aber die Alternative gestellt, entweder sich im Bismarck-Archipel anzusiedeln oder das Schutzgebiet zu verlassen. Sie wählten das erste und ließen sich auf der Insel Nusa nieder.

Hier führten sie ein gefahrvolles Leben. Die Schwarzen überfielen sie häufig, brannten ihre Behausung nieder, beraubten sie und ließen ihnen Tag und Nacht keine Ruhe. Die Unglücklichen litten entsetzlich unter der beständigen Furcht vor Überfällen und martervollem Tod. Krank, von bösen Fieberanfällen geplagt und ohne richtige Ernährung und Pflege erlahmten sie in ihrer Wachsamkeit, und so gelang es nach etwa anderthalbjährigen Kämpfen den Eingebornen, die beiden Gefährten Gangloffs zu töten, die unter Jubel und Tanz verzehrt wurden.

Die Zeit des Festschmauses benutzte Gangloff, obwohl aus mehreren Wunden blutend, zur eiligen Flucht. Er rettete das nackte Leben auf die Insel Kung. Hier gelang es ihm, sich den Schutz eines Häuptlings zu sichern. Er erbaute eine Hütte und erwarb etwas Land; jedoch fand er nicht eher Ruhe und Frieden vor den Insulanern, bis er sich mit der Tochter des Häuptlings vermählte. Wie wenig er indes seiner schwarzen Umgebung trauen konnte, sollte ihm folgender Vorfall zeigen. Eines Tags begab sich Gangloff auf den Fischfang, wozu er sich der Dynamitpatronen zu bedienen pflegte. Unglücklicherweise krepierte eine derselben, während er sie noch in der Hand hielt, und verstümmelte ihn grauenhaft. Der rechte Arm wurde bis auf einen kurzen Stumpf zerschmettert, die ganze rechte Gesichtshälfte und das rechte Auge zerrissen. Die Schwarzen, die ihn hilflos glaubten, fielen ihn sofort an; aber es gelang dem energischen Manne, den Revolver mit der linken Hand zu ziehn und sich der Angreifer zu erwehren. Noch mehr als das. Er zwang den Häuptling, indem er ihm den Revolver auf die Brust setzte, ein Boot zu bemannen, das ihn zum Arzt nach Herbertshöh bringen sollte.

Als das Boot etwa eine Seemeile von Land entfernt war, sprangen plötzlich alle Ruderer über Bord und ließen ihn allein zurück. Unter unsäglichen Mühen brachte er, nur auf den linken Arm angewiesen, das Boot zur Insel zurück und erzwang von dem Häuptling zum zweitenmale ein Boot. Nach sechstägiger Fahrt und zweitägigem Marsch durch Sumpf und Urwald, während er sich unter ungeheuern Schmerzen die schrecklichen Wunden nach Möglichkeit wusch und kühlte, zu Tode erschöpft, da er aus Furcht vor einem Überfall durch seine schwarzen Begleiter fast nicht zu schlafen wagte, langte er in bedauernswertem Zustande in Herbertshöh an.

Der rechte Arm wurde amputiert, die Wunden geheilt, die Augenhöhle gereinigt, und schon nach sechs Wochen sehen wir ihn wieder auf dem Wege nach der Insel Kung. Mit seiner erstaunlichen Energie und unbeugsamen Willenskraft hat er hier in den letzten Jahren geradezu Großes geleistet. Er nennt heute eine Plantage von etwa 10000 Früchte tragenden Kokospalmen sein eigen, exportiert außer Kopra und Waffen der Eingebornen den kostbaren Trepang. Obgleich er ein armer Krüppel ist, und seinen Körper die Narben vieler Speerstiche bedecken, fürchten ihn die Schwarzen sehr, die er durch wilde Energie und tollkühnen Mut in Schranken hält. Er gilt für einen wohlhabenden, ja reichen Mann; auch ist seiner Ehe ein Knabe entsprossen, der

einst das Erbe des Vaters antreten und mehren soll. Ob er aber zu beneiden ist? Wen gelüstet, nach diesem Schutzgebiete Deutschlands als Vorkämpfer westlicher Kultur zu ziehn? Der Weg ist frei, und das Gebiet ist weit!



Weiteres über Ibsen

(Fortsetzung)

Grüblerdramen



Man mag die Aufgabe des Dramas darin sehen, daß es uns den menschlichen Makrokosmos im Mikrokosmos einer einzelnen Begebenheit, oder darin, daß es uns einen bedeutenden Charakter in den bedeutendsten Augenblicken seines Lebens zeigt, in jedem Falle geben Revolutionen dankbare Stoffe ab; verläuft doch die Weltgeschichte als eine Kette von Umwälzungen, und bieten doch gerade die gewaltsamsten Umwälzungen den Charakteren die reichlichste Gelegenheit dar, sich im Handeln und Leiden zu bewähren. Trotzdem giebt es nicht viele Revolutionsdramen, die der Aufnahme in die Weltlitteratur würdig gewesen wären. In Shakespeares Königsdramen finden wir wohl Empörung der Großen und Volksaufstände, aber nur als Hintergründe und Begleiterscheinungen, ohne daß auf den aufrührerischen Charakter dieser Begebenheiten Gewicht gelegt würde. In Macbeth ist der Mord Duncans und Banquos wichtig als Verbrechen, nicht als Mittel der Staatsumwälzung. Unser heutiger Begriff von Revolution war eben früher noch gar nicht vorhanden; er konnte nicht aufkommen, weil Staatsumwälzungen im Altertum — die paar Jahrhunderte römischer Kaiserherrschaft abgerechnet — und im Mittelalter die alltägliche und sozusagen ordnungsgemäße Form des politischen Lebens, deshalb gar keine auffälligen Erscheinungen und keine von Krieg und Fehde verschiedne Kategorie waren. Erst nachdem der moderne Staat mit seinem absoluten Königtum entstanden und als eine göttliche Ordnung anerkannt worden war, die umzustürzen Frevel sei, erst nachdem die Gelehrten angefangen hatten, die Frage zu erörtern, ob es einem Volke erlaubt sei, sich eines Tyrannen zu entledigen, erst da konnte der moderne Begriff der Revolution entstehn und mit ihm die Revolution selbst und das Revolutionsdrama.

Der großen Revolutionszeit verdanken wir den Figaro von Beaumarchais und Schillers vier oder fünf Revolutionsdramen. (Fiesko ist am Ende mehr Intriguenstück, dagegen muß man Kabale und Liebe dazu rechnen, weil es, wie Figaro, zwar nicht von Revolution spricht, aber sehr kräftig zu einer solchen anreizt.) Seitdem hat sich die Welt wieder bedeutend geändert. Wie

in der Geologie, so ist in der Politik die Katastrophentheorie von der Entwicklungslehre abgelöst worden. Der europäische Kulturkreis hegt eine große revolutionäre Partei in seinem Schoße, die sozialdemokratische, aber diese ist die einzige, und sie hat, aus der Not eine Tugend machend, feierlich erklärt, daß sie nichts Gewaltsames plane und allemal, wo sie Revolution spricht oder schreibt, Evolution meine. Nichts könnte die Herren Singer, Bebel und Millerand mehr entsetzen, als wenn ein junger Feuerkopf, der zugleich ein poetisches Genie wäre, durch ein packendes Drama eine unzufriedne Volksmenge zu einem Putsch fortrisse — mehr als ein Putsch ist ja im modernen Militärstaat nicht denkbar. Die Weltgeschichte läßt sich eben ganz marxisch an (abgesehen von der irrtümlich in die Theorie hineingekommnen Schlußkatastrophe) und zugleich darwinisch; sie verläuft als eine Wechselwirkung zwischen dem Riesenpanzertier Militärstaat und dem umbildenden wirtschaftlichen Milieu, das seine Panzer und seine Fangarme beständig verstärkt und vermehrt, ein Gleichnis, das nur insofern hinkt, als das Milieu in dem Tiere drin steckt und der Panzer mehr nach innen als nach außen schützend wirkt. Auch wird bei der Solidarität der kapitalistischen und der monarchischen oder Regierungsinteressen die Einzahl, das Tier, bald keine Redefigur mehr sein; die Einzelstaaten verschmelzen trotz alles gelegentlichen Zoll- und Kolonialgezänks — das sind die beiden einzigen noch übrigen Streitgegenstände — mehr und mehr in einen einzigen ungeheuern Körper, dessen Blut — das Geld ist. Legt sich diesem Ungeheuer ein äußeres Hindernis wie der südafrikanische Bauernstaat in den Weg, so wird es langsam aber sicher zermalmt. Wenn bei solcher Alleinherrschaft der Massenwirkung der Einzelne nur noch als dienendes Glied in einer Kette von „Entwicklungen" zu wirken vermag, so scheint es nicht allein mit dem Revolutionsdrama, sondern mit dem Drama überhaupt vorbei zu sein, da dieses ohne selbständige Charaktere und ihr freies Handeln nicht denkbar ist. Der Lärm, den „die Moderne" mit ihrer Umwertung aller Werte verführt, hat nichts zu bedeuten, denn das ist Litteraturgeschwätz, Geschwätz von Leuten, die, ohne je zu handeln, für ihren eignen engen Kreis schwätzen und auf die „Entwicklung" keinen Einfluß üben.

Aber hoffentlich geht diese Periode einer rein im Materiellen ganz mechanisch verlaufenden Entwicklung vorüber und kommen später einmal Individualgeist und Charakter wieder zu ihrem Recht. Dann werden ohne Zweifel neue Ideen oder wenigstens neue Kombinationen der alten Ideen zur Herrschaft gelangen, nicht ohne Konflikt natürlich mit den alten Kombinationen, und unter den Litteraturerzeugnissen, die diesen zukünftigen Zustand anbahnen, könnten immerhin auch Dramen sein, die den Konflikt des Neuen mit dem Alten darstellten und daher, als Vorbereiter einer Umwälzung, Revolutionsdramen genannt zu werden verdienten. Solche Stücke zu schreiben, den Kampf und Sieg *lebensfähiger* neuer Ideen darzustellen, ist nun aber gerade Ibsen am wenigsten befähigt. Nicht bloß aus dem Grunde, der im 34. Heft in dem Aufsatze „Umsturzdramen" angeführt wurde, weil er nämlich als Pessimist keinen Reformplan, daher auch keinen Plan zu einer vernünftigen und be-

rechtigten Revolution haben kann, sondern auch darum, weil er den Blick für die großen Weltbegebenheiten, den er anfänglich hatte, verloren und sich in sein eignes verbittertes und grüblerisches Innere eingesponnen hat. Die „Helden“ der vier Stücke, die wir jetzt betrachten wollen, sind meistens reine Erzeugnisse eines grüblerischen Gehirns; die, die von ihnen etwa psychologisch möglich sind, deshalb als in der Wirklichkeit vorkommend angesehen werden können, eignen sich gar nicht zu dramatischen Helden, und ihre Modelle werden niemals eine Wendung der Weltgeschichte, weder zum Guten noch zum Schlimmen, herbeiführen. Die Grübelei ist gleich allen Lastern die Übertreibung einer guten Anlage oder Eigenschaft, und zwar einer deutschen. Während es dem Romanen nahe liegt, die dramatischen Katastrophen aus äußern Begebenheiten oder aus konventionellen Verhältnissen und Vorurteilen, wie Standesehre, entstehn zu lassen, was der spanischen und französischen Bühnentechnik sehr zu gute gekommen ist, verlangt der Germane, daß das Schicksal des tragischen Helden aus seinem Charakter erwachse. Nun reflektiert natürlich ein Mensch von Charakter, reflektiert um so anhaltender und ernster, je tiefer und gediegner er ist; er kann also ein Grübler werden; aber so lange seine Schicksale Folgen seiner Leidenschaften sind, stempelt ihn seine Reflexion über Leidenschaft und Schicksal noch nicht zum Kranken; krank, und demnach zum dramatischen Helden ungeeignet, ist er erst dann, wenn er nicht mehr aus Leidenschaft, sondern aus grüblerischer Einbildung handelt.

Ibsen darf sich ja auf große Vorbilder berufen. Hamlet gilt als unpraktischer Grübler, und darum muß auch sein Schöpfer zu Zeiten gegrübelt haben. Man kann ihn freilich auch anders auffassen. Ereignisse wie die in seinem Hause vorgegangnen können auch einen ganz gesunden Menschen tiefsinnig machen, ja es müßte schon ein sehr leichtsinniger sein, den sie nicht zu ernstem und anhaltendem Nachdenken zwängen, und daß er nicht sofort das ihm aufgetragne Strafgericht vollzieht, kann durch seine Gewissenhaftigkeit entschuldigt werden: er will nicht eher handeln, als bis er sonnenklare Gewißheit hat. Indes, die Mehrheit der Erklärer läßt diese Entschuldigungen nicht gelten, und so mag er als Grübler der Verdammnis preisgegeben bleiben, die das zuständige Richterkollegium über ihn verhängt hat: Shakespeare wird von diesem Urteil nicht betroffen; auf den einen kranken Mann, den er zum Mittelpunkt eines Dramas gemacht hat, kommen die Hunderte von gesunden Menschen, die sich in bunter Mannigfaltigkeit auf seiner Bühne tummeln, und das Drama Hamlet entspricht allen übrigen Anforderungen der Ästhetik, indem jede Person darin erntet, was sie gesät hat. Zweifellos ein Grüblerdrama ist Tasso; ein peinlich wirkendes Stück, dessen ganzer Inhalt darin besteht, daß zwei eitle und eigensinnige Männer einander ärgern, sich selbst Qual und ihrer Umgebung Unbehagen bereiten. Aber Goethe hat so viel Gutes geschaffen, daß man ihm dieses Kind einer wunderlichen Laune verzeihen muß.

Vielleicht darf man Hebbel anklagen, daß er das Grüblerdrama als Kategorie eingeführt habe. Vischer hat etwas ähnliches schon 1847 in den

„Jahrbüchern der Gegenwart“ gesagt. Er schreibt von ihm: „Gleich in seinen ersten Versuchen zeigte er sich als einen Geist, der berufen ist, seinen Stoff zur Tiefe einer Seelengeschichte zu durchdringen, den Gang des Schicksals zu den innersten Quellen des verborgnen Knotens zu verfolgen, der sich aus geheimnisvoller Verwicklung der Motive in den Tiefen der Persönlichkeit schürzt. Er griff aber im Stoff fehl und gab dadurch einen eigentümlichen Mangel seines Blicks zu erkennen, von dem er sich auch in einer ungleich reifern letzten Leistung keineswegs befreit hat: Mangel an Verständnis der Sitten. Hebbel versteht den Charakter und versteht das Spannende, tief Wirkende in der Aufeinanderfolge der Begebenheiten, aber er versteht die Sitten nicht, das einfach Herrschende, die untersuchungslos gegebne, von der Natur und Gewohnheit gebildete, daher immer naive Norm, worin sich die Zeiten, die Völker, die Stände bewegen. Durch und durch modern, macht er Irrgänge des Seelenlebens zu seinem Thema und fragt nicht, ob das Thema nicht mit der Einfachheit der gediegnen und zweifellosen Zustände der Menschen, in die er sie wirft, in schreienden Widerspruch tritt. Seine Phantasie ist durch und durch auf das innerlich verwickelte gerichtet und dem Einfältigen so fremd, so ätzend korrosiv, so geistig durchlöchernd, zernagend, durchbohrend, daß ein klaffender Bruch zum Vorschein kommen muß, wo er sich in antiken oder mittelalterlichen Lebensformen bewegt.“ In der That, die Gespräche, die Judith mit ihrer Mirza führt, passen wohl in das Boudoir einer heutigen Pariser Weltdame, die Romane liest und lebt, aber nicht in ein jüdisches Frauengemach der Zeit Nebukadnezars. Sind nun Hebbels Personen bloß mehr, als zum Milieu paßt, von Reflexion angekränkelt,*) so bestehn die Personen der spätern Stücke Ibsens**) sozusagen aus lauter Reflexion und Grübelei.

Aber: haben wir denn überhaupt das Recht, an den Dichter Forderungen zu stellen? Darf, ja soll und muß er nicht singen und schreiben, wozu sein Geist ihn treibt? „Nicht gebieten werd ich dem Sänger, spricht der Herrscher mit lächelndem Munde; er steht in des größeren Herren Pflicht, er gehorcht der gebietenden Stunde.“ Das mag für den lyrischen Sänger gelten, der seine persönlichen Empfindungen ausströmt, und den man ja nicht anzuhören braucht oder in seinem bunten Röcklein beim Sortimenter stehn lassen kann; eigentlich muß es ihm sogar lieb sein, wenn er ungekauft bleibt, denn das Ausströmenlassen der Gefühle, die Erleichterung des Herzens, ist ja sein einziger Zweck, und es kann ihm gar nicht angenehm sein, wenn ein indiskretes Publikum in sein Herz hineinschaut. Aber der Dramatiker, den sich ein paar hunderttausend Theaterbesucher kaufen müssen, wenn er seinen Zweck erreichen soll, der hat

*) Die im „Gyges“ auch von einer dem Altertum fremden Sentimentalität; außerdem macht ihm Otto Ludwig das gräßliche Ende der Klara in „Maria Magdalena“ (der Titel ist, nebenbei bemerkt, unpassend) zum Vorwurf: der Dichter solle der Richter, nicht der Henker des Schuldigen sein. Moral und Weltanschauung sind übrigens bei Hebbel gesund, wie besonders sein schönes Epos „Mutter und Kind“ beweist.

**) Siehe den Aufsatz: „Umsturzdramen“ im 34. Heft.

doch Rücksichten zu nehmen. Auf den Zweck kommt es nun an; der bestimmt, welcherlei die Rücksichten sein sollen. Hat das Theater keinen andern Zweck, als den von Langerweile geplagten Müßiggängern und den der Aufheiterung bedürftigen abgerackerten Geschäftsleuten und Arbeitern ein paar angenehme Abendstunden zu bereiten, so hat sich der Theaterdichter, der dann weiter nichts als Berufsgenosse des Zirkusdirektors und der „Künstler“ des Varietétheaters ist, nach dem Geschmack seines Publikums zu richten und diesem zu liefern, was es fordert, mögen es Schnurren und Schnaken sein, oder Rührstücke, oder Schauerstücke, oder Elendsstücke, oder Ausstattungsstücke und Zauberpossen; und finden seine Käufer an der Sektion von Seelenleichen Gefallen, so mag er, soweit es die Polizei erlaubt, auch damit unterhalten. Faßt er aber seine Aufgabe im Sinne der Alten und Schillers, will er der ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechts oder wenigstens seines Volks dienen, so muß er die Gesetze der Ästhetik befolgen. Von Ästhetik und ästhetischen Gesetzen kann nun ebenso wie von Ethik und Sittengesetz und von Geist und Denkgesetzen nur dann die Rede sein, wenn man an ein Reich des Geistes glaubt, das seine eignen Gesetze hat, von ästhetischen Gesetzen insbesondre nur dann, wenn man an ewige und unveränderliche Ideale glaubt. Sind die Ideen veränderliche Entwicklungsprodukte, giebt es z. B. keine Schönheit im alten ästhetischen Sinne, und ist das, was bisher menschliche Schönheit genannt worden ist, weiter nichts als das äußere Kennzeichen der Angemessenheit des Leibes für das Fortpflanzungsgeschäft, das die Aufmerksamkeit und Begierde der Individuen des andern Geschlechts erregt, sodaß zwischen der Schönheit der Venus und den Zeichen der Geschlechtsreife eines Frosches kein wesentlicher Unterschied besteht, dann kann von ästhetischen Gesetzen ebensowenig mehr die Rede sein wie von moralischen. Diesen Standpunkt nehmen wir nun nicht ein, sondern glauben mit den alten Dichtern und Ästhetikern, daß es ästhetische Gesetze giebt, und daß sich der dramatische Dichter an sie zu halten verpflichtet ist, da er einen Beruf zu erfüllen hat, den er nur im Einklang mit diesen Gesetzen erfüllen kann.

Nach Schiller soll uns die Tragödie Lust aus Schmerz bereiten, dadurch läutern und erheben. Nach ihm giebt es keine höhere Lust, als die aus der Betrachtung eines erhabnen Charakters entspringt, der seine sittliche Freiheit bewährt. Solche Bewährung sei aber nicht möglich ohne Leiden, denn wie anders solle der sittliche Charakter seine Erhabenheit zeigen als dadurch, daß er sich durch die Schmerzen, die ihm der Weltlauf, die Naturkausalität zufügt, weder brechen noch beugen läßt? So könne also der Zuschauer das Schauspiel des großen Charakters nicht anders genießen, als indem er den Schmerz des Mitleids mit in Kauf nimmt. Als zweite, untergeordnete Quelle des ästhetischen Genusses im Drama bezeichnet Schiller die Erregung lebhafter Affekte; denn der Affekt, worin der Mensch sich selbst fühlt, sei immer angenehmer als der affektlose, also eigentlich unlebendige Zustand; namentlich aber werde unser Gefühl angenehm erregt, wenn wir Kraft sich bekunden sehen, die

unser eignes Kraftgefühl erweckt. Daß wir andre Menschen Tugend üben sehen, das bessere uns nicht, wohl aber, daß wir sie Kraft üben sehen; denn das erhöhe unsre eigne geistige Kraft, bringe uns unsre Freiheit zum Bewußtsein. Können wir überhaupt handeln, so können wir auch gut-handeln. Aber unserm Willen die rechte Richtung zu geben, das sei nicht mehr Sache der Ästhetik; diese habe nur in eine solche Verfassung zu versetzen, daß wir uns zum Handeln aufgelegt und fähig fühlen. „Offenbar kündigen Laster, die von Willensstärke zeugen, eine größere Anlage zur wahrhaft moralischen Freiheit an als Tugenden, die eine Stütze von der Neigung entlehnen, weil es dem konsequenten Bösewicht nur einen einzigen Sieg über sich selbst, eine einzige Umkehrung der Maximen kostet, um die ganze Konsequenz und Willensfreiheit, die er an das Böse verschwendete, dem Guten zuzuwenden. Woher sonst kann es kommen, daß wir den halbguten Charakter mit Widerwillen von uns stoßen und dem ganz schlimmen oft mit schaudernder Bewundrung folgen? Daher unstreitig, weil wir bei jenem auch die Möglichkeit des absolut freien Willens aufgeben, diesem hingegen es in jeder Äußerung anmerken, daß er durch einen einzigen Willensakt sich zur ganzen Würde der Menschheit aufrichten kann."

Wir wollen nicht untersuchen, ob sich der Kant-Schillersche Freiheitsbegriff halten läßt. Darin hat Schiller zweifellos Recht, daß die angeschaute Kraft nicht allein eine Quelle ästhetischen Vergnügens ist, sondern auch unser eignes Kraftgefühl erhöht und Lust zur Kraftbethätigung einflößt — wie denn Jungen, die im Zirkus gewesen sind, sofort die Zirkuskünste nachmachen —, und diese Krafterhöhung kommt dem Guten schon aus dem Grunde mehr zu statten als dem Bösen, weil man für jenes gewöhnlich mehr die Bahn frei findet als für dieses. Der Anblick von Kraftlosigkeit erregt bei Gesunden ästhetisches Mißfallen; stellt sich beim Zuschauer Wohlgefallen ein, so beweist das, daß er krank, verdorben ist, und das Anschauen oder Lesen von Stücken, deren „Helden" Schwächlinge sind, verschlimmert den Zustand solcher Kranken; sie kokettieren mit ihrem Zustande und verlieren den letzten Rest der Kraft, der ihnen dazu hätte dienen können, sich herauszuarbeiten. Darum ist es verwerflich, Schwächlinge und irgendwie angekränkelte Charaktere zu Dramenhelden zu machen. Die Art und Weise, wie das Schauspiel moralisch wirken kann und soll, ist in den angeführten Worten Schillers so deutlich ausgesprochen, daß es weiterer Erklärungen nicht bedarf. Nicht durch Moralisieren und nicht durch die Vorführung von Musterknaben wirkt das Drama wohlthätig auf die Volkssittlichkeit ein, sondern indem es sich auf die rein ästhetische Wirkungsweise beschränkt, das Wohlgefallen am Kräftigen, Gesunden, Erhabnen, Schönen erweckt.

Aus Emanuel Geibels Nachlaß hat voriges Jahr die Deutsche Rundschau dramaturgische Aphorismen veröffentlicht. Darin lesen wir: „Die Aufgabe des Dramas ist die Darstellung eines Menschengeschicks in einer zusammenhängenden, abgeschlossenen, durch die Charaktere bedingten und aus ihnen hervorwachsenden Handlung. Eine solche Handlung liegt aber nur vor, wo das menschliche Thun kein zufälliges und bedeutungsloses ist, sondern, auf

ein bestimmtes Ziel gerichtet, mit einer Gegenwirkung in Konflikt gerät und durch diese Verwicklung zum Abschlusse oder, dramatisch gesprochen, zur Katastrophe geführt wird. Alle wahre Tragödie ist in gewissem Sinne Schicksalstragödie, denn das letzte und höchste, was vom tragischen Dichter dargestellt werden soll, sind nicht sowohl die leidenschaftlichen Handlungen selbst, als das aus ihrer Verwicklung hervorgehende Resultat (Schicksal), in welchem sich das ewige Gesetz der sittlichen Weltordnung offenbart. Darin liegt der religiöse Charakter, die versöhnende Kraft des ernsten Dramas. Tragödien, die bei noch so glänzender Behandlung des leidenschaftlichen Elements doch der reinen Lösung entbehren — d. h. einer solchen, bei welcher die sittlichen Mächte zu ihrem Rechte kommen —, werden uns immer ein peinliches Gefühl tiefer Unbefriedigtheit zurücklassen. . . . Nicht die Schürzung des Knotens ist die Hauptsache, sondern seine schicksalsmäßige, d. h. eben der sittlichen Weltordnung vollkommen entsprechende Lösung. . . . Nichts ist unstatthafter auf der Bühne als ein Austausch bloßer Gefühle, der keine Folgen hat."

Auch Otto Ludwig, selbst ein großer Dramatiker, nimmt diesen altmodischen Standpunkt ein. Seine Shakespearestudien (im fünften Bande der im Grenzbotenverlag erschienenen Ausgabe seiner Werke) verdienen, als Fortsetzung und Ergänzung von Lessings Hamburgischer Dramaturgie empfohlen zu werden, die sie in mancher Beziehung berichtigen und überragen. Ludwig sieht es mit Recht für ein Unglück an, daß die modernen Dichter zu viel und zu jung Philosophie treiben, „die Dinge früher durch das Glas der Abstraktion als durch das natürliche Auge kennen" lernen. Das schade jedem Menschen, ganz besonders aber dem Künstler, „dessen Stärke im natürlichen Auge liegt." Es liege in der Natur der Sache, „daß der Geist der lyrischen Dichtung am wenigsten dabei zu Schaden kam; denn in ihr will und soll der Dichter ja nur seine eignen Gedanken und Gefühle geben; er hat besonders in Goethe und Schiller Blüten getrieben, die unverwelklich aller Zeit trotzen werden; ich sage, der lyrische Geist, nicht bloß die lyrische Gattung, denn viele der besten seiner Leistungen finden wir, wo man sie nicht suchen sollte — im Drama. Und dem Drama mußte jener Einfluß vor allem Schaden bringen, da in ihm die Poesie am meisten Poesie, am meisten unmittelbare Anschauung, sinnlich begrenzte Darstellung sein muß. Denn die Gestalten der andern Gattungen haben zum Stoffe und zum Schauplatz den unendlich dehnbaren innern Sinn, zum Maßstabe lediglich die Phantasie; die Gestalten des Dramas werden von wirklichen Menschen reproduziert und gemessen von den unbestechlichen äußern Sinnen, vom Auge und Ohre." Die philosophische Grübelei habe aber weit über den Kreis der Dichter hinaus Unheil angerichtet; mehr und mehr werde die Männerwelt lyrisch und weibisch und nehme die Geschlechtslaster der Weiber an, namentlich die Eitelkeit, sodaß man sich nicht wundern dürfe, wenn die Weiber die von den Männern leer gelassene Stelle einzunehmen strebten. Die Helden des Dramas sollten keine Tugendhelden und überhaupt keine Ausnahmeerscheinungen, aber ganze Menschen sein, Typen, aber kräftige Ver-

treter ihres Typus. Solche Menschen stelle Shakespeare dar. Es sei ihm, bis auf wenige Ausnahmen, z. B. im Shylock, gar nicht um recht ungewöhnliche Charaktere zu thun; seine Helden seien keine Ideale, stünden nicht über dem Durchschnitt, aber sie seien wirkliche Menschen; die der Neuern aber seien nicht einmal Menschen, „nicht Menschen, die Gott oder die Natur, sondern die ein Flickschneider gemacht hat, wie Kent sagt." Der Charakter sei übrigens für Shakespeare „bloß der Boden für die Leidenschaft, die er schildern will. Das Handeln der Hauptperson ist allemal das wenigste [wer die »Studien« ganz durchgelesen hat, wird hier keinen Widerspruch mit der zuletzt angeführten Forderung Geibels finden]; die Hauptsache ist ihr Leiden, die Leidenschaft. Er will irgend eine Leidenschaft in all ihrer Vollständigkeit sich steigernd vom leisen Anfange bis wo sie ihren Träger tötet ausmalen; dazu wählt er als Faden einen Charakter, in dem diese Leidenschaft so recht normal ihren Verlauf haben kann, z. B. Romeo, die Art Mann, die der Liebe am zugänglichsten ist, und zwar einer hingebendsten. Er sucht für sein Feuer allemal das Holz, an dem jenes seine Erscheinung am kräftigsten und vollständigsten erzeigen kann. Der Charakter macht die Leidenschaft möglich, dann aber bildet die Leidenschaft den Charakter weiter. Wir sehen zuerst das Stück Holz als ein zur Feuernahrung wie ausdrücklich gemachtes; dann sehen wirs ergriffen und zuletzt mehr, was das Feuer mit dem Holze anfängt als das Holz selber." Dadurch erfüllt das Drama seinen Zweck; es zeigt, was wirklich immer und überall in der Welt geschieht: daß der Mensch zu Grunde geht, wenn eine seiner Leidenschaften über alle andern Antriebe zum Handeln und über die Vernunft hinauswächst.

Selbstverständlich hat der Dichter für diesen Zweck kein andres Material, als was ihm seine Zeit darbietet, und so ist Shakespeare der Spiegel seiner Zeit geworden. Ihr Spiegel, nicht ihr Spiegelbild. „Er zeigt uns die Leidenschaften seiner Zeit dramatisch in den Kämpfen handelnder und leidender Menschen; aber nirgends ist er selbst lyrisch in den Kampf hineingerissen. Das Publikum ist seine berufne Jury. Der ganze Fall wird von den Geschwornen vernommen, die ganze Handlung ereignet sich vor ihren Augen; kein Beweggrund bleibt ihnen verborgen; denn der Beweggrund ist es, der dem Handeln das Urteil spricht; nichts wird beschönigt, nichts halb gezeigt, um das Urteil der Geschwornen zu irren; wir sehen, wie der Schuldige war, ehe er schuldig wurde, den Keim, aus dem der giftige Baum emporschießt, den Samen der Leidenschaft, wir sehen ihn wachsen, bis er die Vernunft überwächst. Wir sehen den Menschen schuldig werden, wir sehen ihn, mit ihren Folgen kämpfend, die Schuld vermehren und endlich an ihr untergehn. Mitleid mit der menschlichen Schwäche faßt uns, die Stärke imponiert selbst noch am Gefallnen." Hamlet geht zu Grunde am Überwiegen der Reflexion und gehört, da es ja auch Grübler giebt, in die Welt Shakespeares, die ein Abbild der wirklichen Welt ist. Aber was Hamlet philosophiert, das ist nicht Shakespeares Philosophie, sondern die irgend eines Hamlet jener Zeit, vielleicht Montaignes.

Shakespeare ist nicht selber Hamlet, sondern er hat den Hamlet gedichtet. Dagegen steckt ein Stück Hamlet im Faust und im Wallenstein und in den Dichtern dieser Stücke. Schiller und Goethe sind ihres grüblerischen Jahrhunderts Spiegel*bilder*. „Der Name Reflexionsdichter braucht uns nicht zu schrecken. Zum Schimpfworte ist er geworden da, wo Reflexion die ganze Poesie sein will, und der Dichter uns überall *seine* Reflexion giebt. Wo sie eine *dargestellte* ist, da ist sie poetisch berechtigt.“

Im Drama der Neuern herrscht nun die unberechtigte Reflexion vor. „Im neuern Drama wie fast in der ganzen neuern Litteratur ist der Dichter selten der Spiegel, meist das Spiegelbild der Zeit, sind die Leidenschaften der Zeit nicht der objektiv behandelte Stoff, sie sind nicht der Gegenstand seiner Darstellung, sondern die maßgebenden Mächte derselben, es erscheinen die Mächte und Verhältnisse nicht in eigner Gestalt und Farbe, sondern durch das parteiisch gefärbte Glas einer herrschenden Leidenschaft angeschaut. Der neuere Dichter ist nicht mehr der Richter des Falles, er ist der Anwalt der unterliegenden Partei, er verwirrt das Bild des Falles, er macht die Ausnahme zur Regel, bemäntelt und beschönigt hier, entschuldigt und verdächtigt dort, schiebt die Schuld von dem Angeklagten auf die Situation, auf die Zeit, auf den Richter selbst, macht aus dem Helden, um ihm nur unser Mitleid zu sichern, ein Ding; zu Hilfe nimmt er die Leidenschaften des Tags, die menschlichen Schwächen der Geschwornen, um sie in die Parteinahme für seinen Klienten hineinzureißen; im Helden fällt nun nicht ein Schuldiger, sondern ein Opfer der materiell mächtigern Gegenpartei; sein Ausgang ist nicht die Folge seiner Schuld, sondern das Los des Schönen auf der Erde; der Haß des Publikums hilft das Schöne an dem rohen Schicksal, das Ideal an der schlechten Wirklichkeit rächen; und so ist es nur zu loben, daß in dem Stück eigentlich niemand spricht als der Dichter selbst, denn es ist in der That niemand anders der wahre Sieger und der eigentliche Held des Stückes, als der geschickte Advokat, der glänzende Redner, der tapfere Verteidiger und Rächer des ungerecht Gerichteten, der Dichter in seiner eignen vor Vortrefflichkeit glänzenden Person.“

Bei Shakespeare ist der Untergang des Helden die Folge seiner Schuld. Wir finden bei ihm, „wie bei den Griechen, eine anfängliche Schuld, die wie ein Wirbel andre, die nahe stehn, mit in sich hineinreißt. Denn das Böse, das sittlich oder intellektuell Verkehrte fällt nicht allein überhaupt auf des Begehrers Haupt zurück, sondern es reißt auch andre in den Wirbel hinein und zwingt sie, was sie von Keimen zur Schuld in sich haben, durch seine Brutwärme, sich zu verschulden, dann straft eine Schuld die andre.“ Wir sehen bei Shakespeare, „die Welt, aber ohne die Widersprüche, die uns in der wirklichen Welt irren.“ Das soll aber bei jedem Drama so sein. Darum muß das Problem des Dichters „ein allgemeines sein, eines, das womöglich sprichwörtlich und der Vorstellung des Publikums geläufig ist, es muß eine Regel sein und keine Ausnahme. Schillers Spruch: »Was sich nie und

nirgends hat begeben, das allein veraltet nie«, läßt sich auch so umstellen: nur was zu allen Zeiten war, das ist — für die Tragödie — wirklich." Deshalb, um hier noch ein Wort Geibels einzuschalten, dürfen Stoffe einer entlegnen Zeit nicht als fernliegend abgelehnt werden, wenn sie allgemein menschlicher Art sind; fernliegend sind für uns nationale Besonderheiten, z. B. der spanische Ehrbegriff, den wir Deutschen nicht gelten lassen, mag er auch heute noch in Spanien herrschen. Daß Ludwig das Tendenzdrama ablehnen muß, versteht sich nach dem schon Angeführten von selbst. Die Heiterkeit namentlich, schreibt er an einer andern Stelle, „die auch das Tragische als Kunstgenuß haben soll, ist damit nicht zu vereinigen. In der guten Tragödie kämpft eine Leidenschaft gegen ein Bestehendes an, dessen Recht von den Leidenschaftsträgern anerkannt wird. So selbst im Julius Cäsar. Brutus und Cassius machen in der Freiheitsliebe, die ihre Leidenschaft ist, kein Recht, kein sittliches Moment geltend, kein Menschenrecht, sondern einen Menschentrieb, den Trieb mannhafter Naturen — und solche wollen sie sein —, nicht als Usurpatoren eines Rechts, das ihnen gehöre, sondern nur eines Besitzes, den sie begehren.

„Die Shakespearischen Menschen wollen sich, d. h. in ihnen will ihre herrschende Leidenschaft sich gegen das, was im Besitze ist, was herrscht, gegen den Weltlauf, die Regel durchsetzen. Wir sehen einen Mächtigen, die individuelle Leidenschaft, gegen das allgemein anerkannte Mächtigere sich erheben, dessen Macht er kennt, und an der er zu Grunde geht. Er geht also aus Überhebung zu Grunde, im bewußten Wagnis. Das Mächtigere muß uns sichtbar als solches dargestellt werden, sei es nun eine Natur- oder sittliche Macht — wie das Gewissen in Macbeth —, nur nicht umgekehrt, daß der Herausforderer eine sittliche Macht ist und einer unsittlichen unterliegt; darum muß die Leidenschaft des Helden — sei auch ihr Objekt ein sittliches — durch ihr Übermaß und durch die Unmacht des Trägers in Schuld verfallen, d. i. unsittlich werden." Der Vorwurf von Shakespeares Kunst sei „der stilisierte gemeine Weltlauf, ihre Seele das innere Gesetz des Weltlaufs. In seiner Welt, die ganz die wirkliche ist, nur geschlossener und im Zusammenhange bloßgelegt, heißt das gut, was in der Wirklichkeit gut heißt, böse, was man in der Wirklichkeit so nennen würde, schön, häßlich desgleichen. Diese Poesie ist versöhnend, während man im wunderlichen Mißverstande jetzt die Poesie eine versöhnende nennt, die uns mit dem Leben entzweit, indem sie unsern Wünschen schmeichelt. . . . So ist bei Shakespeare ein Boden gefunden, der nimmermehr wankend werden kann, derselbe, auf welchem alle Volksdichtung erwächst, den jeder Mensch, der höchstgebildete wie der roheste, verstehn muß, wenn er auch vielleicht dem Halbgebildeten und Überbildeten trivial erscheinen mag. Der Zuschauer braucht in das Theater nicht einen besondern Maßstab mitzubringen; denn der Vorgang auf den Brettern ist nach dem Maße gebaut, das er im Leben, in der Wirklichkeit anwendet, so oft er über Handlungen urteilt: solches Thun, solche Menschen nehmen kein gutes Ende! Und er

braucht nichts als seine eignen Augen, seinen eignen unverbognen Menschenverstand; denn er wird durch keine Reflexion geblendet und irregeführt, er sieht alle Bedingungen seines Urteils in anschaulichem Leben vor sich."

Die Leidenschaft, die im Drama die wichtigste Rolle spielen soll, ist nicht mit augenblicklichen Gefühlserregungen, mit Affekten zu verwechseln. Ludwig giebt Kant Recht, der meint, wo viel Affekt sei, da sei wenig Leidenschaft. Shakespeare, der die menschliche Natur von Grund aus kenne, mache sich dieser Verwechslung niemals schuldig. Was Hegel Pathos nenne, sei nichts andres als die Bemäntelung der Motive, „die wir oft praktisch bei Schiller finden [man denke nur daran, wie er den Tell seinen Meuchelmord rechtfertigen läßt!], das Kunststück einer verwöhnten Zeit, die ihre Leidenschaften verherrlicht und sophistisch zurechtlegt, um thun zu dürfen, wozu sie Lust hat, und doch von Selbstvorwürfen befreit zu sein. Bei den Alten finden wir diese Sophisterei nicht; wo sie bei ihnen vorkommt, ist sie nicht Sophisterei des Dichters, sondern dargestellte der Personen, denen der Autor aus dem Munde andrer sein eignes unbestochnes sittliches Urteil entgegenstellt. Klytämnestra beim Äschylus sucht aus ihrer Schuld ein Recht zu machen, das thun alle Verbrecher; Äschylus selbst aber thut es nicht, denn er stellt ihr verbrecherisches Verhältnis zum Ägisth mit dar und darin ein Motiv, welches Klytämnestra verschweigt, und dem Chore, sehen wir, scheint sie keineswegs gerechtfertigt. Der Leidenschaftlichkeit hängt eine Nüance des Geringen, Verächtlichen an, nicht der Leidenschaft. Wir verachten die Leidenschaftlichkeit deshalb, weil sie Charakterschwäche ist, weil die Natur in ihr den Geist völlig überwiegt; sie ist Unmacht des Menschen über sich selbst. Die Leidenschaft ist es aber gerade, die dem Menschen die ungeheuerste Macht über ihn selbst giebt. Die große Leidenschaft ist, selbst wenn sie auf das Böse geht, imposant, denn sie bringt in das Thun und Denken des Menschen jene grandiose Konsequenz, welche die Vernunft nach ihren eignen sittlichen Forderungen bewirken sollte, aber nie bewirkt."

Wenn sich nun auch Otto Ludwigs Kritik zum Teil, man darf vielleicht sagen vorzugsweise, gegen Schiller richtet, so sind die beiden großen Dichter und Ästhetiker doch in den zwei wichtigsten Stücken einig. Einmal darin, daß Schwäche ästhetischen Widerwillen einflößt, daß daher der Schwächling nicht ins Drama gehört und am wenigsten zum Helden einer Tragödie erwählt werden darf. Dann darin, daß in der Tragödie die sittliche Weltordnung siegen muß. Bei Schiller siegt sie, indem der Held, als ihr Vertreter, im Untergehn seine Freiheit behauptet. Die Lösung des Widerspruchs, die Ergründung des Wesens der tragischen Schuld, würde eine lange philosophische Abhandlung erfordern. Hier genügt es, daran zu erinnern, daß im wirklichen Leben beides vorkommt: manchmal geht der von einer Leidenschaft zum Frevel Fortgerissene unter, manchmal aber auch der Vertreter der Sittlichkeit und des Rechts. Ludwig hat vergessen, daß das zweite, wenn es auch nicht die Regel ist, dennoch notwendig in den Weltlauf gehört, weil, wie Schiller richtig



ausführt, die sittliche Freiheit sich gar nicht bewähren könnte, wenn sie keine Gelegenheit dazu hätte, wenn nie von einem gerechten Manne gesagt werden könnte, daß ihn weder die Wut eines Unrecht fordernden Pöbels, noch das Dräuen des Tyrannen zum Wanken bringe und: si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae; der Kreuzestod Christi bleibt die große Welttragödie, aber natürlich nur unter der Bedingung, daß man die Auferstehung und die Verherrlichung Christi in der Weltgeschichte darauf folgen läßt.

Wer die Welt für einen Mechanismus und den Menschengeist für eine Gehirnausschwitzung hält, für den hat die Tragödie, die wir meinen, so wenig einen Sinn, wie die ganze alte Ästhetik. Es ist aber interessant zu sehen, wie sich die Anhänger der materialistischen Geschichtskonstruktion abmühen, ein Stückchen Idealismus zu retten. In Wien ist am 7. April das Elendsdrama: Der letzte Knopf, vom Publikum abgelehnt worden. Der Rezensent der Wiener Arbeiterzeitung schreibt in der Einleitung seiner Kritik: „Der grandiose Umbildungsprozeß des ganzen gesellschaftlichen Seins zerreißt vor allem das alle Lebenskreise umfassende Band einer widerspruchlosen Sittlichkeit. Das sittliche Gesetz, in der Wirklichkeit in Splitter geschlagen, die sich im Kampfe miteinander weiter zersplittern, findet sich als Einheit nur in der Idee, im historischen Prozeß wieder. Die moderne Tragödie kennt darum die Schuld des Individuums nicht mehr als bewegende Kraft, wie sie die Antike in ihrer religiös befestigten Moral und das beruhigte Protestantentum Schillers wirkend sah. Im Chaos der gesellschaftlichen Revolution gelangen die natürlichen Triebe und Instinkte in den Individuen zu unhemmbarer Gewalt, das Sittliche wird für sie ein bloßes Material, und seine höhere Realität kündigt sich nur den Feinhörigen im Bewußtsein einer allgemeinen Schuld an.“ Wenn der Verfasser mit der Zersplitterung des Sittlichen meint, daß dieses für den Kaufmann zum Teil ein andres ist als für den Offizier, und daß Weib und Mann verschiedne sittliche Typen auszuprägen haben, so ist das keine Eigentümlichkeit unsrer Zeit, sondern immer so gewesen, meint er aber etwas andres, so wissen wir nicht, was er meint. Vom übrigen ist so viel wahr, daß heute das Handeln des Einzelnen mehr von der Gesellschaft abhängt als ehedem, und daß dadurch namentlich in den untern Ständen die sittliche Verantwortung vermindert wird. Aufgehoben wird sie nicht. Auch der ärmste Arbeiter hat noch die Wahl, ob er sich rechtschaffen bis an sein Ende placken und elend aber ohne tragische Katastrophe aus dem Leben scheiden, oder ob er sich durch ein Verbrechen die Mittel zu kurzem üppigem Genuß verschaffen und dann durch das Beil des Henkers enden will. Aber seine Handlungsfreiheit bewegt sich in sehr engen Grenzen, und selbst die der höher Stehenden wird durch die Konvenienz enger eingeschnürt als je in einer frühern Zeit.

Die zum Dogma gewordne Ansicht, daß erst die neuere Zeit das Individuum entfesselt oder wohl gar die Persönlichkeit geschaffen habe, während ehedem der Einzelne nur Knospe an einem Polypenstock gewesen sei, beruht auf der Verwechslung der Gedankenwelt mit der äußern Welt. Was in den

ältern Zeiten gebundner war als heute, das war das Denken; die meisten Menschen huldigten dem Glauben der Väter, zweifelten nicht daran, und ihr Denken bewegte sich in den Grenzen, die von diesem Glauben und von der Unwissenheit gezogen wurden. Aber im Handeln waren sie freier als heute; sie durften, ohne ihre gesellschaftliche Stellung zu gefährden, maßlos ihren Leidenschaften frönen, durften mittellos in der Welt umherschweifen, ohne als Lumpenproletarier verachtet zu werden, konnten sich aus dem niedrigsten Stande zum höchsten Range emporschwingen, wie heute noch im Orient der Sklave oft erster Minister wird, während bei uns der Assessor nicht einmal Reserveleutnant oder Landrat werden kann, wenn sein Vater ein Ackerhäusler ist. Die Einbildung größerer Freiheit und eines vorherrschenden Individualismus rührt heute daher, daß wir als Erben aller ältern und als mit großem Wissen ausgerüstete Schöpfer neuer Gedankenkreise frei in einer weiten Gedankenwelt wandern und uns ein jeder seinen eignen Glauben zurecht schustern oder uns von den im internationalen philosophischen Schuhbazar lagernden Schuhen ein beliebiges Paar auswählen können. Aber der glückliche Eigentümer eines solchen individuellen, originellen und allerpersönlichsten Glaubens tritt Tag für Tag Punkt acht Uhr morgens in seinem Bureau, Punkt acht Uhr abends in seiner Stammkneipe an und ist ängstlich darauf bedacht, in keinem Punkte, und wäre es ein so unbedeutender wie die Farbe seiner Halsbinde, von der Regel abzuweichen, die ihm Amt, Gesetz und Sitte vorschreiben.

Soweit nun der moderne Mensch in solcher Gebundenheit lebt, kann er nicht tragischer Held sein; versucht er aber, sich daraus zu befreien, so kommt er ins Zuchthaus oder versinkt ins stinkende Elend. Beides ist unästhetisch und daher kein Dramenstoff. Für das moderne Massenelend kann zweifellos nicht der einzelne Proletarier, sondern nur eine Massenverschuldung verantwortlich gemacht werden, aber diese allgemeine Verschuldung läßt sich auf der Bühne weder verkörpern noch bestrafen — eine Strafe müßte etwa so aussehen, wie der Untergang der französischen Aristokratie und des Königtums in der großen Revolution —, darum ist sie ästhetisch nicht zu gebrauchen. Gar keinen Sinn hat es, bloß die Wirkung dieser allgemeinen Schuld im Elend und in den Verbrechen einer einzelnen Familie zu veranschaulichen, wie das unter anderm im „Letzten Knopf“ geschieht. Die Kunst soll uns die ideale Welt darstellen, in die wir uns von Zeit zu Zeit flüchten, um uns von dem niederdrückenden Gefühl zu befreien, das die Mängel der wirklichen Welt erzeugen. Was hätte es für einen Sinn, den Schmutz und Gestank der wirklichen Welt, dem wir auf einige Augenblicke entfliehen wollen, in die ideale ästhetische Welt hineinzuschleppen? Glaubt man etwa, dadurch die Zuschauer zu sozialen Reformen begeistern zu können? Da irrt man sich; solche Entschließungen kommen allenfalls in der Kirche oder beim ernsten Studium, am häufigsten bei leiblicher Berührung mit dem wirklichen Elend, aber niemals im Theater und beim Romanlesen. Beides ist Erholung und kann nur mittelbar, auf dem von Schiller beschriebnen Wege, zu sittlichen Thaten führen.

Es ist also nur ein ganz unnützer grober Unfug, wenn das Theater und überhaupt die Kunst für Zwecke gemißbraucht werden, für die der Gerichtssaal, die Kirche, die parlamentarische und die Vereinsrednerbühne, die politische und die Fachpresse der Ort sind. Die Kunst hat zu reinigen, zu erheben, zu erquicken, zu erfreuen, ihre Werke dürfen darum niemals einen peinlichen Eindruck machen. Und wenn sie schon im allgemeinen die Illusion der Wirklichkeit zu fliehn hat — Wachsfiguren sind nicht Kunstwerke im ästhetischen Sinne, sondern unheimliche Gespenster —, so muß sie das mit doppelter Sorgfalt vermeiden, wo sie einmal das Gemeine, Häßliche, Schmutzige nicht umgehn kann. Richard III., meint Ludwig, würde unerträglich sein, wenn er nicht in Versen geschrieben wäre, Verse schließen jeden Gedanken daran aus, daß das, was auf der Bühne vorgeht, Wirklichkeit sein könnte. Dieselbe Wirkung übt die Musik. Gesprochen wäre die Registerarie im Don Juan nur eine durch nichts zu entschuldigende abscheuliche Frechheit, aber sie ist eben eine Arie, und nur als solche gefällt sie uns. (Wenn man diesen Gedanken weiter verfolgt, wird man finden, daß die Idee des Musikdramas eine falsche Idee ist.) Bietet also die moderne Welt keine passenden Tragödienstoffe, so folgt daraus nicht, daß die alte Ästhetik abzuschaffen sei, sondern daß wir auf neue Tragödien solange verzichten müssen, bis eine andre Zeit neue Stoffe und mit ihnen vielleicht auch einen großen Dichter erzeugt; die Menschheit kann ganz gut ein paar hundert Jahre ohne neue Trauerspiele leben. Will man mittlerweile das Publikum mit neuen Schauspielen unterhalten, die nichts als Photographien der Wirklichkeit und meist einer wenig erfreulichen Wirklichkeit sind, so ist dagegen nichts einzuwenden, nur sind das dann nicht mehr „Leistungen, bei denen ein höheres Interesse der Kunst und Wissenschaft obwaltet."

Was nun die vier Stücke Ibsens betrifft, die wir zunächst betrachten wollen, so wird der Leser finden, daß sie allen Forderungen der Ästhetik widersprechen, wenn sie auch als Erzeugnisse des Kunsthandwerks Meisterstücke sind; in Beziehung auf gewandten, fesselnden Dialog, Spannung, Überraschungen, sorgfältige Charakterzeichnung, geschickte Anlage und Durchführung lassen sie nichts zu wünschen übrig.

(Fortsetzung folgt)





Eine Dienstreise nach dem Orient

Erinnerungen von Staatsminister Dr. Bosse

(Fortsetzung)

In glühender Sonnenhitze und unter schrecklichem Staube fuhren wir am 5. November von Nazareth auf demselben Wege zurück, den wir tags zuvor gekommen waren. Wir rasteten und frühstückten wieder in dem Eichenhaine, der uns auf der Hinfahrt so wohl gefallen hatte. Hain Mamre nannten ihn mit bewußtem Verstoß gegen die heilige Geographie unsre Gefährten. Ich hatte kalten Thee bei mir, der mir den brennenden Durst wunderbar gut löschte. Gegen Mittag fuhren wir glücklich in Haifa ein, wo wir bei unsern jungen Pastorsleuten wieder die freundlichste Aufnahme fanden. Nach Tisch fuhren wir mit ihnen auf den Berg Karmel unmittelbar oberhalb der Stadt. Die Aussicht von hier oben (Luftkurhaus und Hotel Proß) ist unvergleichlich schön. Über das Frauenkloster und die wohlhäbige deutsche Kolonie mit ihren Orangen-, Frucht- und Weingärten hinweg richtet sich der Blick auf die blaue Bucht und das gegenüberliegende Akka. Man kann sich hier gar nicht satt sehen. Wir wurden von dem deutschen Konsul Keller, der mit seiner ganzen Familie hier oben die Honneurs machte, nach deutscher Art mit Kaffee und Kuchen bewirtet. Dabei hielt er, ein augenscheinlich kluger, gewandter und recht wohlhabend gewordner Mann, einen geschickten Vortrag, worin er die Entwicklung der deutschen Kolonie darlegte und hervorhob, wie es ihm mit Gottes Hilfe und den von einer hier ständig in ihrer Villa wohnenden Frau von Bannwart aus Magdeburg in höchst liberaler Weise zur Verfügung gestellten Mitteln gelungen sei, unter Überwindung großer Schwierigkeiten das Gelände, auf dem das Luftkurhaus steht, hier auf dem Karmel für die deutsche Kolonie zu erwerben. Präsident Barkhausen erwiderte dem Konsul namens der Reisegesellschaft und brachte ein Hoch auf ihn aus. Dann fuhren wir auf einer von dem Konsul auf Kosten der Frau von Bannwart erbauten neuen prächtigen Straße nach Haifa zurück, einem ganz entzückenden Wege mit dem Blick auf die Bucht und das offne Meer. Die Sonne war eben untergegangen, und der westliche Himmel leuchtete in allen Abstufungen goldnen Lichts.

Um acht Uhr abends fand auf Veranstaltung des Konsuls Keller im Tempel der Templergemeinde eine Versammlung der deutschen Kolonie statt, zu der wir eingeladen waren. Der Tempel war ein völlig schmuckloser, weiß getünchter Saal ohne Kanzel und Altar. Nur eine Art Rednertribüne stand an der einen Schmalseite. Nach dem Präsidenten Barkhausen mußte ich wohl

oder übel das Wort ergreifen. Ich knüpfte an ein Wort des Konsuls Keller an, das dieser mit Rücksicht auf den Erwerb des Karmelterrains der deutschen Kolonie unermüdlich zugerufen hatte: „Wir müssen hinauf“ und wandte es an auf den Ernst unsers Lebens und unser ewiges Ziel. Sehr schön sprachen Oberkonsistorialrat von Braun und Prälat S. aus Stuttgart und in ausgeprägt schwäbischer Mundart Graf Ü. Dann saßen wir noch vor einem deutschen Bierhause im Freien, wo der Chor der Kolonie deutsche Volkslieder sang. Es saß sich dort in der lauen Sommernacht sehr traulich, heimatlich und vergnüglich.

Anderntags, Sonntag, den 6. November, gingen wir zum Gottesdienste hinab in die im Erdgeschosse des Pfarrhauses liegende freundliche evangelische Kapelle. Es war Reformationsfest. Pastor Bauermeister predigte einfach, lebendig und erbaulich über das Gebet und Opfer des Propheten Elias auf dem Karmel. Inzwischen war unsre Mitternachtsonne mit den von Damaskus zurückkehrenden Mitpilgern draußen vor Haifa angekommen und hatte diese gelandet. Zu unsrer großen Betrübnis fehlte einer von ihnen, der Geheime Obermedizinalrat Dr. Sch. Er hatte unterwegs das Unglück gehabt, den Unterschenkel zu brechen, und lag im Johanniterhospital in Beirut. Der Oberpräsident Studt aus Münster kam zu mir in die Pfarre, um mir auf den besondern Wunsch des Verunglückten über den Unfall Bericht zu erstatten. Nach seiner authentischen Darstellung hatte der Eisenbahnzug mit unsern Mitpilgern auf der Hinfahrt von Beirut nach Damaskus plötzlich auf der Strecke gehalten, weil an einem Wagen eine Achse in Brand geraten war. Nachdem dieser Wagen ausrangiert und beseitigt worden war, seien die Reisenden sämtlich wieder eingestiegen. Unmittelbar darauf sei der Ruf: „Alles aussteigen, schnell!“ aufs neue ertönt, weil angeblich ein Zusammenstoß mit einem andern Zuge drohe. Das habe denn, zumal bei der herrschenden abendlichen Dunkelheit, eine förmliche Panik herbeigeführt; alles sei Hals über Kopf aus dem Zuge geklettert, und es habe sich in der That ergeben, daß unmittelbar hinter dem Stangenschen Extrazuge ein zweiter Zug hergefahren sei, der, kaum fünfzehn Schritt von dem ersten entfernt, zum Glück noch zum Halten gebracht worden sei. Bei dem entstandnen Lärm sei Dr. Sch. durch das Coupéfenster geklettert und von diesem bei stockfinstrer Nacht aufs Geratewohl abgesprungen. Dabei sei er auf die Schienen gefallen und habe einen doppelten Unterschenkelbruch davongetragen. Er habe übrigens sofort Hilfe gefunden, sei notdürftig verbunden worden und anderntags wieder nach Beirut mitgenommen worden, wo er im Johanniterhospital von Kaiserswerther Schwestern sehr gut verpflegt und von deutschen Ärzten behandelt werde. Er mache sich Sorge um seine amtlichen Arbeiten und seine Vertretung zu Hause im Ministerium, für die er mir durch Exzellenz Studt Vorschläge machte. Ich konnte darauf selbstverständlich von Haifa aus nicht eingehn, sondern mußte es meinem Vertreter, dem Unterstaatssekretär, überlassen, von Berlin aus die geeigneten Dispositionen zu treffen. Ich setzte mich aber sogleich hin und schrieb an den Geheimrat Dr. Sch. ein paar Zeilen nach Beirut, um ihn zu beruhigen.

Oben auf dem Karmel hatte inzwischen ein Gottesdienst stattgefunden, bei dem Generalsuperintendent D. Faber die Predigt gehalten hatte. Natürlich hatte ich nicht teil nehmen können. Wir aßen noch im Pfarrhause zu Mittag, dann kam der Wagen, der uns zur Einschiffung an den Strand bringen sollte. Der Abschied von den jungen Pfarrersleuten, die uns so gastlich und freundlich aufgenommen hatten, wurde uns schwer und bewegte die Herzen. Wer hätte damals geahnt, daß wenige Wochen später Pastor Bauermeister, damals ein Bild frischer Gesundheit und Kraft, plötzlich abgerufen werden würde, und daß seine junge Witwe noch im Laufe des Winters mich auf der Heimreise zu ihren Eltern in Berlin aufsuchen würde?

An der für den Kaiser vor Haifa neugebauten Landungsbrücke stiegen wir in Ruderboote, die uns zum Schiff führten. Im Ruderboot brachten wir der deutschen Kolonie Haifa noch ein dankbares Hoch, dann stießen wir ab. Wir hatten das heilige Land verlassen. Nachmittags zwei Uhr war die Einbootung vollendet, das Schiff durchschnitt die blaue Bucht, immer weiter blieben der Karmel und die Küste Palästinas zurück, dann verschwanden sie ganz. Wir waren auf dem Rückwege zur Heimat. Asien lag hinter uns. Herz und Antlitz waren wieder nach Europa gerichtet.

Die Mahlzeit auf dem Schiff am Abend dieses Sonntags war die mangelhafteste auf der ganzen Reise. Die Suppe erinnerte an Spülwasser, und die Bratgänse hatten den übeln Geruch zu alt gewordnen Wildbrets. Herr Stangen war in großer Verlegenheit. Und doch war er ohne Schuld. Denn in Beirut war frisches Fleisch bei der Menge der dort zusammengeströmten Fremden nicht für Geld zu bekommen gewesen. Unsre Reisegesellschaft ließ sich denn auch, da wir es bisher so gut gehabt hatten, die Stimmung nicht verderben. Wir hatten es durchgesetzt, daß wir auf Athen zu fuhren, und der mit uns reisende Erbauer der Erlöserkirche, Geheimer Oberbaurat Adler aus Berlin, ein gelehrter und feinsinniger Kenner antiker und moderner Kunst, hielt uns auf dem Deck unsers Schiffs einen überaus dankenswerten, orientierenden Vortrag über altgriechische Kunst und Kultur, die schönste Vorbereitung, die wir uns für den in Athen zuzubringenden Tag wünschen konnten. Geheimrat Adler ist der Schwiegervater des Professors Dr. Dörpfeld, des Direktors unsers Archäologischen Instituts in Athen. Natürlich war Professor Dörpfeld von unserm Kommen benachrichtigt worden.

Montag, den 7. November, hatten wir in der Morgenfrühe nach dem Bade vom Schiff aus den Anblick eines herrlichen Sonnenaufgangs. Wir waren auf der Höhe der Insel Cypern, sahen sie aber nicht. Desto reicher flossen während der schönen, sanften Fahrt die Erinnerungen an die Reise des Apostels Paulus und an die spätere venetianische Herrschaft auf Cypern. Nachträglich hatte sich bei mir und vielen Mitreisenden ein recht lästiger Katarrh eingestellt; aber so unwillkommen er war, so störte er doch weder unsern Humor noch die Freude an der herrlichen Seefahrt. Hochinteressant war für mich eine Unterhaltung mit einer Anzahl von Generalsuperintendenten über die

neuerdings in kirchlichen Kreisen brennend gewordnen Fragen der Evangelisation, der Pflege der Gemeinschaften und der Zulassung freier, von der organisierten Kirche unabhängiger Evangelisten, seien es Laien, seien es Theologen, sowie der dabei zu Tage tretenden Gefahren. Ich fand hierbei maßvolle und besonnene Anerkennung der vielfach hervortretenden Unzulänglichkeit der kirchlich amtlichen Wirksamkeit, Verständnis für eine verständig geleitete, außeramtliche Evangelisationsthätigkeit, wenn auch keine volle Übereinstimmung über die unentbehrlichen Kautelen. Immerhin war die Besprechung für mich nicht ohne praktischen Gewinn.

Abends hielt Generalsuperintendent Nebe im großen Speisesaal einen frischen Vortrag für die Damaszener über unsre Erlebnisse in Galiläa. Es war ein schöner, befriedigend abschließender Tag. Die folgende Nacht war heiß und infolgedessen der Schlaf recht mangelhaft. Desto schöner stieg der junge Tag aus dem Meere auf. Als ich zum Baden hinunterging, hatten wir auf Backbordseite die Inseln Kasos (Casso) und Karpathos (Scarpanto) und links das vielumstrittne Kreta mit seinen hohen, zerklüfteten Küsten und Bergen. Der Sonnenaufgang war prachtvoll; das Wetter blieb andauernd schön, die Luft wurde aber frischer, sodaß mir der leichte Sommeranzug zu kühl wurde. Generalsuperintendent D. Kaftan aus Kiel hielt eine in die Tiefe gehende, ergreifende Morgenandacht. Pastor D. Menzel aus Richmond in Virginien, Vertreter der nordamerikanischen evangelischen (unierten) Synode, übergab mir zum Andenken einen englisch geschriebnen Vortrag über Melanchthon. Die Fahrt durch die Inseln auf den Golf von Ägina zu bot reiche Abwechslung und Stoff genug zu politischer und geschichtlicher Erörterung. Hier kam es uns recht zum Bewußtsein, was wir an unsrer humanistischen Vorbildung haben. Und daß diese auch für den Techniker, zumal den kunstgeschichtlich durchgebildeten Architekten von unschätzbarem Werte ist, hatte uns der schöne Adlersche Vortrag mit überzeugender Klarheit vor Augen geführt. Einzelne unsrer Techniker sind in diesem Punkte geradezu blind. Sie merken es nicht einmal, daß ihr Geschrei gegen unsre humanistische Bildung in der ganzen gebildeten Welt als eine capitis deminutio der Technik und der Techniker aufgefaßt wird und wirkt. Durch nichts schaden manche Techniker ihrer Sache und dem Ansehen ihres großen und schönen Berufs mehr, als durch solche banausischen Maßlosigkeiten.

Mittwoch, den 9. November, früh sechs Uhr waren wir schon ziemlich dicht vor der Einfahrt in den Piräus. Links lagen die Inseln Ägina und Salamis, rechts breitete sich die Küste von Attika mit dem Hymettos und weiterhin dem Pentelikongebirge aus. Die begeisterten Erinnerungen aus der Jugend- und Schulzeit wurden hier wach.

Bald fuhren wir in die schmale Einfahrt des Piräus hinein. Eine Menge großer und kleiner Fahrzeuge, Kriegsschiffe, Dampfer und Segler lagen hier vor Anker. Schon zeigten sich die Umrisse der Akropolis mit dem Parthenon, dahinter der Lykabettos. Professor Dörpfeld kam mittels Boots auf unser

Schiff und begrüßte seine Schwiegereltern und mich. Um acht Uhr wurden wir ausgebootet und fanden am Lande vortreffliche Wagen bereitstehend. Mit Geheimrat Adler, Geheimrat St. und Professor Dörpfeld fuhr ich am Hafen entlang, an den Seebädern vorüber auf einem etwas weniger staubigen Wege in dreiviertel Stunden nach Athen hinein mit dem frohen Gefühle, daß mir damit wieder einmal ein seit meiner Jugend mit heißem Sehnen gehegter Wunsch erfüllt wurde. Die Stadt hat 100000 Einwohner und macht jetzt ganz den Eindruck einer modernen, europäischen Großstadt. Abgesehen von einigen stilvollen großen öffentlichen Gebäuden, unter denen das große Museum obenan steht, sieht man fast nur moderne, nichtssagende Häuser. Auch die Menschen in den Straßen tragen durchweg moderne Kleidung. Nur ganz vereinzelt begegneten wir Leuten in griechischer Nationaltracht. Das königliche Schloß an einem geräumigen Platze ziemlich inmitten der Stadt ist groß und hat einen hübschen, grünen Park zur Seite, aber von hervorragender architektonischer Bedeutung erschien es uns, obwohl von dem Münchner Gärtner erbaut, nicht.

Wir fuhren zunächst direkt zum Hadriansbogen und dem Olympieion, d. h. den Überresten des ehemals herrlichen, großen Tempels des olympischen Zeus, die sich unmittelbar hinter dem Hadriansbogen in ruinenhafter, aber imposanter Schönheit erheben. Der Hadriansbogen ist ein von Hadrian erbauter, freistehender, zweistöckiger Thorbogen, $13^1/_2$ Meter breit, 18 Meter hoch. Die Thoröffnung ist 6 Meter breit, und schon diese Maße zwingen das Auge immerhin, das merkwürdige Bauwerk mit Interesse zu betrachten. Es wurde von Hadrian als Bezeichnung der Grenze zwischen der von ihm gegründeten Neustadt, Neopolis, Adrianopolis und der alten, auf Theseus zurückgeführten Stadt Athen erbaut. Das ergeben die noch jetzt vorhandnen und lesbaren Inschriften. Nach der Seite der Stadt zu: „Dies ist Athen, des Theseus alte Stadt“ und nach dem Olympieion zu: „Dies ist des Hadrian und nicht des Theseus Stadt.“ Geheimrat Adler behauptete, wahrscheinlich habe Hadrian (117 bis 138 n. Chr.) die Zeichnung zu dem Thor selbst entworfen; es sei ein Bauwerk ohne alle Genialität. Ganz so schlimm kam es mir nicht vor, und der früher mit vorspringenden korinthischen Säulen geschmückte Bogen muß ursprünglich noch viel stattlicher ausgesehen haben. Von diesen Säulen sind jetzt nur noch Reste der Postamente übrig. Über dem Bogen erhebt sich als zweites Stockwerk eine dreifenstrige Attika, in der Mitte mit einem abschließenden Giebel. Die Fensteröffnungen sollen mit dünnen Marmorplatten ausgefüllt gewesen sein. Ich kann mir ganz gut vorstellen, daß zu Hadrians Zeiten der Bogen als ein imponierendes Bauwerk angestaunt wurde. Fesselt er doch auch unsre Blicke heute noch trotz der im Laufe der Zeiten eingetretnen Einbußen.

Freilich schöner ist das dahinter liegende Olympieion, dessen kolossaler, nicht aus Marmor, sondern aus riesigen Kalksteinquadern gemauerter Unterbau fast vollständig erhalten ist. Auf diesem Unterbau stehn noch sechzehn gewaltige

die lebendige, persönliche Monarchie, sie sind national, und sie sind christlich. Alles andre kommt für sie erst in zweiter und dritter Reihe.

So viel darüber. Aber was uns von der ganzen Richtung eines guten Teils unsrer Presse trennt, das ist nicht der Gegensatz zwischen Bedientenhaftigkeit und Freimut, das ist vielmehr die Auffassung der kaiserlichen Politik. Nicht als Bedientenseelen treten wir für sie ein, sondern aus Überzeugung, und es ist ein sehr schlechtes Zeugnis für unsre Gegner, wenn sie sich so wenig auf diesen Standpunkt zu versetzen vermögen, daß sie die, die ihn vertreten, niedriger Gesinnung verdächtigen. Wir sehen auch in der ganzen chinesischen Politik Deutschlands den Grund zu patriotischer Besorgnis nirgends. An der oder jener Rede mochten manche Leute manches überschwänglich finden; aber was bisher auf Befehl des Kaisers geschehn ist, das war notwendig und richtig. Deutschland hat von allem Anfang an mehr als jede andre Macht betont, daß es auf die Einigkeit aller Mächte gegenüber China ankomme, und hat danach gehandelt; es hat den Gedanken einer Aufteilung Chinas und weiterer Gebietserwerbungen entschieden zurückgewiesen, aber es hat natürlich auch alle militärischen Vorkehrungen getroffen, um dort so stark zu sein, wie es irgend kann. Wo ist da etwas von einer Abenteurerpolitik zu sehen, die mit dem Kopfe durch die Wand rennen will? In der Zurückweisung des alle Welt überraschenden russischen Vorschlags, Peking zu räumen, ist bisher die der Beachtung werte Presse aller beteiligten Mächte, sind gute Kenner Chinas einig; daß Deutschland, wenn die andern wirklich den Vorschlag annehmen sollten, was in diesem Augenblicke nicht zu erwarten ist, nicht allein in Peking bleiben oder gar allein den Krieg gegen China führen wird, ist doch selbstverständlich; das braucht unsre Tagespresse dem Kaiser und seinem Auswärtigen Amt wahrlich nicht erst warnend vorzuhalten. Aber das ist auch selbstverständlich, daß wir die von allen Mächten proklamierten Ziele: Sühne für die Gewaltthaten in Peking und die Ermordung unsers Gesandten, Aufrichtung einer starken Regierung, Bürgschaften für die Zukunft, im Interesse der gesamten europäischen Zivilisation irgendwie erreichen müssen. Es wäre deshalb besser und patriotischer, wenn unsre Presse darin die Regierung unterstützte, statt furchtsam oder vielmehr „nüchtern" auf die Gefahren einer Isolierung hinzuweisen, die natürlich niemand wollen kann, und die Möglichkeit eines Gegensatzes zwischen dem Kaiser und seinem Auswärtigen Amte zu konstruieren, für die nicht der Schatten einer Wahrscheinlichkeit spricht. Aber natürlich: Der „Weltmachtkitzel" muß dem Deutschen Reiche geradeso ausgetrieben werden, wie vor vierzig Jahren die Fortschrittspartei der preußischen Politik Bismarcks den „Großmachtkitzel" auszutreiben gedachte; denn auch Bismarck galt damals für abenteuerlich und waghalsig, für einen verwegnen, ja gewissenlosen Spieler. Nun, für ihn waren die Reden in der Kammer Luft und die Zeitungen damals „Druckerschwärze," so meisterhaft er sich ihrer auch für seine Zwecke zu bedienen wußte. Wären sie ihm das nicht gewesen, wo stünden wir heute! Auch in ihm aber glühte tiefinnerlich die Begeisterung für seines Volkes Glück und Größe, denn ohne eine solche macht man keine große, am wenigsten eine neue Politik, wie es auch die heutige deutsche ist, so wenig wie — selbstverständlich — ohne weise Mäßigung und nüchterne Berechnung.

Weil das so ist, so werden wir für die kaiserliche Politik nach unsrer Überzeugung eintreten, soweit wir es vermögen, und wir werden der antikaiserlichen Fronde, die in einem Augenblicke, wo es sich um die schwersten Zukunftsfragen handelt, das Mißtrauen gegen den Kaiser pflegt und einen Teil der Nation mit oder ohne Absicht ihm entfremdet, überall auf den Kopf schlagen, wo wir es für der Mühe wert halten.

*

Wie in Breslau der Staat für Arbeiterwohnungen sorgt. Bezug nehmend auf die Klagen der süddeutschen Fabrikantenfrau über den verderblichen Wirtshausunfug im 20. Heft der Grenzboten und auf den Bericht über die neuste wohnungspolitische Schrift von Lechler und Schäffle im 26. Heft sendet uns Herr Hauptmann a. D. und Gutsbesitzer Moecke ein gedrucktes „Exposé" der Neuen Breslauer Spar= und Baugenossenschaft, in deren Aufsichtsrat er den Vorsitz hat. Darin wird zunächst gesagt, die Gründer der Genossenschaft seien von der Überzeugung ausgegangen, daß das Wohnungselend der Arbeiter die Hauptursache ihres Kneipenlebens und andrer Übel sei, daß aber auch der Arbeiter in der Wahl seiner Wohnung frei sein wolle, darum die Wohnungsnot nur auf dem Wege genossenschaftlicher Selbsthilfe erfolgreich bekämpft werden könne. Dann wird erzählt, wie es der Genossenschaft mit ihrem Versuch einer Villenanlage für Breslauer Arbeiter ergangen ist. Sie hat in einem durch elektrische Bahn mit der Stadt verbundnen Vorort ein Gelände erworben, eine Straße angelegt und nach erhaltner baupolizeilicher Erlaubnis das erste Haus errichtet. Die Erlaubnis zum Bau des zweiten aber wurde verweigert, weil eine Kolonie zu gründen beabsichtigt werde und deshalb nach § 18 des Gesetzes vom 25. August 1876 zuvor die Gemeinde=, Kirchen= und Schullasten zu regeln seien. Die Gemeinde aber hatte, wie vermutet wird auf höhere Anordnung, ein Statut erlassen, wonach die Bauerlaubnis für Gebäude an neu anzulegenden Straßen nur dann zu geben ist, wenn diese zehn Meter breit mit Granitwürfeln Nr. 4 gepflastert, entwässert und beleuchtet pfandfrei in das Eigentum der Gemeinde aufgelassen worden sind. Der Aufsichtsrat der Baugenossenschaft glaubt bewiesen zu haben, daß seine Villenkolonie keine Kolonie im Sinne des angezognen Gesetzes sei, und macht außerdem geltend, daß so hohe Anforderungen in andern Breslauer Vororten an die Bauunternehmer nicht gestellt würden, daß mehrere dieser Vororte trotz zahlreicher städtischer Häuser ungepflasterte Straßen hätten, daß es keinen Sinn habe, Arbeitern, die, um wohlfeil zu wohnen, aufs Land ziehn, großstädtischen Straßenluxus aufzunötigen, daß die vorgeschriebne Straßenpflasterung allein 90000 bis 100000 Mark kosten würde, und daß demnach jedes der vierunddreißig geplanten Häuser jährlich 300 bis 400 Mark [?] Verzinsung der Straßenkosten und außerdem 150 Mark Schulkosten zu tragen haben würde. Es handle sich aber um Arbeiter, die 1,80 bis 2 Mark Tagelohn verdienten, die also höchstens 30 bis 40 Pfennige täglich auf Wohnungsmiete zurücklegen könnten; damit könnten die wirklichen Anlagekosten verzinst werden, aber daran, daß die Genossenschaftsmitglieder die von Staat und Gemeinde aufgelegten Mehrkosten zu erschwingen vermöchten, sei gar nicht zu denken, und beharrten die Behörden auf ihren Forderungen, so seien damit die Hoffnung und der Versuch der Genossen, sich aus eigner Kraft menschenwürdige Wohnungen zu schaffen, vereitelt. Diese Vorstellungen nutzten nichts, die Genossenschaft wurde in allen Instanzen abgewiesen, und auch ihr Gesuch um ein $3^1/_2$ prozentiges Darlehn zur Ausführung des vorgeschriebnen Straßenbaues ist von allen Staats=, Provinz= und Kreisbehörden abschlägig beschieden worden, weil — diesen Grund habe der Dezernent des Eisenbahnfiskus in einer Unterredung eingestanden — die geplante Kolonie der Kolonie Brockau Konkurrenz machen würde. Brockau ist einer der Vorortbahnhöfe, die zur Entlastung des Zentralbahnhofes erweitert worden sind. Diese vom Eisenbahnfiskus angelegte Arbeiter= und Beamtenkolonie ist nun allerdings mit städtischem Pflaster und allem übrigen Zubehör versehn, aber, führt die Genossenschaftsdenkschrift aus, sie ist auch nicht im ländlichen Stile angelegt, „sondern eine ganz nach großstädtischem Muster Haus an Haus gebaute Stadt, wo Gartenanlagen und Raum für Stallungen fehlen. In ihr haben auch weniger Arbeiter als Beamte des Eisenbahnfiskus Aufnahme gefunden, denn die Arbeiter waren trotz Wohnungsgeldzuschüssen nicht imstande, die

Längsseiten, je sechs an den Schmalseiten, umgeben das Oblongum der Cella und des Vorraums. Reicher, alter, plastischer Schmuck läßt noch heute die frühere, weitaus größere Pracht ahnen. Das Dach ist modern, der Innenraum hat nichts bemerkenswertes.

Es war ein schöner und reicher, aber anstrengender Vormittag gewesen, der hinter uns lag. Desto wohlthuender war es, daß wir nunmehr im Hotel Grand-Bretagne eine sehr anmutig arrangierte Mittagstafel mit allem heimischen Komfort fanden. Nach Tisch fuhren wir noch in das Große Museum, dessen geradezu märchenhafte Schätze, insbesondre die kostbaren Schliemannschen Funde, Professor Dörpfeld uns meisterhaft erklärte.

Ich gab in aller Eile bei unserm Gesandten, Grafen von Plessen, meine Karte ab. Dann besahen wir noch die sehr hübsch eingerichtete deutsche Schule und fuhren schließlich zum Archäologischen Institut, wo wir in der Wohnung des Professors Dörpfeld dessen liebenswürdige Gattin und den Generalkonsul Dr. Lüders mit Frau und Töchtern begrüßten und bei einer Tasse Kaffee eine behagliche und vergnügte halbe Stunde verbrachten. Wieder war es der Zauber der deutschen Häuslichkeit, der hier im fremden Lande anmutig das Herz gefangen nahm. Aber die Freude war kurz, die Wagen warteten. Schnell mußte Abschied genommen werden. Dann ging es in eiliger Fahrt zum Piräus. Um sechs Uhr waren wir wieder auf dem Schiff.

Als ich am folgenden Morgen in der Frühe zum Baden hinabging, waren wir bei schönstem Wetter schon ganz in der Nähe der berüchtigten, zackigen Küstenfelsen des Kaps Matapan. Ich mußte lachen, als ich das Kap Matapan nennen hörte, und das hing mit einer ganz entlegnen Jugenderinnerung zusammen, die mit dem Namen Matapan in mir wieder lebendig wurde. Als ich in Sexta saß, mußten wir in der Klasse der Reihe nach ein selbst gewähltes Gedicht deklamieren. Ich sehe noch, wie ein kleiner Sextaner aus der Bank hervorkletterte, dem Lehrer ein Büchelchen von antediluvianischem Aussehen überreichte und dann feierlich begann:

Es war ein Prinz von Matapan,
juchhe!
Der hatte Schmerz im Backenzahn,
o weh!

Mit schallendem Gelächter begrüßte die ganze Klasse das unbekannte und unerhörte Gedicht, dessen Fortsetzung ich leider nicht behalten habe. Aber die Szene war so komisch, daß sie sich mir unauslöschlich eingeprägt hat. Das war nun nahezu sechzig Jahre her. Wer hätte damals denken können, daß ich Matapan, den Schauplatz dieser poetischen Erzählung, je zu Gesicht bekommen würde? Da lag es in der schönsten Morgenbeleuchtung vor mir. Man soll nie sagen, was eine Sache ist, soll der alte General von Radowitz gesagt haben. Wahrhaftig, manche Sachen nehmen sich ganz unmöglich aus, und man erlebt sie hinterher doch. Lange noch sahen wir die Berge des Peloponnes hinter uns liegen. Unser Kurs ging auf Messina zu.

zösischen oder englischen Schriftsteller zu verstehn, gesprochnes Englisch und Französisch richtig aufzufassen, und die fremde Sprache in den einfachen Formen des täglichen Verkehrs mündlich wie schriftlich mit einiger Gewandtheit zu gebrauchen"; der fremdsprachige Unterricht soll ferner „den Schülerinnen das Verständnis für die geistige und materielle Kultur, für Leben und Sitte der beiden fremden Völker möglichst erschließen." In der ersten Klasse, also mit vierzehn- und fünfzehnjährigen Mädchen, soll Goethes Iphigenie ein Jahr ums andre privatim gelesen werden, in der dritten Klasse mit zwölf- bis dreizehnjährigen Schülerinnen ist die Lehraufgabe des Geschichtsunterrichts, den Kindern „die Hauptthatsachen der griechischen und der römischen Geschichte unter Betonung des kulturgeschichtlichen, möglichst durch Anschauung zu vermittelnden Stoffs, besonders der griechischen Kunst im Perikleischen, der römischen Kultur im Augusteischen Zeitalter" einzuprägen. Und dabei wissen diese Schülerinnen von der griechischen und der römischen Sage und Geschichte fast gar nichts, die Odyssee aber, die hier als Hilfe dienen könnte, wird merkwürdigerweise erst in der folgenden Klasse gelesen. Der Lehrer soll erst noch gefunden werden, der diese und andre ähnliche Aufgaben in der ihm nach dem Lehrplan zur Verfügung stehenden Zeit mit Erfolg lösen kann. Man wendet nun von andrer Seite gegen diese Angriffe auf den Lehrplan ein, die Schülerinnen der höhern Mädchenschulen stammten eben aus Kreisen, die durch ihre Bildung, ihre Häuslichkeit, ihre Lektüre die Schule in so hervorragender Weise unterstützten, daß die höhere Mädchenschule mit dem Mehr von einem Jahr ganz gut die weit über das Maß der Volksschule hinausgehenden Forderungen erfüllen könne. Ich muß das nach meinen in den verschiedensten Gegenden Deutschlands, in Klein- und Großstädten gemachten Erfahrungen ganz entschieden bestreiten. In einigen „exklusiven" höhern Privatschulen größerer Städte mag man durchweg solche Schülerinnen haben, in den öffentlichen höhern Mädchenschulen wird die Mehrheit der Schülerinnen immer aus den sogenannten bessern Bürgerkreisen stammen, die nicht selten mit der deutschen Sprache in Aussprache und Grammatik auf Kriegsfuß stehn; und mit solchen Schülerinnen muß eben auch im Deutschen erst die Schule alles erarbeiten.

Eine Besserung dieses trostlosen und aufreibenden Zustands der Dinge ist nur möglich, wenn sich die höhere Mädchenschule auf eine fremde Sprache beschränkt*)

*) Das würde freilich schwer zu machen sein. Welche fremde Sprache soll ausgeschlossen werden? Die französische? Dagegen würde allgemein von den Eltern Protest erhoben werden, und mit Recht. Die englische? Auch das läßt sich gegenwärtig bei der weltumspannenden Verbreitung der englischen Sprache und Litteratur nicht mehr durchführen. Übrigens würden die Privatschulen ruhig fortfahren, in beiden Sprachen zu unterrichten, und dann kämen die öffentlichen höhern Mädchenschulen in eine gefährliche Lage. Keine Kommune würde dieses Experiment mit ihrer höhern Mädchenschule machen. Man sollte in den fremden Sprachen nur keine übertriebnen Forderungen stellen und zufrieden sein, wenn die Mädchen bei ihrem Abgang von der Schule eine ihrem Alter entsprechende französische oder englische Jugendschrift lesen können. Auf der Schule eine mündliche und schriftliche Fertigkeit in einer fremden Sprache erreichen zu wollen, ist ja der reine Humbug. Darüber wird man sich doch endlich klar sein, daß man das wirkliche Sprechen einer fremden Sprache nur im Ausland lernt. Die oft nur auf den äußern Effekt und auf blendendes Paradieren berechnete Konversationsmethode hat leider den ganzen fremdsprachigen Unterricht auf unsern höhern Schulen nervös und zerfahren gemacht. Die neuen Methodiker gehn von der falschen Voraussetzung aus, daß jedes Schulkind zu einer gewissen Beherrschung der fremden Sprache im Mündlichen und im Schriftlichen gebracht werden könnte. Das ist ein großer und gefährlicher Irrtum. Wer eine fremde Sprache sprechen oder gar in ihr schreiben lernen will, der muß ein ganz besonders eingerichtetes Sprech- und Gehörorgan haben, ein feines Sprachgefühl, scharfen, logischen Verstand und ein gutes Gedächtnis für Sprachformen. Diese Eigenschaften und natürlichen Anlagen hat nicht jeder. Wie kann man also darauf eine allgemeine Lehrmethode gründen! Und dann dieser Unfug mit den schriftlichen Arbeiten in der fremden Sprache! Was soll man dazu sagen, wenn, wie wir aus dem Programm

und in andern Fächern ihre Forderungen herabsetzt. Ob sie damit in den Augen unverständiger Leute den Charakter einer höhern Schule verliert, ist vollständig gleichgiltig; vernünftige Leute — und nur diese sollten in so ernsten Fragen eine ausschlaggebende Meinung haben dürfen — haben von jeher geglaubt, daß es besser sei, in wenigen Fächern gründlich Bescheid zu wissen, als an vielen zu naschen und auf diese Weise ungründlich und oberflächlich in jeder Beziehung zu werden. Der Mittelpunkt des Unterrichts auf der höhern Mädchenschule müssen Religion, Deutsch und Heimatkunde, die letzte im weitesten Sinne des Worts, sein. Alles andre ist ganz schön und gut, aber es steht erst an zweiter Stelle, vor allem das Studium der fremden Sprachen. Diese nehmen uns jetzt Luft und Licht, verhindern vor allem die natürliche Entwicklung des deutschen Sprachgefühls und beanspruchen meist den nicht nur verhältnismäßig, sondern absolut größten Teil der Hausarbeit. Auch die neue Methode des Sprachunterrichts ändert an dieser Thatsache nichts.

Ein zweiter Grund der geringen Leistungen der höhern Mädchenschulen liegt in der Beschaffenheit des Lehrkörpers und in der ganzen Stellung dieser Schulgattung im Staatsorganismus (ich habe dabei immer Preußen im Auge, die süddeutschen Staaten sind schon seit Jahrzehnten weiter). „Die bisherige Zusammensetzung des Lehrkörpers der höhern Mädchenschulen aus akademisch und seminarisch gebildeten Lehrern und Lehrerinnen hat sich bewährt," so erklärte die Verfügung vom 31. Mai 1894. Ich stimme diesem Urteil bei, wenn auch die Buntheit des Lehrkörpers im Vergleich zu dem einer höhern Knabenschule etwas groß ist; denn wir haben akademisch gebildete Lehrer, seminarisch gebildete Lehrer mit und ohne Mittelschullehrerprüfung, mit und ohne Rektoratsprüfung, einfache Lehrerinnen und solche mit Oberlehrerinnenzeugnis, an manchen Schulen vielleicht auch Lehrerinnen, die nur die Prüfung für Sprachlehrerinnen oder für Handarbeit oder für Turnen bestanden haben. Immerhin läßt sich mit einem so verschiedenartig zusammengesetzten Kollegium arbeiten, und es wäre ganz verkehrt, von vornherein eine dieser ver-

---

einer großstädtischen Schule sehen, die Schülerinnen einer Klasse nicht weniger als sechzig, sage sechzig korrigierte und zensierte französische schriftliche Arbeiten haben anfertigen müssen, und das in einem Schuljahr mit vierzig Schulwochen! Für solche pädagogische Verirrung eines Direktors giebt es gar keine Entschuldigung. Die französische oder die englische Sprache wird man nicht mehr aus der höhern Mädchenschule beseitigen können, aber die öde Konversationsfexerei in überfüllten Klassen und die nervöse Schreibwut muß unter allen Umständen wieder verschwinden.

Wenn sich gegenwärtig eine große Unzufriedenheit mit der höhern Mädchenschule und mit der von manchem Führer sehr subjektiv und reklamehaft betriebnen Agitation zeigt, so liegt das nicht bloß an den falschen Zielen und den falschen Methoden, sondern auch an dem unglücklichen Ehrgeiz mancher Direktoren, die Frequenz ihrer Schule von Jahr zu Jahr mit allen Mitteln zu steigern und alle Klassen bis oben hinauf mit Schülerinnen vollzustopfen. Daß ein Lehrer mit einer Klasse, in der vierzig Wesen zusammengepfercht sitzen, nicht das erreichen kann, was mit einer kleinen Klasse möglich ist, leuchtet jedem ein. Dieser Massenunterricht steht auch in dem schärfsten Gegensatz zu dem eigentlichen Wesen und Begriff der höhern Mädchenschule; er ist hauptsächlich daran schuld, daß diese Schule ihr Ziel nicht erreicht. Der Frequenzkoller ist der größte Schaden an unsern höhern Mädchenschulen; solange der herrscht, wird die geistige Bildung unsrer Töchter immer „um Null herum" bleiben. Hierin liegt auch der Hauptgrund der wachsenden Unzufriedenheit in Elternkreisen.

Noch eine andre Sache ist wichtig. Man sollte den höhern Mädchenschulen eine möglichst große Bewegungsfreiheit lassen: Keine Uniformierung, keine Schablone, keine eng begrenzten Lehrpläne! Je verschiedenartiger die Bildung unsrer Mädchen und Frauen ist, desto besser. Es ist genug, daß den Knaben eine schablonenmäßige, durch ganz Deutschland fast gleichmäßig reglementierte Bildung zu teil wird. Mit solcher Bildungsuniform, die schon bei den Männern ebenso langweilig wie anspruchsvoll wirkt, sollte man wenigstens unsre Töchter verschonen. Es ist gar nicht nötig, daß alle deutschen Mädchen genau dasselbe auf der Schule „gehabt haben." Deshalb mag die eine höhere Mädchenschule ruhig mehr Wert auf die Sprachen, die andre mehr auf die Realien legen; das kann für die Gesamtheit nur von Vorteil sein.

schiednen Arten von Lehrern wegen ihrer Vorbildung für mehr oder weniger geeignet zu halten; es giebt gute und schlechte akademisch und seminarisch gebildete Lehrer, und ein Lehrer ist deshalb noch nicht brauchbarer als eine Lehrerin, weil er dem starken Geschlecht angehört. An dem richtigen Ort kann jedes Glied Tüchtiges leisten. Die oben erwähnte Verfügung aber ist es auch gewesen, die das friedliche Nebeneinanderarbeiten der verschiednen Lehrer gestört und dadurch die Weiterentwicklung und die Zukunft der höhern Mädchenschulen schwer gefährdet hat, indem sie als novum in der preußischen Beamtenhierarchie bestimmte, daß die Stellen der Direktoren und der Oberlehrer an den öffentlichen höhern Mädchenschulen mit akademisch und mit seminarisch gebildeten Lehrern besetzt, ins Juristische übersetzt, daß Amtsrichterstellen von studierten Juristen und von Gerichtsschreibern verwaltet werden können. Die Folge dieser merkwürdigen Bestimmung war, daß eine allgemeine Flucht der akademisch gebildeten Lehrer von der höhern Mädchenschule begann, und kein tüchtiger Akademiker sich dieser Schulgattung mehr zuwandte, wenn ihn nicht Nahrungssorgen oder Heiratsabsichten dazu veranlaßten. Daß die akademisch gebildeten Direktoren und Lehrer an den höhern Mädchenschulen auch im Rang ihren Kollegen an den höhern Knabenschulen nicht gleichstehn, sei nur nebenbei erwähnt. Thatsächlich ist es heute auch für solche Städte, die die akademisch gebildeten Lehrer an den höhern Mädchenschulen genau so besolden wie die an den höhern Knabenschulen, kaum noch möglich, tüchtige Lehrkräfte für jene zu bekommen. Preußische Bewerber giebt es gar nicht, es erscheinen nur noch die letzten Reserven aus den thüringischen Kleinstaaten. Es wird schon unter diesen Umständen nicht lange mehr dauern, bis der letzte Akademiker von der höhern Mädchenschule verschwindet. Diese Flucht aber wird, soweit sie wegen des Lebensalters der Akademiker überhaupt noch möglich ist, beschleunigt durch die geradezu traurigen Gehaltsverhältnisse, besonders im Osten der preußischen Monarchie. Es giebt dort Städte, in denen ein Volksschullehrer mehr Gehalt bezieht als der erste Oberlehrer an einer höhern Mädchenschule; alle Bittschriften und Erhebungen haben an diesem traurigen Zustand der Dinge nichts zu ändern vermocht; die Regierung erklärt, sie könne die Gemeinden nicht zwingen, für Lehrer an Schulen, die nicht der Erfüllung der Volksschulpflicht dienen, höhere Gehalte zu zahlen, und sie ist selbst nicht imstande 600000 Mark jährlich auszuwerfen, um damit die akademisch gebildeten Lehrer an den höhern Mädchenschulen ihren Kollegen an den höhern Knabenschulen gleichzustellen; auch ganz kräftige Beschlüsse des Abgeordnetenhauses haben den Widerstand der Regierung nicht brechen können.

Endlich ist auch die äußere Stellung der höhern Mädchenschule in dem Schulorganismus noch unklar und zweifelhaft; nach langem Bemühen ist endlich eine Anzahl direkt unter die Provinzialschulkollegien gestellt worden, andre ressortieren von der Regierung, wieder andre stehn unter dem Kreisschulinspektor. Auch die Freude der unter die Provinzialschulkollegien gestellten höhern Mädchenschulen ist nicht rein; diese Behörden sind infolge der fast chinesischen Prüfungen mit Arbeiten überhäuft, haben auch unter ihren Mitgliedern kaum jemand, der das höhere Mädchenschulwesen aus eigner Erfahrung kennt, und so wird wohl vielfach nach Schema F verfügt, gerade nicht zur Freude der Mädchenschullehrer. Auf die einfachste Lösung der Schwierigkeit, nämlich die höhern Mädchenschulen mehrerer Provinzen unter einen tüchtigen, ältern, erfahrnen Schulmann zu stellen, scheint man nicht zu kommen. Alle diese Mängel der Zusammensetzung des Lehrkörpers, der ganzen Stellung der höhern Mädchenschulen und der Bezahlung besonders der akademisch gebildeten Lehrer tragen zu den schlechten Ergebnissen des Unterrichts bei. Wer eben nicht seine ganze Kraft und Zeit seinem Beruf widmen kann, wer Nebenerwerb suchen muß, wer unberechtigterweise zurückgesetzt wird, der verliert trotz alles Pflichtbewußtseins schließlich die Fähigkeit, etwas Tüchtiges im Unterricht und in der Erziehung zu leisten.

„Auf daß sie (die Lehrer) das (das Unterrichten) mit Freuden thun und nicht mit Seufzen,“ heißt es in der Bibel, und dafür sollen nicht bloß die Schüler, sondern auch die Patrone (Beschützer) der Lehrer sorgen. Schlechte Direktoren giebt es übrigens auch an höhern Knabenschulen, obgleich deren Stellung den Patronen und Eltern gegenüber viel freier und unabhängiger ist.

Ein dritter Grund für die mangelhaften Leistungen der höhern Mädchenschulen liegt endlich, wie der Verfasser des Artikels schon angedeutet hat, in der Stellung des Hauses zu der Arbeit der Schule und in der Beschäftigung der jungen Mädchen nach ihrem Abgang von der Schule. „Nur ein Mädchen,“ so heißt es schon bei der Geburt, und dieses elende Wort verfolgt das Mädchen bis zur Ehe, vielleicht sogar bis zum Grabe. „Es kommt ja nicht so darauf an,“ sagt man und hält das Kind vom Schulbesuch zurück, z. B. um mit ihm einen Ausflug zu machen. Die Klagen über die unbegründeten Gesuche um Verlängerung der Ferien sind ständig in den Jahresberichten der höhern Mädchenschulen; schließlich glaubt auch die Schülerin, es komme nicht darauf an und läßt sich gehn, der Lehrer aber erlahmt endlich gegenüber all den Störungen des Unterrichts, und da am Schlusse des Schulbesuchs keine Prüfung dräut (übrigens ein großer Vorzug der höhern Mädchenschulen), so wird eben nicht gepaukt. Was thut ferner das Haus, um die auf der höhern Mädchenschule erworbnen Kenntnisse des Mädchens zu erhalten und zu erweitern? Vielen Eltern genügt es, sagen zu können: „Meine Tochter hat die höhere Mädchenschule besucht,“ und Spazierengehn, Besuche machen, Arbeitständelei, Tanzen, wenn es hoch kommt, etwas Staubwischen, das sind die täglichen Beschäftigungen der höhern Tochter. Daß der Vater mit seinen Kindern ein gutes Buch liest oder die Tagesereignisse bespricht, kommt selten vor. Der Knabe, der nach der Erwerbung des einjährig-freiwilligen Zeugnisses die Schule verläßt und in einen praktischen Beruf eintritt, hat wenigstens für ein bestimmtes Fach Interesse und erweitert und vertieft dadurch seine auf der Schule erworbnen Kenntnisse, oder er tritt einem Verein bei und lernt durch den Umgang mit andern. Alles, was Krieg und Soldaten heißt, interessiert ihn schon von selbst usw. Im übrigen möchte ich nach meiner Kenntnis der Dinge behaupten, daß, abgesehen von den eben erwähnten Ausnahmen, eine Prüfung von Knaben, die die Volksschule, die Realschule oder die Untersekunda einer Lateinschule zwei Jahre hinter sich haben, auch keine glänzenden Ergebnisse zeitigen wird. Es wird auch auf diesen Schulen mit Wasser gekocht, und wenn z. B. ein Volksschullehrer die Kinder in den Wald schickt, damit sie Beeren für ihn suchen, statt daß er sie unterrichtet, so wird er die verlorne Zeit wohl durch Einpauken ersetzen müssen, und dieses Wissen hat gar keinen Wert. Der Lehrplan des vielgerühmten Gymnasiums aber ist für solche, die es nicht durchlaufen (und das sind nach der Statistik drei Fünftel aller Besucher), ein pädagogisches Monstrum; auch mäßige Schülerinnen aus der höhern Mädchenschule übertreffen solche Schüler im mündlichen und schriftlichen deutschen Ausdruck; in Erdkunde und Geschichte mögen sich Schüler und Schülerinnen um die Siegespalme des Nichtwissens streiten.

Und nun noch ein Wort über das Mädchengymnasium. Ich glaube behaupten zu können, daß kein Leiter einer höhern Mädchenschule etwas von dem reinen Mädchengymnasium wissen will. Die eifrigen Streiterinnen für diese Anstalt werden nur dann Erfolg haben, wenn die höhere Mädchenschule in ihrem jetzigen unvollkommnen Zustand verharrt. Wer in dem Mädchengymnasium eine Gefahr für die Bildung und das Bildungsideal der deutschen Frau sieht, der muß sich bemühen, die höhere Mädchenschule so auszubauen und mit solchen Lehrkräften auszustatten, daß sie dem gesteigerten Bildungsbedürfnis der weiblichen Jugend genügen kann. Wenn man aber in Preußen dem jetzigen Zustand der Dinge gegen-



über noch ein paar Jahre lang mit verschränkten Armen stehn bleibt, dann wird aus der entwicklungsfähigen höhern Mädchenschule ein Trümmerfeld werden, aus dem nur schwer wieder ein wohnliches schönes Gebäude erstehn kann.

Goethelitteratur. Eine kleine Nachlese zum Goethejubiläum, bessere Sachen, die Aufmerksamkeit verdienen. „Goethe, eine Biographie in Bildnissen," ist ein Sonderabdruck aus der zweiten Auflage von Könneckes vortrefflichem Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur (Marburg, Elwert). Der Wert des Werkes liegt nicht bloß in den Abbildungen, sondern auch in den kurzen, inhaltreichen Notizen über alles Litterarische und Persönliche, was mit Goethe zusammenhängt. Ein unendlich mühsames Stück Arbeit, das gleichwohl nicht vollkommen sein kann, denn die Tücke des Objekts — wie „Auch einer" sagt — bleibt niemals aus. Marianne von Willemer ist nicht am 17. September 1817 getraut, sondern am 27. 1814, also ehe sie die Sehnsuchslieder dichtete. — Im Verlag von Seemann in Leipzig, der das bekannte Goethewerk Heinemanns, ebenfalls schon in zweiter Auflage, herausgegeben hat, ist noch eine kürzere Darstellung erschienen: „Goethe" von Georg Witkowski (erster Band der „Dichter und Darsteller") mit sehr guten Illustrationen. Wer einen knappen und vielsagenden Ausdruck liebt, wird der außerordentlichen Kunst des Verfassers gerecht werden. Man prüfe jeden Abschnitt innerhalb dieser 270 Seiten, alles ist ebenso kurz wie klar, und es macht Eindruck, es liest sich angenehm: Friederike, Lotte, Maxe Brentano, Lilli Schönemann, die Anfänge in Weimar und vieles andre, was so köstlich ist, erleben und genießen wir bei aller Kürze gemächlich und mit Stimmung. Meisterlich ist die Ökonomie der Übergänge, denen das weniger Wichtige beigepackt wird. Was ist alles vor der Übersiedlung nach Weimar von Seite 101 an auf wenig Seiten gesagt, und wie gut ist es gesagt! Nur selten wird man zu einem Fragezeichen veranlaßt, z. B. bei der Schlußszene von Faust II; woher weiß der Verfasser, daß Goethe den Triumph des Todes im Camposanto von Pisa gesehen hat? Oder warum zögert er, Goethes Zeichnungen für dilettantisch zu erklären? Gottfried Keller sagt einzig richtig, sie hätten „nicht den mindesten Duktus"! Trotzdem konnte ja diese Beschäftigung für Goethe von dem höchsten Werte sein. Was kann es endlich heißen, daß der Humorist Swift „zwischen Stella und Vanessa haltlos hin- und herschwankte"? Der ganze Swift war haltlos, und im Grunde bestand darin ein großer Teil seiner Genialität. Gut sind bei Witkowski auch die Charakteristiken der einzelnen Litteraturwerke. Da eine zweite Auflage sicherlich nicht lange auf sich warten lassen wird, so darf vielleicht der Wunsch laut werden, sie möchte einiger Redeblumen entkleidet erscheinen, die einem Buche über Goethe niemals zur Zierde gereichen. — „Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion" von Th. Vogel (Leipzig, Teubner) sind in zweiter Auflage erschienen, vermehrt durch ein sehr praktisch eingerichtetes Register. Ein feines, äußerst nützliches Büchlein. — Der frühverstorbne Sohn des Litterarhistorikers Vilmar hielt einst vor einem Kreise christlicher Freunde Vorträge, die gleich nach seinem Tode 1860 bei Elwert in Marburg mit einem Vorwort des Vaters erschienen: „Zum Verständnisse Goethes." Jetzt nach vierzig Jahren liegt die fünfte Auflage vor uns, gewiß ein Beweis, daß es sich um ein gutes Buch handelt, dem gegenüber der herablassend anerkennende Ton einiger Beurteiler ganz falsch angebracht ist. Es werden die lyrischen Gedichte und die ersten drei Akte von Faust I behandelt mit der tiefgehenden, gemütvollen Auffassung und in der anschaulichen Sprache, die der Litteraturgeschichte des Vaters ihren bleibenden Wert gegeben haben, und die jede weitere Empfehlung des kleinen Buchs überflüssig machen. A. P.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Pariser Briefe vom Jahre 1797

Ein Beitrag zur französischen Sittengeschichte der Revolutionszeit



Im Sommer des Jahres 1797 war ein Emigrant, der damalige Malteserritter, spätere königlich bayrische Gesandte und Graf, Herr François Gabriel de Bray, der mehrere Jahre lang von seiner Heimat entfernt gewesen war, nach Paris gegangen. Neben dem Wunsche, Vaterland und Angehörige wieder zu sehen, war es ein Auftrag des Ordensgroßmeisters von Hompesch gewesen, der den zweiunddreißigjährigen Chevalier in die Hauptstadt des republikanischen Frankreichs geführt hatte. Durch die Revolution seiner französischen Besitzungen beraubt, hielt der Orden nach Beendigung der jakobinischen Gewaltherrschaft, nach Einsetzung einer zur Mäßigung geneigten Regierung (des Direktoriums), und nachdem die ausgewanderten Anhänger des alten régime wieder hatten zurückkehren dürfen, den Zeitpunkt für gekommen, seine Ansprüche auf eine Entschädigung für die erlittnen Verluste geltend zu machen. An eine Verhandlung selbst wurde zunächst noch nicht gedacht. Bray sollte das Terrain rekognoszieren und über die Lebensfähigkeit der neugeschaffnen Verhältnisse, vor allem aber darüber berichten, ob die vielfach gehegten Hoffnungen auf Wiederherstellung des Königtums und der alten Ordnung französischer Dinge irgendwie begründet erschienen.

Die hierbei erstatteten Berichte de Brays beweisen, daß der sonst nicht allzu einsichtige letzte Großmeister des weiland berühmten Ordens diesesmal den rechten Mann an die rechte Stelle zu bringen gewußt hatte. Nach Herkunft, Bildung und Erziehung ein Mann des alten Frankreichs und seiner Eigentümlichkeiten, war der Chevalier gleichwohl so urteilsfähig gewesen, daß er die Thorheiten der Mehrzahl seiner emigrierten Standesgenossen abgestreift, die furchtbaren Lehren der großen Umwälzung verstanden und die Fähigkeit zu unbefangner Beurteilung der neuen Zeit und der dadurch geschaffnen Verhältnisse erworben hatte. Seine Berichte bezeugen, daß er nicht nur vor-

urteilslos zu beobachten, sondern seine Beobachtung auf die entscheidenden Punkte zu richten und so lebensvoll zu schildern wußte, daß seine Darstellung als bemerkenswerter Beitrag zur Erforschung der Zeit bezeichnet werden kann, die zwischen dem Sturz der Jakobinerwirtschaft (dem Spätsommer 1794) und der Aufrichtung des Napoleonischen Regiments (November 1799) lag. Was er über die politische und soziale Zerklüftung, die Haltungslosigkeit und sittliche Verwahrlosung der Periode des Direktoriums sagt, trifft nicht nur vielfach den Nagel auf den Kopf, sondern erinnert in einzelnen Partien so direkt an Zustände des neuern Frankreichs, daß diese Berichte zu Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts mit demselben Interesse gelesen werden dürften, das sie vor hundert und mehr Jahren für den Adressaten hatten. Von einer vollständigen Wiedergabe muß mit Rücksicht auf gewisse, heute nicht mehr in Betracht kommende Einzelheiten der damaligen Tage und auf den nahe liegenden Umstand abgesehen werden, daß die Hauptsachen, über die der Zeuge des „achtzehnten Fructidor“ zu berichten hatte, längst bekannt sind. Was übrig bleibt ist doch noch so merkwürdig und charakteristisch, daß es veröffentlicht zu werden verdient.

Die Grundzüge der am 28. Oktober 1796 (6. Brumaire des Jahres IV) in Kraft getretnen Direktorialverfassung waren die folgenden. Die Volksvertretung setzte sich aus zwei Körperschaften, dem Rate der Fünfhundert und dem Rate der Alten (250 Mitglieder) zusammen, die beide aus indirekten Wahlen hervorgegangen waren. Den Fünfhundert gebührten die Initiative und die erste Beratung der Gesetzesvorschläge, über die die Alten (Männer, die vierzig Jahre zählen und verheiratet sein mußten) entschieden; ein Drittel der Mitglieder beider Räte schied jährlich aus. Eine aus 1500 Nationalgarden bestehende Truppe wachte über ihre Sicherheit. Die fünf Mitglieder des Direktoriums, von denen jedes aus je zehn Kandidaten der Fünfhundert durch die Alten gewählt wurde, und von denen je einer jährlich ausschied, übten die ausführende Gewalt, ernannten die Minister, Generale und höchsten Beamten und verfügten über die Mittel des Staats.

Schon zur Zeit der Aufrichtung dieser Verfassung konnte als vornehmstes Hindernis für den Bestand die Thatsache angesehen werden, daß es in beiden Räten starke Parteien gab, die von Hause aus auf eine radikale Umgestaltung der Staatsordnung hinarbeiteten: hier Royalisten, die mit den verbannten Prinzen und mit der Emigration (der heimgekehrten wie der im Auslande gebliebnen) konspirierten und nur des Augenblicks für eine gewaltsame Wiederherstellung der Monarchie harrten, dort Exjakobiner, die an den Traditionen der Schreckenszeit festhielten und die (niemals in Kraft getretne) radikale Verfassung als letztes Ziel der Entwicklung ansahen. Zwischen diesen extremen Parteien stand eine Anzahl gemäßigter Republikaner von sehr verschiedner Vergangenheit und meist untergeordneter Fähigkeit, von Männern, die — vielfach aus eigennützigen Gründen — die bestehende Ordnung erhalten zu sehen wünschten, der gehörigen Einigkeit indessen ebenso entbehrten wie einer anerkannten Führer-

schaft. Von den Direktoren konnte eine solche nicht erwartet werden. Der erste Direktor Barras war durch seine Teilnahme an der Beseitigung Robespierres emporgekommen und trotz großer Fähigkeiten als grundsatzloser, habsüchtiger und bis ins Mark verderbter Wüstling bekannt; Carnot, ein ehrlicher aber beschränkter Republikaner, dem seine ehemalige Zugehörigkeit zum Wohlfahrtsausschuß im Wege stand, und der militärische Fähigkeit aber keine staatsmännischen Eigenschaften hatte; Rewbell, ein Politiker desselben Zeichens und trotz brutaler Formen ohne Festigkeit der Entschließungen; der Botaniker Reveillère-Lepaux, ein wohlmeinender, in jeder Hinsicht unfähiger, als komische Person behandelter Theoretiker; Letourneur, eine Null, an deren Stelle schon zu Anfang des Jahres 1797 der im Verdacht royalistischer Neigungen stehende und von der royalistischen Partei auf den Schild gehobne Diplomat Barthelemy trat.

Von diesem Zeitpunkt an nahm die schon früher bemerkbar gewordne Zuversichtlichkeit der massenhaft in die Heimat zurückgekehrten Emigranten und ihrer royalistisch gesinnten Gefolgschaft offenbar zu, aber der Zwiespalt zwischen dem Direktorium und der Mehrheit der beiden Räte war zum öffentlichen Geheimnis geworden, und die Lage war unheimlich gespannt. Äußerlich hatte die Republik durch ihre in Italien und am Rhein erfochtnen Siege, durch den österreichischen Verzicht auf Belgien und durch die Begründung zweier unter französischer Obergewalt stehender Republiken (der cisalpinischen und der ligurischen) eine noch nicht dagewesene Machtstellung errungen; aber die innern Schwierigkeiten waren zu einer bedrohlichen Höhe angewachsen. Die beiden oppositionellen Parteien der Radikalen und der Royalisten standen nicht nur einander, sondern ebenso der Regierung — sozusagen — mit gezücktem Messer gegenüber. Innerhalb des Direktoriums aber bestand ein Zwiespalt, der sich von Tag zu Tage erweiterte. Während der mit den Jakobinern, seinen ehemaligen Genossen, zerfallne Carnot in diesen die gefährlichsten Gegner sah und Barthelemy diese Anschauung teilte, glaubten Barras und Rewbell (denen sich der schwache und milde, aber wegen seiner „theophilanthropischen" Kirchenfeindschaft den Royalisten verhaßte Reveillère-Lepaux angeschlossen hatte, vor allem die monarchistischen Verschwörer aufs Haupt treffen zu müssen. Die Hauptsorge aber war der drohende Staatsbankrott, dem die Republik trotz der ungeheuern in Belgien, Italien und am Rhein erpreßten Summen entgegentrieb. Habsucht, Unredlichkeit und Verschwendungslust des Beamtentums und der dahinter stehenden Lieferanten und Bankiers waren so hoch gestiegen, daß kaum die Hälfte der Staatseinnahmen für die öffentlichen Kassen verfügbar war, und daß die laufenden Ausgaben nur mit Hilfe von Schatzbons und zu Wucherzinsen aufgenommnen Vorschüssen bestritten werden konnten.

Zur Zeit von Brays Eintreffen in Paris lagen diese Schwierigkeiten noch nicht so deutlich zu Tage, daß sie von Uneingeweihten dem ganzen Umfange nach hätten übersehen werden können; von den Royalisten waren die Dinge schlimmer, die Aussichten der Monarchie glänzender geschildert worden, als

unser Berichterstatter sie fand. Daraus erklärt sich die relativ günstige Auffassung in den nachstehenden, Anfang August (1797) geschriebnen Bemerkungen:

„Die Revolution ist beendet, und alles spricht dafür, daß sie sobald nicht wieder beginnen wird. Die große Mehrheit der Franzosen ist durch die Erfahrung über die Übel derartiger Bewegungen belehrt worden und hält sich heute vorsichtig zurück. Die anständigen Leute, die bei den letzten Wahlen bewiesen haben, daß sie den Wert der Einigkeit zu schätzen wissen, und die sich über die Notwendigkeit klar geworden sind, gegen die Intriganten gemeinschaftliche Sache zu machen, genießen heute die Früchte dieser vorsichtigen Politik und fahren fort, sie auszunutzen. Man muß dem Direktorium die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß es die Freiheit der Wahlen geschützt hat. Die Leute, die durch blutige Verbrechen auf den Gipfel der Macht gelangt sind, fühlen heute das Bedürfnis, durch eine kluge und gemäßigte Regierung zu verdienen, was sie durch andre Mittel gewonnen hatten. Einmal im Besitz der Gewalt, kann man die Waffen niederlegen, durch die man sie sich verschafft hat, denn es gehört weniger dazu, sich in der Macht zu behaupten, als sie zu erobern. Überdies erweitert die Beschäftigung mit bedeutenden Angelegenheiten klarsichtigen Köpfen den Horizont. Mit Räubern läßt ein großer Staat sich nicht regieren. Die Prinzipien der Verwaltung lassen sich erst von oben in ihrem Wesen erkennen. Erst vom höhern Standpunkt aus werden die Sicherheit des Besitzes, die Unabhängigkeit des Individuums, die Reinigung der öffentlichen Moral, die Förderung von Kunst und Wissenschaften in ihrer wahren Bedeutung erkannt und abgeschätzt.

Das Direktorium hat nach diesen Grundsätzen gehandelt. Aber wie sollte es vor allen Unzufriednen und allen Parteien sicher sein, in einem Lande, wo jeder eine Rolle spielen und seine Anschauungen zur Geltung bringen will, wo Ehrgeiz, religiöser, republikanischer und royalistischer Fanatismus einander ohne Ende bekämpfen, und wo sich Massen entgegenstehn, die nicht das allgemeine Wohl, sondern solche Verhältnisse erstreben, die für sie die günstigsten wären! Ohne Zweifel giebt es eine große Anzahl von Leuten, die der Überzeugung sind, daß die Monarchie die beste Regierungsform für Frankreich wäre. Trotzdem denkt die große Masse des Volks nicht mehr an das Königtum. Sollte die Wiederherstellung des Friedens dem Direktorium erlauben, Ordnung in die Finanzen zu bringen, so wäre es nicht unmöglich, daß nach Durchführung notwendiger Reformen auf religiösem und moralischem Gebiete die heutige Ordnung der Dinge noch lange weiter bestehn bliebe. Man kann nicht in Abrede stellen, daß diese danach angethan ist, der großen Masse zu schmeicheln. Kann doch jeder eine Rolle spielen, und jeder begabte Kopf seinen Weg machen. Allerdings trägt dies nicht eben zur Stabilität bei, wie sie die Regierungssysteme bieten, bei denen die Ämter gewissermaßen vorgemerkt sind. Der Mensch sucht aber eher seinen Ruhm als sein Glück.

Ich möchte deshalb die Ansicht aussprechen, daß, falls das Direktorium

die finanziellen Schwierigkeiten überwindet, es der gegenwärtig schwierigen Lage Herr werden kann. Es ist dies das einzige Gebiet, auf dem die gesetzgebenden Körperschaften das Direktorium mit Erfolg bekämpft haben."

Wir übergehn die folgenden Ausführungen, die u. a. erwähnen, daß die „Triumvirn" (Barras, Reveillère-Lepaux und Rewbell), um ihre Gegner und die royalistischen Anhänger einzuschüchtern, den wegen seiner Energie bekannten General Augereau (der spätere Napoleonische Marschall und Herzog von Castiglione war damals aber leidenschaftlicher Republikaner) mit dem Kommando der 14. Division betraut und (gegen die Vorschriften der Verfassung) in die Nähe von Paris beordert hätten. Von allgemeinerm Interesse, als diese politischen Einzelheiten, sind die folgenden Schilderungen der damaligen Gesellschafts- und Sittenzustände.

„Gestern war der 10. August (der siebente Jahrestag der Erstürmung der Tuilerien und der Absetzung Ludwigs XVI.). Ich habe den auf den Champs Elysées abgehaltnen Festlichkeiten zugesehen: Ein ungeheurer Menschenzudrang, ein großer, mit Pyramiden von Lampions erleuchteter Zirkus, vier große Orchester und überdies eine Anzahl kleinere waren unter den Bäumen verstreut. In jedem der Orchester Gruppen von Tanzenden. Der Anblick der Menge, die Musik, der triumphierende Einzug der Sieger vom Champ de Mars, das Gewühl, der Glanz der unzähligen Lampions unter den Bäumen, das Feuerwerk in der Ferne waren ein wirklich großartiges Schauspiel. Ich habe keinerlei Ruhestörungen, noch irgendwelche Ausschreitungen des Volks bemerkt. Im Gegenteil schien es mir, als ob allenthalben gutes Einvernehmen und Höflichkeit herrschten, obgleich die Leute meist der niedrigsten Gesellschaftsklasse angehörten. Immermehr überzeugte ich mich davon, daß das heutige Regime keineswegs dem Charakter der großen Massen entgegengesetzt ist. Denn dieser bedeutsame Tag hat allein Freudenbezeugungen hervorgerufen und keinerlei Manifestationen veranlaßt, die als royalistische bezeichnet werden könnten. Abends bin ich in der Oper gewesen, um Castor und Pollux — das Meisterwerk der französischen Oper, das den Namen Rameaus unsterblich gemacht hat — zu sehen. Wie sich doch der Geschmack geändert hat! Man hat zwar Rameau seine Unsterblichkeit gelassen, doch sein Talent ist heute wie die Assignaten auf dem Markte in der öffentlichen Wertschätzung gesunken. Ein gewisser Candeille hat die Musik neu gemacht. Der Saal in der Rue de Richelieu ist prachtvoll, doch haben diesen Abend nur Kräfte zweiten Ranges gespielt. Kaum einer der Schauspieler hat Talent bewiesen, mit Ausnahme von Adrien. Die Ausstattung, das Orchester und Teile des Balletts haben mir Vergnügen gemacht, besonders Madame Gardel, die viel Grazie und Eleganz in ihren Bewegungen hat, sowie unter den Männern Hayes. Früher schwärmte ich für dieses Schauspiel; die Stunden, die ich darin verbringen konnte, galten mir für die glücklichsten des Lebens. Mit ähnlichen Empfindungen bin ich auch diesesmal in die Oper gegangen. Doch wie verschiedenartig war der Eindruck, den ich gewann! Statt der Reihe eleganter Zuschauer,

in gewählter Kleidung von feinstem Ton und bestem Benehmen, statt der Leute, deren Äußeres so gut wie ihr Verhalten Geburt und gute Erziehung zeigten, habe ich heute einen Haufen schamlos nachlässig gekleideter Menschen gesehen, Frauen von schlechtester Tournüre in gewöhnlichem, wo nicht gemeinem Aufzuge. Alle Welt schien ungebildet und roh. Früher konnte man mit seinem Nachbar die angenehmste Unterhaltung anknüpfen, fast jeder war Litteraturfreund oder wenigstens Theaterkenner. Alle die Personen, mit denen ich diesesmal Gespräche anknüpfte, wußten nichts von Kunst oder hatten ganz falsche Begriffe. Leute in kurzer Jacke mit langen Kniehosen, Frauen in Riesenhauben und juste au corps, mit mürrischen Mienen, das war das Publikum, das — wer weiß weshalb — gekommen war, um sich mit den Abenteuern des Sohnes Jupiters zu langweilen. Den Jupiter haben sie wohl für irgend einen großen Aristokraten gehalten, der in seinem Wolkenwagen daher kam; oder sie haben diesen für Rauch und den Gott für einen Essenkehrer angesehen. Kurz, ich bin traurigsten Herzens nach Hause gegangen, durch den Eindruck der Gegenwart und die Erinnerung an die Vergangenheit gleichmäßig gedrückt. An der Thür hielten etwa zehn Wagen und Kabrioletts. Man hörte nicht wie einstmals die Namen der glücklichen Lieblinge Fortunas ausrufen, die sonst in ihren glänzenden Karossen Gesellschaften zueilten, in denen Kunst und Talent, Geist, Grazie und Geschmack regierten. Diese Gesellschaften existieren nicht mehr — oder sie sind so selten geworden, daß man ihr Vorhandensein nicht mehr wahrnimmt. Alle Bande nahen gesellschaftlichen Verkehrs sind zerrissen, seit die Salons zu Arenen geworden waren, in denen indiskrete Kämpfer einander wegen politischer Meinungsverschiedenheiten beschimpften. Jeder vermeidet es, sein Haus zu solchen Szenen herzugeben. Man isoliert sich, man findet sich zusammen, ohne sich zu vereinigen, man trifft bei Tausenden von Glaciers, Cafetiers oder sonstigen Gastgebern zusammen, die von dem Müßiggang, der Frivolität und dem Bedürfnis, »irgendwo hinzugehn«, Gewinn zu ziehn wissen.

Ich bin der Menge gefolgt und zu Balloni, dem berühmten Glacier des noch berühmtern Pavillon du Hanovre, gegangen, der früher zu dem Garten Richelieus gehörte. Heute ist der Garten zur Straße geworden, und nur eine Ecke davon zum Café umgewandelt. Hierher führen die Incroyables mit großen Kravatten, großen Hüten, glatten Haaren, herabhängenden, sackähnlichen Kleidern ihre Damen, die mit ihren zurückgekämmten Haaren, dem Shawl über der Schulter eher wie Opfer aussehen, die man aufs Schafott führt, als wie die Römerinnen, denen sie nachäffen wollen. Mit einer Hand heben sie ihre Kleider auf, deren dünner Stoff ihre Formen in wenig angenehmer Weise modelliert und au naturel zeichnet. Diese Leute nehmen nebeneinander Platz, von eigentlicher Unterhaltung ist nicht die Rede, denn entweder kennen sie sich nicht, oder wenn sie sich kennen, ist wahrscheinlich, daß einer den andern verachtet. Hat man sich für sein Geld genug gelangweilt, so geht man nach Hause usw."

Leser, die in der französischen Geschichte des Revolutionszeitalters Bescheid wissen, werden durch die vorstehenden Ausführungen an den Ausspruch Talleyrands erinnert worden sein, wonach man „vor 1789 gelebt haben mußte, um zu wissen, was es heiße, das Leben genießen" — oder an das Witzwort desselben alten Herrn über die Damen der neuen Gesellschaft: habillées comme on ne se déshabille pas. Gleich dem berühmten Diplomaten wußte aber auch unser Malteserritter zwischen seinem Geschmack und seinen Gewohnheiten und den Ansprüchen der Zeit, zwischen dem gesellschaftlichen Reiz und der politischen Überlebtheit des ancien régime zu unterscheiden. Danach erscheint nicht verwunderlich, daß er sich (gerade wie Talleyrand) im entscheidenden Augenblick auf die Seite der neuen Ordnung stellte und dadurch den Taineschen Satz bestätigte, daß der einsichtige Teil des französischen Adels dieser Zeit fast ausnahmelos liberal gewesen sei. Der „entscheidende Augenblick" war der 18. Fructidor des Jahres V (4. September 1797), über den einige Worte zu sagen sind.

Am 22. August hatte sich Bray in seine engere Heimat, die Normandie, begeben, um seine Verwandten aufzusuchen, und sodann, um mit den unter seinen Landsleuten herrschenden Stimmungen eingehend bekannt zu werden, mehrere Tage in Rouen verweilt. Hier erreichte ihn am 9. September die Kunde von den Dingen, die sich fünf Tage zuvor in Paris zugetragen und die französische Hauptstadt zum Schauplatz eines abermaligen Staatsstreichs gemacht hatten. Bedrängt durch die Zunahme der royalistischen Agitation, durch das massenhafte Erscheinen thatenlustiger Emigranten in Paris und die offne Feindseligkeit der Mehrheit in beiden gesetzgebenden Körperschaften, beschlossen die Direktoren Barras, Reveillère-Lepaux und Rewbell, sich ihrer sämtlichen Gegner einschließlich ihrer der Gegenpartei zuneigenden Kollegen Carnot und Barthelemy durch einen Gewaltstreich zu entledigen. Mit Hilfe Augereaus und der von diesem gewonnenen Truppen und Nationalgarden ließen die „Triumvirn" in der Nacht vom 4. auf den 5. September die öffentlichen Plätze und die Hauptstraßen von Paris besetzen, zwei Proklamationen über die Entdeckung einer großen royalistischen Verschwörung anschlagen, die ihnen befreundeten Mitglieder der beiden Räte versammeln und eine Reihe von Beschlüssen fassen, von denen die wichtigsten die folgenden waren: Annullierung sämtlicher in dreiundfünfzig Departements vorgenommner Wahlen; Deportation der Direktoren Carnot und Barthelemy, der Mehrzahl oppositioneller Mitglieder beider Räte, sowie einer Anzahl höherer Beamten und einflußreicher Journalisten, Ausweisung oder Deportation der heimlich zurückgekehrten Emigranten; Unterdrückung eines Dutzends oppositioneller Zeitungen und Stellung der gesamten periodischen Presse unter die Aufsicht der Verwaltungsbehörden. — Ohne daß ein Schuß gethan oder ein ernsthafter Versuch zur Gegenwehr unternommen worden wäre, wurden diese drakonischen Beschlüsse binnen wenig Stunden ausgeführt, 8 Deputierte und 195 andre verdächtige Personen nach Cayenne deportiert und die Güter und Papiere

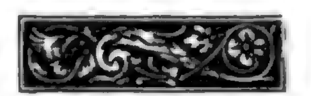
derer mit Beschlag belegt, die sich (wie Carnot, Barthelemy, General Pichegru, Boissy d'Anglas, Portalis usw.) durch die Flucht zu retten gewußt hatten — Maßnahmen, die lebhaft an die Praxis erinnern, die vierundfünfzig Jahre später dem Mann des 2. Dezember zur zeitweiligen Herrschaft verhalfen; von der Volksabstimmung, die den Napoleonischen Staatsstreich besiegelte, wurde von den Barras und Genossen im Hinblick auf die Unblutigkeit dieses fait accompli allerdings abgesehen.

Obgleich Bray wußte, daß viele seiner alten Freunde von diesem Blitzstrahl getroffen worden seien, und daß die Sache des Radikalismus vorläufig die Oberhand behalten werde, wahrte er sich sein unbefangnes Urteil. Noch unter dem ersten Eindruck der Pariser Kunde schrieb er dem Großmeister Hompesch das Folgende: „Von denselben Leuten, die erst vor wenig Jahren Thron und Altar stürzen halfen, hatten sich plötzlich viele in fanatische Anhänger von Thron und Altar verwandelt, indem sie zugleich die Regierung ihres Landes herabwürdigten und dem Auslande dadurch die Gelegenheit boten, auf den innern Zwiespalt in Frankreich zu spekulieren. Sie haben die öffentliche Meinung irre geführt, thörichte Reden auf Diners und in nächtlichen Klubs geführt und so gethan, als seien sie in der Lage, die Regierung stürzen zu können. Selbst Personen, denen man Talent, Bildung, Geist und einen gewissen Mut nicht absprechen kann, nahmen an diesem Treiben teil, ohne irgend etwas ernsthaftes vorzubereiten. Sie hatten der Regierung den Krieg erklärt, sie drohten diese zu stürzen und konnten nicht einmal über hundert Mann Truppen verfügen. Die Parteiführer mit schwarzem Rockkragen*) spielten unter den Arkaden des Palais Royal die Helden. Thatsächlich bestand kein einziger Vereinigungspunkt, mochte man auch seit drei Wochen täglich einer Verhaftung gewärtig sein. Man kann sich einen solchen Grad von Verblendung einfach nicht erklären. Schließlich hat sich das Direktorium nach Absetzung aller des Royalismus irgendwie verdächtigen Beamten zu einem großen unblutigen Schlage entschlossen. Es hat in der Nacht vom 17. auf den 18. die in den Tuilerien versammelten Häupter der parlamentarischen Kommissionen und die bekanntesten Rädelsführer der Royalisten verhaften lassen, ohne auch nur einen Schuß Pulver zu verbrennen. Dieser große Schlag sichert den Frieden nach außen und nach innen. Allerdings mußte die Verfassung verletzt werden, und es steht zu befürchten, daß das Direktorium seine Macht mißbrauchen werde. Gelingt es ihm, Frieden und Wohlstand herbeizuführen, so wird es populär werden und sich halten. Den Kaufmannsstand, die Handwerker und die Grundeigentümer haben die Direktoren schon für sich, denn man hatte in ihren Kreisen mit gutem Grunde befürchtet, daß ein Sieg der Opposition zum Bürgerkriege führen werde. . . . Die royalistischen Journalisten sind auf Befehl des Direktoriums deportiert worden. . . . Thörichterweise hatten

*) Schwarzer Rockkragen und Trauerflor am Arm waren die Modezeichen der royalistischen „goldnen Jugend."

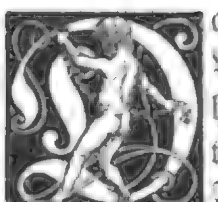
diese die Basis angegriffen, auf der das Volksvertrauen beruht. Die Käufer von Nationalgütern hatten für ihre Existenz und ihren Besitz zittern müssen, ganz Frankreich glaubte sich bedroht und einer Reaktion ausgeliefert, deren unvorsichtige Führer ihre rachsüchtigen und grausamen Pläne unverhüllt zur Schau gestellt hatten. Durch die unzähligen Zeitungen, die die französische Presse entehren, hatte sich unter allen denen, die sich ohne Prinzipien, ohne Festigkeit, ohne Bildung, ohne politische und administrative Kenntnisse aus Mode Republikaner oder Royalisten nannten, eine förmliche Koalition gebildet. Nichts konnte den wirklichen Patrioten tiefer verletzen, als die Flut gemeiner Schimpfworte, die sich jeden Morgen und jeden Abend ergoß, und die nichts weiter als das Erzeugnis elender Schwätzer war. Eine geringe Zahl von Leuten ausgenommen, die im guten Glauben handelten, bestand die Masse aus Skribenten, die ohne jede Methode lediglich in der Absicht schrieben, die Regierung zu beschimpfen. Dieses freche Geschwätz war zugleich das thörichtste von der Welt, denn der Wunsch, Neues zu sagen, verführte die Skribenten dazu, alles drucken zu lassen, was irgend von den Plänen der guten Freunde verlautete. Man sprach lange und laut über die Art und Weise, wie das Königtum wieder aufzurichten sei. Dabei war man aber in der Wahl der Persönlichkeit durchaus nicht einig. Man schwankte zwischen einem Bourbon oder einem Fremden und beriet sich darüber, welche Stellen man den großen Herren in Blankenburg*) geben müsse."

(Schluß folgt)



Weiteres über Ibsen

(Fortsetzung)



Daß sich zwischen dem Ehemanne und einer im Hause lebenden Verwandten, Freundin oder Gehilfin der Frau ein Liebesverhältnis entspinnt, kommt öfter vor. Auch endet das manchmal tragisch, indem die beiden entweder an der Schuld, oder, auf der Flucht vor der Schuld, an der Entsagung zu Grunde gehn. Aber so wie auf Rosmersholm (1886) dürfte die Sache in der Wirklichkeit noch niemals verlaufen sein: die beiden Personen sind ebenso unwahrscheinlich wie ihre Handlungsweise. Schon in der Charakteristik der Familie, die mit Rosmer ausstirbt, steckt ein Widerspruch. Die Rosmers auf Rosmersholm, sagt der Rektor Kroll, sind alle Priester oder Offiziere oder hohe Beamte gewesen, korrekte Ehrenmänner allzumal. Sie hätten Dunkel und Unterdrückung

*) Blankenburg im Harz war damals das Hauptquartier der um Ludwig XVIII. gescharten Emigration.

verbreitet, meint Rosmer selbst, und da ihn Kroll daran erinnert, wie sein Vater den Hauslehrer Brendel, der seinem Zöglinge aufrührerische Ideen in den Kopf setzen wollte, mit der Reitpeitsche hinausgejagt habe, entgegnet er: Vater war auch in seinem Hause Major. Nach der Schilderung der Haushälterin Helseth dagegen sind die Rosmers stille Leute, die als Kinder niemals schreien und später niemals lachen, wie denn in der ganzen Gegend nicht gelacht werde. Das paßt zu Rosmers stillem, schüchternem, sinnigem, zartfühlendem Wesen, aber nicht zu dem Majors- und Hierarchencharakter des Stammes. Daß nun Rosmer seine erste Frau Beate innig und zärtlich geliebt, daß ihn ihr Wahnsinn und ihr Selbstmord tief erschüttert hat, daß er die Erinnerung daran nicht los werden kann und jedesmal einen weiten Umweg macht, um nicht über die Brücke vorm Hause gehn zu müssen, von der sie ins Wasser gesprungen ist, in alledem liegt nichts Unnatürliches und nicht einmal etwas Ungewöhnliches. Auch versteht man, wie er in der traurigen Zeit vor und nach dem Tode seiner Frau im Umgange mit der geistvollen und charakterstarken Rebekka, der scheinbar treuen Pflegerin seiner Frau, Erholung und Trost sucht und findet. Daß er die in solchem Umgange keimende Liebe nicht bemerkt oder sich wenigstens nicht eingesteht, ist das in solchen Fällen gewöhnliche, und wenn er dann, als er erfährt, daß das Verhältnis mißdeutet wird, der Geliebten einen Heiratsantrag macht, so erfüllt er nur seine Pflicht. Aber daß er, nachdem Rebekka durch ihre Geständnisse die Verbindung unmöglich gemacht hat, von dieser verlangt, sie solle ins Wasser springen, ist Wahnsinn.

Auch Rebekka wird erst in der Schlußkatastrophe unbegreiflich. Ein dämonisches Wesen von großer Willensstärke und mit dem Zauber begabt, der andre leicht unterjocht, hat sie sich durch die geduldige und standhafte Pflege Achtung ihres Adoptivvaters und dann Beatens erworben. Sie ist in sinnlicher Leidenschaft für Rosmer entbrannt, ist deswegen in sein Haus gekommen, hat sich deswegen der Pflege seiner Frau unterzogen, aber hat ihre Leidenschaft so vollkommen zu verbergen verstanden, daß sie beider uneingeschränktes Vertrauen gewinnt. Und während sie Rosmer mit Hilfe der von ihrem Pflegevater geerbten Bücher in eine neue Welt einführt und den müßigen Mann — sein Pfarramt hat er niedergelegt — für die Aufgabe begeistert, das Volk geistig zu befreien, flößt sie der Frau, deren Krankheit ursprünglich nur in der tiefen Betrübnis darüber besteht, daß ihr Kindersegen versagt bleiben soll, die Vorstellung ein, daß sie dem Lebensglück ihres Mannes im Wege stehe und sich zu opfern verpflichtet sei. Aber glaubt ihr denn, ruft Rebekka in einem ihrer Bekenntnisse, „daß ich umherging und mit kalter und klügelnder Berechnung handelte? Ich war damals noch nicht, was ich jetzt bin, wo ich hier stehe und es auch erzähle. Und dann giebt es auch wohl zweierlei Willen im Menschen, so oder so. Aber trotzdem glaubte ich nicht, daß es jemals geschehn würde. Bei jedem Schritt, den es mich vorwärts lockte und reizte, schien etwas in mir zu schreien: Jetzt nicht weiter! Nicht einen Schritt weiter! Und dann konnte ich es doch nicht lassen. Ich mußte noch um ein klein-winziges

Etwas weiter. Nur noch ein klein wenig. Und dann noch etwas — und immer noch etwas — und so ist es gekommen. Auf diese Weise geschieht so etwas stets."

Das ist ganz die von Ludwig gezeichnete Shakespearemethode, und in der Art und Weise, wie Ibsen den Charakter Rebekkas nach und nach sich enthüllen läßt und damit nicht allein den Personen des Stücks, sondern auch dem Zuschauer oder Leser eine Überraschung nach der andern bereitet, entfaltet sich seine technische Meisterschaft auf das glänzendste. Aber mit diesem Geständnis ist die Enthüllung noch nicht vollendet; darauf folgt erst das Unglaubliche. Warum hat Rebekka Rosmers Antrag zurückgewiesen, den er freilich unterlassen haben würde, wenn er schon gewußt hätte, daß sie es gewesen sei, die Beate in den Tod getrieben hatte? Sie begehrt ihn nicht mehr! Rosmer hat sie mit seinem kraftlosen, skrupulös gewissenhaften Wesen angesteckt. Rosmersholm hat sie kraftlos gemacht. „Hier ist mein eigner mutiger Wille geschwächt und gebrochen worden! Für mich ist die Zeit vorüber, wo ich selbst das Äußerste gewagt hätte. Ich habe die Fähigkeit verloren, handeln zu können." Und nun kommt das Allerunglaublichste, das sich eigentlich gar nicht erzählen läßt, wenn man nicht den ganzen letzten Aufzug abschreiben will; die beiden Leutchen sind närrisch geworden und wissen nicht mehr, was sie quatschen, anders kann man es nicht nennen. Jetzt, wo Rosmer alles weiß, will er sie wieder, will er alles Vergangne vergessen. Aber nun will sie erst recht nicht, weil sie das ganz Rosmersche Bedürfnis der Schuldlosigkeit empfindet. Und dann zweifelt er wieder an ihr, weil sie ihm so viel verheimlicht hat, und dann ist sie unglücklich darüber, daß er an ihre innere Umwandlung nicht recht glauben will; und dann ruft er: „So gieb mir den Glauben wieder! Den Glauben an dich, Rebekka! den Glauben an deine Liebe!" Und wodurch soll sie den beweisen? Dadurch, daß sie ins Wasser springt. Wenn sie dazu den Mut hätte, dann würde er ihr glauben; „dann müßte ich auch den Glauben an meine Lebensaufgabe wieder bekommen. Den Glauben an eine Macht, die Menschenseele adeln zu können. Den Glauben, daß die Menschenseele sich adeln läßt." Rebekka hat diesen Mut, und er — springt mit! Was nützt ihm nun, wenn er ertrinkt, der wiedergewonnene Glaube, und wo bleibt seine Lebensaufgabe?

Es ist oft in dem Stück von weißen Pferden die Rede; das sind die zurückkehrenden Toten, die die Lebenden nicht in Ruh lassen und sie zu sich holen. In der Nordischen Heerfahrt waren es schwarze Pferde. Die nordische Winternacht brütet eben Gespenster aus und Grübeleien, während der helle Tag des Südens mit seiner bunten Farbenpracht die Sinne fesselt und zum Grübeln keine Zeit frei läßt. Wir Deutschen halten die Mitte zwischen der trübseligen Grübelei der arktischen Winternacht und der gedankenlosen Fröhlichkeit des sonnigen Südens. Seltsam ist es nur, daß Ibsen seine gespenstischen Schattenwesen nicht in der nordischen Heimat, sondern in Italien und in Deutschland ausgeheckt hat.

Auch das Revolutionäre in „Rosmersholm,“ das in den Augen der Ibseniten den Hauptvorzug des Stücks ausmachen mag, ist schattenhaft und ein schlagender Beweis dafür, wie wenig Ernst es Ibsen mit seinen revolutionären Redensarten ist. Was ist das für eine Unterdrückung, die von Rosmersholm ausgeht? Was sind das für revolutionäre Bestrebungen, die Mortensgards Zeitung, der „Leuchtturm,“ vertritt, die zu Krolls Entsetzen in seiner Schule Eingang gefunden haben, für die sich ein Schülerverein gebildet hat, dem seine eignen Kinder angehören? Norwegen ist das am meisten demokratische Land Europas und hat sich weder über Bureaukratie, noch über Militarismus, noch über Adelsherrschaft, noch über königlichen Absolutismus zu beschweren; Ministeranklagen sind ein beliebter Sport der norwegischen Bauern. Eine politische Revolution hätte also in diesem Lande gar keinen Sinn. Ist also vielleicht der Umsturz des Kirchenwesens und die Verbreitung des Unglaubens und einer als Freiheit gepriesenen Liederlichkeit gemeint? Das könnte man glauben, wenn man vernimmt, daß Rebekka auf Formen, namentlich bei der Eheschließung, nichts giebt, und daß Rosmer „alle Menschen im Lande zu Adelsmenschen machen“ will, zu frohen Adelsmenschen, die selbständig denken und handeln; sein verbummelter Lehrer Brendel imponiert ihm, weil er den Mut gehabt hat, sein Leben nach seinem Kopf zu gestalten, das sei doch nichts Geringes. Aber an dieser Auffassung macht wieder der Umstand irre, daß Mortensgard sich über den „Abfall“ Rosmers gefreut hat, weil er erwartete, Rosmer werde dabei gläubiger Christ bleiben; das würde, meint er, der Sache der Aufklärung eine starke moralische Stütze geben; als er vernimmt, daß Rosmer den christlichen Glauben verloren hat, mag er von der Sache nichts mehr wissen und rät ihm, seinen Abfall zum Radikalismus geheim zu halten; Freidenker habe man schon mehr als genug; was die Partei brauche, das seien christliche Elemente, „etwas, das jedermann respektieren muß.“ Was ist also für eine revolutionäre Bewegung gemeint, die sozialistische? Krolls rebellische Tochter hat für den „Leuchtturm“ der Schüler eine rote Mappe gestickt. Aber rot ist ja die Farbe aller Revolutionen. Sonst klingt in dem Stücke nichts an an sozialistische Dinge; überhaupt sieht man nicht, daß sich Ibsen viel um das Elend der untern Klassen gekümmert hätte; nur dreimal wird es in allen seinen Stücken berührt. Im „Brand“ wird die Armut der Fischer im hohen Norden geschildert, in den „Stützen der Gesellschaft“ wühlt der Schiffsbauer Auler ein wenig unter den Werftarbeitern, ohne sich jedoch dauernd mit seinem Prinzipal zu entzweien, und in Klein Eyolf entschließen sich Rita und Allmers zuletzt, sich der von ihren besoffnen Vätern mißhandelten Fischerkinder anzunehmen. Überhaupt bietet ja Norwegen außer in den paar bedeutendern Seestädten gar kein Material für sozialistische Bestrebungen. Und schließlich ist Rosmer nicht länger als einen Tag Revolutionär; gleich am andern Tage schon versöhnt er sich mit seinen alten Freunden, denen er öffentlich Krieg zu erklären gedachte. So weich und so feig ist dieser Mann, daß er nicht auszuführen wagt, was er jahrelang reiflich überdacht hat,

und was er für Gewissenspflicht hält, obwohl er materiell ganz unabhängig ist und durch den Verzicht auf die Lebensaufgabe, die er glücklich gefunden hatte, sich selbst zu unerträglicher Unthätigkeit verurteilt. Revolutionär ist also bei Ibsen nicht ein unterdrücktes Volk oder eine ausgebeutete Klasse, sondern immer nur ein einzelnes närrisches Menschenkind, das sich langweilt oder sonst unbehaglich fühlt.

Die übrigen Personen des Stücks sind der Wirklichkeit entnommen und gut gezeichnet: der streng korrekte, fanatische, konservative und orthodox gläubige Rektor Kroll, das verbummelte Genie Ulrik Brendel, der verbitterte Mortensgard, ein Opfer des Pharisäismus, die wackere Haushälterin Helseth. Brendel spricht zwei große Wahrheiten in einem Atem aus; nur bringt er sie sophistisch in einen falschen Zusammenhang miteinander. „Peter Mortensgard ist Herr der Zukunft. Er hat die Kraft zur Allmacht in sich, denn er will nie mehr, als er kann. Peter Mortensgard ist kapabel, das Leben ohne Ideale zu leben, und das ist ja das große Geheimnis des Handelns und des Siegens, das ist die Summe aller Weltweisheit.“ Nie mehr wollen, als man kann, ist das Geheimnis des Erfolgs, und ohne Ideale leben bewahrt vor Enttäuschungen und vor Unglück, aber der hier erweckte Schein, als ob beide Sätze dasselbe bedeuteten, führt irre und ist eine nichtswürdige Täuschung der Jugend.

Auch in Nora, einem Stück, das ursprünglich das Puppenheim hieß (1879), sind die Nebenpersonen der Wirklichkeit entnommen und gut gezeichnet, die beiden Hauptpersonen dagegen unwahre Erzeugnisse eines grüblerischen Gehirns. Ist es zu glauben, daß ein Mann, wie der Rechtsanwalt Helmer, der hart ums Brot arbeiten und kämpfen muß, der eine schwere Krankheit durchgemacht hat und während der Stärkungsreise in Italien wochen- und monatelang ausschließlich auf den Umgang seiner Frau angewiesen gewesen ist, diese Frau nach achtjähriger Ehe und bei drei Kindern immer noch als Puppe, als Spielzeug behandelt, sie seine Lerche, sein Eichkätzchen, seinen lockern Zeisig nennt und niemals ein ernsthaftes Gespräch mit ihr geführt hat? Einem Lebemann kann man zutrauen, daß er seine Frau wie ein Spielzeug behandelt, wenn er sich zur Abwechslung oder der Schulden wegen eine solche, neben andern ähnlichen Spielzeugen, einmal beigelegt hat, aber acht Jahre lang dauert das nicht. Das kann schon vorkommen, daß ein ernsthafter Geschäftsmann seine Frau nicht in alle seine Sorgen und Geschäfte einweiht, weil er glaubt, daß sie sie nicht verstehe, oder weil er ihr Sorgen ersparen will, und manche Männer, vielleicht auch ganze Familien mögen darin — verhätschelnd oder vernachlässigend — zu weit gehn. Ibsen scheint in dieser Beziehung erschütternde Erfahrungen gemacht zu haben; im Jugendbund läßt er die Schwiegertochter des Kammerherrn in Klagen darüber ausbrechen, daß sie von allen als Puppe behandelt werde, und daß man sie an den Sorgen der Familie nicht teilnehmen lasse. Aber daß der Mann daheim niemals von Geschäften und Amtsverrichtungen spräche, das ist gar nicht denkbar, am wenigsten bei einem häuslichen und ordentlichen Mann wie Helmer; wovon in aller Welt sollen sie denn bei

Tische und wenn sie des Abends beisammen sitzen, immer reden? Insbesondre ist es ganz undenkbar, daß die Frau eines Rechtsanwalts bei achtjährigem vertrautem Zusammenleben mit ihrem Manne niemals etwas erführe von Urkundenfälschung und von der Bedeutung einer Namensunterschrift, und daß sie in der Einbildung lebte, aus Liebe zum Gatten und zum Vater ein bischen fälschen, das sei nicht verboten. Wenn Nora so behandelt worden wäre, dann wären ja die Vorwürfe begründet, die sie am Schluß gegen ihren Mann erhebt, aber es ist eben ganz unmöglich, daß ein Mann so handeln könnte. Gerade wenn er eine so leichtsinnige, unerfahrne und unwissende Person zur Frau hat, wird er schon in den ersten vier Wochen sagen: Liebes Kind, du bist doch gar zu dumm; was sollte aus dir werden, wenn ich stürbe, und was kannst du dir und mir schon sogar bei meinen Lebzeiten für Unannehmlichkeiten zuziehn; ich muß dich also gehörig in die Schule nehmen.

Und nun diese Nora selbst! Gewiß, solche leichtsinnigen, gedankenlosen, unwissenden, verlognen und naschhaften Dinger giebts unter den Frauen und Mädchen; die Mädchen, die verloren gehn, sind meistens so, nur daß diese auch faul und putzsüchtig zu sein pflegen; Nora kann arbeiten und spart von den Ausgaben für Kleider und Putz, zwei gute Eigenschaften, die zu ihrem sonstigen Wesen nicht recht stimmen. Auch das große Opfer, das sie ihrem Manne bringt, indem sie für die vom Arzt angeordnete Reise nach Italien 1800 Thaler aufnimmt, die Schuld und die Anstrengungen, die ihr die Verzinsung und die Abzahlung auferlegt, jahrelang verheimlicht, erscheinen ziemlich unwahrscheinlich. Das ganz Unglaubliche aber ist nun, daß im Laufe von wenig Stunden aus diesem leichtfertigen Geschöpf eine Heldin wird; daß sie vor ihren Mann hintritt und sagt: „Du hast mich als Puppe behandelt, ich will fortan ein Mensch sein; bei dir kann ich es nicht werden; ich kann auch, unerzognes Kind, wie ich bin, meine Mutterpflichten nicht erfüllen, darum gehe ich augenblicklich, will mich selbst durchschlagen, mich zu einem mündigen Menschen erziehn, und nehme von dir keinen Pfennig an." Steckte ein guter und lebenskräftiger Kern in ihr, so hätte sie sich das Puppenspiel schon längst verbeten und hätte selbst ernsthafte Gespräche mit ihrem Manne angefangen; steckte aber kein solcher Kern in ihr, so konnten auch die erschütternden Ereignisse und die Angst der letzten zwei Tage ihr nicht urplötzlich einen einpflanzen, der hohen Ernst und heldenmütige Entschließungen aus sich hervorzutreiben fähig war.

Diese Nora ist eben nicht der Wirklichkeit entnommen, sondern im Studierzimmer konstruiert — zusammengeflickt, würde Otto Ludwig sagen —, um daran die neue Ehetheorie zu demonstrieren, die eine nicht eben neue Unsitte leichtfertiger Weiber rechtfertigen soll. Daß ein Zusammenleben ohne inneres gegenseitiges Verständnis, ohne den Austausch aller Lebensinteressen und aller wichtigen Gedanken und Empfindungen — aller göttlichen und menschlichen Dinge, würde der alte Römer sagen — keine *richtige* Ehe ist, das wird am wenigsten der ernste Christ leugnen. Aber nach Ibsen ist das überhaupt keine Ehe, und weil keine Ehe vorhanden ist, so hat jedes der beiden Zusammen-

lebenden jederzeit das Recht, fortzulaufen und die etwa vorhandnen Kinder dem andern zu überlassen. Eine solche Theorie hebt nicht bloß die Ehe, sondern die ganze Rechtsordnung auf. Die Ehe ist ein Vertrag, und Verträge gelten auch dann, wenn nachträglich der eine Teil findet, daß er besser gethan hätte, ihn nicht zu schließen. Der Ehevertrag ist ja der riskanteste aller Verträge, drum, sagt der Dichter, prüfe, wer sich ewig bindet, ob sich das Herz zum Herzen findet, und scheut einer das Risiko, so mag er ledig bleiben; aber ist der Vertrag geschlossen, so besteht auch die Ehe zu Recht, und man kann dann, wenn sie unglücklich ausfällt, wohl sagen, es ist keine richtige Ehe, aber man darf nicht sagen, eine Ehe ist gar nicht vorhanden. Der einmal geschlossene Vertrag bindet so lange, als er nicht in ordnungsmäßiger Weise aufgelöst ist. Es giebt Verhältnisse, die die Auflösung vor dem Gewissen rechtfertigen oder sogar zur Pflicht machen, und unsre Gesetze erkennen das an; aber ohne Beobachtung der gesetzlichen Formen von den Kindern fortlaufen, das ist selbst dann unentschuldbar, wenn die Frau vom Manne Mißhandlungen zu erdulden hat.

Helmer erinnert Nora an ihre Pflichten gegen Mann und Kinder, sie aber antwortet: „Ich habe andre ebenso heilige Pflichten, die Pflichten gegen mich selbst; daß ich vor allem Gattin und Mutter sei, das glaube ich nicht mehr, vor allem bin ich ein menschliches Wesen.“ Es ist eben der Grundirrtum dieses modernen Individualismus, der übrigens an der christlichen, aus der Welt, d. h. aus allen Familienbanden hinaustreibenden Sorge für die eigne Seele seine Vorgängerin hat, daß man Pflichten gegen sich selbst erfüllen könne, ohne Pflichten gegen andre zu erfüllen, und daß man „ein menschliches Wesen“ sein könne, ohne Glied einer gesetzlichen menschlichen Ordnung zu sein. Nora giebt natürlich nichts auf Formen, wie alle diese modernen Weiber, aber ohne anerkannte Formen ist keine gesetzliche Ordnung möglich. Daß der Mensch, von Leidenschaft überwältigt, diese Formen verletzt, das kommt alle Tage vor, und das wirft die gesetzliche Ordnung nicht über den Haufen; im Gegenteil: der Diebstahl bekräftigt die Eigentumsordnung. Aber wenn sich die Ansicht verbreitet: Formen gelten nichts, so kann das den Gesellschaftsbau untergraben, und niemand würde schlechter fahren als die Ehefrauen, wenn es keine gesetzlichen Formen zu ihrem Schutz mehr gäbe. Stücke wie Nora sind daher thatsächlich gefährlich. Das soll nicht etwa eine Denunziation sein. Unsre Justiz und unsre Polizei sind nicht mehr befähigt, die gefährlichen Meinungen von den ungefährlichen zu unterscheiden, als die römische Indexkongregation, und würde diesen sehr achtbaren Gewalten durch eine lex das geistige Jäteamt übertragen, so würden sie ganz gewiß, gleich der katholischen Inquisition, mehr Weizen als Unkraut ausreuten und dem germanischen Norden das Schicksal des romanischen Südens bereiten. In der modernen Welt kann nur die litterarische Kritik dieses schwierige Amt üben, sie ist die einzige dazu befähigte, aber auch berufne und verpflichtete Macht. Die Frankfurter Zeitung hat am 18. April daran erinnert, daß Ibsen vor zwanzig

Jahren bewogen worden ist, für das Hamburger Publikum den Schluß versöhnlich zu gestalten. Helmer zwingt die widerstrebende Nora, sich die Kinder noch einmal anzusehn. Der Gedanke: „mutterlos“ überwältigt sie beim Anblick der schlummernden Kleinen. Sie läßt die Reisetasche fallen und sagt: „O, ich versündige mich gegen mich selbst, aber ich kann sie nicht verlassen.“ Das ist ja ganz schön, aber die falsche Theorie, daß das Weib durch Erfüllung ihrer Mutterpflichten eine Sünde gegen sich selbst begehn könne, wird dadurch nur bekräftigt. Übrigens hat die Verschrobenheit — oder ists Stumpfsinn und Gedankenlosigkeit? — seitdem solche Fortschritte gemacht, daß der ursprüngliche Schluß beim Theaterpublikum nirgends mehr Anstoß erregt, auch in Hamburg nicht.

Eine nicht weniger verdrehte Schraube wie Nora ist Ellida, die Frau vom Meere (1888). Weil sie in der Ehe mit dem braven Doktor Wangel, der sie auf den Händen trägt, eine gute Versorgung gefunden hat, bildet sie sich ein, sie habe sich verkauft, und ihre Ehe sei keine giltige Ehe. Vor ihrer Verheiratung hat ein roher Matrose, ein Finnlappe, von dem sie weiter nichts weiß, als daß er seinen Kapitän ermordet hat, sie durch eine Art Zauber dazu gebracht, sich mit ihm zu verloben. Sie hat das Verhältnis mit diesem wildfremden Manne brieflich gelöst, sie empfindet Grauen vor ihm, als er wiederkommt, sie zu holen, sie fleht Wangel um Schutz an, Wangel, den sie in mehrjähriger Ehe schätzen und lieben gelernt hat, trotzdem bekommt sie durch Grübelei die erstaunliche Behauptung heraus, ihre Ehe sei eigentlich keine Ehe, Wangel müsse sie freigeben und frei wählen lassen. Wangel giebt sie frei, sie wählt nicht den unheimlichen fremden Kerl, den Mörder mit den Fischaugen, sondern den lieben guten Wangel, der ihr das behaglichste Heim bereitet hat. Jetzt erst ist sie richtig mit ihm verheiratet, und sie will von nun ab sogar ihre Pflichten als Hausfrau und Stiefmutter erfüllen; bis dahin hat sie vom Hauswesen weniger gewußt als die Dienstboten, sie hat, wenn sie ausgeht, keinen Schlüssel abzugeben, keinen Befehl zu hinterlassen, sie ist ohne Wurzeln im Hause. Ja, warum ist sie das? Hätte sie tüchtig gearbeitet, anstatt bloß schwimmen und spazieren zu gehn, so würde ihr der Gedanke, daß sie sich verkauft habe, nicht gekommen sein, denn sie hätte sich dann ihr Brot und ihr schönes Heim verdient. Warum sie nicht von Anfang an so vernünftig gewesen ist, das weiß niemand außer ihrem Schöpfer, und für eine Person, die nicht unser Herrgott, sondern Herr Ibsen geschaffen hat, ist es ja alles mögliche, wenn sie wenigstens noch auf ihre alten Tage vernünftig wird.

Übrigens verbindet der Verfasser in diesem Stück mit der Emanzipationstendenz noch einen zweiten Zweck: er will die Macht des Meeres über das Gemüt von Menschen schildern, die dem Meere verwandt sind. Ob es in der Wirklichkeit solche Menschen giebt, weiß ich nicht. Ibsen selbst scheint nicht recht daran zu glauben, denn diese Ellida ist, ehe Wangel den Zauber gebrochen und sie erlöst hat, gar kein richtiger Mensch, sondern ein Meerweibchen. Sie beklagt es, daß die Menschen, indem sie Fischschwanz und Flossen ablegten und

sich Arme und Beine wachsen ließen, ihre feuchte Heimat verlassen und ihren Beruf verfehlt haben. Und der Finnlappe ist auch kein Mensch, sondern bald das Gespenst eines Ertrunknen, bald das personifizierte Meer: er ist „das Grauenvolle, das, was abstößt und anzieht.“ Das wäre nun ein ganz hübscher Stoff zu einer Ballade wie Goethes Fischer oder zu einer Zauberoper wie Undine, aber in eine ganz moderne Umgebung passen die beiden Figuren wahrhaftig nicht hinein, oder nur unter der Voraussetzung, daß Ellida wahnsinnig und „der fremde Mann“ ihre Halluzination ist; so läßt sich aber die Schwierigkeit nicht lösen, weil Wangel mit dem Gespenst unterhandelt und auch Lyngstrand es sieht. So weit Ellida weder verrückt noch Meerweibchen ist, gehört sie zu den bewunderungswürdigsten Kunstleistungen Ibsens. Er stellt sie lebendig hin vor den Leser; man sieht sie gehn, und man hört sie sprechen, man ist überzeugt, daß dieses liebenswürdige, poetische Geschöpf — wie kann es nur die Tochter eines Leuchtturmwärters sein! — nicht anders als mit melodischer Stimme, sanft, langsam und in ganz gleichmäßigem Tonfall zu sprechen vermag. Auch die andern Personen sind wieder vortrefflich und lebendige Wirklichkeit, besonders Hilda, der abscheuliche süße Balg, und der arme Lyngstrand, über dessen Knacks sie sich so grausam amüsiert.

In den Gespenstern (1881) sind weniger die Personen als die Verwicklungen und Situationen das raffiniert Ergrübelte und Ausgeklügelte. Es passiert ein bischen viel an diesem einen Tage auf dem Landgute der Frau Alving. Pastor Manders erfährt, daß sein verstorbner lieber Freund, der Hauptmann und Kammerherr Alving, diese allverehrte Stütze der Gesellschaft, ein Schw... hund gewesen ist und sein Leben in Unthätigkeit verbracht hat, und daß Frau Alving den Glauben verloren hat; das Asyl, das er am folgenden Tage einweihen soll, und das Frau Alving gestiftet hat, um unter seinen Mauern die Familienschande zu begraben, das brennt ab, angezündet von des Pastors Schützling Engstrand, und er, der Pastor, muß noch froh sein, wenn er nicht selbst wegen fahrlässiger Brandstiftung angeklagt wird. Frau Alving erfährt, daß ihr zurückgekehrter Sohn, der berühmte Maler, in dessen Anblick sie nach langer schrecklicher Elendsnacht helle Freudentage zu erleben gedenkt, an beginnender Gehirnerweichung leidet. Oswald erfährt, daß die Zofe Regine, die er heiraten will, seine Schwester ist. Frau Alving muß dem unglücklichen Sohne versprechen, daß sie ihn, sobald sich der Ausbruch des Übels ankündigt, vergiften will, wird aber der Erfüllung des schrecklichen Versprechens dadurch überhoben, daß es Oswald ein paar Minuten darauf gleich selbst besorgt. Die Personen sind alle möglich. Es giebt leider junge Leute, die infolge der Ausschweifungen ihrer Väter oder ihrer eignen an Rückenmarkschwindsucht oder Gehirnerweichung leiden, und es kommt vor, daß das trübselig stimmende nordische Klima solche Zustände auch noch durch den Alkoholismus verschlimmert, wie es bei Oswald der Fall ist. Es giebt auch tapfere Frauen, die des Mannes Ausschweifungen vor der Welt zudecken, die Kinder, damit sie nicht angesteckt werden, aus dem Hause schaffen, die Wirtschaft, das Hauswesen, die Vermögens-

verwaltung in ihre starke Hand nehmen und trefflich leiten, die aber über ihrem Unglück den Glauben verlieren.

Vollends ganz aus dem Leben gegriffen sind die leichtfertige, eitle, vergnügungssüchtige und herzlose Regine, der versoffne und frommthuende Tischler Engstrand und der orthodoxe, streng korrekte Pastor Manders, der sich von diesem Kerl durch plumpe Heuchelei an der Nase herumführen läßt. Das Stück könnte ebenso gut wie in diese zweite auch in die dritte oder in die erste Gruppe der Gesellschaftsstücke Ibsens eingereiht werden, denn es ist ein Dekadenzdrama, da der Held ein von Gehirnerweichung bedrohter Morphinist ist; die Person des Dramas, die den Tod davon hat, wird ja wohl sonst gewöhnlich für den Helden des Stücks angesehen. Es ist aber zugleich ein revolutionäres Stück, wenn auch die Revolution, die darin vorkommt, glücklicherweise ganz ibsenisch in der Seele und im Wohnzimmer der Frau Alving verläuft, ohne draußen Schaden anzurichten, wofern man nicht den Schaden rechnet, den möglicherweise charakterschwache Zuschauer davontragen. Wer das Stück mit gesundem Verstande anschaut oder liest, kann sogar statt des Schadens Nutzen davon haben; er wird sich das Schicksal des armen Oswald zu Herzen nehmen und sich sagen, daß es ruchlos ist, mit einem durch Ausschweifungen zerrütteten Körper Kinder zu zeugen, und daß man uneheliche Kinder nicht unter falschem Namen in der Welt herumlaufen lassen soll, weil daraus leicht Geschwisterehen oder wenigstens blutschänderische Liebschaften entstehn können.

Übrigens bleibt auch diese Seelen- und Stubenrevolution wieder ganz nebelhaft. Wir erfahren nicht, was es für Bücher sind, die Frau Alving mit Vergnügen liest, und die der Pastor verdammt, ohne sie gelesen zu haben; ist es Feuerbach, Darwin oder Nietzsche, oder sind es nordische Jünger von einem dieser drei? Marx und Bebel, die bei uns von den Ordnungsmännern am meisten verabscheut werden, scheinen es nicht zu sein. Wir erfahren bloß, daß Frau Alving im Anfang ihrer Ehe ihrem abscheulichen Manne entflohen ist, daß sie bei Manders Zuflucht gesucht hat, in der Hoffnung, dieser werde sie heiraten, daß der aber sie zu ihrem Manne zurückgeschickt hat, und daß sie ihm dieses als Verbrechen anrechnet. Daß Manders, als Pastor, sie unter solchen Umständen nicht heiraten konnte, versteht sich von selbst; aber vielleicht hätte er, anstatt sie zurückzuschicken, für Einleitung der Scheidungsklage sorgen sollen. Nur übertreibt Frau Alving-Ibsen, wenn sie es ihm als Verbrechen anrechnet, daß die kirchlichen und die konventionellen Anschauungen in ihm zu stark und Menschenkenntnis und Mitgefühl zu schwach entwickelt sind. Ferner erfahren wir, daß Frau Alving gegen eine Ehe Oswalds mit seiner Stiefschwester nichts einzuwenden haben würde, wenn diese nicht ein so lasterhaftes Geschöpf wäre; „man sagt, daß wir alle miteinander aus solchen Verbindungen stammen, und wer ist es, der es auf dieser Welt so eingerichtet hat, Pastor Manders?"

Wir erfahren endlich, daß nach Frau Alvings Meinung — Leute, die unter sehr unglücklichen Verhältnissen zu leben gezwungen sind, verfallen gewöhnlich dieser Meinung — Ordnung und Gesetz alles Unglück hier auf Erden

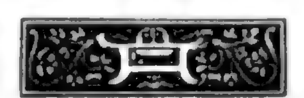
stiften. Sie denkt natürlich zunächst an die Eheordnung und an das Gesetz, das der Frau nicht erlaubt, ihren Mann ohne weiteres zu verlassen, auch wenn sie Grund dazu hat. Wenn Frau Alving sagt, sie könne all diese Bande und Rücksichten nicht länger ertragen, sie müsse sich zur Freiheit emporarbeiten, so kann sie nur ihre innere geistige Freiheit meinen, zu denken und zu glauben, was ihr beliebt, da sie ja äußerlich seit des Mannes Tode ganz frei und unabhängig dasteht. Das Wort „Gespenster," das Ibsen als Titel gewählt hat, läßt er Frau Alving zweimal gebrauchen. Wie Oswald mit Regine schön thut in demselben Blumenzimmer, wo Frau Alving Oswalds Vater mit Reginens Mutter ertappt hat, da ruft sie: „Gespenster! Das Paar aus dem Blumenzimmer geht wieder um!" Der Vorfall hat aber gar nichts Gespenstisches; er ist bloß eine von Ibsen ganz gut ersonnene Bestätigung des göttlichen Gesetzes, daß die Sünden der Väter an den Kindern heimgesucht werden sollen bis ins dritte und vierte Glied. Ebensowenig paßt die Bezeichnung an der andern Stelle. „Ich glaube beinahe, Pastor Manders, wir sind alle Gespenster. Es ist nicht allein das, was wir von Vater und Mutter geerbt haben, das in uns umgeht. Es sind allerhand alte, tote Ansichten und aller mögliche alte Glaube und dergleichen." Viel besser sagt das Mephistopheles: „Es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ewge Krankheit fort usw." Nur vergessen gewisse Goethejünger meistens, daß Goethe diese und andre Faustſtellen, die sie lieben, dem Mephisto in den Mund legt. Mit nicht mephistophelischen Augen gesehen, sind die alten Gesetze, Ordnungen und Ansichten ebenso wie die Menschen, die sie erlassen und ausgedacht haben, die Wurzeln des Baums, an dem wir als Blätter oder Blüten leben. Daß Mephistopheles auch Recht hat, wie er denn selbst ein unentbehrlicher Teil der Schöpfung ist, daß das Alte teilweise zerstört werden muß, wenn das Neue soll leben können, ist eine Sache für sich. Aber wer in allem, sei es Altes oder Neues, nur die schlimme Seite sieht, das, was daran tödlich oder dem Tode verfallen ist, der ist selbst ein Teil von jener Kraft, die nur durch Zerstören am Schöpfungswerke mitarbeitet; schöpferisch können nur die echten Göttersöhne wirken, die es verstehn, sich der lebendig reichen Schönheit dieser Welt zu erfreuen.

Will man das Stück als Sittenstück gelten lassen, d. h. will man nicht, daß sich die Schaubühne durch rein ästhetische Einwirkung läutere und erhebe, sondern will man sie zum Predigtstuhl machen, so kann man noch manches Nützliche darin finden. So z. B. daß Oswald den Pastor daran erinnert, wie die frommen und ehrbaren norwegischen Reeder und Schiffskapitäne daheim von der Lasterhaftigkeit des Südens erzählen, von der sie nichts gemerkt haben würden, wenn sie nicht praktische Studien gemacht hätten; seiner Erfahrung nach trieben es diese Herren im Auslande viel schlimmer als die in „wilder Ehe" lebenden Pariser Künstler. Vielleicht trifft das nicht bloß auf norwegische Geschäftsreisende zu.

Aber abgesehen davon, daß es fraglich ist, ob nicht der moralische Nutzen, den einige Bestandteile des Stückes haben könnten, durch die übrigen ver-

nichtet wird, huldigen wir eben der altmodischen Ansicht, daß die Sitten- oder Unsittenschilderung zum Zwecke der Besserung ebenso wie die eigentliche Moralpredigt außerhalb der Grenzen des ästhetischen Kunstwerks fällt. An dem ästhetischen Kanon des Dramas, namentlich der Tragödie gemessen, können die vier hier besprochnen Stücke Ibsens nicht bestehn. Ihre Helden sind nicht dem Leben entnommen, sondern sie sind künstlich konstruiert zu dem Zwecke, eine Theorie daran zu demonstrieren. Der Glaube an die Vernünftigkeit des Weltlaufs und an eine sittliche Weltordnung wird durch sie nicht befestigt, sondern zerstört. Sie wirken nicht erquickend, befreiend, erhebend, sondern peinlich, einschnürend und niederdrückend. Und sie klären nicht, erleuchten nicht, sondern sie verwirren. Daß sich dabei der Theaterunternehmer ganz gut stehn kann, hat ja schon der im Vorspiel des Faust gewußt: „Sucht nur die Menschen zu verwirren, sie zu befriedigen ist schwer." Der Erfolg der drei Stücke Nora, Rosmersholm und Gespenster braucht übrigens nicht den darin hervortretenden verkehrten Tendenzen zugeschrieben zu werden, da er durch die mehrerwähnten guten Eigenschaften hinlänglich erklärt wird, und die Rollen, namentlich Nora, für die Schauspieler äußerst dankbare Rollen sind, und man kann nur bedauern, daß Ibsen sein großes Talent in den Dienst solcher Tendenzen gestellt hat, statt in den Dienst der echten Kunst. Die Frau vom Meere scheint sich die Bühne nicht erobert zu haben, wahrscheinlich, weil die Verquickung des Märchenhaften mit dem modern Alltäglichen darin gar zu abstoßend wirkt.

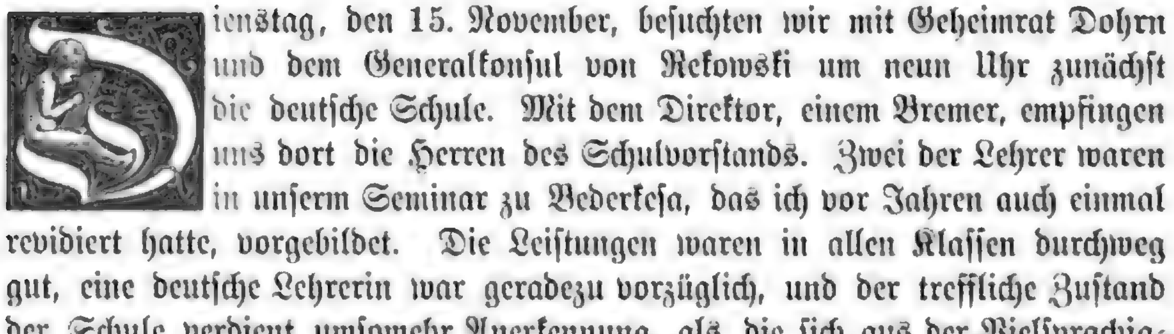
(Schluß folgt)



Eine Dienstreise nach dem Orient

Erinnerungen von Staatsminister Dr. Bosse

(Schluß)



Dienstag, den 15. November, besuchten wir mit Geheimrat Dohrn und dem Generalkonsul von Rekowski um neun Uhr zunächst die deutsche Schule. Mit dem Direktor, einem Bremer, empfingen uns dort die Herren des Schulvorstands. Zwei der Lehrer waren in unserm Seminar zu Bederkesa, das ich vor Jahren auch einmal revidiert hatte, vorgebildet. Die Leistungen waren in allen Klassen durchweg gut, eine deutsche Lehrerin war geradezu vorzüglich, und der treffliche Zustand der Schule verdient umsomehr Anerkennung, als die sich aus der Vielsprachigkeit der Kinder (französisch, italienisch, englisch und deutsch) ergebenden Schwierigkeiten des Unterrichts natürlich sehr groß sind. Die Unterrichtssprache ist

deutsch, und es wurde in allen Klassen durchweg ein sehr gutes Deutsch gesprochen. Ich konnte den Herren beim Abschiede nur Freundliches über die in der Schule empfangnen, erfreulichen Eindrücke sagen.

Um $1/2$11 Uhr fand sich die Gesellschaft vom vorigen Tage wieder auf dem kleinen Dampfer zusammen. Das Wetter war herrlich, und nach einer schönen, erfrischenden Fahrt landeten wir in Torre del Annunciata. Dort fanden wir Wagen vor und fuhren auf staubigem Wege in einer halben Stunde nach Pompeji. Nach dem Frühstück gingen wir in die Straßen der ausgegrabnen Stadt. Der Eindruck, den sie macht, ist geradezu wunderbar. Professor Dohrn hatte unter Benutzung einer Karte, die ihm der staatliche Direktor der Ausgrabungen mitgegeben hatte, einen besondern amtlichen Cicerone, einen Inspektor der Ausgrabungen, besorgt, einen lebhaften, würdevollen, sich etwas seltsam gebärdenden Italiener, der uns vortrefflich führte. Er sprach zwar nur italienisch, aber doch so, daß man weitaus das meiste seiner Erklärungen ohne weiteres verstand. Man wandelt völlig in den Straßen einer ansehnlichen, antiken, römischen Provinzialstadt und kommt sich in dieser Stätte einer vor fast zweitausend Jahren versteinerten eigentümlichen Kultur wie verzaubert vor. Unser Inspektor ließ vor uns in einem bisher von den Ausgrabungsarbeiten noch unberührten Hause durch eine Arbeiterkolonne eine Ausgrabung machen, und es wurden dabei auch wirklich einige recht hübsche, antike Sachen gefunden, unter andern einige Handlampen von der bekannten Form, einige Töpfe, Glasscherben, Nägel, eine sehr hübsche bronzene Haarspange und ähnliches. Freilich nichts von Bedeutung.

Wir besahen außer dem großen Theater, das im wesentlichen dem Odeion unter der Akropolis in Athen gleicht, einige freigelegte altrömische Wohnhäuser oder Villen. Es war, wie wenn die Bewohner sie kürzlich verlassen hätten. In einzelnen sind noch recht hübsche Fresken zu sehen, darunter freilich einige zwar gut erhaltne, die aber die liederlichsten Unzuchtsszenen mit widerwärtiger Natürlichkeit darstellen und vor Frauen und Kindern nicht gezeigt werden. Eins der schönsten und geräumigsten freigelegten Landhäuser ist die casa nuova (domo dei Diadumeni). Hier ist auch die Wasserleitung noch im Gange oder wiederhergestellt, und unser Inspektor ließ denn auch die Wasser lustig springen. Die Fontäne im Atrium, der grüne Rasenhof inmitten des Hauses, alles machte den Eindruck des natürlichen Lebens, wie es vor der Verschüttung gewesen sein muß. Dabei die Stille und Öde der langen ausgegrabnen Straßen. Man kommt sich vor wie in einer Stadt der Toten. Zuletzt sahen wir das Museum, das — wiewohl die gut erhaltnen Gemälde und besten Kostbarkeiten nach Neapel in das Museo nazionale geschafft worden sind — uns ein lebendiges Bild der ganzen, jetzt verschwundnen Kultur zu der Zeit der Verschüttung giebt. Im Museum werden auch einige menschliche Figuren aus der Zeit der Verschüttung gezeigt. Die Leichen der von dem Aschenregen überraschten Personen sind zwar vergangen, aber ihre Formen fand man in der Asche abgedrückt, sodaß man sie hat mit Gips ausgießen können. So sieht man denn im

Museum die Figur einer Frau, die sich, als sie von der Asche verschüttet wurde, Schutz suchend mit dem Gesicht gegen den Erdboden gekauert hatte, ebenso die Gestalten einiger Männer in verschiednen, durch den Schrecken der Katastrophe erklärlichen Stellungen von erstaunlicher, ja erschreckender Lebenswahrheit in den Gesichtern und Gebärden, alles ein photographisch genaues Bild des unversehens über sie hereingebrochnen Todes. Kurz, Pompeji machte auf uns alle einen gewaltigen Eindruck.

Mittwoch, den 16. November, war in der Heimat der allgemeine Buß- und Bettag. Er kam als solcher auf der Reise zu kurz. Ich habe das lebhaft empfunden. Aber ich sah doch, daß der innere Zusammenhang mit der heimatlichen Landeskirche stärker wirkte, als ich gemeint hatte. Das hat auch sein gutes Recht. Man darf nur die königlich preußische evangelische Landeskirche nicht mit der evangelischen Kirche verwechseln, das zerbrechliche Notgefäß nicht mit der idealen Gemeinschaft der Gläubigen auf dem Boden der Bekenntnisse der Reformation. Aber für alle äußere kirchliche Ordnung sollen und dürfen und wollen wir auch ein gewisses Maß von Autorität der organisierten Landeskirche und ihrer Behörden anerkennen. Daß diese landeskirchlichen Organe ihre menschlichen Schwächen haben, und daß es auch bei ihnen nicht immer ohne Bureauzopf abgeht, ist ja nicht zu bestreiten; aber die Organe der Landeskirchen vertreten doch die kirchliche Ordnung, und sie, wenn auch nicht gerade unmittelbar der Oberkirchenrat und die Konsistorien, sind es, die uns Wort und Sakramente vermitteln. Und darin liegt der Schwerpunkt der Pflege des geistigen Lebens in der Gemeinde. Insoweit haben Dankbarkeit, Pietät und Anhänglichkeit ihr gutes Recht.

Vormittags ging ich mit dem Geheimrat St. den Toledo hinauf nach dem Museo nazionale. Dort trafen wir die Frau Gräfin von A., mit der wir die hier aufgehäuften Schätze so eingehend, wie in einigen Stunden möglich, besahen. Bewundernswürdig schön sind einzelne Funde und besonders Fresken aus Pompeji, aber das Museum birgt auch, ganz abgesehen von Pompeji, großartige Schätze. So z. B. eine Reihe herrlicher, zum Teil einzig schöner Skulpturen, wie den farnesischen Stier, den farnesischen Herkules und andre. Verhältnismäßig wenig bietet die Gemäldesammlung. Von den pompejischen Funden sind neben den wohl erhaltnen Gemälden besonders bemerkenswert zahlreiche entzückende Kameen.

Den Geheimrat Dohrn hatte ich abends vorher in unser Hotel zu Tisch geladen. Es war dies der einzig mögliche, wenn auch dürftige Ausdruck unsers warmen Dankes an ihn. Er hat uns drei Tage völlig geopfert, und der kleine Dampfer hat nicht wenig zur Erhöhung unsers Vergnügens beigetragen.

Nachmittags zwei Uhr fuhren wir mit der Eisenbahn nach Rom ab. Wir kamen dort um ½9 Uhr an und fanden im Hotel Quirinal Quartier. Doch hatte ich von jetzt an unter einer Erkältung und argem Zahnweh zu leiden. Dadurch ist mir die schöne Rückreise zum größten Teil verleidet worden, und auf das dadurch hervorgerufne Mißbehagen wird es wohl mit zurückzuführen sein,

daß ich keine rechte Ruhe mehr hatte, sondern mich nach Hause sehnte. Die Rückreise wurde unter diesen Verhältnissen unnötig beschleunigt, nicht ohne Einbuße an innerlichem Gewinn.

In Rom trat ein Umschlag der Temperatur ein. Es wurde empfindlich kühl, sodaß ich im Bett gefroren habe. Donnerstag, den 17. November, gingen wir zuerst nach dem Forum Trajanum, sahen die mir übrigens aus Abbildungen wohl bekannte Trajanssäule, auf der jetzt — wunderbar genug — eine Statue des Apostels Petrus steht. Nach dem Forum Romanum zog es mich am meisten, nach der Stätte, wo Cäsar ermordet war, wo Cicero und die großen Römer geredet hatten. In der That fühlt man sich, wenn man aus den Straßen der modernen Stadt hinunter nach dem Forum oder den Foren kommt, von großen geschichtlichen Erinnerungen förmlich umrauscht. Wir gingen auf der Seite des Kapitols das Forum Romanum entlang, an den zahllosen Trümmern vorbei bis zu dem Kolosseum und dem Titusbogen. Die Dimensionen des Kolosseums, die ungeheure Höhe und Ausdehnung dieses gewaltigen Amphitheaters machen in der That einen imposanten Eindruck. Wir gingen, ganz hingenommen vom Forum und Kapitol, zurück bis zur Trajanssäule und fuhren von hier über den Tiber unter der Engelsburg vorbei nach Sankt Peter, von der Stätte der zertrümmerten Macht und Herrlichkeit des klassischen Altertums zu dem Sitze der petrifizierten Gewalt der mittelalterlichen und heutigen römischen Kirche über die Seelen so vieler Millionen katholischer Christen. Der erste Eindruck von der Peterskirche, mit der Freitreppe in der Mitte und den wunderbar schönen Kolonnaden auf beiden Seiten ist erhebend. Wir trafen dort den Geheimen Oberbaurat Adler mit Frau und Tochter und gingen erwartungsvoll mit ihnen die große Freitreppe hinauf. Wenn man in die Peterskirche eintritt, so hat man von vornherein den Eindruck, daß man in einem kolossal großen Raume steht, und dieser Eindruck der Größe der Dimensionen wächst, je länger man in der Kirche verweilt. Das Auge muß sich mit diesen ganz ungewöhnlichen Maßen erst abfinden. Als besonders schön empfand ich die Verhältnisse der weit gespannten, riesigen Bogen an der Vierung. Prachtvoll ist die gewaltige Kuppel, einzig in ihrer Art. Das Grab des Apostels Petrus, zu dem einige Stufen hinabführen, hat mir mit aller goldnen Pracht des Altars keinen Eindruck gemacht. Unten vor diesem Altar steht die große Marmorstatue des knieenden vorigen Papstes Pio nono, eine gleich den meisten Papstdenkmälern in Sankt Peter sehr anspruchsvolle, aber künstlerisch und religiös unerbauliche Arbeit.

In dem rechten Seitenschiff der Kirche, d. h. dem Kreuzarm, der dem Eintretenden zur Rechten liegt, ist in den Jahren 1870 und 1871 das vatikanische Konzil abgehalten worden, und die Bänke, auf denen die geistlichen Herren dabei gesessen haben, stehn noch da. Es war natürlich, daß ich auf diese Stätte nicht ohne Bewegung und allerhand Gedanken an unsern Kulturkampf schauen konnte. Hier hatten die deutschen Bischöfe gesessen und gegen das Dogma rühmlich gekämpft, dem sie sich nachher laudabiliter unterwarfen. Hier

war der römische Episkopalismus durch das bis zur äußersten Konsequenz ausgebildete Papalsystem für immer geknebelt worden, hier hatten die Väter der Societas Jesu den größten und folgenreichsten aller ihrer Siege erfochten. Um die hier ausgekämpften Kontroversen hatten sich die Gedanken der Staatsmänner aller christlichen Staaten gedreht. Unwillkürlich mußte man an Fürst Bismarck, Fürst Hohenlohe, Graf Harry Arnim, Kurt von Schlözer, Falk und Sydow denken, aber auch an hervorragende Gegner des Kulturkampfs, an den Erzbischof von Ketteler in Mainz, an Hefele in Rottenburg, an Melchers und Krementz in Köln, Brinkmann in Münster, an Kardinal Kopp in Breslau, an die beiden Reichensperger, von Schorlemer-Alst, von Heereman, Dr. Lieber, Dr. Porsch und andre Parlamentarier. Eine Flut von Gedanken schoß mir beim Anblick der Konzilbänke durch den Kopf. Der Gesamteindruck der Peterskirche auf mich war ungeachtet mancher wenig geschmackvollen Einbauten der eines Raums von gewaltiger Größe bei schöner und unvergeßlicher Harmonie. Unter diesem Eindruck traten wir aus der Kirche heraus, gingen an der in grellen Farben mittelalterlich kostümierten Schweizergarde des Papstes vorbei, von der acht bis zehn Mann die zu den vatikanischen Gemächern hinaufführenden Treppen besetzt halten, und lösten uns ein Permesso für die Sixtinische Kapelle und die Stanzen.

Die Sixtinische Kapelle macht beim Eintritt einen einigermaßen finstern, zunächst wenig erfreulichen Eindruck. Jedenfalls hatte ich sie mir weit heller und heiterer, als einen Raum von unmittelbar überwältigender, lichter Schönheit vorgestellt. Diesen Eindruck empfängt man durchaus nicht. Die Kapelle ist ganz und gar ausgemalt, aber die Farben dieser Gemälde sind teils verblaßt, teils von Weihrauchdampf geschwärzt, und es dauert eine Weile, bis den Augen, nachdem sie sich an das Licht in der Kapelle gewöhnt haben, die Schönheit der in diesem Raume vorhandnen großen Kunstwerke aufgeht. Die ganze kolossale Schmalseite der Kapelle, dem Eingang gegenüber, wird eingenommen von dem Jüngsten Gericht Michelangelos, einer Riesenkomposition von so großartiger, heiliger Phantasie, daß man nicht fertig damit wird, die Einzelheiten zu betrachten und auf sich wirken zu lassen. Aber auch die Seitengemälde, biblische Szenen und Landschaften darstellend, wirken überaus schön und erbaulich. Ich hätte hier noch stundenlang bleiben, sehen und träumen können.

Allein wir mußten vorwärts. Von der Kapelle stiegen wir eine geräumige Treppe hinauf zu den Stanzen Rafaels. Stanze heißt Prunkgemach. Das bei weitem schönste dieser Prunkzimmer ist das dritte, die stanze della segnatura. Ihren Namen verdankt sie dem Umstande, daß hier die wichtigsten Urkunden ausgefertigt und gesiegelt wurden. Hier sind auf den beiden Breitseiten des Zimmers Rafaels berühmte Disputa und die Schule von Athen, beide von ergreifender, unbeschreiblicher Schönheit und Wirkung. Sie lassen das Auge gar nicht wieder los. Ich kannte beide längst aus vorzüglichen Kupferstichen. Aber was sind diese, selbst die besten Reproduktionen gegen die

unmittelbare Wirkung der farbenprächtigen Feinheit der Originale! Die Disputa stellt eine Disputation der berühmtesten Kirchenväter über das Dogma der Transsubstantiation vor, die Schule von Athen eine Versammlung der berühmtesten Philosophen des klassischen griechischen Altertums. Die Anordnung und Gruppierung, die natürliche, zwanglose Haltung der Einzelfiguren und die Charakteristik der Köpfe, alles ist von unerreichter Schönheit und künstlerischer Harmonie. Ich weiß, so sehr ich freilich meine beschränkte Kenntnis der kunstgeschichtlichen Schätze betonen muß, nichts zu nennen, das sich seit Rafael dieser künstlerischen Vollendung an die Seite stellen ließe. Wenn manche unsrer modernen Künstler und Kunstgelehrten gleichwohl an Rafael herummäkeln und ihn mit einer gewissen Verächtlichkeit von oben herab behandeln, so geht mir persönlich jedes Verständnis dieser Kritik ab. Auch die Deckenbilder in der stanze della segnatura: Theologie, Poesie, Philosophie und Gerechtigkeit sind prachtvoll und von berückendem Zauber. Diese Symbolistik ist echt und wahr. Nur schwer konnten wir uns von dieser Herrlichkeit trennen.

Die von Rafael und seinen Schülern gemalten Loggien waren an diesem Tage nicht zu sehen. Dagegen war die Gemäldegalerie des Vatikans (pinakotheka) geöffnet. Sie enthält einige Perlen ersten Ranges neben manchem weniger Wertvollen. Vielleicht waren auch unsre Augen schon zu verwöhnt und ermüdet. Bei weitem am besten hat mir dort Rafaels Madonna del Foligno gefallen. Beim ersten Blick auf dieses herrliche Bild sieht man, daß es schon alle Motive für die Sixtinische Madonna enthält, das Himmelsfenster, das Jesuskind, besonders auch unten den kleinen Engel, der eine Art Votivtafel hält. Es war mir unbegreiflich, daß ich mich nicht erinnern konnte, jemals eine Reproduktion dieses Bildes vorher gesehen zu haben; aber das Original bezauberte mich völlig und erschien mir als etwas vollkommen neues. Neben dieser Madonna fesselten mich vornehmlich Rafaels Transfiguration (Verklärung auf dem Tabor) und Titians Doge. Beide Bilder gehören zu den kostbarsten Perlen malerischer Kunst.

Wir waren fast übersättigt und mußten abbrechen. Nach Tisch fuhren wir auf den Lateran, zunächst zur Kirche Santa Maria maggiore, einer großen und schönen Basilika. Von da ging es zu der Kirche San Clemente, einem sehr alten, interessanten Bauwerk. Eigentlich sind es zwei übereinander liegende Kirchen, die unterste stockdunkel mit sehr alten Fresken, die der führende Sakristan mit einem Wachsstock beleuchtete. Sehr seltsam und von archäologischem Interesse, aber wenig eindrucksvoll. Von da gingen wir zu dem Baptisterio, einer merkwürdigen, sehr alten Taufkapelle, in der Konstantin der Große getauft sein soll. Dann sahen wir noch die Basilika San Giovanni in Laterano und gingen von da zu dem Gebäude der Santa Scala, der Heiligen Treppe. Sie besteht aus 28 Marmorstufen, die aus dem Palast des Pilatus in Jerusalem stammen sollen und von der Kaiserin Helena hierher gebracht worden sind. Sie dürfen nicht betreten, sondern nur knieend erstiegen

werden, doch führt unmittelbar neben ihnen noch eine schmale, hölzerne Treppe zu dem Altar hinauf.

Das alles war an Kunst, Archäologie und Architektur für diesen Tag genug und übergenug. Noch war es hell, und das Wetter prächtig. Wir machten also noch eine erquickende Wagenfahrt über den Tiber und am Vatikan vorbei nach der Passeggiata Marguerita, einer herrlichen Parkanlage am Janikulus. Auf der Höhe des Berges steht das schöne, sehr lebendige Reiterdenkmal Garibaldis. Von hier hat man einen entzückenden Blick nach dem Monte Pincio über die ganze gewaltige Stadt hinüber, in der Ferne auf die Albaner und Latiner Berge. Mit der Dunkelheit kamen wir ins Hotel zurück, wo wir eine Gesellschaft von etwa zwanzig unsrer Mitpilger und Mitpilgerinnen antrafen, die sich für eine Gesellschaftsreise durch Italien der Führung des Herrn Hugo Stangen anvertraut hatten. Wir fanden sie sehr zufrieden und vergnügt und verlebten mit diesen „Hugonotten" einen ganz angenehmen Abend, ich freilich infolge eines entzündeten Unterkiefers mit nicht geringem Zahnweh. Indessen die Fremde mit ihren Eindrücken half auch darüber leidlich hinweg.

Freitag, den 18. November, fuhren wir zuerst nach der Kirche San Pietro in vinculis, einer großen und schönen Basilika. In ihr steht die berühmte große Marmorfigur des Moses von Michelangelo. Sie ist und wirkt in der That großartig. Von da ging es am Kolosseum und Forum vorbei nach dem Pantheon, einem alten, von Hadrian herrührenden Monumentalbau mitten in der alten Stadt. Vor dem Eingang ein schöner alter Säulenportikus. Im Innern bildet das Pantheon eine große Rotunde mit gewaltiger Kuppel, noch breiter als die Kuppel der Peterskirche und oben offen. Die Kuppel interessiert durch ihre Größe, im übrigen ist der Innenraum wenig imposant. Rings herum hinter den Seitenwänden liegen verschlossene Grüfte, deren Thüren mit Inschriften und meist auch figürlichem Schmuck versehen sind. Rechts vom Eingang liegt die Gruft Viktor Emanuels, vor der in der Nische und noch darüber hinaus massenhaft Kränze, Palmen und ähnliche Widmungszeichen aufgehäuft lagen. Ihr gegenüber in einer der Nischen ist das Grab Rafaels, das uns mehr fesselte und bewegte als der modernste Flitter vor dem Grabe des re galantuomo. Ich hatte mir vom Pantheon mehr versprochen.

Wir gingen vom Pantheon aus wieder zur Peterskirche, die, je öfter man sie sieht, desto mehr gewinnt. In einer der Seitenkapellen (Clementina) las der Kardinal Rampolla eine feierliche Messe mit der vollen vatikanischen Musik. Die Formen der Messe waren nicht anders als in Deutschland; ich kann höchstens sagen, daß der Kardinalstaatssekretär noch weit undeutlicher ausspricht als der deutsche Klerus, und daß mir die Haltung der Kardinäle Krementz und Kopp, die ich beide habe ein Hochamt abhalten sehen, weit würdiger, feierlicher, ich möchte sagen andächtiger vorgekommen ist als die des Kardinals Rampolla. Die Musik hatte ansprechende Stellen, und einige Singstimmen waren ungewöhnlich schön; aber ergreifend oder gar erbauend und

erhebend war die Musik nicht. Dazu war sie viel zu opernhaft, und bei dem Gesange wurde nach italienischer Art viel zu viel tremoliert. Nach meiner Empfindung war diese Kirchenmusik geradezu unkirchlich. Wenn unser Berliner Domchor Albert Beckers „Also hat Gott die Welt geliebt" anstimmt, so läßt sich die tiefe, religiöse und kirchliche Wirkung des Gesanges mit der zitternden, auf die Sinne berechneten, tändelnden Musik des vatikanischen Chors gar nicht vergleichen. Dieser muß vor unserm Domchor die Segel streichen. Das müssen selbst Katholiken zugeben, wenn sie sine ira et studio urteilen.

Von der Peterskirche stiegen wir wieder die Treppen des Vatikans hinauf und sahen die wunderschönen Loggien Rafaels. Größer hatte ich sie mir vorgestellt, schöner nicht. Wir kamen wiederum durch die Stanzen, und mein Entzücken über sie war womöglich noch tiefer als am Tage vorher. Wir sahen auch noch die Nikolauskapelle mit den herrlichen, durch ihre großartige, heilige Einfachheit und Tiefe der Empfindung ergreifenden Fresken des Fra Angelico da Fiesole aus dem Leben der Heiligen Stephanus und Laurentius. Endlich kamen wir noch in die vatikanische Skulpturensammlung, von deren Größe und Reichhaltigkeit man sich kaum eine Vorstellung machen kann. Die hier aufgehäuften Schätze sind in der That unermeßlich. Ich brannte darauf, die Laokoongruppe und den Apoll von Belvedere zu sehen, und kann nur sagen, daß der Eindruck dieser beiden Originale meine seit meiner Jugend hochgespannten Erwartungen noch weit übertraf. Freilich kann man die Schönheit nicht beschreiben. Man sieht sich nicht satt an diesen höchsten aller idealen Kunstwerke. Aber auch neben ihnen steht hier eine Fülle der herrlichsten Marmorfiguren. Es war nur zu viel. Wenigstens für uns. Hierher muß man wochenlang Tag für Tag pilgern und sich in das Einzelne vertiefen. Ich wurde von der Massenhaftigkeit des Schönen schließlich förmlich gepeinigt, ein Eindruck machte den unmittelbar vorher empfangnen immer wieder tot, sodaß ich zuletzt fortdrängte. Ich war völlig erschöpft. Doch gingen wir noch auf das Kapitol, um unserm Botschafter einen Besuch zu machen. Wir trafen ihn aber nicht.

Nach Tisch fuhren wir wieder zum Kapitol, und zwar zum Archäologischen Institut in der Casa Tarpeja, am Tarpejischen Felsen. Wir wurden sehr zuvorkommend aufgenommen, und Professor Petersen, der erste Sekretär und Dirigent des Instituts, führte uns durch alle Räume, auch seine Wohnräume mit der prachtvollen Aussicht auf den Janikulus (Passeggiata Marguerita). Dann besuchte ich den mir bekannten zweiten Sekretär, Professor Dr. Hülsen, einen Schwiegersohn Emil Frommels. In der Wohnung der Frau Professor Hülsen und an der Hand der zahlreichen persönlichen Beziehungen wurden wir förmlich warm. Von Hülsens gingen wir hinüber in das Botschaftspastorat und trafen dort Pastor Lang, den ich schon kannte und schätzte, und seine Frau. Unser Beisammensein wurde ein wenig durch eine deutsche Dame beeinträchtigt, die gerade einen Besuch bei den Pastorsleuten machte und über römische wie orientalische Verhältnisse mit einer durch Sachkenntnis auch nicht entfernt ge-

trübten Unverfrorenheit und mit beneidenswertem Mangel an Verständnis urteilte. Widerlegen konnte man sie anständigerweise nicht, es würde auch ihrem Sprechanismus gegenüber nichts gefruchtet haben. So hielt sie denn Monologe, aber wir hatten dadurch weniger von den liebenswürdigen Pastorsleuten. Pastor Lang, mit dem ich die etwas verfahrne Angelegenheit eines neuen evangelischen Kirchenbaus nachher noch eingehend besprach, führte uns in die Botschaftskapelle, die übrigens für die evangelische Gemeinde und das zur Zeit vorhandne Bedürfnis noch völlig ausreicht, und in die beiden Klassen der deutschen Schule. Bedauerlich ist, daß über den Neubau einer evangelischen Kirche in Rom und über die Gründung oder Verfassung einer organisierten evangelischen Gemeinde Differenzen unter den Evangelischen Roms, die sich bisher zur Botschaftskapelle gehalten haben, entstanden sind. Diese Differenzen, teils aus Übereifer, teils aus Indolenz entstanden, sind leider auch nach außen hin und in katholischen Kreisen bekannt geworden. Gerade hier in Rom ist ein kraftvolles evangelisches Zeugnis so nötig oder nötiger als irgendwo anders; aber gerade hier ist auch ein großes Maß sichern und besonnenen Takts erforderlich, um nicht Fiasko zu machen und den Gegnern Waffen in die Hand zu geben. Pastor Lang ist diesen schwierigen Verhältnissen durchaus gewachsen, und von feiger Furcht kann bei ihm gar keine Rede sein. Dennoch ist hier in der Gemeinde und in der Heimat teils aus Übereifer, teils aus Mangel an gehöriger Information mannigfach gehetzt und gewühlt worden, auch gegen den Botschafter und das Auswärtige Amt. Das sind wenig erfreuliche Geschichten, mit denen ich mich leider schon in Berlin habe befassen müssen.

Von dem deutschen Pastorat fuhren wir nach dem preußischen Historischen Institut im Palazzo Giustiniani, wo es mietweise — nicht gerade glänzend — untergebracht ist. Professor Dr. Friedensburg zeigte uns die Räume und referierte über die Thätigkeit des Instituts. Er und seine beiden Assistenten, Dr. Schell und Dr. Kupke, sind die einzigen amtlichen Mitglieder des Instituts und arbeiten regelmäßig und mit großen Erfolgen an den Publikationen aus dem vatikanischen Archiv.

Als wir ins Hotel zurückkamen, war inzwischen der Botschafter dort gewesen und hatte eine Karte zurückgelassen mit einer Einladung zu Tisch für den nächsten Tag. Ich war mir vollkommen bewußt, wie verschwindend wenig wir von Rom bisher gesehen hatten. Allein es zog mich mächtig nach Hause. Nicht nur war mein Befinden mangelhaft, auch die Sorge um die Geschäfte drückte mich. Es mochte thöricht sein, aber der Zug nach Berlin überwog alle andern Rücksichten. Ich dankte dem Baron von Saurma schriftlich für seine Freundlichkeit, und am andern Vormittage 9 Uhr 30 Minuten setzten wir uns auf die Bahn und fuhren gen Norden, der Heimat entgegen. Zunächst nach Florenz. Die Landschaft ist zum Teil recht interessant, wiewohl sie keineswegs ein so charakteristisch in die Augen fallendes italienisches Gepräge trägt, wie ich mir eingebildet hatte.

Um drei Uhr nachmittags kamen wir in Florenz an und fanden im Hotel Helvetia recht gutes Quartier. Wir gingen am Nachmittag zur Piazza Vittore Emanuele, dann zu dem berühmten Baptisterio mit den wundervollen erzenen Thüren und zum Dom, einer großen, in buntem Marmor ausgeführten Basilika. Von da gingen wir noch zur Piazza Signoria und dem merkwürdigen Palazzo vecchio. Daneben steht der Neptunsbrunnen, an derselben Stelle, auf der Savonarola verbrannt worden ist. Seitwärts von dem Brunnen steht die Loggia dei Lanzi, ein offnes Bauwerk mit herrlichen Marmor- und Bronzefiguren. Man sieht dort Perseus mit dem Medusenhaupt, den Raub der Sabinerinnen, eine trauernde Germanin (Thusnelda). Endlich gingen wir noch über den Arno bis zum Palazzo Pitti und den Uffici, deren Besuch wir dem nächsten Tage vorbehielten. Abends wurde es sehr kalt. Mich quälten Zahnweh und ein arger Husten.

Sonntag, den 20. November, machten wir noch vor Beginn des evangelischen Gottesdienstes eine schöne, aber kalte Fahrt über die Via dei Colli nach der Piazza Michelangiolina mit herrlicher Aussicht über die schöne Stadt und deren Umgebungen. Oben auf der Piazza steht eine Bronzekopie des David von Michelangelo. Die Gestalt ist sehr schön. Sie entspricht freilich nicht ganz meiner Auffassung des jungen Helden David, ist mir vielmehr schon ein wenig zu kräftig, zu alt und zu groß. Dann fuhren wir zum deutschen Gottesdienst in der evangelischen Kirche. Die Predigt des deutschen Geistlichen über das Evangelium vom Schalksknecht und den anvertrauten Pfunden (Matth. 25, 14) war von ganz ungewöhnlicher Tiefe und packender, durchschlagender Beredsamkeit. Sie gehörte zu dem Erbaulichsten, was ich auf der ganzen Reise gehört hatte. Der Geistliche wies unter anderm darauf hin, daß der Heiland auch dem ersten Knecht, der fünf Pfund empfangen hatte, sagte: „Du bist über wenigem getreu gewesen.“ Vor den Augen des Herrn ist auch die größte Begabung „wenig.“ Daran hatte ich noch nie gedacht; aber auch die ganze übrige Predigt war eine tiefe, offenbar aus persönlicher Erfahrung geschöpfte Textauslegung, echt evangelisch und herzanfassend. Auch der Geheime Kirchenrat Pank, der mit uns dort war, sagte mir, wie sehr ihn die Predigt ergriffen und erbaut habe.

Nach dem Gottesdienste wollten wir die großen, berühmten Sammlungen sehen. Wir hatten damit Unglück. Denn es war gerade der Geburtstag der Königin Marguerita, und deshalb fanden wir die Sammlungen geschlossen. Für mich war das eine bittere Enttäuschung. Denn in Florenz gewesen zu sein, ohne den Palazzo Pitti und die Uffizien gesehen zu haben, erschien mir fast undenkbar. Gleichwohl überwog auch hier — und hier bedaure ich es mehr als bei Rom — der Drang nach der Heimat. Wir gingen mit D. Pank nochmals in den Dom und zum Baptisterio, hernach auch noch in eine andre große und schöne, nur sehr dunkle Kirche. Besondre Freude hatten wir hier an dem schönen Kreuzgange.

Nachmittags fuhren wir nach Venedig. Es war völlig dunkel, als wir

dort ankamen. Wir setzten uns in eine Gondel oder, wie der Berliner hier sagt, Wasserdroschke und fuhren durch den Canale grande und viele kleine, trübe Kanäle zum Hotel Bauer-Grünwald, in dem wir gut unterkamen. Bei dieser Nachtfahrt zum Hotel machte Venedig auf uns einen geradezu trübseligen Eindruck.

Ganz anders war es an dem nächsten Morgen, dem 21. November; alles licht, hell, freundlich, selbst die alten Paläste, die übrigens gar nicht so verfallen und verkommen aussahen, wie ich immer gelesen und gehört hatte. Venedig ist vielmehr, wie auch dort allgemein zugegeben wird, jetzt wieder in sichtbarem Aufblühen mit wachsendem Handel und Wohlstand und lohnender Industrie.

Der Eindruck, den der Markusplatz, die Markuskirche, der Dogenpalast, der Palazzo reale und die Piazzetta auf mich gemacht haben, gehört zu den tiefsten der ganzen Reise. Als ich auf den Markusplatz trat, war ich von der Schönheit der Architektur, der Farben und der ganzen Szenerie wie geblendet und mit hellem Entzücken erfüllt. Ich entsinne mich nicht, daß vorher in meinem Leben irgendwo ein Architekturbild so unmittelbar, so zündend, so erfreuend auf mich gewirkt hätte, wie dieses. Auch das Innere des Dogenpalastes, die Hoffassade ist großartig und für das Auge erfreulich. Wir bestiegen das Campanile von San Marco und hatten von dort oben einen unvergleichlich schönen Blick über die große Stadt, über die Inseln und den Lido hinweg auf die Adria. Ich fühlte mich in dieser Umgebung außerordentlich gehoben und behaglich. Ich hatte in Venedig immer den Eindruck, daß ich in einer Atmosphäre stimmungsvoller, erfreulicher Harmonie lebte.

Nach Tisch trennten wir uns von D. Pank. Er reiste über Verona und Bozen zurück. Wir dagegen bestiegen den Zug nach Wien. Unsre Fahrkarten hatten aber bei diesem Zuge nur bis St. Michael Geltung. In St. Michael kamen wir nachts ein Uhr an und blieben dort die Nacht. Die Station liegt anmutig im Gebirge, und es war bitterkalt, auch in unserm Zimmer. Sonst waren wir gut aufgehoben. Am Vormittag fuhren wir weiter nach Wien. Das Wetter war kalt, aber schön, und wir hatten unsre helle Freude an dem landschaftlichen Zauber des Semmeringübergangs. Als eine sonnenbeglänzte Schnee- und Reiflandschaft präsentierte sich das ganze Gebirge. Um vier Uhr waren wir in Wien. Wir machten abends noch einen Spaziergang bis zur Stephanskirche. Der Verkehr in den Straßen, der Glanz der Läden, das ganze Großstadttreiben überstieg meine Erwartungen.

Am nächsten Tage nahmen wir uns einen vom Portier des Hotels Bristol empfohlnen Führer und einen Wagen. Auf diese Weise haben wir an diesem Tage ziemlich viel von Wien gesehen. Zunächst drängte ich zur Stephanskirche. Ich hatte sie mir weit imposanter vorgestellt. Sie ist immerhin sehr schön, aber recht dunkel. Dann ging es zur Hofburg. Sie ist groß und kaiserlich und übertraf das Bild, das ich mir davon gemacht hatte. Ein großartiger Bau ist die Universität. Auch die Bibliothek schlägt uns Berliner

völlig, wozu freilich nicht viel gehört. Äußerst sehenswert war die Equitation, d. h. die kaiserliche Winterreitschule, groß, elegant, gefällig und hell, wirklich herrliche Architektur. Der berühmte Esterhazykeller, in den ich mich führen ließ, war nichts weniger als sehenswert, vielmehr schmutzig, ordinär, einfach scheußlich, ohne irgend eine sehenswerte Besonderheit. Herrlich ist das neue Rathaus. Die Ausdehnung ist gewaltig, die Architektur erhebend. Weit weniger günstig war der Eindruck, den wir von dem neuen Justizpalast erhielten. Großartige Kunst- und Antiquitätenschätze sahen wir im Hofmuseum. Nur zu vielerlei, als daß wir von den Einzelheiten einen tiefern Eindruck hätten mitnehmen können. Auch die Räumlichkeiten des Museums sind imposant und namentlich in mancher Hinsicht praktischer als unsre in Berlin. Schließlich machten wir nachmittags, des vielen Sehens müde, eine ganz erfrischende Fahrt durch den Prater, der in den entferntern Partien auch landschaftlich sehr hübsch und ansprechend ist. So hatten wir schließlich an diesem Tage wohl so ziemlich das Wichtigste in Wien flüchtig gesehen. Abends hätten wir freilich noch ins Burgtheater gehn müssen; aber wir waren dazu zu müde und übersättigt.

Donnerstags, am 24. November, ging es endlich in ununterbrochner Fahrt der Heimat zu. In Dresden blieb mein treuer Kollege, Herr Geheimrat St., zurück, da seine Gemahlin ihn dort erwartete. Ich aber hatte keine Ruhe mehr und dankte Gott, als ich gegen zehn Uhr die Meinen unversehrt wieder in die Arme schließen durfte. Zwei Tage später empfing das gesamte Staatsministerium auf dem Bahnhofe in Potsdam das zurückkehrende Kaiserpaar, und erst mit der Gewißheit, daß wir Kaiser und Kaiserin gesund und frisch wieder in unsrer Mitte hatten, kam die Freude über die ganze Reise zum vollen und ungetrübten Abschluß.

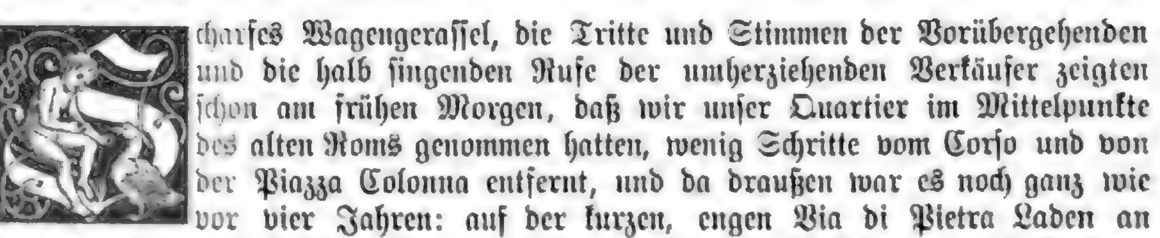
Selten wird eine dienstliche Reise so anmutig verlaufen wie diese; selten wird eine Dienstreise so reichen Gewinn an neuen Eindrücken, an erhebenden Stimmungen und Erlebnissen, an Beziehungen zu Menschen und an Erfahrungen über gute und üble menschliche Eigenheiten bieten. Darin liegt der Grund, weshalb ich versucht habe, die Eindrücke dieser Tage wenigstens in flüchtigen Umrissen festzuhalten. Unvorbereitet traf mich die Notwendigkeit, die Reise mitzumachen. Geographische, geschichtliche und archäologische Vorstudien, wie man sie sonst für Reisen in ein bisher uns unbekanntes Gebiet zu machen pflegt, waren bei der Kürze der Zeit und mit Rücksicht auf meine amtliche Belastung ausgeschlossen. Dazu kam, daß die Hinreise und auf dem Rückwege wenigstens die Reise bis Neapel das Gepräge der Gesellschaftsreise trug, d. h. eines von außen wirkenden Zwangs, dem man sich fügen mußte. In Ägypten, Palästina und Griechenland würde man bei einer freien Reise auf eigne Hand vieles, ja wohl das meiste schwerlich so eingerichtet haben, wie Herr Stangen es uns darbot und darbieten mußte, wenn er die ihm gewiesenen Ziele überhaupt erreichen wollte. Auch die oft übergroße Hast, mit der wir durch allerlei Sehenswürdigkeiten hindurch gehetzt wurden, hing damit zu-

sammen. Aus allen diesen Umständen erklärt sich der hauptsächlichste Mangel dieser Reise, der Mangel an Vertiefung, den ich persönlich schwer empfunden habe. Aber dafür wurden uns auch manche Vorzüge geboten, die man auf Reisen sonst oft entbehrt. Ich erinnere nur an die reiche Gemeinschaft einer aus sehr verschiedenartigen, aber durchweg gut erzognen und gebildeten Elementen zusammengesetzten Reisegesellschaft. Tiefer Ernst und zündende Begeisterung, sprühender Witz und frischer Humor wechselten miteinander ab und durchzuckten oft genug, wie der elektrische Funke, alle Mitreisenden. Im Orient haben wir die Bevölkerung in einer ganz ungewöhnlichen und zwar für uns Deutsche günstigen Erregung gesehen. Die Anwesenheit unsers Kaisers in Palästina und das freundliche Verhältnis des Sultans zu ihm kam allen Deutschen dort merkbar zu gute. Kurz, alles in allem genommen war die Reise ein hoher Genuß, und wer sie mitgemacht hat, wird dies dankbar als einen besondern Vorzug betrachten. Die Strapazen und kleinen Beschwerden sind längst vergessen. Hell aber und wie mit märchenhaftem Zauber übergossen haften die wesentlichen Eindrücke der Reise in unsrer Erinnerung.



Antikes und Altchristliches in Rom

Von Otto Kaemmel



Scharfes Wagengerassel, die Tritte und Stimmen der Vorübergehenden und die halb singenden Rufe der umherziehenden Verkäufer zeigten schon am frühen Morgen, daß wir unser Quartier im Mittelpunkte des alten Roms genommen hatten, wenig Schritte vom Corso und von der Piazza Colonna entfernt, und da draußen war es noch ganz wie vor vier Jahren: auf der kurzen, engen Via di Pietra Laden an Laden, gefüllt mit frischem Gemüse, Obst, geräucherten Fleischwaren und flaschenförmigen, braungelben Schafkäsen, die quer über der Thür in langer Reihe hängen und mit ihrem scharfen Geruch die römische Straßenluft so eigentümlich parfümieren, daß man sich erst daran gewöhnen muß; an der Ecke der Via di Pietra und der kleinen Piazza di Pietra die bekannte Trattoria Genzano mit ihren vorzüglichen Weinen vom Albanergebirge, auf dem Platze selbst, gegenüber der verwitterten Säulenreihe des antiken Hadrianstempels, oder was das Gebäude sonst gewesen sein mag, harrende Droschken; wenig Schritte nach rechts der enge Corso, die Hauptverkehrsader des päpstlichen Roms und schließlich auch noch des heutigen, wo noch wie vor vier Jahren an der andern Seite dieselbe mit bunten Plakaten bedeckte Bretterplanke prangte, um den Platz einzuschließen, der einmal einen großartigen Neubau tragen soll; auf dem Corso selbst dasselbe Schauspiel wie immer: glänzende Läden, namentlich von Juwelieren, rasselnde Droschken, Omnibusse und Equipagen, ein ununterbrochner Menschenstrom auf den schmalen Fußsteigen; um die schöne, fast quadratische Piazza Colonna mit der Markussäule an der rechten Seite ältere,

unscheinbare Häuser unter flachen Dächern, links der stattliche Palazzo delle Colonne (Wedekind) mit seiner prächtigen Vorhalle aus antiken Säulen, und an der Ecke des Corso der Palazzo Chigi, dazwischen rauschende Springbrunnen und Zeitungskioske, Stiefelwichser, Blumenmädchen, Bilder-, Cerini- und Mosaikenhändler, am Abend oft Militärmusik und unter allen Umständen dichte Gruppen von Männern aller Stände, plaudernd, lachend und ernsthaft verhandelnd; ein kleines Stück weiter nordwärts in den Corso hinein das großartige, glänzende Café nazionale (Arango), das besuchteste Roms, gegen Abend immer überfüllt bis auf das breite Trottoir davor. Eine besondre Staffage brachten während dieser Oktobertage in die Straßen Roms die Scharen von Schulkindern, die frühmorgens zu einer der zahlreichen Volksschulen strebten, die kleinsten von den Müttern oder Kinderfrauen sorglich begleitet und behütet, denn das neue Schuljahr begann, wovon denn auch die Tagespresse gebührend Kenntnis nahm.

Wenn man heute nach Rom kommt, so hat man also zunächst kaum den Eindruck, daß man auf einer uralten Kulturstätte stehe. Denn das ganze lärmende, bunte, abwechslungsreiche Getriebe in den engen Gassen auch der alten Stadt trägt ein durchaus modernes Gepräge, sodaß man sich beinahe wundert, wenn hier die Markussäule, dort das Pantheon aus dem flutenden Leben ringsum emporragt, oder wenn sich ganz plötzlich der Blick auf die Trümmerwelt des Forums öffnet. In der That ist das Altrömische, weil auf diesem Boden einer mehrtausendjährigen Geschichte niemals eine große Unterbrechung des Lebens eingetreten ist, in einem Umfange zerstört, verbaut und verändert, der schon die Wiederauffindung, geschweige die Rekonstruktion des noch Vorhandnen weit mehr erschwert als etwa in Athen. Gerade diesen Umgestaltungen nachzuspüren, zu beobachten, wie aus dem versinkenden Alten das Neue, aus den Bauten des antiken Roms die Denkmäler des christlichen, insbesondre des altchristlichen Roms emporgewachsen sind, jene vielfach zerstörend, aber ebenso sehr verändernd und erhaltend, das ist für den Archäologen wie für den bescheidnen Romfahrer eine besonders reizvolle Aufgabe.

Am stärksten sind von dieser Zerstörung und Umwandlung natürlich die Gebäude betroffen worden, die in den veränderten Verhältnissen ihren Zweck verloren hatten, Thermen, Theater, Cirkus, Amphitheater, Paläste. Die Tempel wurden wenigstens in Rom nicht mit gewaltsamer Zerstörung bedroht, denn Konstantius befahl im Jahre 343 sie nur zu schließen, aber auch zu erhalten, was Theodosius I., Honorius, Theodosius II. und Valentinianus III. wiederholten; Honorius schützte sie noch wirksamer, indem er 408 zwar ihre Einkünfte einzog, sie aber zugleich zum Eigentum des Staats erklärte, und ein Edikt von 435 befahl dann ihre Verwandlung in christliche Kirchen, leitete also geradezu gesetzlich eine merkwürdige Umgestaltung ein, die viele von ihnen gerettet hat. Aber die Zerstörung namentlich andrer Denkmäler begann sehr bald, nicht so sehr durch die „Barbaren,“ wie etwa 455 die Vandalen die vergoldeten Bronzeziegel des Kapitolinischen Jupitertempels mitnahmen, als vielmehr durch die Römer selbst. Schon der Kaiser Majorianus erließ dagegen 457 ein strenges Verbot, und der große Gotenkönig Theodorich schuf zum Schutze der antiken Monumente Roms eine besondre Behörde, warf sogar bedeutende Summen für Wiederherstellungsarbeiten aus. Das alles verhinderte aber nicht, daß die Römer die nicht mehr benutzten oder besonders geschützten Bauten als Steinbrüche behandelten, die herrlichen Quadern, die kostbare Marmorbekleidung, die Säulen wegschleppten, den Marmor zu Kalk verbrannten und damit über ein Jahrtausend lang bis tief in die Renaissancezeit hinein fortfuhren. Was davon gerettet wurde, verdankte seine Erhaltung vor allem der Kirche, die nun natürlich auch die Monumente ihren Zwecken gemäß umformte, nicht selten verstümmelte und sich an der Zerstörung andrer thätig beteiligte, um das schöne Material für ihre Neubauten

zu gewinnen. So geschah es, daß gerade die glänzendsten Teile des antiken Roms, das Kapitol und die Fora mit ihrer Umgebung, einer weitgehenden Zerstörung und Umgestaltung verfielen.

Das Kapitol, die alte Stadtburg, war ursprünglich gegen die heutige Stadt, das antike Marsfeld in der großen Tiberkrümmung, ganz abgeschlossen, denn hier, an der nordwestlichen Langseite des Hügels, lief die Burgmauer, die zugleich Stadtmauer war, und seine Front wandte das Kapitol nach Südosten, dem Forum zu. Dieses Verhältnis kehrte sich später geradezu um, als das Forum, besonders seit dem siebenten Jahrhundert, allmählich verödete, das Marsfeld zum wichtigsten Teile der bewohnten Stadt wurde, und obendrein die Burgmauer auf der Nordwestseite schon in der letzten Kaiserzeit fast ganz verschwunden war, seitdem die große Aurelianische Mauer die Stadt umschloß. Schon im elften Jahrhundert versammelte sich die römische Bürgerschaft auf der mittlern Senkung des Kapitols und auf dem Abhange nach dem Marsfelde zu. Seit dieser Zeit begann der ehrwürdige Hügel überhaupt aus seiner langen Verödung wieder aufzutauchen, allerdings in gänzlich veränderter Gestalt, mit Trümmern und Pflanzenwuchs bedeckt, sodaß er zur Ziegenweide diente und im Volksmunde Monte Caprino hieß, wie noch heute eine Straße dort oben. Von den antiken Gebäuden war nur das Tabularium an der Forumseite erhalten, weil es das Amtshaus des neurömischen Senats geworden war (schon 1150 palatium senatorum). Dann vollendete Michelangelo die Umwandlung dieser Piazza del Campidoglio mit der Front nach der Stadt, nach Nordwesten hin, aber eine recht würdige Verbindung mit ihr brachte auch er nicht zustande, und sie besteht noch heute nicht.

Denn den schnurgeraden, 1,5 Kilometer langen Corso, die antike Via lata und Via Flaminia, der mit der herrlichen Piazza del Popolo an der Porta del Popolo und unter dem Abfalle des Monte Pincio so großartig beginnt, endet ebenso imposant mit der Piazza Venezia, die im Westen die gewaltigen, braungelben Zinnenmauern des Palazzo Venezia, des einzigen an die mittelitalienischen Stadtpaläste erinnernden Palastes Roms, des jetzigen österreichischen Gesandtschaftspalastes, umschließen und die an seiner Nordseite rechts der breite Corso Vittorio Emanuele, links die leicht ansteigende Via nazionale kreuzt, der menschenwimmelnde, geräuschvolle Ausgangspunkt aller Fahrverbindungen Roms; aber dann folgt nach Süden hin eine enge, bei dem ungeheuern Fahrverkehr oft beinahe lebensgefährliche Gasse, die Ripresa dei Barberi, so genannt, weil hier in alter Zeit bei den Pferderennen des Karnevals auf dem Corso die laufenden „Berberrosse" aufgefangen wurden, und erst durch diese Gasse an der alten venezianischen Nationalkirche San Marco vorüber oder durch andre winklige, kleinstädtische Gassen gelangt man zur Piazza Aracoeli und an den modernen Hauptaufgang zum Kapitol. Dort allerdings eröffnet sich eines der schönsten und großartigsten Stadtbilder Roms: geradeaus die breite, flachstufige Freitreppe zwischen üppigen, immergrünen Anlagen, rechts die gewundne Fahrstraße Tre pile, links die hohe, steile Marmortreppe von 124 Stufen zu Santa Maria in Ara Coeli hinauf, das einzige ansehnliche Bauwerk Roms aus der Zeit des „babylonischen Exils" (vom Jahre 1348). Zwischen den antiken Riesenstandbildern der rossseführenden Dioskuren betritt man den Platz, in dessen Mitte das herrlichste uns bekannte antike Reiterstandbild, das einzige aus der ungeheuern Fülle Roms uns erhaltne, thront, der gütige Kaiser Marc Aurel, nicht als Feldherr, sondern als Herrscher, die rechte Hand grüßend ausgestreckt, das milde Antlitz vom lockigen Vollbart umrahmt, auf einem schweren, mächtigen, kräftig ausschreitenden Roß zwanglos sitzend. Hinter ihm erhebt sich der stolze Senatspalast mit seinem Uhrturm in der Mitte, der schönen doppelteiligen Freitreppe und der wundervollen Brunnenanlage, die auf der einen Seite der Nil, auf der andern der Tiber krönt, beides

antike Werke. Marmortafeln an der Front erinnern nach antiker Weise an den Beschluß des ersten italienischen Parlaments vom 27. März 1861, der Rom als Hauptstadt des Königreichs in Anspruch nahm, an das Plebiszit vom 11. Oktober 1870, das Rom dazu machte, an die große Tiberüberschwemmung vom Dezember desselben Jahres, die den König Viktor Emanuel zum erstenmal nach Rom führte, und an die Gefallnen von Dogali in Abessynien, che coll' insigne valore superarono la leggenda dei Fabi, 26. Januar und 5. Juni 1887. Wir kältern Nordländer lächeln wohl über das hohe rhetorische Pathos dieser Inschriften, aber in dem Festhalten solcher Erinnerungen inmitten einer so unvergleichlichen Umgebung liegt doch etwas Großes und Ergreifendes. Rechts begrenzt den Platz der Konservatorenpalast, der Sitz der römischen Gemeindeverwaltung, links das Kapitolinische Museum. So hat der Genius Michelangelos aus dem an sich kleinen Platze mit Benutzung antiker Reste ein großartiges einheitliches Kunstwerk geformt, das dieses historischen Hügels wohl würdig ist.

Die Piazza del Campidoglio bezeichnet die niedrige Einsenkung des Burgberges zwischen seinen beiden Gipfeln, dem nördlichen, der die eigentliche Arx mit dem Tempel der Juno Moneta trug, und dem südlichen, auf dem der ehrwürdigste und großartigste Tempel Roms, der des Jupiter Capitolinus, thronte. Die natürliche Gestaltung ist trotz aller Verwüstung und aller Umbildung noch vollkommen deutlich erkennbar. Auf der alten Arx erhob sich mindestens seit dem zehnten Jahrhundert ein Benediktinerkloster, dem damals und später der ganze Berg als Eigentum gehörte, „samt Häusern, Krypten [gewölbten Kammern], Zellen, Höfen, Gärten, Bäumen, Mauern, Steinen und Säulen," wie eine Bestätigungsurkunde Papst Anaklets II. (1130—38) bezeichnend sagt. Nach der ursprünglich griechischen Legende war es dort erbaut, wo Kaiser Octavianus, nachdem ihm die Sibylle von Tibur geweissagt hatte, daß „der Jahrhunderte König" bald erscheinen würde, am Himmel inmitten eines blendenden Lichtglanzes die Jungfrau mit dem Christuskinde sah und daraufhin einen Altar errichtete. Spätestens im zwölften Jahrhundert wurden deshalb Kirche und Kloster mit dem Zusatze ubi est ara filii dei bezeichnet, seit dem vierzehnten als Santa Maria in Ara Coeli. Beide sind in die Burgmauern und den antiken Junotempel hineingebaut worden, der wohl unter dem „Palast Octavians" des Mittelalters zu verstehn ist. Die gegenwärtige Gestalt der Kirche stammt erst aus dem dreizehnten Jahrhundert. Es ist eine dreischiffige Säulenbasilika mit Querschiff und flacher Decke, doch sind die Säulen, teils aus Marmor, teils aus Granit, antik und wahrscheinlich dem antiken Junotempel entnommen, aber in ganz barbarischer Weise zusammengestellt, nach Ordnung, Länge, Durchmesser und Kannelierung ganz verschieden. Da die Kirche mit dem Kloster seit dem zwölften Jahrhundert oft Versammlungsort des Senats und Gerichtsstätte war, so wurde sie die eigentliche Senatskirche und trat unter das Patronat des Senats. Darum wird hier der Gründungstag Roms, der 21. April, noch immer festlich begangen. Dann verhüllen Scharlachdecken mit Goldfransen die Säulen und die Brüstungen, von den Palästen um den Kapitolsplatz hängen Teppiche und Banner in denselben Farben herab, und in der Kirche findet ein feierlicher Gottesdienst statt. Das festungsartige Kloster, das seit 1250 den Franziskanern gehörte, ist 1885 geschleift worden, denn hier, auf der hohen Nordspitze des Hügels, soll sich, die ganze Stadt beherrschend, das Riesendenkmal Viktor Emanuels erheben. Schon stehn die ungeheuern Ziegelmauern der Unterbauten, und man hat jetzt begonnen, sie mit Marmor zu bekleiden, aber eine häßliche, mit zahllosen bunten Plakaten beklebte Bauplanke umschließt noch den Platz nach der Via San Marco und der engen gewundnen Via Marforio hin und giebt dem Ganzen ein unerfreuliches, unfertiges Aussehen, das zum Aufstieg nach dem Kapitol keine schöne Einleitung ist. Ist das

Denkmal fertig, und die Ripresa dei Barberi angemessen erweitert, wobei freilich ein Seitenflügel des Palazzo Venezia fallen müßte, dann allerdings wird der Corso einen unvergleichlich großartigen Ausblick nach dem Denkmal und dem Kapitol eröffnen.

Nach dem andern, dem etwas niedrigern Südgipfel des Hügels führt die Fahrstraße Tre pile oder vom Kapitolsplatze aus zwischen dem Konservatoren- und dem Senatspalaste hindurch eine breite Treppe, die auf die Via di Monte Caprino mündet. An jener erhebt sich der schlichte Palazzo Caffarelli, der Sitz der deutschen Botschaft, mit dem weiten Blick über die ewige Stadt, an jener liegen links Pfarrhaus, Schule und Hospital der Deutschen, rechts die Ställe und der Garten des Botschaftspalastes, ganz am Ende und am südwestlichen Abhange der schöne Bau des Kaiserlichen Archäologischen Instituts, der beneidenswerte, reich ausgestattete Sitz der deutschen Altertumswissenschaft in Rom. Von antiken Resten sieht man zunächst nichts. Und doch stand hier der Tempel des kapitolinischen Jupiter, noch im sechsten Jahrhundert ein Wunder der Welt! Seine Vorhalle mit den riesigen Säulen schaute nach Süden, nach der Via di Monte Caprino und lag da, wo sich heute der Garten des Palazzo Caffarelli ausbreitet; auf den Grundmauern der drei Cellen (für Jupiter, Juno und Minerva) steht der Palast. Jetzt ragen nur noch einige vereinzelte Reste der alten Quadermauern auf, denn keine Kirche hat diesen Haupttempel Roms geschützt; im elften Jahrhundert verwandelten die Corsi seine festen Mauern in ihre Burg, die Kaiser Heinrich IV. 1084 brach, und im sechzehnten Jahrhundert rissen die Caffarelli sie ganz ab, um ihren Palast daraus zu erbauen, sodaß selbst jede Kunde von der Stelle des Tempels verscholl, und man bis zu den Erweiterungsbauten der Botschaft im Jahre 1876 zweifelhaft war, wo er gelegen habe. Also wohnt jetzt der Vertreter des Deutschen Reichs auf der Stätte des Jupitertempels und in den Mauern, die aus seinen Quadern gebaut worden sind. In dem Palast ist auch die kleine evangelische Kapelle, bis jetzt die einzige deutsche in Rom, ein kleiner, schlichter gewölbter Raum. Die Wände sind weder mit Säulen noch mit Marmor geschmückt, sondern nur mit teppichartigen Mustern leicht bemalt; nur Medaillonbildnisse an der Decke und bunte Glasfenster bringen eine bescheidne künstlerische Zier hinein. Es war eine kleine Gemeinde von kaum hundert Menschen, die sich hier mit uns versammelte, während ein strahlender Sonntagmorgen draußen über der Stadt lag, und die Glocken bald von der einen, bald von der andern ihrer zahllosen Kirchen läuteten — nicht mit den tiefen, langsam feierlichen Akkorden der unsern, sondern mit hellen, raschen Klängen —, und es war ein prunkloser ganz deutscher Gottesdienst mit deutscher Predigt, deutschen Liedern und deutschen Melodien; nichts ließ erkennen, daß wir mitten in Rom waren. Die kühnste Phantasie vermag keine größern historischen Gegensätze auszusinnen, als die, inmitten deren wir hier standen: in der protestantischen Kapelle der deutschen Botschaft, über den Fundamenten des Jupitertempels auf dem Kapitol, im päpstlichen Rom unter dem Schutze des deutschen Adlers und des Kreuzes von Savoyen!

Den südöstlichen Abhang des kapitolinischen Hügels bedecken jetzt die Häuser der Straße, die nach dem hier zu suchenden, aber nicht mehr sicher nachweisbaren Tarpejischen Felsen heißt und auf die Via del Campidoglio, gegenüber dem Südflügel des Senatspalastes, mündet. Diese ist der eine Zugang zum Forum, der andre ist die damit parallel laufende Stufengasse Via dell' Arco di Settimio Severo. Ein dritter führt durch die krumme, enge, unsaubre Via Marforio, unmittelbar vom Corso her. So kann man heute aus der innern Stadt nach dem Forum nur entweder durch eine enge, schlechte Gasse gelangen oder über das Kapitol hinweg, ein deutlicher Beweis dafür, wie gänzlich sich das mittelalterliche Rom vom antiken Hauptschauplatze des städtischen Lebens abgewandt hat.



Von einem Absatz der Via del Campidoglio aus übersieht man am besten das Forum von West nach Ost in seiner ganzen Ausdehnung, die größer erscheint, als sie in der That ist — nur 200 zu 100 Meter —, weil dahinter das Gelände bis zum Titusbogen leicht ansteigt, und so der Anschein entsteht, als ob diese ganze Fläche dazu gehöre. Der Anblick ist weder imposant noch erfreulich, denn vorwiegend sind es braunrote, meist ziemlich formlose Ziegelhausen und schwarzgraue Fundamente von Gußwerk, die sich dem Blicke darbieten, dazwischen das alte graue vieleckige Lavapflaster und bunte Marmorpavimente, einzelne Säulengruppen und als die am besten erhaltnen Denkmäler zwei Triumphbogen, an den Rändern mehrere Kirchen. Das eigentliche Forum liegt mehrere Meter tiefer als das heutige Bodenniveau der Stadt und wird auf zwei Seiten von Fahrstraßen begrenzt. Längs des Kapitols, zwischen Tempelruinen vorbei klingelt die elektrische Bahn, und an der Südseite zieht sich die Via delle Grazie mit ärmlichen kleinen Häusern über der Basilika Julia hin. Die daranstoßende kleine Piazza Fienili mit dem Treppeneingange zum Forum ist ein belebter Droschkenhalteplatz und ein beliebter Sammelpunkt für Postkartenhändler, die jetzt auch die Straßen Roms unsicher machen. Ein kleiner beweglicher brauner Bengel machte sich besonders bemerklich und war nicht loszuwerden; als ich ihm einen Soldo spendete mit der Weisung: va via! half das nur auf wenige Minuten, und als ich ihn fragte, ob er denn nicht in die Schule gehn müsse, antwortete er in wahrhaft großartiger Haltung mit einer deklamatorischen Geste der rechten Hand und lustigen Augen: Ho finito i miei studi. Ein deutscher Junge seiner Sorte hätte schlichtweg gesagt: „Ich bin schon aus der Schule"; der zwölfjährige Römer hatte „seine Studien vollendet." Es war äußerst komisch und doch völkerpsychologisch interessant: diese Rhetorik ist mindestens ebenso sehr ein Erbe des Altertums wie die Trümmer ringsum.

Aus ihnen sich die einzelnen Gebäude und den Gesamtanblick zu rekonstruieren, wie ihn das Forum in der spätern Kaiserzeit bot (denn das Bild der republikanischen Zeit war davon völlig verschieden und läßt sich auch in der Phantasie kaum herstellen), kostet nicht geringe Mühe.

Zunächst unter unserm Standpunkte auf der Via del Campidoglio links, unterhalb der jetzt ziemlich kahlen Quaderfront des antiken Tabulariums, das die Rückwand des Senatspalastes bildet, zieht sich am alten Clivus Capitolinus in einem stumpfen Winkel die spätrömische Säulenhalle der Dii consentes hin; weiter nördlich ragen die drei schönen kannelierten korinthischen Säulen des Vespasianstempels auf, und ihm zur Linken liegen ganz unkenntlich die Fundamente des Konkordiatempels, den einst Camillus der endlichen Versöhnung zwischen den Patriziern und Plebejern geweiht, und Tiberius unter der Regierung des Augustus prachtvoll erneuert hat. Weiter vorwärts nach dem Forum zu steht in der Mitte die prächtige Vorhalle des Saturnustempels mit ihren glatten ionischen Säulen, ungefähr in derselben Linie, ganz an der Nordwestecke des Forums der verhältnismäßig sehr gut erhaltne Triumphbogen des Septimius Severus aus gelblichem Marmor. Beinahe die ganze Südseite des eigentlichen Forums nehmen dann die Trümmer der Basilika Julia ein, lange Reihen von Pfeilerresten auf buntem Marmorpaviment; davor erhebt sich auf dem Forum selbst auf hohem, roh gefügtem Postament eine einzelne mächtige korinthische Säule, die Säule des Phokas, seltsamerweise die einzige erhaltne der zahlreichen Ehrensäulen, die einst das Forum zierten; hinter der Basilika aber ragen einsam über gestaltlosen Fundamenten und den ausgedehnten Trümmern des Atrium Vestae, des Wohnhauses der Vestalinnen, überhöht von der Kirche Santa Maria Liberatrice am Abhange des Palatin, die drei allein noch übrigen Säulen des Castortempels mit ihrem Gebälk.

Die gegenüberliegende Nordseite des Forums war bisher in der Nähe des Severusbogens nur durch zwei kleine Kirchen bezeichnet, die Kuppelkirche San Martino

und die kahle turmlose Wand von Sant' Adriano; dann folgte eine vier bis fünf Meter hohe Mauer, die das tieferliegende Forum abschloß, und darüber eine Reihe schlechter Häuser auf der Schuttmasse, die den nördlichsten Teil des Forums bedeckte. Jetzt sind diese Häuser verschwunden, statt der Mauer ragen hohe, schwarzgraue Schuttmassen auf, und aus diesen beginnen sich die Fundamente und Säulen eines ausgedehnten öffentlichen Gebäudes abzuheben, der Basilika Ämilia, die der Sieger von Pydna, Ämilius Paullus, als Censor 179 v. Chr. errichtete. Denn der Unterrichtsminister Guido Baccelli hat einen neuen energischen Ausgrabungsfeldzug in Rom begonnen, und Scharen von Arbeitern tummeln sich zwischen den sonst so stillen Trümmern des Forums. Wie tief dieses liegt, wie sehr es deshalb auch heute noch vorübergehenden Überschwemmungen ausgesetzt ist, machten gerade die mittlern Oktobertage des vorigen Jahres auffällig klar; denn die heftigen Regengüsse, unter denen die Tiber zu ungewöhnlicher Höhe anschwoll, hatten manche Teile des Forums derart unter Wasser gesetzt, daß der eben ausgegrabne sogenannte Lapis niger mit dem höchst merkwürdigen Bruchstück eines Cippus (Pfeilers), der die wahrscheinlich älteste und deshalb vorläufig noch unverständliche lateinische Inschrift (mindestens aus dem fünften Jahrhundert) trägt, völlig überschwemmt und darum unzugänglich war. Jenseits der Basilika Ämilia liegen in geringer Entfernung von einander zwei Kirchen, San Lorenzo in Miranda, deren barocker Giebel sich über einer prächtigen antiken Vorhalle von glatten korinthischen Säulen erhebt, und Santi Cosma e Damiano, mit kahlen Wänden und einer runden, kuppelgedeckten Vorhalle. Darüber steigen die kolossalen Wölbungen der Konstantinsbasilika, alles umher weit überragend, in die blaue Luft, quer vor im Osten, das Bild abschließend, der schlanke romanische Glockenturm von Santa Francesca Romana, und etwa auf gleicher Linie mit ihm, auf der höchsten Stelle des ganzen Geländes, der schöne Titusbogen. Braungelbe, hohe, felswandartige, aber von Rundbogen gegliederte Mauermassen dahinter verraten den Riesenbau des Kolosseums, in lichtem Blau ziehn darüber die feinen Linien des Albanergebirges den äußersten Rahmen des seltsamen, unvergleichlichen Bildes, und rechts, den Blick eng begrenzend, erhebt sich längs der ganzen Südseite mit riesigen Substruktionen an steilen Wänden der Palatinus, der Hügel der Kaiserpaläste.

So etwa sieht heute das Forum aus, tausendmal beschrieben und tausendmal abgebildet, und doch für jeden, der es schaut, als Gesamtbild etwas Neues, Überraschendes, Ergreifendes. Aber dieses moderne Bild der uralten Kulturstätte ist noch keine zwanzig Jahre alt. Mit der Zerstörung der stadtrömischen Adelsburgen, die sich gerade auch hier eingenistet hatten, im Jahre 1221, begann die Verschüttung des Forums; sie wurde planmäßig weiter geführt, als 1536 für Karl V., der siegreich aus Tunis zurückkehrte, eine Triumphstraße vom Konstantinsbogen nach dem Kapitol hergestellt wurde, und vollendet, als Papst Sixtus V. (1585—90) den verödeten Platz für Schuttablagerungen freigab. Seitdem verschwand das antike Pflaster vollends unter vier bis fünf Meter hohen Schuttmassen, und das Forum wurde zum „Rinderfeld," zum Campo vaccino, wo die Ochsengespanne aus der Campagna hielten und weideten. Vor mir liegen zwei Kupferstiche, die das Forum in diesem Zustande darstellen und sich gegenseitig ergänzen, da der eine von der Seite des Kapitols, der andre mit dem Blick auf dieses aufgenommen ist, der eine ein englischer aus dem siebzehnten, der andre ein italienischer aus dem achtzehnten Jahrhundert. Da stecken die Phokassäule und die Säulen der Tempel bis an und über die Basen hinauf im Boden, der Severusbogen fast zu einem Drittel seiner Gesamthöhe, beinahe bis zu den Gewölbansätzen seiner übrigens vermauerten Seitendurchgänge, der Titusbogen, wenig über dem so stark aufgehöhten Terrain des Forums hervortretend, trägt noch die Reste des alten Streitturms der Frangipani,



der erst 1822 fiel; über den Platz zieht sich eine Baumreihe, und großhörnige Rinder weiden dort oder trinken aus einem Wasserbecken vor San Lorenzo. Erst unter Pius VII. begann die allmähliche Freilegung, aber noch Franz Reber sah 1857/58 den größten Teil des Forums beinahe in demselben Zustande wie vorher, und erst 1879—82 wurden die Ausgrabungen annähernd abgeschlossen.

Was sich aus einer wahrhaft dämonischen, kaum begreiflichen Zerstörung notdürftig und vielfach entstellt gerettet hat, verdankt seine Erhaltung fast allein der Kirche; wo ihr Schutz fehlte oder aufhörte, brach die volle Verwüstung herein. Nun hat sie sich der Gebäude am Forum erst verhältnismäßig spät bemächtigt, denn ihre ersten Heiligtümer gründete sie ganz an der Peripherie der Stadt, über den Gräbern der Märtyrer. Am Forum nahm zuerst Bischof Felix IV. (526—530), also unter ostgotischer Herrschaft, ein antikes Gebäude in Besitz, das Templum sacrae urbis, d. h. das censorische Archiv, einen mächtigen, eisenfest gefügten Quaderbau neben der Konstantinsbasilika, den er den beiden Schutzheiligen der Ärzte, Cosmas und Damianus, weihte; das kleine runde Heroon davor, vom Kaiser Maxentius seinem früh verstorbnen Sohne Romulus gewidmet, fügte er als Vorhalle hinzu. Die Kirche selbst zerfällt, wie so häufig in Rom, in eine Ober- und eine Unterkirche und hat ihren Zugang nicht mehr vom Forum, sondern von der Via in Miranda her; die Unterkirche ist so dunkel, daß man sie nur bei besondrer künstlicher Beleuchtung wirklich sehen kann, und ich verdankte diese Möglichkeit nur dem Umstande, daß ich mich — beiläufig auf eigne Hand — einem Zuge deutscher Pilger aus Nassau anschloß, die unter geistlicher Führung die Kirchen Roms besuchten. Der obere Raum des alten Romulustempels bildet jetzt eine runde Nebenhalle der Oberkirche; der untere, vom Forum aus zugängliche, mit einer Bronzethür zwischen zwei schönen roten Porphyrsäulen, dient augenblicklich der Aufbewahrung von Ausgrabungsgeräten und kleinern gefundnen Gegenständen; unter andern war dort auch ein Gipsabguß des Cippus vom Lapis niger aufgestellt.

Etwa ein Jahrhundert später, unter dem Bischof Honorius I. (625—638) wurde ein Teil der alten Curia Hostilia, des Rathauses am Comitium, das Cäsar zur Curia Julia umbaute, nämlich der eigentliche Sitzungssaal des Senats, in die von außen ganz schmucklose Kirche Sant' Adriano verwandelt, später das Secretarium Senatus, die Senatskanzlei, in die Kirche San Luca e Martino, deren schöner Kuppelbau allerdings erst aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts stammt. Der gegenüber, am Ausgange der Via Marforio liegende antike Carcer Mamertinus, das alte doppelgeschossige flachgewölbte Brunnenhaus des Kapitols (daher Tullianum), wo König Jugurtha von Numidien, der letzte gallische Nationalheld Vercingetorix und die Spießgesellen Catilinas eines elenden Todes starben, wurde, wahrscheinlich schon im sechsten Jahrhundert, in eine Kirche (seit 1425 San Pietro in Carcere) umgestaltet, weil nach der Legende Petrus und Paulus hier gefangen saßen. Darüber steht seit 1539 die kleine Kirche San Giuseppe dei Falegnami, die Innungskirche der Zimmerleute, deren Schutzpatron der heilige Joseph ist.

Von den Tempeln am Forum hat die Kirche nur einen dauernd in Besitz genommen und dadurch gerettet, den des Antoninus und der Faustina an der Nordseite, und zwar schon sehr früh. Ihm gehört die schönste Säulenvorhalle des Forums an, die heute den Eingang zu San Lorenzo bildet; die jetzige Kirche selbst stammt erst aus dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts. Auch an den Tempel der Konkordia lehnte sich ursprünglich eine Kirche der Heiligen Sergius und Bacchus, die ihren Glockenturm auf den Severusbogen setzte; sie wurde 1536 abgetragen, als man Raum für die Einzugsstraße Karls V. schaffen wollte. Der Tempel stürzte schon im vierzehnten Jahrhundert zusammen und war im fünfzehnten bis auf die Fundamente und einige andre Reste verschwunden. Ein ähnliches

Schicksal hatte die gewaltige Basilika Julia. Auch in ihren Mauern entstand frühzeitig eine Kirche, Santa Maria in Foro, im achten Jahrhundert Santa Maria Gratiarum genannt, von der noch eine Säule und Chorschranken aus dem siebenten Jahrhundert übrig sind. Aber schon seit dem neunten Jahrhundert diente die Basilika als Steinbruch, die Kirche verschwand, und im sechzehnten Jahrhundert wurde die Basilika bis auf die noch heute stehenden Reste abgebrochen, als sie das Material zum (jetzigen) Palazzo Torlonia im Trastevere zu liefern hatte. Den daneben stehenden Castortempel schützte keine Kirche. Denn die Santa Maria Liberatrice nahm nicht seine Stelle ein, sondern sie erhob sich zwischen ihm, dem Atrium Vestae und dem Vestatempel am Aufgange zum Palatin. In ihrer Grundlage ist sie uralt, denn sie wurde angeblich vom Bischof Silvester, dem Zeitgenossen Konstantins des Großen, gegründet, unweit des nicht mehr nachweisbaren Lacus Curtii auf dem Forum, eines Wasserbeckens an der Stelle, wo nach der römischen Sage der Ritter Curtius in den flammenden Abgrund sprang, und am 15. Januar 69 nach Christus der Kaiser Galba von seinen meuterischen Prätorianern erschlagen wurde. Da dem Mittelalter diese Stätte als Eingang in die Hölle galt, so wurde die nahe Kirche der Santa Maria de inferno geweiht, weil ihre Fürbitte die Sünder von den Strafen der Hölle erretten sollte (daher auch Santa Maria libera nos de poenis inferni. Santa Maria Liberatrice, die Befreierin). Man hat sie vor wenigen Monaten ganz abgetragen, um die noch völlig verschüttete, unter ihr liegende Südostseite des Forums freizulegen, damit auch den Unterbau des Castortempels.

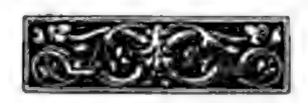
Sehr unvollständig war der Schutz, den die Kirche dem Tempel der Venus und der Roma, einem der prächtigsten und größten des kaiserlichen Roms, gewährt hat. Nach dem eignen Plane des baulustigen und kunstverständigen Hadrian errichtet und 135 n. Chr. geweiht, umschloß er in zwei mit der halbrunden Apsis rückwärts aneinander gelehnten Cellen die sitzenden Bilder der beiden Gottheiten und war von zwei gewaltigen Hallen aus prachtvollen, mehr als meterstarken Granitsäulen umgeben, im Innern aber von kassettierten Tonnengewölben gedeckt. Im siebenten Jahrhundert wurde in den westlichen, der Venus Genetrix et victrix geweihten Teil eine Marienkirche eingebaut, unter Paul I. um 760 eine zweite, den Aposteln Petrus und Paulus geweihte; Nikolaus I. vereinigte sie beide um 860 zur Santa Maria nuova. Daran schloß sich ein Kloster. Die Gottesmutter mußte jedoch im fünfzehnten Jahrhundert einer neuen stadtrömischen Heiligen, der Santa Francesca Romana (kanonisiert 1440), weichen. Jetzt stehn von außen, vom Kolosseum her gesehen nur noch die Ziegelmauern der Apsis mit dem rautenförmig kassettierten Gewölbe und ein Teil der südlichen Seitenwand vom Romatempel auf hoher Ziegelterrasse aufrecht, und einige von den grauen Granitsäulen liegen umher; ähnliche Reste sind auf der andern Seite im Hofe der Kirche sichtbar. Von dort senkt sich der Boden nach den kolossalen gelbbraunen Bogenwänden des „flavischen Amphitheaters," von dessen Höhe man einst auf den Gold- und Marmorglanz des Tempels niedersah, wie jetzt auf seine unscheinbaren Trümmer. Nirgends haben die Gewalten der Zerstörung in Rom schrecklicher, unbegreiflicher, dämonischer gehaust.

Von der Südseite des Forums führt die Straße San Teodoro, der Richtung des Vicus Tuscus und des Velabrum folgend, zwischen unscheinbaren Häusern mit kleinen Kramläden zur Rechten und dem hohen, steilen Westabhange des Palatin zur Linken über die Piazza dei Cerchi nach dem Tiberufer unterhalb der Tiberinsel, dem alten Forum boarium, dem Rindermarkte, noch heute einem der malerischsten und merkwürdigsten Plätze Roms. Denn hier stehn noch zwei kleine antike Tempel fast vollkommen erhalten aufrecht, und die Stelle eines dritten bezeichnet eine alte Kirche. Geradeaus nicht weit vom Ufer erhebt sich auf erhöhenden Stufen ein zierlicher Rundbau, von schlanken korinthischen Säulen aus parischem Marmor umgeben,

auf deren Kapitälen, da das alte Gebälk fehlt, das flache moderne Ziegeldach unmittelbar aufliegt. Aus Marmor ist auch die kleine Cella aufgemauert. Das Tempelchen, dessen antike Benennung unbekannt ist, wurde erst dem heiligen Stephanus, später der Santa Maria del Sole geweiht. Rechts, an der Nordseite des Platzes, steht ein ebenso zierlicher ionischer Tempel mit Halbsäulen und einer offnen Vorhalle aus republikanischer Zeit, wahrscheinlich dem Hafengott Portunus gewidmet, zur Kirche vermutlich unter Papst Johann VIII. (872—882) eingerichtet. Pius V. übergab diese den Armeniern, die sie der Maria von Ägypten, Santa Maria Egiziaca, weihten, der Schutzpatronin der dort hausenden Dirnen. Links endlich an der Südseite des Platzes, schon am Fuße des Aventin, ragt der schöne, schlanke romanische Glockenturm der Santa Maria in Cosmedin in sieben Geschossen empor. Hier stand schon in republikanischer Zeit ein großer Tempel der Ceres, des Liber und der Libera, der, als er 31 v. Chr. abgebrannt war, von Augustus und Tiberius erneuert, später, wahrscheinlich unter Theodosius I., geschlossen wurde. Schon im vierten Jahrhundert erbaute man daran einen Saal für Kaufleute, zu Anfang des sechsten Jahrhunderts eine kleine Kirche, Santa Maria in schola graeca, für die hier angesiedelte griechische Genossenschaft, während die Hauptmasse des Tempels noch hoch über dem allen ragte. Erst Hadrian I. (772—795) ließ ihn abbrechen und aus den Steinen die Kirche vergrößern; Nikolaus I. (858—867) fügte die Vorhalle hinzu, und im elften Jahrhundert wurde der Fußboden der zu tief liegenden, daher feuchten Kirche beträchtlich erhöht und der Turm angefügt, unter Calixtus II. von seinem Kämmerer Alphanus 1123 der ganze Bau mit reichem Steinmosaik geschmückt. Nach manchen Umgestaltungen im einzelnen wurden im siebzehnten Jahrhundert die Schiffe eingewölbt; endlich ließ 1718 der Kardinal Annibale Albani die Fassade und die Vorhalle im Barockstil umbauen und vollendete also die Modernisierung des ehrwürdigen Heiligtums. Gegenwärtig ist die Kirche nach vierjähriger Arbeit (seit 1895) in den Formen des zwölften Jahrhunderts wieder hergestellt und am 29. Oktober 1899 neu geweiht worden, ist also jetzt wieder eine echte dreischiffige Säulenbasilika mit flacher Decke, altchristlichen Chorschranken vor dem Hochaltar und Vorhalle. Antik sind vor allem die zehn ionisch-korinthischen Marmorsäulen auf der linken Seite des Hauptschiffs und an der Eingangswand, die aus dem alten Cerestempel stammen und wohl noch auf ihrer alten Stelle stehn, und in der Vorhalle die kolossale Maske am linken Ende, die sog. Bocca della verità; denn nach der mittelalterlichen Sage hatten Schwörende die rechte Hand in die Mundöffnung zu stecken, und wer falsch geschworen hatte, brachte sie nicht wieder heraus. Den malerischen Reiz der danach genannten Piazza Bocca della Verità erhöht noch der schöne Barockbrunnen in der Mitte (von 1715). Wenig hundert Schritte in der an dem Platz am Nordende beginnenden Via Bocca della Verità führen zu einer andern alten Kirche, die ebenfalls sehr früh in Tempeltrümmer eingebaut worden ist, San Niccolò in Carcere, unweit des Marcellustheaters am Forum Olitorium, dem Gemüsemarkte. In der Kirche selbst und in den rechts und links von ihr dicht angebauten Häusern stecken Säulen und andre Reste von drei mit den Längsseiten einander fast berührenden Tempeln aus Travertin von verschiedner Größe; doch stammen sie alle aus der Zeit der Republik. In den mittlern und größten ist die Kirche derart eingebaut, daß in der Vorhalle noch fünf kannelierte ionische Travertinsäulen vom Pronaos, im Schiff noch die linke Cellawand und eine Säule sichtbar blieben; fünf andre schwächere Säulen derselben Ordnung, die aus der Wand des rechten Seitenschiffs innen hervortreten, gehörten mit zwei an der Nordseite des anstoßenden Hauses sichtbaren einem zweiten kleinern Tempel an, sechs dorische Säulen von dem kleinsten Tempel links stecken in der Außenmauer des linken Seitenschiffs. Die Kirche nimmt also den Raum zwischen den Außensäulen

der beiden Seitentempel ein und erstreckt sich auch mit ihrem Chor bedeutend über die Rückseite des mittlern Tempels hinaus. Sie ist 1880 als dreischiffige Basilika mit flacher Decke über dem Mittelschiff und eingewölbten Seitenschiffen restauriert worden.

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Schriften zur Sozialwissenschaft. Ein großer Teil der Übel unsrer Zeit entspringt daraus, daß Sitte und Mode künstliche und eingebildete Bedürfnisse erzeugen, die zu befriedigen viel Geld kostet, daß sich diese Bedürfnisse in der von dem Ehrgeiz und der Eitelkeit geforderten Wettjagd ins Grenzenlose steigern, daß aber ihre Befriedigung keineswegs die Befriedigung des Herzens bedeutet, dieses vielmehr leer läßt, sodaß der Geldbesitz oft mehr Unglück und Unbehagen als Glück und Behagen erzeugt. Dazu kommt, daß die wenig oder nichts Besitzenden zwar die äußerliche Zivilisation annehmen oder sich anzunehmen bestreben, dabei aber unverständig und innerlich roh bleiben oder werden und sich von der Herzenskultur, die allein ein bescheidnes Glück gewährleistet, mehr entfernen als ihr nähern, der wahren Kultur, die das Glück suchen lehrt in der Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse mit den einfachsten Mitteln und in der Weckung und Pflege edler Herzensbedürfnisse, deren Befriedigung mehr ein für das Gute und Schöne in der Welt offnes Auge und einen guten Willen als Geld fordert. Die heute herrschende allgemeine Unzufriedenheit würde also bedeutend vermindert werden, wenn es gelänge, die Lebensgewohnheiten der Besitzenden zu vereinfachen, die Herzen der Nichtbesitzenden zu veredeln — die leichtere Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse der Armen ergäbe sich aus der Vereinfachung des Lebens der Reichen von selbst — und so diese beiden feindlichen Schichten einander auf dem gemeinsamen Boden wahrer Kultur zu nähern. Und ein ähnlicher Annäherungsprozeß scheint auch auf dem politischen Gebiet durch die Zeitumstände eingeleitet werden zu sollen. An eine Depossedierung des Kapitals ist nicht zu denken, verjüngt es sich doch zusehends; wohl aber bedarf es zu seinen Unternehmungen, z. B. zur Ausrüstung von Kriegsheeren und Kriegsflotten, nicht allein der mechanischen Leistungen, sondern auch der politischen Unterstützung des Arbeiterstandes, und dieser könnte sie unter der Bedingung gewähren, daß ihm die unbeschränkte Koalitionsfreiheit verbürgt würde. Auf diesem Wege gegenseitiger Zugeständnisse würde man besser und rascher vorwärts kommen und eher zum Sozialismus, d. h. zu einer befriedigenden Organisation gelangen, als wenn man sich um Abstrakta wie den Begriff des Wertes zankt und mit geschichtsphilosophischen Spekulationen das Endziel der irdischen Entwicklung zu enthüllen sucht, das uns doch nun einmal verborgen bleibt. Dergleichen Ansichten vernimmt man heute häufig, nur daß nicht jeder, der sich zu der einen bekennt, auch alle andern annimmt. Paul Weisengrün aber hat sie in seinem neusten Buche: Der Marxismus und das Wesen der sozialen Frage (Leipzig, Veit u. Comp., 1900) zu einem schönen Ganzen vereinigt. Nur fürchten wir, sein geistreiches und gelehrtes Buch werde dem Zweck, den er sich setzt, nur unvollkommen dienen: „über das Wesen der großen Komplikationskrankheit [der aus den gesellschaftlichen Verwicklungen entspringenden künstlichen Bedürfnisse] so viel Licht zu

verbreiten, daß sie alle Menschen verstehn"; denn indem er die metaphysische Behandlung der sozialen Dinge bekämpft und namentlich den Marxismus, wie wir glauben, wirklich innerlich überwindet, ist er selbst genötigt, Metaphysik zu treiben und sich in subtile Untersuchungen zu verwickeln, in denen zwar sein Scharfsinn und seine Kombinationsgabe glänzen, denen zu folgen aber nicht ganz leicht ist. Wir würden ihm raten, einzelne Partien seines Buches gesondert für Zeitschriften zu bearbeiten und so die darin enthaltnen wertvollen Gedanken einem größern Leserkreise zugänglich zu machen.

Ein Buch ganz andrer Art, frisch, populär und ohne Anspruch auf logischen Zusammenhang und kunstvollen Aufbau der Gedanken, ist das von Eduard Hahn: Die Wirtschaft der Welt am Ausgange des XIX. Jahrhunderts, eine wirtschaftsgeographische Kritik nebst einigen positiven Vorschlägen. (Heidelberg, Carl Winter, 1900.) Der Verfasser, unsern Lesern bekannt durch sein originelles Werk: Die Haustiere und ihre Beziehung zur Wirtschaft des Menschen (siehe das 35. Heft des Jahrgangs 1896 der Grenzboten), war durch die Vorbereitungen für dieses Werk genötigt, das Wirtschaftsleben mit allen seinen Verzweigungen in den Bereich seiner Studien zu ziehn und giebt nun das Gesammelte im vorliegenden Bande heraus, soweit es mit dem Gegenstande des ersten Bandes in keiner Beziehung steht. Hahn ist ein konservativer, aristokratisch gesinnter Mann, der die Sozialdemokratie haßt, das heutige Wirtschaftsleben aber nicht weniger scharf kritisiert, als es die Sozialisten zu thun pflegen. Von Interesse sind besonders die Partien seines Buches, in denen ihm seine Fachwissenschaft zuhilfe kommt, z. B. die Darstellung der Raubwirtschaft, die das spekulative Europa in allen Meeren und in allen exotischen Ländern treibt, indem es die Robbe, den Bison, den Elefanten, kostbare Nutzhölzer, entwicklungsfähige Negerwirtschaften, begabte Volksstämme ausrottet und den Naturvölkern „Kulturgüter" aufzwingt, die sie nicht brauchen, nicht wollen, und an denen sie zu Grunde gehn, und was das schlimmste ist, auf Kosten seiner eignen Arbeiterbevölkerung, wie Hahn wenigstens beweisen zu können glaubt. Zu den notwendigen Reformen rechnet er unter andern die Züchtung einer wahren Aristokratie und die Verdrängung der Bureaukraten durch Organe der Selbstverwaltung. Goetheforscher mögen entscheiden, ob er mit der Behauptung Recht hat, daß die Stelle im Faust: „Leb mit dem Vieh als Vieh und acht es nicht für Raub, den Acker, den du erntest, selbst zu düngen," einen Druckfehler enthalte; natürlich müsse es heißen: „Und achte es für Raub, den Acker . . . nicht selbst zu düngen."

Werner Sombart soll auf der Versammlung des Vereins für Sozialpolitik zu Breslau (jedenfalls in seiner Kritik der sogenannten Mittelstandsbestrebungen) gesagt haben, Sittlichkeit auf Kosten des ökonomischen Fortschritts sei der Anfang vom Ende. Diesen Ausspruch bekämpft der Professor und kaiserliche Unterstaatssekretär z. D. Dr. Georg von Mayr in der verständlich und mit überzeugender Wärme geschriebnen Broschüre: Die Pflicht im Wirtschaftsleben. (Tübingen, H. Laupp, 1900.) Soweit die Arbeiter in dem an sich berechtigten Lohnkampfe die Grenzen der Pflicht, wie sie Mayr festlegt, überschreiten, hält er den Staat für verpflichtet, sie durch strafgerichtliches Verfahren in diese Grenzen zurückzuweisen.

Sozialistische Irrlehren von der Entstehung des Christentums und ihre Widerlegung von Hermann Köhler (Leipzig, J. C. Hinrichs 1899). Das ist bis auf zwei Fehler, die wir hervorheben werden, ein sehr gutes Buch. Dem zweiten Abschnitt: „Geschichtsmaterialistische Ableitung des Urchristentums aus den ökonomischen Verhältnissen der Zeit," können wir uneingeschränktes Lob erteilen; auf genaue Kenntnis der ökonomischen Lage der Bevölkerung des römischen Reichs zur Zeit der Entstehung des Christentums gestützt, beweist Köhler unwiderleglich,

daß die materialistische Geschichtskonstruktion der Sozialistenführer den Thatsachen Gewalt anthut und nicht bloß willkürlich, sondern unsinnig und lächerlich ist. Wir können, auf eigner Kenntnis der historischen Thatsachen und des Neuen Testaments fußend, jedes Wort Köhlers unterschreiben und würden es sehr nützlich finden, wenn seine Ausführungen zu öffentlichen Vorträgen benutzt würden; er selbst stellt am Schlusse (S. 269) eine Reihe von Themata zusammen, für die sein Buch den Stoff darbietet. Aber — und hier kommen wir zu dem ersten der beiden Fehler — der erste und der dritte Abschnitt hätten vom zweiten getrennt und als ein besondres Buch herausgegeben werden sollen. Der erste ist überschrieben: Die Bedeutung der Person Jesu Christi für die Entstehung des Christentums, der dritte: Sozialistische Beteiligung an den Versuchen, dem Christentum durch Nachweis radikaler Abhängigkeit von Philosophie und ältern Religionssystemen den Charakter der Selbständigkeit abzustreiten. Nur die Ableitung des Christentums aus den wirtschaftlichen Zuständen ist sozialdemokratische Originalleistung; in der Würdigung der Person Jesu und in der Ableitung der christlichen Dogmen und Sittenlehren aus jüdischen, griechischen und buddhistischen sind unsre Sozialisten nur Nachtreter und Nachbeter der bürgerlichen Philosophie und Theologie und haben so wenig oder so gar nichts Originelles geliefert, daß es wirklich nicht lohnt, sich mit ihrer „Beteiligung daran" zu beschäftigen.

Die Irrlehren des ersten und dritten Abschnitts sind nicht Irrlehren der Sozialdemokratie, sondern Irrlehren der protestantischen Theologie. Schon die Rationalisten des achtzehnten Jahrhunderts haben die Dogmen für widersinnig und die Wunder für unmöglich erklärt und beide lächerlich gemacht. Damit war die ganze Bibel einschließlich des Neuen Testaments als ein abergläubisches oder ein Lügenbuch gebrandmarkt, und wenn wohlwollende Beurteiler dieses Buchs fanden, daß einige ganz brauchbare Lehren drin stünden, und daß Jesus keine unsympathische Persönlichkeit sei, so fühlten sich die paar Gläubigen, die es damals unter den Gebildeten noch gab, schon hoch geehrt und beglückt. Köhler macht den Sozialdemokraten einen Vorwurf daraus, daß sie Jesum höchstens neben Sokrates stellten. Ja, wenn wir als Knaben, in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunders, irgendwo Jesum neben Sokrates gestellt fanden, da freuten wir uns und dachten: so bist also du, der du auf Jesum noch etwas hältst, doch noch kein ganz dummer und kein ganz schlechter Kerl! Wir haben evangelische Geistliche gekannt, deren ganzer Religionsunterricht darin bestand, daß sie die christlichen Dogmen lächerlich machten; solche galten allenfalls bei der Gemeinde noch etwas, die übrigen wurden verächtlich „die Kerle da draußen" genannt (in einer aus Kleinstädtern und Bauern bestehenden Gemeinde!), und die Kirche war höchstens dreimal im Jahre gefüllt, für gewöhnlich bloß von ein paar Kindern und alten Frauen besucht. Und wie stands in den zwanziger Jahren? Wolfgang Menzel erzählt in seinen „Denkwürdigkeiten" Seite 209: „Gesenius in Halle pflegte durch seine schlechten Witze über die Heilige Schrift bei den jungen Theologen, die ihm zuhörten, ein wieherndes Gelächter hervorzurufen. Ich befand mich in jenen zwanziger Jahren einmal in einem öffentlichen Garten [in Stuttgart], als ein alter Herr, den ich nicht kannte, mit einer wahren Satyrmiene der Religion spottete. Trotz meiner Jugend fiel ich ihm ins Wort und sagte, das sei schändlich geredet. Er sah mich groß an, lachte und ging weg. Nachher erfuhr ich, es sei ein Konsistorialrat gewesen, und als am folgenden Tage in einer Gesellschaft davon die Rede war und man den Namen des Konsistorialrats nicht wußte, wurden nicht weniger als drei genannt, denen man solche Reden zutraute, wie sie jener geführt hatte." Die ganze Tagespresse aber und eine Flut gemeiner Schmähschriften sorgten dafür, daß diese Errungenschaften der theologischen und philosophischen Wissenschaft in packendster Form unter den Massen verbreitet wurden, und das ist so fortgegangen bis in den Kulturkampf hinein. Die Sozialisten-

führer müßten Pappstöffel sein, wenn sie die von den Universitätslehrern gelieferten Waffen nicht gebrauchten und ihren Leuten nicht zeigten, aus was für Material der Schild des Glaubens besteht, der nun auf einmal aus der „Rumpelkammer des Aberglaubens“ wieder hervorgeholt und ihnen entgegen gehalten wird. Wenn seit Lassalles Auftreten und noch mehr seit 1878 die Theologie und die Philosophie wieder gläubig und fromm geworden sind und nur noch unbesonnene Naturburschen wie Häckel mit dem heute gefährlichen Bekenntnis des Atheismus herausplatzen, so kann das den Sozialdemokraten so wenig imponieren wie die Bekehrung gewisser roter Republikaner zur monarchischen Gesinnung. Damit wollen wir nicht etwa die Wendung der Theologie zur Gläubigkeit als Heuchelei bezeichnet haben. Hand in Hand mit den politischen und sozialen Wandlungen sind wirkliche Fortschritte der Wissenschaft gegangen, die den Rationalismus und die Hyperkritik ebenso überwunden haben wie den philosophischen Materialismus. Eine drastische Probe von solcher Hyperkritik, wie sie damals aus der allgemeinen Abneigung der Gebildeten gegen das Christentum, man darf kurz sagen, dem Christushaß entsprang, erzählt der Kirchenhistoriker Hase. Er hatte kurz vor Weihnachten seinen Studenten gesagt, die Erzählung des Lukasevangeliums von der Geburt Jesu erweise sich schon dadurch als Legende, daß das rauhe Klima von Judäa das Übernachten von Herden im Freien zu dieser Jahreszeit nicht gestatte. Nachmittags trifft er auf dem Spaziergange einen Schafhirten mit seiner Herde bei seiner fahrbaren Hütte und fragt: Ihr übernachtet doch nicht mehr im Freien? „Freilich, sagt der, wir bleiben bis Dreikönig im Freien, wenns nicht ganz einfriert.“ Worauf sich Hase sagt, was auf dem Abhange der Rauhen Alp möglich sei, müsse wohl auch in Palästina möglich sein.

Die Rückwendung zum Positiven hat schon mit Strauß und der Tübinger Schule angefangen, so zerstörend deren Wirksamkeit auf den ersten Blick erscheint. Denn sie spotteten nicht mehr über den angeblichen Unsinn der Bibel und verschrieen diese nicht mehr als ein Erzeugnis des Priestertrugs, sondern suchten ihre Entstehung aus Zeitumständen und herrschenden Gedankenkreisen zu begreifen. Und sind sie dabei zu weit gegangen, haben sie das Übernatürliche als hauptsächlichste Mitursache geleugnet, so ist doch die Aufdeckung der übrigen Mitursachen ein bleibendes Ergebnis ihrer Forscherarbeit. Daß Köhler dieses unterschätzt, ist sein zweiter Fehler; wir sind wieder so weit zurückgegangen, daß wir anerkennen, die hellenistisch-jüdische Gedankenwelt hätte aus sich selber ohne die göttliche und geheimnisvolle Person Jesu das Christentum so wenig erzeugen können wie das Erdreich ohne den Keim eine Pflanze, oder wie eine Pflanze alter Art ohne den Eingriff eines menschlichen oder göttlichen Züchters eine Pflanze neuer Art; aber die einmal gewonnene Erkenntnis der natürlichen Bedingungen für die Entstehung des Christentums lassen wir uns nicht mehr nehmen, und wenn Köhler, wie es scheint, fordert, daß dieses weltgeschichtliche Ereignis als reines Wunder anerkannt werden soll, so wird es ihm nicht gelingen, den gebildeten Teil der protestantischen Welt zur aufrichtigen Annahme dieser Auffassung zu bekehren. Der erste Fehler, daß er eine Polemik, die nur der protestantischen Theologie und Philosophie gelten kann, in die Form einer Polemik gegen die Sozialdemokratie kleidet und mit einer wirklich gegen diese gerichteten Schrift verkoppelt, tritt noch einmal recht auffällig im vorletzten Abschnitt hervor, wo vom Buddhismus die Rede ist; die Schwärmer, die Buddha neben oder hoch über Christus stellen und das Christentum aus dem Buddhismus ableiten, sind nicht Arbeiter, sondern gehören ganz andern, meist vornehmen Gesellschaftskreisen an und sind besonders in der sozialistenfeindlichen Clique der Boudoirweltschmerzler zu finden, die auf Schopenhauer und Nietzsche schwört. Daß einzelne Sozialisten den Unsinn nachsprechen, hat nichts zu bedeuten. An die

Zurückführung der ungläubig gewordnen Volksmassen zum christlichen Glauben kann nicht eher gedacht werden, als bis die Gebildeten wieder aufrichtig glauben werden, was freilich die vorläufig noch nicht vollzogne Versöhnung der lutherischen Orthodoxie mit den modernen Erkenntnissen und Denkweisen voraussetzt.

Friedrich der Große als Sammler. Der große König hatte von seiner Jugend an das Bedürfnis, von Kunstwerken umgeben zu sein, deren Eindrücke ihn den Alltäglichkeiten des Lebens in einsamen Stunden entrücken sollten. Dieses Verlangen leitete seinen Geschmack früh in eine bestimmte Richtung. Obwohl er auch italienische, vlämische und holländische Bilder kaufte, so wurden doch seine Lieblinge immer mehr die Franzosen, ihre Maler und ihre Bildhauer, deren geistvolle Erfindung und graziöse Form ihn ganz gewannen, und mit französischen Möbeln, die er in Paris kaufen ließ, und nach deren Vorbild er eine hervorragende einheimische Fabrikation ins Leben rief, stattete er auch seine Schlösser in Sanssouci und Potsdam aus. Von der mit vergoldeten Bronzen dekorierten Bibliothek in Sanssouci und dem Bronzesaal im Potsdamer Stadtschloß sagt Emile Michel, weder in Frankreich noch irgendwo anders finde man Muster eines so prächtigen und feinen Geschmacks. Der König ließ es sich nicht nur etwas kosten, kaufte und bestellte er doch einzelne Tische für Tausende von Thalern, er entschied auch in allem einzelnen mit seinem persönlichen Geschmack, z. B. mit seiner Vorliebe für silbernen Möbelbeschlag anstatt des goldnen, und er bestimmte sogar die Aufstellung, den Platz für Möbel und Bilder, weil es ihm nicht um Prunk und Pracht, sondern um harmonische Wirkungen zu thun war. Schon in Rheinsberg als Kronprinz kaufte und bestellte er Bilder bei hervorragenden Malern, fast noch höher stellte er in ihrem dekorativen Wert die Skulpturen der Bouchardon, Adam und Pigalle, und er traf hierin mit seinem Freunde Knobelsdorff überein, der zwar für die Architektur die italienische Kunst bevorzugte, in Bezug auf die Innendekoration aber die Überlegenheit der Franzosen anerkannte. Das preußische Königshaus ist auf diese Weise in den Besitz eines Reichtums an Kunstwerken gekommen, der nirgends seinesgleichen hat. Es genügen zum Beweise schon die Zahlen der Bilder der Hauptmaler: Watteau 13, Lancret 26, Pater 37, und nach der Qualität findet sich hier das Allerbeste, was diese Meister geschaffen haben, z. B. Watteaus Embarquement pour Cythère und seine beiden Enseigne, die jetzt in dem Zimmer der deutschen Kaiserin hängen. Eine gewählte Zusammenstellung von Bildern, Skulpturen und Möbeln aus dem ehemaligen Besitz des großen Königs, die auf Veranlassung des deutschen Kaisers auf die Pariser Ausstellung geschickt worden ist, erregt dort das Entzücken der Besucher, namentlich auch der Franzosen. Niemals strahlte der Ruhm der französischen Kunst so hell über ganz Europa wie im achtzehnten Jahrhundert, und keine Anerkennung dieses Vorrangs könnte ehrenvoller sein als diese Huldigung des königlichen Sammlers. Der französische Kunstbesitz des deutschen Kaisers ist in einem bei Giesecke und Devrient erschienenen Prachtwerk mit vierzehn Radierungen und vielen Zeichnungen Peter Halms von Paul Seidel beschrieben worden. Zugleich und zum Teil mit demselben Abbildungsmaterial erscheint in demselben Verlag ein kleineres Werk: Die Kunstsammlung Friedrichs des Großen auf der Pariser Weltausstellung usw., das außer einem Verzeichnis der Gemälde, Skulpturen, Tapisserien und Möbel eine höchst interessante längere Einleitung über des Königs Verhältnis zu der französischen Kunst enthält. Dieses Buch hat einen weit über seinen nächsten Zweck hinausgehenden Wert. Es giebt einen meisterhaften Überblick über Dinge, die so gut wie unbekannt waren, ehe Seidel darüber in dem Jahrbuch der königlich preußischen Kunstsammlungen das Wort ergriff. Wir empfehlen den schön ausgestatteten Katalog als unterhaltendes Lehrbuch auf das angelegentlichste. A. P.

Die Kunst in Stuttgart. Stuttgart zählt heute zwar nicht mehr als Kunststätte im eigentlichen Sinne, es hat aber ein tüchtiges Kunstgewerbe, namentlich eine Möbelfabrikation, die nicht in den Bahnen des „Jugendstils“ geht, ferner einen durch gute Illustration ausgezeichneten Buchhandel und endlich eine moderne Privatarchitektur, die es zu einer der schönsten Mittelstädte Deutschlands gemacht hat. Das alles hat die Arbeit des verflossenen Jahrhunderts hervorgebracht, denn noch um 1800 war nach den Berichten des bekannten Göttinger Professors Meiners Stuttgart in allen diesen Dingen, in Wohnungen, Komfort und Lebensweise hinter vielen kleinern Städten der Nachbarlandschaften weit zurück, und diese Arbeit stand im engsten Zusammenhange mit einer lebhaften Pflege der eigentlichen, höhern Kunst bis über die Mitte des Jahrhunderts hinaus. Hat nun auch diese Kunst selbst nach unsrer heutigen Schätzung keinen sehr tiefen, die Zeit überdauernden eignen Wert gehabt, so war sie doch wichtig als Kulturmittel, und darum ist auch ihre Geschichte als Beitrag zur Geschichte unsrer deutschen Kultur von Wichtigkeit. Man rühmt es ja an unsern Städten, daß sie im Gegensatz namentlich zu den französischen Provinzialstädten soviel Individuelles haben. Max Bach: Stuttgarter Kunst 1794 bis 1860 (Adolf Bonz und Komp.) zeigt in sehr hübscher Weise, wie Stuttgart zu seiner künstlerischen Individualität gekommen ist. Er behandelt die Regierungszeit zweier Könige, Friedrichs und Wilhelms I., erzählend mit Auszügen aus Memoiren und Tagesblättern, sodaß alle Persönlichkeiten, die an dem geistigen Leben der Stadt Anteil gehabt haben, zu Worte kommen. Man fühlt, wie allen diesen Menschen die Kunst eine innere Angelegenheit ist, eine Macht und ein Hebel für das übrige Leben, nicht bloß Merkwürdigkeit, Sport und Routine. Mit Ernst besucht und bespricht man die bescheidnen Ausstellungen, wie Schulprüfungen, deren Ergebnisse weitere Folgen voraussagen. Die erste Stimme hat der Kaufmann Rapp, Danneckers Schwager. Rührend ist die Verehrung, die Dannecker genießt, ein schlichter, wahrer und warmer Mann, das künstlerische Wahrzeichen Stuttgarts im ersten Drittel des Jahrhunderts, nicht ganz ohne Anfechtung schon damals, aber in der Hauptsache doch als Heros über allen stehend. An seine Schillerbüste knüpft sich ein allerliebster Dialog zwischen König und Künstler: Potztausend, wie groß! Aber warum so groß? — Ihr Durchlaucht, Schiller muß so groß sein. — Aber was wollen Sie damit machen? — Ihr Durchlaucht, der Schwab muß dem Schwaben ein Monument machen. — Diese Büste und die Ariadne in Frankfurt, man mag über sie denken, wie man will, werden Denkmäler unsrer allgemeinen Kunstgeschichte bleiben. Der Verfasser enthält sich angemessenerweise übrigens aller Werturteile; er erzählt uns, wie das Hervorgebrachte die Zeitgenossen erfreute. Ein frühes Talent war der Maler Schick, aber er starb jung 1812 und hinterließ nur einige Mythologien und gute Bildnisse. Sein glücklicherer Landsmann Wächter, der ihn lange überlebte, war ein verdienstvoller Lehrer, als Künstler aber ein kühler Klassizist, der uns kein starkes Andenken hinterlassen hat. König Friedrich war prachtliebend und ließ sich die Ausstattung des Residenzschlosses angelegen sein, aber er schuf auch große Straßenzüge und die berühmten Parkanlagen, den Stolz Stuttgarts. Daß er das Lusthaus durch den Einbau eines Theaters verunstaltete, wo allerlei lustiges zu sehen war, strich man ihm nicht stark an, weil es unter seinem Nachfolger jenem edeln Denkmal der deutschen Renaissance noch viel schlimmer erging: der 1845 begonnene Theaterumbau beseitigte es gänzlich. Damals rettete Hackländer die Reste, die er sich vom König Wilhelm erbat („Nun ja, wenn Ihnen an dem alten Zeug gelegen ist, so nehmen Sie es immerhin“) und zum größten Teile bei dem Bau der kronprinzlichen Villa Berg verwenden ließ; die zweiundsechzig Statuen württembergischer Fürsten wurden nach Schloß Lichtenstein gebracht.

Sehr viel mehr geschah während der langen Regierungszeit Wilhelms I. Über

des Königs Kunstliebhabereien wird ein hartes Urteil von David Strauß mitgeteilt, und es ist ja wahr, der König hatte keinen gewählten Geschmack, aber die meisten seiner hohen Zeitgenossen hatten gar keinen, vielleicht sogar alle, wenn man Friedrich Wilhelm IV. und Ludwig von Bayern ausnimmt. So war es denn für die Stadt und das Baugewerbe mit allem sich daran anschließenden Handwerk doch von Vorteil, daß sich der König für denkbar Verschiednes erwärmen ließ. Das griechische Mausoleum, das römisch-italienische Schloß Rosenstein, Zanths maurische Wilhelma und der Königsbau, aus dem Leins machte, was möglich war — das ist gewiß schon vielerlei. Aber dazu kommen noch Gegenbaurs Fresken aus der württembergischen Geschichte im Residenzschloß, Marmorstatuen die schwere Menge für Schlösser und Gärten und Glasmalereien für die Stiftskirche, außerdem hatte Leins, noch ehe er den Königsbau übernahm, für den Kronprinzen eine Musterleistung im Renaissancestil geliefert, die Villa Berg. Was das für die Schulung aller Kräfte bedeutet, haben erst die sechziger und siebziger Jahre gezeigt, als Bauwerk auf Bauwerk entstand, und das Stuttgarter Polytechnikum seinen großen Ruf gewann; Vischer und Lübke wurden nun die Kunstpropheten. Das fällt nicht mehr in das Darstellungsgebiet des Verfassers, der uns noch vieles mitteilt über die Pflege der Kunst durch die Vereine und über die unter König Wilhelm errichtete Kunstschule, über die Gründung des Museums und die einst in der Stadt vorhandnen Privatsammlungen. Man sieht, da floß vieles zusammen, was anregen und Freude machen konnte. Ein Hauptverdienst dieser Zeit war, daß die alten schwäbischen Bilder ihrer Heimat erhalten blieben, daß man ihre schlichte Schönheit noch ehrte in der antiken und in der italienischen Prunkwelt. Seit 1819 waren auch die Brüder Boisserée mit ihrer berühmten Sammlung nach Stuttgart übergesiedelt. Der König gab ein Gebäude, der Staat übernahm die Verwaltungskosten, und jedermann freute sich an den wundervollen Sachen, besonders auch die Hotelwirte, da es nun doch für die Fremden außer Danneckers Atelier noch etwas zu sehen gab. Hier entstanden auch damals die wohl noch manchem von uns bekannten vortrefflichen lithographischen Nachbildungen des Münchners Strixner. Schließlich kaufte König Ludwig die Boisseréeschen Bilder (1827), die ja heute in der Pinakothek hängen, nicht weil er den bessern Geschmack, sondern weil er das meiste Geld hatte, denn den Wert dieser Kunst erkannte man in Stuttgart ebensogut, aber daß man für eine bloß zum Ansehen dienliche Sache über 200000 Gulden ausgeben könnte, war ungeheuerlich zu denken. Sollten also Dannecker und Wächter in ihrem Gutachten diese „in Mode gekommne sogenannte neudeutsche oder neualtertümliche Kunst“ dem Könige als Muster zur Geschmacksbildung für Polytechnikum und Kunstschule empfehlen? Heute wäre vielleicht mancher Kunstprofessor dazu fähig, aber jene Männer hatten ohne Frage recht, und es ist hübsch, daß uns der Verfasser die Akten vorlegt und erzählt, wie sich das alles zugetragen hat. Wir wollen aber keine Einzelheiten mehr häufen, sondern nur noch sagen, daß der Verfasser wohl daran gethan hat, sich nicht viel mit Wertbestimmungen und allgemeinen Urteilen abzugeben, daß er uns vielmehr historisch zeigt, was die Dinge, von denen er handelt, ihrer Zeit genützt haben. „Nach dem Jahre 1860 kann man von einer Stuttgarter Kunst im eigentlichen Sinne nicht mehr sprechen, sie hat ihren speziellen württembergischen Charakter verloren.“ Gewiß, aber Stuttgart bedeutet heute geistig und künstlerisch so viel mehr als manche andre deutsche Stadt, die doch das beginnende vorige Jahrhundert eher mit bessern Aussichten angetreten hat, z. B. Kassel, Hannover oder Darmstadt, daß der „Verlust“ nur grammatisch zu nehmen ist.

A. P.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Gegen den Strom

Gegen den Strom zu schwimmen ist weder leicht noch angenehm, aber für die Grenzboten nichts Ungewohntes. Sie sind 1879 für die wirtschaftlichen und sozialreformerischen Pläne des Fürsten Bismarck fast allein eingetreten, und sie haben die Genugthuung gehabt, daß sie trotz des heftigsten Widerspruchs in Presse und Parlament siegreich durchdrangen. Sie treten heute für den Kaiser und die kaiserliche Weltpolitik ein, und sie sind der festen Überzeugung, daß die Strömung, die jetzt gegen sie ist, ebenso umschlagen wird, wie zu der Zeit, wo Bismarck aus dem bestgehaßten und bestverleumdeten Staatsmanne zum Helden der Nation wurde. Sie verwerfen durchaus nicht die Kritik an sich und verzichten ebenso wenig selbst darauf, sie zu üben. Denn da der Kaiser selbst von der Stufe unnahbarer Hoheit in die Arena herabzusteigen liebt, so können seine persönlichen Äußerungen und Handlungen der allgemeinen Beurteilung nicht entgehn, und er setzt das auch gar nicht voraus. Was wir bekämpfen, wo wir können, das ist nicht die Kritik an sich, die sachliche, sich in den geziemenden Schranken haltende Kritik, sondern die gehässige, feindselige, hämische Kritik der antikaiserlichen Fronde. Man könnte diese Fronde einfach aus der Querköpfigkeit und Nörgelsucht, die dem Deutschen im Blute steckt und unsrer politischen Reife fortgesetzt ein recht schlechtes Zeugnis ausstellt, erklären, aber wir wollen, soviel Anteil diese tiefgewurzelte, durchaus unberechtigte Eigentümlichkeit auch daran hat, einmal unbefangen die Gründe prüfen, die daneben wirksam sind, und zwar bei sehr ehrlichen und eifrigen Patrioten. Vielleicht hilft es einigen zur Besinnung.

Der erste ist unfraglich die bittere Erinnerung an die Entlassung Bismarcks. Die Art, wie sie schließlich vor sich ging, werden auch wir immer beklagen; aber daß die Trennung des Kaisers und des Kanzlers unvermeidlich war, das sollte man endlich verstehn. Ein sich seiner ererbten Gewalt und seiner monarchischen Pflicht stolz bewußter, von heißem Thatendrang erfüllter

Fürst, der von seinem Minister durch einen Altersunterschied von mehr als vierzig Jahren getrennt war, mußte in der alles überragenden Autorität und Erfahrung des Kanzlers, gegen die seine eigne persönliche zunächst ganz zurücktrat, nicht eine Unterstützung, sondern ein Hemmnis für die eigne Bethätigung sehen. Keine Erwägung der Dankbarkeit und der Zweckmäßigkeit konnte auf die Dauer diesen einmal vorhandnen Gegensatz aufheben. Wenn er aber bestand, dann mußte schließlich der Minister dem Monarchen weichen, dafür leben wir eben in einem monarchischen Staate. Wie oft nur der Wille Wilhelms I. Bismarck am Ruder gehalten hatte, so wurde dessen Stellung unhaltbar, sobald bei Wilhelm II. dieser Wille fehlte. Das hat Fürst Bismarck selbst vorausgesehen, und daraus dem Kaiser noch jetzt einen Vorwurf zu machen, das ist ebenso ungerecht wie thöricht; ist doch in der Politik nichts abgeschmackter als der Groll. Ein zweiter, kaum weniger wichtiger Grund kommt hinzu. Indem auf den Großvater nach einer kurzen Zwischenregierung sofort der Enkel folgte, fiel eine ganze Generation, die mit dem unglücklichen Kaiser Friedrich aufgekommen war, die Generation, die 1866 und 1870 gemacht hatte, auf dem Throne sozusagen aus, und die leitende Altersklasse — denn die Fünfziger regieren bekanntlich die Welt — stand, statt einem Altersgenossen, einem jungen Herrn gegenüber, der das, was sie durchgemacht hatte, eben nicht durchgemacht hatte, der anders als sie dachte und empfand. Der Gegensatz trat um so stärker hervor, als der neue Kaiser und der alte Kaiser, auch abgesehen von dem Altersunterschied, außerordentlich verschiedne Naturen waren, und da man sich gewöhnt hatte, in der ehrwürdigen Gestalt Wilhelms I. das Idealbild eines deutschen Kaisers zu sehen, so legte man diesen Maßstab an den Nachfolger. Kein Wunder, daß er nicht paßte! Und nun begann die Kritik, doppelt bitter, als sich mit der Entlassung des Fürsten Bismarck die Eigentümlichkeit dieser Herrscherpersönlichkeit immer bestimmter entfaltete. Alles, was anders war als das Vorbild, wurde scharf getadelt; man spöttelte über die erstaunliche Vielseitigkeit des Interesses, Könnens und Wissens und sprach von Dilettantismus; man bemängelte die Neigung zu prachtvollem und glänzendem Auftreten, man schüttelte bedenklich den Kopf über die rasche, impulsive Art des Kaisers, vor allem über seinen Drang, ohne alle Rücksicht auf die konstitutionelle Theorie und Ministerverantwortlichkeit seinen Gedanken und Empfindungen starken und unverhüllten Ausdruck zu geben, und war so naiv, zu verlangen, daß für jede dieser Äußerungen zuvor der Minister gehört werde. Man fand es unkonstitutionell, daß er seinen persönlichen Willen scharf betonte, und faselte von absolutistischen Gelüsten, obwohl Wilhelm II. niemals auch nur den leisesten Versuch gemacht hat, die ihm von der Reichs- und Staatsverfassung gezognen Schranken durch die That zu überschreiten. Als wenn nicht auch Wilhelm I. seinen ganz persönlichen Willen hundertmal eingesetzt und durchgesetzt hätte, vor allem bei seinem „eigensten Werke," der preußischen Heeresreorganisation, ohne die es niemals ein neues Deutschland gegeben hätte, und in dem unerschütterlichen Festhalten an Bismarck, der in

einem parlamentarisch regierten Staate zehnmal gestürzt worden wäre; als ob nicht Bismarck selbst, gestützt auf dieses Vertrauen seines Herrn, über ein halbes Jahrhundert eine Machtstellung behauptet hätte, die jeden ihm unbequemen Einfluß von der Regierung ausschloß oder unterdrückte, und die von seinen Feinden Kanzlerabsolutismus und Hausmeiertum gescholten wurde. Der Unterschied zwischen einst und jetzt ist nur der, daß damals die großen politischen Gedanken, die Wilhelm I. verwirklichte, ihm von außen, von seinem Minister entgegengebracht wurden, und er sie sich, meist nach schweren innern Kämpfen, erst aneignete, heute dagegen Wilhelm II. solche Ideen selbst faßt und ausführt. Daher ist gekommen, was Fürst Bismarck selbst vorausgesehen und vorausgesagt hat, der Kaiser ist in der That sein eigner Kanzler geworden, und keiner der beiden Nachfolger Bismarcks im Kanzleramt hat deshalb auch nur entfernt eine solche Stellung eingenommen wie dieser. Das mag gewissen Lieblingsideen der liberalen und der demokratischen Parteien, deren Ideal eingestandner- oder nicht eingestandnermaßen doch das parlamentarische Schattenkönigtum mit parlamentarischen Ministern ist, scharf widersprechen, aber der deutschen und der preußischen Verfassung widerspricht es nicht, und es ist, weil wir in Deutschland gottlob noch eine lebendige Monarchie haben, doch am Ende natürlicher, daß der Kaiser, als daß der Kanzler persönlich so stark hervortritt. Ohne dieses lebendige echte Königtum, das gerade Fürst Bismarck immer verfochten und eigentlich erst wieder zur Geltung gebracht hat, wäre das neue Deutschland nicht entstanden, und es wäre heute verloren, denn keine einzige der heute bestehenden Parteien ist im parlamentarischen Sinne regierungsfähig. Nur ein König, einer, der es war, konnte die Heeresreorganisation durchsetzen und den Entschluß zu dem entscheidenden Kriege von 1866 in freier Selbstentscheidung fassen, wie ihm damals Bismarck gesagt hat; nur ein Kaiser, einer, der es ist, konnte den Gedanken der Weltpolitik und der Flottenneugründung fassen und durchführen, kein Kanzler könnte ihm diese Verantwortung abnehmen. In allen großen Krisen der Geschichte hat die starke Persönlichkeit entschieden; was in der großen Masse gärt und hervordrängt, das schafft ihr höchstens die Möglichkeit zur That, aber nicht die That selbst, und eine solche Persönlichkeit lebt und wirkt nach ihren eignen Gesetzen, das Volk muß sich mit ihr abfinden, wenn es nicht auf ihre Wirksamkeit verzichten will. Da dies beim Kaiser unmöglich ist, weil er eben der Kaiser und kein Minister ist, so haben wir uns eben auch mit ihm abzufinden. An dieser geschlossenen Persönlichkeit läßt sich nichts wegnehmen. Es mag uns manches von dem, was er thut oder sagt, im einzelnen nicht recht sein, es fließt aus seinem Wesen, und wer sich durch solche Einzelheiten stören und die Freude an der Hauptsache, an dem mächtigen Schritte nach vorwärts, an dem entschlossenen Übergange von der bescheidnen Kontinental- zur Weltpolitik, den wir ihm allein verdanken, und den er selbst als etwas Großes tief innerlich gehobnen Herzens empfindet, verderben läßt und andern verdirbt, der ist ein Philister oder ein Thor.

Wie nun die Fronde alles Mögliche an dem Charakter des Kaisers auszusetzen hat, so hat sie auch seine Regierungshandlungen seit 1890 beständig unter die Lupe genommen und ist nicht müde geworden, pathetisch-wehmütige Vergleiche zwischen dem stolzen Einst und dem bescheidnen Jetzt, zwischen dem alten und dem neuen Kurs anzustellen. In der scharfen Kritik, mit der Fürst Bismarck selbst während der ersten Jahre nach seiner Entlassung die Regierungshandlungen seines Nachfolgers — gegen den Kaiser selbst hat er niemals ein Wort gesagt — begleitete, glaubte diese Presse eine Rechtfertigung für ihre eigne Kritik am Kaiser zu finden, und gerade die Blätter, die sich in den letzten Jahren des greisen Kanzlers zu seiner sehr geringen Freude am eifrigsten bismarckisch gebärdeten, übten und üben dieses Richteramt am schärfsten. Darauf läßt sich nur das alte grobe Wort anwenden: Quod licet Jovi, non licet bovi. Wenn sich Fürst Bismarck das Recht nahm, in einer unter allen Umständen ungewöhnlichen Form eine Opposition zu machen, die der Regierung ihre Arbeit wenigstens nicht erleichterte, so durfte er das, weil er eben Fürst Bismarck war, und er hat sich dabei immer gehütet, einen positiven Ratschlag zu geben, weil er sich als praktischer Staatsmann sagte, daß er das ohne Kenntnis der Akten nicht könne. Wenn die Blätter, die seinen großen Namen jetzt noch unnütz im Munde führen und ehemals vor ihm krochen, auch heute jedes seiner Worte nachbeten und der jetzigen Regierung den Spiegel vorhalten, so haben sie dabei kein Recht, sich auf Fürst Bismarck zu berufen, und würden von ihm selbst mit dem Worte zurückgewiesen werden, daß die Politik eine Kunst, keine Wissenschaft sei und sich nach den wechselnden Verhältnissen, nicht nach festen Regeln zu richten habe.

Allerdings boten nun die ersten Maßregeln des „neuen Kurses“ manche Angriffspunkte. Die Ernennung Caprivis zum Reichskanzler war kein glücklicher Griff; der General war nicht der Mann dazu, das Unglück, Bismarcks erster Nachfolger sein zu müssen, ertragen zu können. Ihm aber das heute immer noch vorzurücken, über den „Mann von Skyren“ immer noch bei jeder unpassenden Gelegenheit das Totengericht zu vollziehn, während doch ein ganz andrer gemeint ist, das ist widerwärtig und feig. Das eine Verdienst wird ihm obendrein niemand abstreiten, daß er, allerdings im Widerspruch mit Bismarck, die neuen Handelsverträge durchgesetzt hat, auf denen die heutige Blüte unsrer Industrie doch zum guten Teil beruht. Das deutsch-englische Abkommen über Afrika vom 1. Juli 1890 leitete die Kolonialpolitik des neuen Kurses recht unglücklich ein, aber es ist ungerecht, zu verkennen, daß die unvergleichliche Gelegenheit, die deutsche Schutzherrschaft über das ganze Sultanat Sansibar mitsamt der Hauptstadt zu begründen und dadurch Deutschland mit einem Rucke zur herrschenden Macht in Ostafrika zu erheben, 1885 ungenützt vorüberging, und daß der Grundsatz Fürst Bismarcks, mit dem Reichsschutz nur dahin zu folgen, wo der deutsche Kaufmann vorangegangen sei, im Widerspruch mit dem alten englischen Erfahrungssatze: The trade follows the flag, seine Probe nicht bestanden hat. Daß der deutsch-russische Vertrag von 1887 nicht er-

neuert wurde, war vermutlich ein Fehler und hat das Einvernehmen zwischen Rußland und Frankreich sicherlich beschleunigt; aber bei der deutschfeindlichen Strömung in den maßgebenden Kreisen Rußlands und der ihr entsprechenden Gesinnung des mißtrauischen Alexanders III., die auch Bismarck nur mit der allergrößten Mühe und dem Einsetzen seines ganzen persönlichen Ansehens beschwichtigen konnte, lag dieses Bündnis gewissermaßen in der Luft, wie es denn schon gleich nach dem Krimkriege und dann nochmals zu Anfang 1863 gedroht hat. Ja es ist für Deutschland nicht einmal ein besondrer Nachteil, sondern eher ein Vorteil gewesen, denn es hat die französische Revanchesucht gezügelt und ein gelegentliches Zusammengehn Frankreichs oder beider Mächte mit Deutschland in kolonialen Fragen keineswegs ausgeschlossen, auch die Wiederherstellung guter Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland nach dem Tode Alexanders III. 1894 nicht gehindert. Auf jenen Fehler aber die heutige maßgebende Geltung Rußlands zurückführen zu wollen, wie es in der frondierenden Presse gelegentlich geschieht, ist Dummheit oder Bosheit. Sie beruht vielmehr darauf, daß seit etwa zehn Jahren die Bedeutung einer Großmacht gar nicht mehr allein von ihrer Stellung in Europa, sondern in der Weltpolitik abhängt, und daß sie darum für Rußland auf seinen ungeheuern, in rascher Entwicklung begriffnen Gebieten in Asien beruht, die es zum Nachbarn Japans, Chinas und beinahe schon des englischen Indiens machen. Mit diesem riesigen Besitz können nur das britische Weltreich und allenfalls die nordamerikanische Union in eine Reihe gestellt werden, und da in Fragen der Macht schließlich die beherrschten Räume und die organisierten Menschenmassen entscheiden, so sind alle andern Mächte hinter diesen dreien in die zweite oder dritte Reihe zurückgetreten. Auch Deutschland ist zu klein und in seinen überseeischen Stellungen, sowie in seiner Kriegsflotte noch zu schwach, als daß es mit ihnen gleichgestellt werden könnte. Diese Wendung hätte auch die Staatskunst des Fürsten Bismarck nicht zu hindern vermocht. Nur die vom Kaiser eingeschlagne Politik wird allmählich imstande sein, ihre Wirkung abzuschwächen, wenn sie von den gewaltigen sittlichen, geistigen und materiellen Kräften der Nation nachdrücklich unterstützt wird. Dem „neuen Kurs“ beständig vorwurfsvoll die maßgebende Stellung, die Deutschland unter Fürst Bismarck eingenommen habe, vorzuhalten, hat also nicht den allergeringsten Sinn.

Auch ist die Stellung, die Deutschland jetzt hat, keineswegs ungünstig, der Erfolg der kaiserlichen Politik nicht gering. Der mitteleuropäische Dreibund steht fest und hält jetzt sogar im fernen China zusammen, obwohl er die Grundlage unsrer überseeischen Politik weder sein sollte, noch bei der auf Europa beschränkten Geltung Österreichs und Italiens sein kann. Zwischen den beiden rivalisierenden Weltmächten Rußland und England nimmt Deutschland gewissermaßen eine neutralisierende Position ein; es hindert durch die schwere Wucht seiner Rüstung jeden ernsten Zusammenstoß zwischen beiden und würde der Macht, auf deren Seite es sich im Falle eines solchen schlüge, sofort das Übergewicht verleihn. Daraus folgt, daß es auf freundliche Be-

ziehungen zu beiden halten muß, wie es denn auch geschieht. Daraus erklärt sich auch seine Zurückhaltung in der südafrikanischen Frage; jeder Versuch, in sie allein einzugreifen, wäre an der Schwäche unsrer Flotte gescheitert und hätte uns nicht nur die Feindschaft Englands, sondern voraussichtlich auch einen Krieg mit Frankreich auf den Hals gezogen. Dieser Preis für die Rettung der unglücklichen Burenstaaten wäre doch wohl auch ihren begeistertsten deutschen Freunden zu hoch gewesen. Unsre ganze Position hat nun doch auch eine Annäherung an Frankreich erleichtert, an der der Kaiser von jeher mit zäher Geduld gearbeitet hat, und die jetzt in vielen Beziehungen sehr erfreulich in die Erscheinung tritt. Ist das alles nichts? Und bewegt sich das nicht alles auch in den Bahnen der Politik Bismarcks, der das Einvernehmen mit Rußland pflegte, ohne sich mit England zu verfeinden, der den Dreibund gründete, ohne mit Rußland zu brechen, und der in kolonialen Fragen eine Annäherung an Frankreich fand, ohne jemals die Gefahr, die von dorther drohte, aus dem Auge zu verlieren?

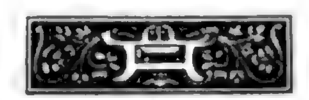
Die Erfolge unsrer Kolonialpolitik sind bisher bescheiden geblieben, weil sich die Vernachlässigung in dem Ausbau unsrer Flotte während der achtziger Jahre nicht so rasch wieder gut machen ließ, und weil das deutsche Kapital nur zögernd an die Erschließung unsrer Schutzgebiete heranging. Immerhin sind diese in langsam aufsteigender Entwicklung und in ihren Grenzen vertragsmäßig gesichert. Außerdem ist es gelungen, aus dem Zusammenbruch der spanischen Kolonialmacht die Marianen und Karolinen zu erwerben, die einst der Schiedsspruch des Papstes Deutschland entzog, die Samoainseln, das alte Schmerzenskind unsrer Kolonialpolitik, uns zu sichern und mit der Besitzergreifung von Kiautschou eine feste Stellung in Ostasien zu gewinnen, die wir jetzt schmerzlich entbehren würden. Dies vollzog sich nur auf Grund einer neuen Gruppierung der Mächte, des entschlossenen Eingreifens nach dem Frieden von Shimonoseki 1895 im Bunde mit Rußland und Frankreich, dem auch Fürst Bismarck seinen Beifall nicht versagte, unter der Voraussetzung nämlich, daß diese neue Politik konsequent fortgesetzt werde. Diese Voraussetzung ist eingetroffen, und heute nimmt Deutschland in Ostasien eine Stellung ein, die es den übrigen Weltgroßmächten durchaus ebenbürtig macht, obwohl es sich in seiner Seerüstung noch nicht mit ihnen messen kann. Endlich hat Deutschland ohne materielle Machtentfaltung, nur durch seine kluge und ehrliche Politik, in der Türkei eine wirtschaftliche und politische Stellung errungen, wie sie dort jetzt keine andre Macht einnimmt und Deutschland sie niemals gehabt hat. Daß bei alledem der persönliche Wille des Kaisers entscheidend mitgewirkt hat, daß seine Reise nach Jerusalem, die gewisse Blätter eine bloße „Vergnügungsreise" zu nennen so taktvoll waren, dabei schwer ins Gewicht gefallen ist, das liegt klar auf der Hand.

Voll Gefahren sind alle diese neuen Wege, sie verlangen alle große Energie, weiten Blick und weise Mäßigung zugleich; aber waren es die Wege, die Bismarck von 1862 bis 1870 ging, etwa nicht? Wer es damals mit erlebt

hat, wie bis 1866 der kühne Minister von allen Seiten verketzert und geschmäht, und mit wie wegwerfender Geringschätzung zugleich von König Wilhelm I. gesprochen wurde — keine angenehmen Erinnerungen freilich für die heutigen „nationalen“ Parteien! —, der sieht in der heutigen antikaiserlichen Fronde nur eine Wiederholung des alten Unverstandes und hat nur zu bedauern, daß große Teile des deutschen Volks in und von den letzten dreißig oder vierzig Jahren so erschreckend wenig gelernt haben, daß es in sehr gebildeten, sehr patriotischen, sehr Bismarckischen Kreisen geradezu zum guten Tone gehört, über den Kaiser zu räsonnieren, und daß man dort mit heimlichem oder offnem Behagen die boshaften Witze des Simplicissimus genießt. Eine sachliche ernste Kritik wird niemand tadeln, sie gehört zu jedem gesunden Staatsleben, obwohl sie sich in der auswärtigen Politik immer besondre Schranken wird auferlegen müssen, da sie schließlich in der Regel doch darauf hinausläuft, daß mangelhaft unterrichtete unverantwortliche Kritiker sachkundige und verantwortliche Staatsmänner eines Bessern belehren wollen. Aber was hofft man denn eigentlich mit patriotischen Nadelstichen zu erreichen? Einen Minister könnte man wegzuärgern hoffen, den Kaiser kann man nicht wegärgern, und man kann doch auch nicht annehmen, daß er sich dadurch ändern wird. Nur eins erreicht man ganz sicher, was man gar nicht will: man schüttet Wasser auf die Mühle der antimonarchischen Parteien und der rückständigen Partikularisten, die man doch verabscheut, und macht sich zuweilen aus lauter Nörgelsucht geradezu zu ihrem Sprachrohr. Die wertvollste Errungenschaft der letzten drei Jahrzehnte ist doch wahrlich nicht die Sicherung mittelstaatlicher Reservatrechte und kleinfürstlicher Erbrechte, die z. B. aus einem schönen deutschen Ländchen zum Ärger jedes vernünftigen Deutschen den Gegenstand von Verhandlungen innerhalb eines fremden Herrscherhauses machen, sondern die starke Zentralgewalt, und mit der deutschen Einheit fällt das deutsche Kaisertum, mit dem Kaisertum das persönliche Ansehen des Kaisers zusammen. Aber statt dieses mit allen Kräften zu stützen, statt Einzelheiten, die Anstoß erregen, ruhig zu besprechen und unbefangen zu beurteilen, tritt man alles aus lauter Sensationsbedürfnis möglichst breit und macht oft aus der Mücke einen Elefanten. Und indem man so die lieben Leser daran gewöhnt, alles, was vom Kaiser ausgeht, mit tiefem Mißtrauen aufzunehmen, ihn also herabsetzt, sein Ansehen erschüttert, horcht man hoch auf, wenn an irgend welchem kleinen Hofe eine Empfindlichkeit über das oder jenes Wort des Kaisers angedeutet wird, und macht dafür nicht etwa den, der ihr irgendwie Ausdruck verliehen hat, verantwortlich, sondern den Kaiser, obwohl dieser an persönlicher liebenswürdiger Rücksicht gegen seine hohen Verbündeten doch wirklich das Menschenmögliche leistet und niemals daran gedacht hat, ihre Rechte anzutasten. Daß er auch seine Rechte fest hält, daß er sich namentlich nicht von jeder beliebigen Seite her in die Leitung der auswärtigen Politik hineinreden läßt, ist in der Ordnung.

Ein gescheiter Franzose hat letzthin einmal gesagt: „Gebt uns euern Kaiser, und wir wollen bald die große Nation wieder werden, die wir gewesen sind.“

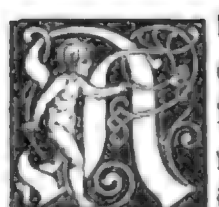
Die guten Deutschen stehn ihrem Kaiser wahrscheinlich zu nahe, als daß sie seine Bedeutung würdigen könnten, sie stoßen sich an Einzelheiten, die ihnen nicht gefallen, und übersehen darüber die großen Umrisse, denn noch immer scheinen sie bedeutende Männer an ihrer Spitze weder ertragen noch entbehren zu können; sie machen ihnen das Leben möglichst sauer, solange sie regieren, und rufen nach ihnen, wenn sie nicht mehr sind. Gott bessers! *



Pariser Briefe vom Jahre 1797

Ein Beitrag zur französischen Sittengeschichte der Revolutionszeit

(Schluß)



Als Bray am 21. September nach Paris zurückgekehrt war, fand er die Lage im wesentlichen so, wie er sie sich gedacht hatte. Wie von ihm schon in dem ersten seiner Berichte angedeutet worden war, hatte der finanzielle Punkt entscheidend auf die geschehnen Dinge eingewirkt. Die Besorgnis davor, daß im Falle eines Sieges der Reaktionspartei die zum öffentlichen Verkauf gebrachten Nationalgüter den neuen Eigentümern abgenommen und ihren frühern Besitzern zurückgegeben, daß dadurch aber die bestehenden Eigentums- und Kreditverhältnisse auf den Kopf gestellt werden würden, hatte dafür den Ausschlag gegeben, daß die Masse der Nation auf die Seite der „Triumvirn" trat und sich den Staatsstreich gefallen ließ. War dieser auch von schweren Rechtsverletzungen und von einer zeitweiligen Gewaltherrschaft begleitet gewesen, so erschien das immer noch günstiger, als ein Säbelregiment und ein Bürgerkrieg, der die Greuel der Schreckenszeit wiederbrachte. Nach zweimonatigem Aufenthalt an der Seine kehrte Bray nach Deutschland zurück, um im April 1798 von Rastatt aus seinem Auftraggeber über die Ereignisse der letzten Monate ausführlich zu berichten und deren Summe zu ziehn. Wir übergehn den geschichtlichen Teil dieser Relation und berichten die Schlußfolgerungen, die zu dem Merkwürdigsten und Prophetischsten gehören, was über das moderne Frankreich geschrieben worden ist.

Besondre Aufmerksamkeit verdienen zwei Punkte dieser Denkschrift. In der ersten Hälfte weist der Verfasser unter Bezug auf den Anteil, den Augereau und dessen Truppen an dem Staatsstreich gehabt haben, auf die neue Erscheinung hin, daß die bewaffnete Macht im französischen Staats- und Revolutionswesen eine entscheidende Rolle zu spielen beginne. Als ob er eine Vorahnung von dem 18. Brumaire und die durch diesen eingeleitete

Militärherrschaft gehabt hätte, schreibt Bray das Folgende: „Es scheint, als ob die Revolutionen in Paris künftig denen in St. Petersburg ähnlich sehen, und als ob die Garden des Direktoriums dabei so mitspielen werden, wie es das Regiment Preobraschensk im Kaiserpalast gethan hat. Ein Lestocq oder Lachetardie (die beiden Haupturheber bei der von einigen hundert Soldaten verursachten Umwälzung vom 5. Dezember 1741, die Elisabeth I. auf den russischen Thron erhob) werden vielleicht hinreichen, Frankreich einen Herrn zu geben." Noch überraschender als diese Anspielung ist die Sicherheit, womit der (kurz zuvor der kurpfälzischen Kongreßgesandtschaft beigegebne) Franzose schon im April 1798 den Ausgang des vier Monate zuvor eröffneten Rastatter Kongresses und den durch die Uneinigkeit und Selbstsucht der Mächte angedrohten Zerfall des deutschen Reichs vorhersagt. Der darauf bezügliche Passus findet sich am Schluß unsers Referats im Wortlaut wieder. Im übrigen heißt es, wie folgt: „Vielfach nimmt man an, daß die finanzielle Notlage*) den Koloß der französischen Republik zu Fall bringen werde. Man hat sich geirrt. Was diese Republik stark macht, ist gerade ihre vollkommne Gleichgiltigkeit gegen die Erwägungen, die organisierten Regierungen sonst die Hände zu binden pflegen. Frankreich hat schon mehrere Bankrotte gemacht — es taumelt von Bankrott zu Bankrott, und doch hat sich seine Machtstellung nicht vermindert. Man hat sich daran gewöhnt, den Wohlstand eines Staats mit seiner Leistungsfähigkeit zu verwechseln. Die französische Regierung bezahlt ihre Schulden gar nicht und ihre Beamten nur schlecht. Der Voranschlag der Steuern schlägt diese auf 616 Millionen an, von denen nur 500 einlaufen werden, was allein ein Defizit von 100 Millionen repräsentiert.

Um diesen Fehlbetrag zu decken wird man zu Anticipationen und zu neuen Anleihen greifen müssen. Außerdem aber wird man ganz Europa in Kontribution setzen. Frankreich wird den übrigen Nationen mit Gewalt abnehmen, was es selbst verloren hat. Sein politischer Körper wird dadurch weder reicher noch mächtiger werden. Die großen Summen verschwinden hierzulande wie in geheimnisvollen Abgründen, indem Habsucht, Egoismus und Räuberwesen der Verwaltenden die Beute teilen. Braucht man Geld, so fordert das Direktorium es von den beiden Räten. Diese eröffnen dem einen oder dem andern Minister einen bestimmten Kredit, und der Minister verschachert diesen. Die Agioteure bemächtigen sich der Sache, strecken etwa ein Achtel des eröffneten Kreditbetrags bar vor und teilen dann mit einflußreichen Herren ihre Schuldforderung an die Regierung, die ihnen Bons an die Departementseinnehmer ausstellt. Diese Einnehmer lassen sich bezahlen, um die angewiesenen Forderungen überhaupt zu begleichen, und das Volk bezahlt schließlich 20 Millionen für 4 Millionen, die dem öffentlichen Dienste wirklich

*) Am 30. September 1797 (9. Vendemiaire des Jahres VI) hatte das Direktorium die französische Staatsschuld durch einen Gewaltstreich auf ein Dritteil ihres Betrags, das sogenannte tiers consolidé, herabgesetzt.

zu gute gekommen sind. Ich kenne Kompagnien, denen der Staat bis zu 4 Millionen in bar schuldet. Einer der Associés hat mir gesagt, er würde die Hälfte dieser Summe opfern, um die Chefs der Regierung zu gewinnen und trotzdem 100 Prozent verdienen. Es erscheint unmöglich, daß Vertrauen und Kredit noch tiefer sinken, als sie heute stehn. Und dennoch wird die Regierung, solange sie die Macht in Händen hat, mit ihren Bankrotten zwar Unglückliche, aber keine Empörer machen. Solange die Steuern eine erkleckliche Summe abwerfen, werden sich immer Leute finden, die auf sie spekulieren und Kredit geben.

Dazu kommt, daß jedermann sein Interesse von dem der Republik zu trennen sucht. Die Absetzbarkeit der Beamten und ihre übermäßige Zahl hat den Staat mit einer Masse von Leuten beladen, die ohne Vermögen und ohne Vertrauen in die Haltbarkeit ihrer politischen Stellung einzig darauf bedacht sind, sich vor Schicksalsschlägen zu sichern und mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln ein unabhängiges Vermögen zu erwerben. Der Mangel jeder Art von Religion und jeder Art von Gewissensskrupeln hat es dahin gebracht, daß man dabei ohne die geringste Scham vorgeht. Die meisten Beamten kennen keine Scheu vor dem Urteil der Welt, keine Selbstachtung und keine Achtung des andern. Zumeist niedern Klassen entstammend, sind sie selbst unter den Gleichgestellten unbekannt. Es liegt ihnen nichts daran, ihren Namen aus dem Dunkel ans Licht zu bringen, wenn sie ihn nur mit dem Glanz einer üppigen Schande umgeben können. Nicht als ob es keine ehrlichen Beamten gäbe — in der Provinz kommen sie sogar häufig vor —, aber alles, was zur Zentralverwaltung gehört, in Paris, in den Hafenstädten, oder was bei den Armeen sein Wesen treibt, ist korrumpiert.

Eine Regierung solcher Art kann weder Vertrauen einflößen, noch Kredit haben, aber ich wiederhole es, mit Frechheit, Energie und Machtmitteln ausgestattet hat sie herzlich wenig Interesse an der öffentlichen Meinung.

Sittenlosigkeit und Verfall der Lehranstalten, die früher den öffentlichen Unterricht besorgten, haben die Masse der französischen Nation in stark fühlbarer Weise verroht. Wohl machen der Ruhm seiner Armee, die große Zahl kluger Köpfe, eine gewisse Energie, die die Geister während der revolutionären Stürme gestählt hat, das französische Volk noch für eine Reihe von Jahren mächtig und gefährlich. In seiner Mitte aber wächst eine Generation auf, die dereinst die Schande der Menschheit sein wird. Die jungen Leute von siebzehn bis vierundzwanzig Jahren sind über alle Begriffe frech und unwissend. Vergeblich hat die Kritik die junge Generation zum Stichblatt genommen. Diese Jugend ist führerlos aufgewachsen, und ohne daß eine sichere Hand sie inmitten der revolutionären Kloake gehalten hätte. Die lächerlichsten äußern Formen verbinden sich bei ihr mit vollendeter geistiger Unfruchtbarkeit. Die jungen Leute überschwemmen das Theater, die Gesellschaft, die öffentlichen und die privaten Versammlungsorte. Arrogant, wie alle Unwissenden, halten sie sich für Philosophen, weil sie die Masse verachten, und weil sie sich eine Art

von gutem Ton geschaffen haben, der im Grunde genommen nichts andres als absolute Nichtachtung alles Guten und Nützlichen zum Inhalt hat. Kommt man mit diesen Anakreons der Gosse in Berührung, so könnte man fürchten, daß Geschmack und die Höflichkeit alsbald aus Frankreich vollständig verbannt sein werden. Hat es auch seine Richtigkeit damit, daß die Gesetze ohne Sitten nichts sind (Quid leges sine moribus?), so bleibt es doch ebenso wahr, daß schlechte Gesetze gute Sitten verderben. Neben der Abschaffung der Religion — denn das Geschwätz der Philanthropen hat das Evangelium nicht ersetzt — ist das Strafgesetzbuch zur Quelle der schlimmsten Übelstände geworden. Als alle Leidenschaften entfesselt waren, schuf man ein Gesetzbuch, das für Engel gemacht zu sein schien; ja man könnte meinen, die Gesetzgeber hätten an der Möglichkeit eines Verbrechens gezweifelt. Lepelletier de St. Fargeau, der Verfasser dieses Kodex, wurde denn auch ermordet, aber der Thäter wurde nach seinem Gesetze begnadigt. Ich habe von Gohier, dem Exminister und Präsidenten des Kassationshofs, sagen hören, daß die Unzulänglichkeit des neuen Gesetzbuchs derartig sei, daß es fast unmöglich werde, den Schuldigen zu bestrafen. Verbrechen, die jeden Menschen mit Wut erfüllen, werden nach den „Intentionen" ihrer Thäter beurteilt, und diese werden freigesprochen. Kleinere Einbruchsdiebstähle werden strenger geahndet als entsetzliche Verschleuderungen und skandalöse Betrügereien. Die erbärmliche Organisation der Gendarmerie und die noch schlechtere Zusammensetzung der Gerichte, in denen schlecht bezahlte, absetzbare Richter in der steten Furcht leben, sich Feinde zu machen, haben die Unordnung auf die Spitze getrieben. So muß man aller Augenblicke das morsche Gebäude neu verkitten, harte Gesetze schaffen, um dem Übel zu steuern, das allzu milde Gesetze herbeigeführt haben. Vorschriften des bürgerlichen Gesetzbuchs sind aber nicht minder schädlich als die des Strafkodex. Die Leichtigkeit der Ehescheidung, die Abschaffung des freien Testierungsrechts, das den Vätern möglich machte, ihre Kinder in Zucht zu halten, und eine Anzahl geradezu widersinniger Gesetze schädigen den Gang der Justiz, ziehn die Prozesse in die Länge und tragen dazu bei, die Bande zu lösen, die die Familie zusammenhielten. Die von geschiednen Eltern erzeugten, verwahrlosten und von gewissenlosen und lasterhaften Vätern verlassenen Kinder wachsen heran und fühlen für die, die sie in die Welt gesetzt haben, Verachtung und Gleichgiltigkeit. Das Glück der Familie aber ist doch der beste Bürge für die Wohlfahrt des Staats!

Dieser kurze Abriß wird genügen, um einen Begriff von der moralischen und politischen Lage Frankreichs zu geben. Das Bild ist sicherlich nicht glänzend. Trotz aller Schäden, die an ihm nagen, geht der französische Staat aber durchaus nicht dem Untergange entgegen. Es bedürfte im Gegenteil mehr denn einer Herkuleskraft, um die heutige Ordnung der französischen Dinge umzustürzen. Die Aufhebung der Zehnten und Feudalabgaben und der Verkauf der Nationalgüter haben den Bauern vom Pächter zum Grundbesitzer gemacht und die Zahl der kleinen Eigentümer ungeheuer vervielfältigt. Da es vor=

nehmlich Besitzlose sind, die die Steuern dekretieren, so werden diese den Reichen aufgelegt: die große Masse leidet also nicht. Es giebt fast nirgends eigentlichen Reichtum, während ein ziemlich allgemeiner Wohlstand herrscht, natürlich die Landesteile ausgenommen, wo der Bürgerkrieg gewütet hat. Die Masse der Staatsbürger ist demgemäß der heutigen Regierung wohl geneigt. Käme es endlich zum Frieden, so würde der Handel, von dem erstaunlichen französischen Gewerbfleiß unterstützt, alsbald wieder den Überfluß ins Land bringen.

Die Regierung beurteilt diese Lage der Dinge durchaus richtig. Ihre ganze Politik geht dahin, den Besitz so viel als möglich zu teilen und so die größte Zahl von Staatsbürgern durch ihre materiellen Interessen an das neue Regime zu fesseln Diese Regierung, die aus waghalsigen und energischen Männern zusammengesetzt ist, hat seit dem 18. Fructidor ihre Machtbefugnisse bedeutend erweitert. Die beiden Räte sind ihr unterstellt, alle Verordnungen gehn von ihr aus, und diese Verordnungen sind an sich Gesetze. Ihre Macht über die Armee ist unendlich viel größer und absoluter, als es je die eines Königs von Frankreich gewesen ist. Die Regierung kassiert und ernennt ganz nach ihrer Willkür, ohne Ansehen des Ranges, des Alters und der Anciennität, sie verteilt die Heereskräfte, gebietet über alle Fonds der Republik und annulliert die Volkswahlen, sobald es ihr gefällt. In den Departements hat die Regierung bei jedem Gericht ihren Kommissar — energische Richter schüchtert sie durch Anklagen auf Bestechlichkeit ein, wie das noch neulich in La Dyle geschehn ist. Obgleich im Besitze der legislativen Gewalt, greift sie doch täglich auf das Gebiet der Justiz hinüber. Die Teilung der drei Gewalten, die der Schutzbrief der Freiheit sein sollte, ist vollkommen illusorisch geworden.

Eine Regierung, die im Innern des Staats über eine solche Machtfülle gebietet, muß nach außen hin eine Gefahr sein. Das Direktorium hat nur zu wohl den Vorteil seiner Stellung erkannt, und seine Mitglieder spekulieren auf Europa, wie sie auf Frankreich spekuliert hatten. Die verschiednen Staaten sind die Spielbälle ihrer habsüchtigen und wilden Leidenschaften geworden. Wie die römischen Triumvirn haben sie sich die Welt im voraus geteilt und sich einander gegenseitig die Verpflichtung auferlegt, sich Vorschub zu leisten. Die ungeheuersten politischen Pläne sind der Gegenstand ihrer Erwägungen. Der hartnäckige Widerstand Englands hat ihren Hochmut aufs äußerste verletzt. Sie haben sich gesagt, daß man diese rebellische Insel erobern müsse. In ihrer blinden Wut legen sie sich nicht einmal Rechenschaft darüber ab, daß die Waffen, mit denen sie ihre Feinde bekämpfen, ihnen selbst verderblich werden müssen: z. B. das Gesetz über die Schiffahrt der Neutralen, die schlechte Behandlung der englischen Gefangnen und alle die willkürlichen Maßregeln, mit denen Frankreich das übrige Europa in Schrecken setzt.

Diese Lage der Dinge, mag sie auch nicht allzu lange andauern, stellt viel Unglück in Aussicht. Zwei Regierungen sind schon unter den Schlägen

des Direktoriums zusammengebrochen; aus den Kabinetten der Großmächte hat sich zu ihren Gunsten kein Laut vernehmen lassen.*)

Das Direktorium glaubte den Sturz der Schweizer Republiken ohne Krieg herbeiführen zu können. Man hatte es glauben gemacht, daß bloße Demonstrationen genügen würden, und nur wider Willen hat es Gewalt angewandt. Nicht aus Schonung oder aus Humanität, sondern nur, um nicht den Schleier zu zerreißen, der die Augen der übrigen Staaten täuscht. Welche blutigere Beleidigung könnte man Europa zufügen, als die, daß man ein friedliches Volk angreift, da seine Regierungsform Frankreich mißfällig erscheine. Wenn man dies offen zugeben wollte, so hieß es den andern sagen, welches Schicksal auch ihnen bevorstehe. Es ist zweifellos eine der bedeutendsten geschichtlichen Erscheinungen, daß sich keine einzige Regierung bei der Vergewaltigung Roms und der Schweiz auch nur gerührt hat. Daß ein freches Possenspiel mit den zwölf Lastern der Päpste genügt hat, Autoritäten zu stürzen, die durch Jahrhunderte von allgemeiner Ehrfurcht umgeben waren, ist unerhört.

Der Erfolg, der diese beiden Unternehmungen begleitet hat, schließt die Hoffnung auf künftige Mäßigung des Direktoriums aus. Voll Verachtung dessen, was es umgiebt, wird das Direktorium jeden seiner Wünsche zum Gesetz erheben und ein System daraus machen. Diesen Leuten dient der Krieg zum Kitt ihrer Autorität, er stellt ihnen eine Fülle von Mitteln zu Gebote, deren sie sich ohne ihn entschlagen müssen. Inmitten eines monarchischen Europas werden sich die Männer des 18. Fructidor immer in Gefahr glauben, inmitten eines der Anarchie preisgegebnen Europas wird Frankreich dagegen das einzige Land sein, das eine fest organisierte Regierung hat. Auf diesem Gedanken ruht ihre ganze Politik. Sie denken gar nicht ernsthaft daran, »mit den Königen« Frieden zu schließen, denn die letzten Ereignisse haben ihnen deutlich gezeigt, bis zu welchem Punkte sie den Königen Trotz bieten können.

Hätte das Direktorium den Frieden gewollt, so wäre er längst geschlossen. Vor dem 18. Fructidor wünschte die Pariser Regierung den Krieg, weil ihre Kräfte aufs äußerste angespannt waren. Nach dem 18. Fructidor wollte diese Regierung den Frieden nur zum Teil und unter sehr harten Bedingungen. Bonaparte ist beim Abschluß des Friedens über seine Instruktionen hinausgegangen.**) Seitdem hat er das Vertrauen der Regierung eingebüßt. Dieser große Mann hat vergessen, daß Revolutionen ihre Helden wie Glas zerbrechen. Er hat die herrschende Partei bekämpfen wollen, nachher aber erkannt, daß er isoliert ohnmächtig sei. Heute ist er allen Pfeilen des Neides ausgesetzt.

*) Es sind die Einnahme und Brandschatzung Berns, der Umsturz der alten Schweizer Verfassung (März 1798) und die Verwandlung des Kirchenstaats in eine römische Republik gemeint (18. Februar 1798).

**) Es sind der Frieden von Campo Formio und die Überlassung Venetiens an Österreich gemeint. Zur Zeit der Abfassung des Brayschen Berichts bereitete Napoleon die Expedition nach Ägypten vor.

Und doch hat man nicht gewagt, Hand an ihn zu legen, denn sein Sturz, inmitten seines Ruhmes, wäre die Schande ganz Frankreichs. Doch, wie Treilhard sagte: »Wer sich zum Idol macht, verurteilt sich dazu, zerbrochen zu werden.« Unter dem Vorwande, ihn mit Ehren zu überhäufen, hat man damit begonnen, ihn von den Verhandlungen in Rastatt fernzuhalten. Seitdem ist der Plan gefaßt worden, ihm den Zug gegen England nicht anzuvertrauen.

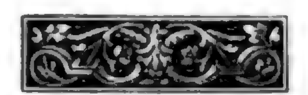
Hätte das Direktorium gewagt, der Nation den Frieden vorzuenthalten, so hätte es den Frieden von Campo Formio nicht ratifiziert. Hat das Direktorium ihn dennoch ratifiziert, so geschah das mit dem Hintergedanken, die Vertragsbedingungen, sobald es ihm paßte, zu verletzen. Kaum sind einige Monate verflossen, und schon ist dieser Plan zur Wirklichkeit geworden.

Wer könnte jetzt noch daran zweifeln, daß die französische Regierung den Plan verfolge, die Revolutionen zu generalisieren. Italien, Spanien, Portugal sind ihr preisgegeben, selbst Deutschland ist in einen Zustand von Gärung versetzt und über das Resultat der Rastatter Verhandlungen im unklaren gelassen, Österreich wird mit neuen Rekriminationen überschüttet und mit einer Art von Raffinement in seinen gerechtesten Ansprüchen verletzt werden.

Aus dem Vorhergesagten geht also hervor, daß Frankreich heute in politischer Beziehung eine imposante Macht ist, die um so gefährlicher ist, als seine Kräfte gänzlich außerhalb der Grenzen liegen, die den übrigen Regierungen gezogen werden, also vollkommen unberechenbar sind. Ihre Mängel geben der französischen Regierung mehr Energie, als irgend welche Vollkommenheit es vermöchte. Sie greift ohne Kriegserklärung an, sie zerstört ohne andern Grund, als weil ihr das beliebt, sie spricht von Einheit und stiftet allenthalben Unfrieden. Schwere Schäden lasten allerdings auf dem französischen Volke, seine physischen Kräfte werden dadurch aber nicht beeinträchtigt, ja seine militärische Organisation wird dadurch noch gehoben.

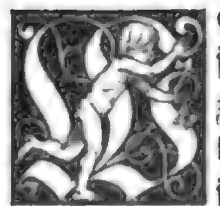
Mit diesem Volk und dieser Regierung hat das römisch-deutsche Reich (sc. in Rastatt) zu verhandeln — das Reich, das einst so gewaltig war, heute aber zerrissen, geteilt und verarmt ist. Seit vier Monaten ist der Kongreß eröffnet, der ihm den Frieden sichern soll, und kaum sind zwei streitige Punkte erledigt. Es scheint fast, als hätten die Deputierten hier nichts andres zu thun, als den französischen Vorschlägen beizustimmen. Das Reich ist so offenbar ohne alle Widerstandskraft, und die Franzosen sind der Uneinigkeit der großen Höfe so sicher, daß es kaum ein Opfer noch eine Demütigung giebt, die sie ihm nicht aufzuerlegen gesucht hätten. Ihr ganzer Plan geht augenscheinlich darauf hin, alle Eifersüchteleien aufzustechen, dem einen zu versprechen, dem andern abzuschlagen, die Gemüter zu bearbeiten und allenthalben Keime des Unfriedens und der Zwietracht zu säen. Nur ein schneller und aufrichtiger Zusammenschluß der großen Höfe, ein absoluter Verzicht auf alle Vergrößerungspläne vermöchten die Franzosen zum Abschluß einer Verhandlung zu zwingen, die sie ins unendliche hinausziehen wollen. Dadurch aber wird

es ihnen ein leichtes werden, die großen und die kleinen Staaten einzeln zu vernichten, nachdem sie diese durch lügnerische Versprechungen und falsche Freundschaftsbezeugungen geteilt und in die Irre geführt haben."



Weiteres über Ibsen

Schlußwort



enn man unter einem Dekadenten einen jungen Menschen versteht, der sich durch Ausschweifungen die Rückenmarkschwindsucht zugezogen hat, und der zwischen krankhafter Erotik und ebenso krankhafter religiöser Mystik hin- und herdelirierende Gedichte schreibt, so ist Ibsen*) keiner, denn er ist bis zu seinem siebzigsten Jahre gesund und schaffenskräftig geblieben, und auch seine letzten Stücke bekunden noch die Meisterhand des sorgfältig und fleißig arbeitenden dramaturgischen Handwerkers. Aber die Personen dieser letzten Stücke sind allesamt dekadent, d. h. kernfaul, und wenn ein Dichter nichts mehr zu schauen giebt als eine dekadente Welt, wenn er dadurch offenbart, daß er sich in das Kranke und Faule verliebt hat, so darf man ihn wohl selbst einen Dekadenten nennen. Und bei Ibsen paßt das Wort eigentlich noch besser als bei solchen Franzosen, wie Verlaine einer war, denn die haben von Anfang an nichts getaugt, während Ibsen wirklich von einer bedeutenden Höhe hinabgesunken ist.

Die Wildente gehört chronologisch nicht in die letzte, die Stücke der neunziger Jahre umfassende Gruppe, sie ist vor Rosmersholm und der Frau vom Meere geschrieben, aber ihr Personal ist das allerdekadenteste, es besteht aus lauter Zuchthaus-, Arbeitshaus- und Narrenhauskandidaten. Der alte Werle ist zwar bloß ein Lebemann und sonst ein guter Kerl, aber ein Geschäftchen, das möglicherweise ins Zuchthaus führt, weist er nicht von der Hand, wenn er für sich einen andern sitzen lassen kann, den er ja dann samt Familie durchzuschleppen bereit ist. Der alte Ekdal, der Dummkopf, hat sich zum Sitzen für Werle hergegeben, läßt sich dann trotz seines Leutnantsrangs von ihm unterstützen und tröstet sich mit der Branntweinflasche und dem kindischen Jagdspiel auf dem Boden. Er gehört eben, wie Werle sagt, zu den Leuten, die gleich zu Grunde gehn, wenn sie ein paar Schrotkörner in den Leib bekommen. Sein Sohn Hjalmar aber ist der widerwärtigste Lump, den man sich denken kann. Daß er mistfaul ist, daß er sich durch die Arbeit von Frau und Tochter ernähren läßt, daß er seine Zeit zwischen dem Getändel mit seinem Vater und faulem Hinbrüten teilt, daß er dem Töchterlein vom Diner

*) Siehe die Aufsätze über Grüblerdramen im 37. und 38. Heft.

statt der versprochnen Nachtischleckerbissen den Speisezettel mitbringt und dann auch noch das Butterbrot wegfrißt, womit Frau und Tochter gern ihren Hunger gestillt hätten, das alles möchte noch hingehn, aber daß er dabei den aufopfernden, geplagten und kujonierten Familienvater spielt und den genialen Erfinder, der durch eine Großthat die Ehre des Vaters, dieses „ehrwürdigen Greises," wieder herstellen und des geliebten erblindenden Töchterleins Zukunft sichern wird, das macht ihn ganz unerträglich. Man muß es Ibsen lassen, daß er all seinen Fleiß und seine große Beobachtungsgabe daran gewandt hat, diesen Kerl so plastisch und lebenswarm darzustellen, daß man ihn gar nicht auf der Bühne zu sehen braucht; man fühlt sich schon beim Lesen gereizt, ihn anzuspucken. Es soll auch nicht geleugnet werden, daß es im Leben viel tausend Lumpe giebt, und daß manche dieser Lumpe die Frechheit haben, nicht bloß den Gemißhandelten und Verfolgten, sondern sogar das Genie und den Helden zu spielen, wie denn überhaupt sämtliche Personen dieses Stücks nicht ergrübelt und künstlich konstruiert, sondern der Wirklichkeit entnommen sind. Aber in ein Drama, das als Trauerspiel endet, passen sie nicht. Dünger ist auch etwas Wirkliches, ist sogar ein sehr nützlicher und wertvoller Stoff, was man von den Ekdals und Werles nicht sagen kann, aber auf die Tafel, an der ein Festmahl abgehalten werden soll, legt man keine Düngerhäufchen, sondern stellt man Blumen.

Ein ernstes Drama aber ist ein Seelenfestschmaus. Schmutz klebt auch an den Beinen von Murillos Betteljungen, und ihre Kleider sind zerlumpt, aber sie wirken nicht ekelhaft, nicht niederdrückend und unerfreulich, sondern im Gegenteil erheiternd und erhebend, weil sie zeigen, wie auch in Schmutz und Lumpen noch Gesundheit und Schönheit, Kraft, Anmut und Behagen bestehn bleiben können. Im Lustspiel mag der Lump erscheinen, nur muß dafür gesorgt werden, daß er kein Unheil anrichtet, daß er im Stück selbst ausgelacht wird, sobald er Ansprüche erhebt, und daß man mit gutem Gewissen in das Lachen einstimmen kann. Ernsthaft geben sich mit einem Lumpen außer seiner unglücklichen Familie nur der Geistliche, der Strafrichter, der Polizeibeamte, der Armenpfleger ab — in der Erfüllung einer sauern Pflicht und mit Widerstreben. Zum Vergnügen thuts keiner, und wenn den Theaterbesuchern, die sich doch vergnügen wollen, für ihr gutes Geld so ein Düngerhäufchen vor die Nase gesetzt wird, müßten sie eigentlich den Direktor durchprügeln; hätten sie einen gesunden Geschmack, so würden sie es auch ganz gewiß, wenigstens moralisch, thun. Und diesen Lumpen Hjalmar emporzuheben, hat sich nun der Narr Gregor Werle zur Lebensaufgabe gesetzt. (Eingebildete Lebensaufgaben, worüber man die wirklichen, durch Beruf und Familie gegebnen versäumt, spielen überhaupt bei Ibsen eine bedeutende Rolle.) Aber nicht etwa aus seiner Lumperei will er ihn emporheben. Das denkt man natürlich anfangs, wo er seine Redensarten vorbringt; mit der Sumpfluft und dem Gestank, glaubt man, meine er die verpestete Luft, die die beiden verkommnen Ekdals um sich verbreiten. Dann aber erfährt man zu seinem Erstaunen, daß Gregor diese

Lumperei gar nicht sieht, daß er Hjalmar für den edelsten aller Menschen hält und mit der Sumpfluft die Atmosphäre der Lüge meint, die Hjalmars Frau Gina verbreite, die mit dem alten Werle, Gregors Vater, ein Verhältnis gehabt hat, von dem Hjalmar nichts ahnt. Das heißt, er thut so, als ob er nichts ahnte, hat es aber wahrscheinlich gewußt, als er sich von seinem Wohlthäter mit Frau und Ausstattung versorgen ließ. Es scheint Narren zu geben, die des Narren Gregor Auffassung für richtig halten. Als ob ein Zuhälter, und das ist doch dieser Kerl, der sich bei gesundem Leib durch die Arbeit seiner Frau ernähren läßt, auf eine reine Vergangenheit dieser Frau Anspruch hätte oder überhaupt berechtigt wäre, auf irgend etwas Anspruch zu erheben!

In einem Bericht über die Aufführung des Stücks „Wenn wir Toten erwachen" meint der Verfasser, es scheine ihm, als ob sich Ibsen über seine Verehrer lustig machen wolle, indem er absichtlich das von diesen Verehrern bejubelte Anfechtbare übertreibe. Diesen Eindruck habe ich, wie schon angedeutet worden ist, auch beim Lesen des „Volksfeindes" empfangen. Ibsen hat gedacht: Ich will doch mal sehen, ob die Leutchen, wenn ich mit ganz sinnlosen Freiheits- und Fortschrittsphrasen um mich werfe, darauf hineinfallen und den Narren Stockmann, dem ich sie in den Mund lege, im Ernste für einen Helden und Märtyrer nehmen werden. Und da das Unglaubliche wirklich eingetreten ist, hat er sich wahrscheinlich weiter gesagt: Aber diese großartige Dummheit ist ja ein Kapital! Daraus kannst du ja die höchste Rente und zugleich Befriedigung aller deiner mephistophelischen Launen und Gelüste herausschlagen! Und so hat ers denn immer ärger getrieben. Er braucht bloß einem Narren ein bischen Gerede über die Lüge in der Ehe in den Mund zu legen, so wird er sofort als Herold der Wahrheit und als Reformator der Ehe gepriesen. Beim Julian, beim Brand, beim Gynt hat er sichs sauer werden lassen, hat er über Problemen gegrübelt. Damit ist er fertig; jetzt arbeitet er bloß noch als Geschäftsmann; sich für *dieses* Publikum den Kopf zerbrechen, das wäre wirklich überflüssige Mühe; man wirft Redensarten hin, und die werden für tiefe Probleme und geniale Lösungen genommen. Vom Standpunkte des modernen Geschäftsmanns hat er ja Recht. Es fragt sich nur, wie ein Mann, dem Gott ein Dichtertalent anvertraut hat, mit seinem Gewissen zurecht kommt, wenn er aus dem Dichten ein reines Geschäft macht, besonders, da es unschuldige Jünglinge giebt, die andächtig jedem Dichterwort wie einer Offenbarung lauschen, und die im Theater den Wahrheits- und Weisheitsquell suchen, den der gläubige Christ in der Kirche und in der Bibel sucht und meistens auch findet. Zu den vier Hauptpersonen der Wildente kommen nun noch zwei verbummelte Saufbrüder, von denen sich der eine wenigstens noch einen klaren Verstand und ein gesundes Urteil bewahrt hat, und zwei Frauen von anrüchiger Vergangenheit, die aber gutmütig und wirtschaftlich tüchtig sind; endlich die arme kleine Hedwig, die sich erschießt, um ihren Vater von ihrer Liebe zu überzeugen, deren er so ganz unwürdig ist. Daß die einzige Person des Stücks, aus der etwas hätte werden können, sterben muß, setzt

dem widerlichen Unsinn die Krone auf. Die flügellahme und hinkende Wildente ist das mit Haaren herbeigezerrte Symbol der kernfaulen Gesellschaft, mit der wir hier gepeinigt werden.

In der Hedda Gabler wird uns eine nicht ganz verlumpte, sondern bloß gemischte Gesellschaft vorgeführt. Drei gesunden Personen: der aufopfernden Tante Julle, einer wahren Heiligen, dem in seiner Gelehrtenkindlichkeit ein wenig lächerlichen Tesman und dem Gerichtsrat Brack, der zwar Lebemannsgewohnheiten und in diesem Punkte ein weites Gewissen hat, der aber sonst gutmütig, rechtschaffen und vernünftig ist, diesen dreien stehn das verbummelte Genie Eilert Lövborg, seine Geliebte, die ängstliche Ehebrecherin Elvstad und die Tigerkatze Hedda gegenüber. Tigerkatze ist freilich noch keine erschöpfende Charakteristik dieses Scheusals. Die meisten Leser kennen sie ja wohl, und die sie nicht kennen, haben nichts verloren. Beim Lesen des Stücks wurde mir übel, und ich dachte immer: Wenns nur schon alle wäre! Es hätte also keinen vernünftigen Zweck, wollte ich hier ihre wahnsinnigen Schandthaten erzählen. Auch Otto Ludwig hat ja — nach Hoffmann — ein Scheusal geschaffen: den Meister Cardillac, und hat damit gegen eine Forderung seiner eignen, allerdings erst später gefundnen Theorie gesündigt, daß wenigstens die Hauptpersonen des Dramas Normalmenschen, Typen sein sollen. Aber die übrigen, die wichtigsten Forderungen dieser Theorie kommen in dem „Fräulein von Scuderi“ nicht zu kurz; Cardillac wird durch seine krankhafte Leidenschaft zu Verbrechen hingerissen, die durch ihre Größe, Zahl und Furchtbarkeit imponieren, während Hedda bloß feige Gemeinheiten verübt, bei denen man nicht zittert, sondern sich schämt und Ekel empfindet. Und Ludwig entschädigt für den Abscheu, den das eine Ungeheuer einflößt, durch eine Fülle edler Gestalten und durch den sinnvollen Verlauf und Ausgang des ganzen Stücks, während Ibsen nur eine einzige wirklich erquickende Figur neben die Hedda stellt und als Ergebnis nur ein ganz sinn- und zweckloses Zerstörungswerk übrig läßt. Allenfalls könnte man die poetische Gerechtigkeit darin finden, daß Hedda, indem sie ihren betrognen Mann von sich selbst befreit, in ihrer wahnsinnigen Bosheit zugleich seinen Konkurrenten hinweggräumt, sodaß er nun der Professur sicher ist und die aus einfältiger Liebe zu dem im Grunde genommen dummen Weibe gemachten Schulden nach und nach bezahlen kann. Auch hier wirft Ibsen seinen blinden Verehrern einen Köder hin mit den Redensarten: „in Schönheit sterben,“ „Weinlaub im Haar,“ „Mut, das Leben nach seinem eignen Sinn zu leben,“ Redensarten, die hingereicht haben werden, so manches genügsame und kindliche Gemüt zu dem Wahne zu verführen, es stecke eine tragische Heldin in dem bösen Weibe und eine Idee, ein Problem und seine Lösung in dem Stück.

Im John Gabriel Borkman sind die drei Hauptpersonen von Haus aus gar nicht so übel. Einen Unternehmer im Stile Strousbergs, der sich „alle Machtquellen unterthan machen“ will, „alles, was der Boden und die Berge und die Wälder und das Meer an Reichtümern fassen,“ der „des Goldes schlummernde Geister wecken“ und dadurch Wohlstand schaffen will „für viele,

viele tausend andre," der für seine Zwecke unbedenklich die Mittel dieser andern verwendet, sie arm macht statt reich und ins Zuchthaus kommt, den läßt man sich gefallen, nur daß der tragische Dichter dem so ganz unpoetischen modernen Zuchthaus die Pistole vorziehn wird. Auch stimmt es vollkommen zu diesem Charakter, daß Borkman sich rein wäscht und frei spricht, daß er überzeugt ist, nie in seinem Leben einem andern Menschen ein Unrecht zugefügt zu haben, und daß ihn das Schicksal derer, die durch ihn unglücklich geworden sind, nicht im mindesten beunruhigt, „irgend jemand muß meistens untergehn — bei einem Schiffbruch," bemerkt er einmal kalt. Auch seine Frau Gunhild ist eine dramatische Persönlichkeit: ein steinhartes Weib von unbeugsamem Stolz, das keinen andern Gedanken hat, als den Sohn zu ihrem Rächer und zum Wiederhersteller der Familienehre zu erziehen. Nicht minder ihre Schwester Ella, die, ganz Weib, dem Schwager und ehemaligen Geliebten alles andre gern verzeihen würde, wenn er ihr nur nicht die Schwester vorgezogen und so die Liebe in ihrer Seele getötet hätte, was die schlimmste aller Mordthaten sei, die Sünde, die weder in diesem noch in jenem Leben vergeben werden könne, und die nun ihr Liebesbedürfnis an dem jungen Borkman befriedigen möchte, den sie als Pflegesohn angenommen hat, als sein Vater ins Gefängnis mußte.

Der alte Borkman hat nur einen dramatischen Fehler: daß er sich nicht vor seiner Verhaftung, d. h. sechzehn Jahre vor Beginn des Stückes erschossen und uns dieses erspart hat. Statt dessen hat er die drei Jahre Untersuchungshaft und die fünf Jahre Zuchthaus überstanden und ist dann acht Jahre lang in dem Saale des Hauses, das ihm die Schwägerin eingeräumt hatte, auf und ab gelaufen, wie ein Tier im Käfig; nichts hat er in dieser freiwilligen Haft gethan, als seinen Prozeß überdenken und sich rechtfertigen. Ab und zu hat er mit dem Schreiber Foldal geplaudert, einem seiner Opfer. Beide haben einander angelogen; Borkman heuchelte Glauben an Foldals Dichterberuf, Foldal Glauben an Borkmans großen Unternehmerberuf, den er ein zweitesmal, glänzender und erfolgreicher als das erstemal, erfüllen werde; es thut nämlich beiden wohl, die Zweifel an dem eignen vermeintlichen Beruf durch des andern Glauben daran beschwichtigen zu können. Als sie einander auf der Lüge ertappen, scheiden sie grollend von einander. Aber all die acht Jahre ist es Borkman nicht ein einzigesmal eingefallen, daß er handeln müsse, wenn er seinen großartigen Beruf erfüllen wolle. Das fällt ihm erst jetzt ein, an dem Abende, wo das Stück spielt (in dem die Einheit der Zeit auf das strengste gewahrt ist; die Handlung würde in der Wirklichkeit höchstens vier Stunden mehr beanspruchen als auf der Bühne), und er beginnt sein neues Leben damit, daß er planlos und mittellos in die Winternacht hinausläuft und erfriert. Das heißt also, er ist wahnsinnig geworden. Er gehört in die Wildentengesellschaft; der Schrotschuß, den er in den Leib bekommen hat — es war freilich eine starke Ladung gewesen —, hat ihn flügel- und lendenlahm und schwach im Kopfe gemacht; Ibsen aber hat ihn zum Helden seines

Dramas erwählt — nicht in der Zeit, wo er dazu geeignet schien, beim Zusammenbruch seiner Unternehmungen — sondern in der Zeit, wo er gar nicht mehr er selbst, nur noch seine Ruine war, in dem Zustande, wo der Mensch am besten daran thut, aus der Öffentlichkeit zu verschwinden. Was soll aber ein Mensch auf der Theaterbühne, den man auf der Bühne der Wirklichkeit nicht sehen mag? Und das schlimmste ist: gewissermaßen als der Sieger, der das Feld behauptet, erscheint sein Sohn Erhard, „der herrliche Junge," den sich die Mutter zum Rächer erkoren hat, dem es aber gar nicht einfällt, diese oder irgend eine andre ernste Aufgabe zu übernehmen, der frech erklärt: „Ich will nicht arbeiten, bloß leben, leben, leben!" und der als Liebhaber der sieben Jahre ältern reichen Frau Wilton mit ihr und — horribile dictu! — einer jungen Reservemaitresse in die Welt hinaus reist. Also ein junger Zuhälter als siegreicher Held des Stückes! Denn sonst ist dieser Bursche doch nichts. Jetzt bezahlt die Frau Wilton die Art Leben, die er gewählt hat, ist sie seiner überdrüssig, so wird ihn die kleine Frida mit ihrem Klavierspiel zu ernähren suchen, und gehts mit der nicht, so wird er sich an eine ganz gewöhnliche Dirne wenden, natürlich an eine von den feinern. Freilich wird ers vielleicht nicht brauchen, da er eine reiche Tante hat, die er möglicherweise beerbt, aber diese äußerliche Zufälligkeit ändert doch nichts an seinem Wesen.

Dem Schauspiel Klein Eyolf liegt ein ganz verständiger und gesunder Gedanke zu Grunde. Die Eltern des so benannten Knaben werden für eine erste Versündigung an ihrem einzigen Kinde dadurch bestraft, daß es vom Tisch fällt und zum Krüppel wird, für eine zweite dadurch, daß es ertrinkt; sie beschließen, ihre Schuld zu sühnen, indem sie sich der armen, verwahrlosten und von ihren immer betrunknen Vätern gemißhandelten Kinder ihres Dorfes annehmen, und Asta, die für Allmers Schwester gilt und eine Zeit lang in Gefahr schwebte, in ein ungesundes Verhältnis zu ihrem vermeintlichen Stiefbruder zu geraten, zieht als Braut eines wackern und verständigen Mannes fort. Aber die beiden Verschuldungen sind so widerlich wie möglich. Die leidenschaftliche Rita Allmers wird von einer Liebe zu ihrem Manne verzehrt, die man nicht anders als dirnenhaft nennen kann. Sie will ihn ganz allein besitzen, weder ihrem Kinde noch ihrer Schwägerin gönnt sie ein Stück von ihm, und nicht einmal ein Buch soll er schreiben. Am liebsten möchte sie gar kein Kind haben, und da er erklärt, er wolle sich nicht mehr dem Buche, sondern ausschließlich seinem so hilfebedürftigen Söhnchen widmen, wünscht sie diesem den Tod. Was sie mit dem allein besitzen meint, deuten zwei geradezu ekelhafte Szenen an, die glücklicherweise nicht dargestellt, sondern bloß erzählt werden. Dazu kommt mit der entsetzlichen Rattenmamsell auch noch etwas Gespenstisches hinein. Lauter Gespenster zu malen, wie Maeterlinck, hat Ibsen doch zu viel Wirklichkeitssinn, aber ganz kann er sich das Vergnügen, seine Zuschauer und Leser auch mit diesem Werkzeug aus der Seelenfolterkammer der modernen Dichtkunst zu peinigen, doch nicht versagen.

In einem gewissen Sinne sind sämtliche Personen, wenigstens die Haupt-

personen der beiden Schauspiele: „Baumeister Solneß“ und „Wenn wir Toten erwachen“ Gespenster, denn sie sind in der Wirklichkeit unmöglich; aber man fürchtet sich nicht vor ihnen, sondern man lacht über sie. Sie sind mehr fratzenhafte Puppen als Gespenster. In die Gruppe der Grüblerdramen habe ich diese beiden nicht gestellt, weil sie nicht ersonnen sind, um an ihnen einen Gedanken zu demonstrieren, durch sie eine Tendenz zu empfehlen, vielmehr sollen sie, so erklären uns wenigstens die Ibseniten das Geheimnis, gar nicht sich selbst, sondern etwas andres oder andre Personen vorstellen, irgend etwas bedeuten, was im Stück selbst gar nicht vorkommt. Kurzum, weil doch einmal Ibsen der Heros der „Moderne“ ist, so mußte er auch ein oder ein paar symbolistische Dramen schreiben. Da alles Vergängliche nur ein Gleichnis ist, so darf man auch den Symbolismus an sich nicht verwerfen; denn es beruht auf ihm aller Götterkult und Gottesdienst, und der Protestantismus, der ohne Symbole mit dem Wort und dem nackten Begriff auskommen will, hat einen schweren Stand. Aber wenn Symbole ihren Zweck erfüllen sollen, müssen die sie Gebrauchenden wissen, was sie zu bedeuten haben, weshalb denn den Kindern im Religionsunterricht gesagt wird: Der Weihrauch bedeutet die zum Himmel emporsteigenden Gebete usw. Die symbolistischen Novellisten und Dramatiker aber geben ihren Bildern keinen Schlüssel mit. Symbole sind eigentlich auch alle Personen der guten Dramen, denn sie sind, wie Otto Ludwig sagt, Typen, vertreten also eine ganze Menschenklasse, die in ihnen dargestellt wird, z. B. Othello alle blinden Eifersüchtigen. Aber wen der Baumeister Solneß vertritt, darüber sind die Ibsengelehrten bis heute noch nicht einig geworden, ein Beweis dafür, daß er ein schlechter Vertreter seiner Gattung ist, wenn er überhaupt irgend etwas vertritt; bei Othello zweifelt kein Mensch, wen und was er bedeuten soll, ebenso wenig bei Tasso, bei Egmont, bei Richard III. und bei allen übrigen Personen der altberühmten Dramen.

Einige sagen, Solneß bedeute die alten Dichter, die von den jungen verdrängt würden, aber Solneß schwebt ja gar nicht in Gefahr, von seinem Zeichner Brovik, den er nicht selbständig werden lassen will, verdrängt zu werden; ein zweiter Baumeister hätte am Orte immerhin noch zu leben. Zudem wäre es ein ungeschickter und lächerlicher Symbolismus, wenn jemand die Kämpfe der heutigen Litteraturcliquen untereinander an der Konkurrenz zweier Architekten demonstrieren wollte; hatte Ibsen diese Absicht, so mußte er schon Litteraten nehmen, wie ja auch Goethe die krankhafte Dichtereitelkeit nicht an einem Baumeister, Hufschmied oder Krämer, sondern eben an einem Dichter gezeigt hat. Andre sagen, er habe Männer, vielleicht die modernen Philosophen (oder gar die moderne Philosophie) zeichnen wollen, die das höchste erstrebten aber nicht erreichten. Die moderne Geistesrichtung wird ja nun auch nicht übel angedeutet, indem Solneß, der früher noch Kirchen mit hohen Türmen gebaut hat, jetzt nur noch behagliche Wohnhäuser für Menschen bauen will, wobei jedoch, einem falschen Gedankengange vorzubeugen, bemerkt werden muß, daß die Menschen auch die Kirchen zwar zu Gottes Ehre aber nicht zu

Gottes Gebrauch, sondern zu ihrem eignen Gebrauch bauen, d. h. daß Religion und Gottesdienst menschliche Bedürfnisse befriedigen. Und wenn vor dem Erstarken der Sozialdemokratie hie und da etwa nur noch die Armen in die Kirche gegangen, die Reichen daheim geblieben sind, so kam das allerdings daher, daß nur die Armen, nicht die Reichen, einer Erholung von dem Druck ihrer häßlichen Alltagsumgebung und Alltagslebensweise bedurften, und wo heute auch die Armen nicht mehr in die Kirche gehn, so geschieht es darum, weil sie bald ebenso schön zu wohnen hoffen wie die Reichen, die jetzt wieder in die Kirche zu gehn anfangen, in der vergeblichen Hoffnung, damit die Armen noch einmal hineinlocken zu können. Aber wollte Ibsen das lehren, so mußte er den Solneß nicht für reiche Besteller, sondern für das Proletariat Häuser bauen lassen; die sinnlosen Türme würde ihm dieses schenken. Und wollte er zeigen, wie diese großartigen Pläne scheitern, so mußte er nicht den Solneß von der Turmspitze herabstürzen und den Hals brechen, sondern bankrott werden und von den angegriffnen Reichen oder den betrognen Armen lynchen lassen. Denn hat man einmal ein Bild gewählt, so muß man auch im Rahmen dieses Bildes bleiben. Der Mißerfolg eines Architekten aber, mag dieser Mißerfolg von der Unzulänglichkeit der materiellen oder der geistigen Mittel oder, wie bei Solneß, von der vor dem letzten Schritt zurückbebenden Zaghaftigkeit herrühren, besteht nicht darin, daß der Baumeister von der Turmspitze herunterfällt — geschieht das, so ist es ein Unglücksfall, der mit dem Unternehmen gar nichts zu schaffen hat, da das Aufstecken des Kranzes oder der Fahne nicht Baumeister-, sondern Schieferdeckerwagnis ist —, sondern darin, daß ihm das Geld ausgeht, oder daß ihm der Bau einstürzt, oder daß sein Werk als mißraten verurteilt wird. Ist nun schon Solneß ein ganz unverständliches und darum ein schlechtes Symbol, so hört bei Hilde Wangel, die sich — von der Frau vom Meere her — aus einer ungezognen lieben Range zu einem kleinen Scheusal entwickelt hat, jede Möglichkeit des Ratens, geschweige denn des Erklärens auf. Vielleicht, da sie Solneß zu dem unsinnigen Wagnis treibt, soll sie eine Karikatur der Lady Macbeth sein.

Über den „dramatischen Epilog“: „Wenn wir Toten erwachen“ verliere ich kein Wort. Die „Jugend“ hat ihn travestiert, und die Travestie war gut, das genügt. Da das Stück ein Epilog zu Ibsens Wirken sein soll, so weiß man wenigstens die Bedeutung von einem symbolischen Zuge in dem Bildhauer Rubek. Dieser ebenso geniale wie verrückte Mann hat ehedem große Werke geplant, eins auch ausgeführt, nur nachträglich verhunzt, aber jetzt macht er nur noch Porträtbüsten, die die Besteller dem berühmten Meister teuer bezahlen, obwohl er damit seine boshafte Laune befriedigt, indem er in den Zügen eines jeden besonders das hervorhebt, was ihn irgend einem Tiere ähnlich macht. „Von außen zeigen sie [die Büsten] jene frappante Ähnlichkeit, wie man es nennt, und wovor die Leute mit offnem Munde dastehn und staunen, aber in ihrem tiefsten Grunde sind es ehrenwerte, rechtschaffne Pferdefratzen und störrische Eselschnuten und hängohrige, niedriggestirnte Hunde-

schädel und gemästete Schweinsköpfe — und blöde, brutale Ochsenkonterfeis sind auch drunter."

Wie schmeichelhaft für die Ibseniten! Denn die sind doch die Leute, die immer wieder ihre Büsten bei dem verehrten Meister bestellen. Aber sie fangen an, etwas zu merken, und machen Miene, wütend zu werden, wenigstens ein Teil. Da ich gar keine Beziehungen zur „Gesellschaft" habe, weiß ich ja eigentlich nicht, wie es jetzt mit der Ibsenverehrung steht, aber nach dem zu schließen, was man so gelegentlich in Zeitungen und Zeitschriften liest, hat sich die Jüngerschaft in drei Parteien gespalten. Die eine kehrt dem Meister entschieden den Rücken. Da anfangs alles, was sich liberal und was sich modern nennt, dem Norweger gehuldigt hat, so darf man annehmen, daß das Publikum des Kladderadatsch und der Jugend von Haus aus ibsenfreundlich war. Der Kladderadatsch giebt nun seit längerer Zeit Ibsen als Giftmischer und Schöpfer greulicher Mißgestalten nicht sowohl dem Gelächter als dem Hasse der Leser preis, und die Jugend hat, wie gesagt, sein letztes Stück travestiert. Überhaupt spürt man in der liberalen Presse eine Abwendung von den skandinavisch-französischen Erscheinungen der Dekadenz, des Symbolismus und Mystizismus; im Feuilleton der Neuen Freien Presse herrscht Max Nordau, der grimme Bekämpfer dieser Auswüchse; auf den Mann kommt dabei soviel nicht an, aber der Ort, wo er seine Arbeit verrichtet, hat etwas zu bedeuten. Nicht wenig mag zu dieser Abwendung der Umstand beigetragen haben, daß in den letzten Jahren ein halbes Dutzend dieser hysterischen Männlein und Fräulein fromm und sogar katholisch geworden ist; vielleicht hat das manchen nicht bloß geschreckt — vor dem Katholischwerden hat doch alles, was sich liberal nennt, eine heillose Angst —, sondern zu ernstem und gründlichem Nachdenken bewogen, und dabei wird man denn gefunden haben, daß die Dekadenten wirklich nirgend anderswo enden können als im Spittel — Spitallitteratur haben schon Goethe und Schiller ähnliche Erzeugnisse ihrer Zeit genannt —, im Narrenhause oder im Kloster.

Eine andre Partei bleibt Ibsen als dem Meister des dramatischen Handwerks getreu und sieht die ältern Stücke wie die „Stützen" und „Nora" immer wieder einmal gern an. Und dagegen läßt sich ja auch nichts einwenden. Die großen Tragiker sind Säkular- oder vielmehr Millenarmenschen — in den zweitausend Jahren zwischen Euripides und Shakespeare ist nicht einer erstanden —, und wenn das heutige Theaterpublikum jede Woche ein andres Stück sehen will, so führt das notwendig zur handwerksmäßigen Dramenfabrikation; und da sind denn Stücke von einem, der wenigstens in seinem Handwerk Meister ist, immer noch solchen vorzuziehn, die in jeder Beziehung Pfuscharbeit sind.

Eine dritte Partei dagegen scheint standhaft an Ibsen festzuhalten, den ganzen Ibsen als eine Art Offenbarung zu verehren, und es scheinen gesellschaftlich einflußreiche und sogar akademisch gebildete Männer zu dieser Ibsengemeinde zu gehören. Nun, über den Geschmack läßt sich nicht streiten, aber

der jungen Leute wegen ist diese Geschmacksverirrung nicht ganz ungefährlich. Hoffentlich versäumen die Lehrer der Litteraturgeschichte an den Gymnasien ihre Pflicht nicht. Sie werden ja wohl den Primanern sagen, daß sie darum, weil es auch unter den hochgebildeten Männern noch Theaternarren giebt, den erfolgreichsten Theaterdichter unsrer Zeit nicht für einen Propheten und Weisheitslehrer zu halten brauchen, daß sie sich täuschen würden, wenn sie bei Ibsen so etwas wie eine Philosophie, eine Welt- und Lebensanschauung suchten. Daß es viel schlechtes Volk unter den Menschen giebt, ist eine Thatsache, aber ihre Anerkennung noch keine Weltanschauung, eine Thatsache übrigens, die nirgends kräftiger hervorgehoben wird, als in der Bibel, wo die Schüler auch alles übrige finden, was Ibsen an angeblich neuen Ideen gebracht haben soll, z. B. daß Wahrhaftigkeit eine heilige Pflicht ist, daß die Ehen und alle Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft sehr verbesserungsbedürftig sind, und daß die Väter die Folgen ihrer Sünden auf die Kinder vererben.

Zwischen der Bibel und Ibsen, ebenso zwischen Shakespeare und Ibsen, zwischen Sophokles und Ibsen besteht aber der große Unterschied, daß man dort immer weiß, woran man ist, und daß man es hier nicht weiß. Der Volkslehrer — und die ernste Bühne soll eine Stätte der Volksbelehrung sein — darf nicht in Rätseln sprechen; unklar sein, Verwirrung anrichten, in Zweifel hineinführen ist Todsünde beim Kinderlehrer wie beim Volkslehrer. Wer selber noch nicht klar ist, soll nicht andre lehren, sondern das Maul halten und lernen, wer aber eine klare Erkenntnis und feste Überzeugung gewonnen hat und sie für mitteilbar hält, der soll deutlich sagen, was er meint. Namentlich der Dichter aber soll der Sonnenstrahl sein, der das bunte Gewirr der Wirklichkeit zum schönen Bilde ordnet und verklärt,*) nicht der Vexirspiegel, der vollends auch das noch, was in der Wirklichkeit schon klar und schön ist, zur Fratze verzerrt.

C. J.

*) Vielleicht erinnert sich mancher ältere Leser noch des schönen Gedichts — den Verfasser weiß ich nicht —: „Das Glasgemälde." Ein Pilger, verwirrt und entmutigt durch seine Erfahrungen, tritt bei Unwetter in eine Kapelle. „Des Kirchleins einzig Fensterlein nimmt des Altarblatts Stelle ein, und schwärzlich-rot und ungestalt sind alle Scheiben übermalt. Pfui, spricht der Mann, welch garstig Stück beleidigt hier den frommen Blick! Das malte wohl in Fieberswut ein blinder Mann mit Ruß und Blut; man sieht ja nichts als Fleck an Fleck, nichts hat Bedeutung, Sinn und Zweck; ja, dieses dunkle Chaos stellt mir dar ein treues Bild der Welt." Da bricht die Sonne aus den Wolken, und „ein Bild von wundersamem Glanz erscheint in buntem Feuer ganz."





Die großen Kunstausstellungen in Berlin

Von Adolf Rosenberg

1

Den Leitern der großen Ausstellung, die unter dem Schutze des Staats alljährlich in dem Landesausstellungsgebäude am Lehrter Bahnhof stattfindet, wird ihre Aufgabe von Jahr zu Jahr schwerer gemacht. Wenn sie ihre Hände in den Schoß legen und den Zufall walten lassen, erhebt sich in der Presse ein allgemeines Wehegeschrei über das niedrige Niveau der Ausstellung, an dem nur die Überflutung der Ausstellungssäle durch die Werke der Berliner Künstler die Schuld trage. Es giebt nämlich keine zweite großstädtische Presse, die in Kunstangelegenheiten so wenig von Lokalpatriotismus angekränkelt ist wie die Berlinische. Macht dann die Ausstellungsleitung alle möglichen Anstrengungen, das angeblich niedrige Niveau zu heben, und geht sie mit einiger Strenge gegen die Einheimischen vor, so setzt sie sich dem Haß und der Verachtung ihrer Kunstgenossen aus, aus denen schnell Verschwörergruppen hervorgehn, die sich mit grimmer Entschlossenheit zu gemeinsamem Vorgehn wappnen.

In diesem Jahre hat die Ausstellungsleitung ein ganz besondres Mißgeschick gehabt. In der Absicht, einerseits der Sezessionsausstellung, die im vorigen Jahre viel Lärm in den Kreisen des sensationslüsternen Publikums von Berlin W. gemacht hatte, die Stirn zu bieten, andrerseits das Gesamtniveau der Ausstellung wirklich zu heben, hat die Leitung das Ausland zu einer starken Beteiligung herangezogen und zugleich unter den Einsendungen der inländischen Künstler so fürchterlich Musterung gehalten, daß etwa 1300 Werke dem Schicksal der Zurückweisung verfallen sind. Dabei war, um den oft erhobnen Vorwurf gegen die Parteilichkeit der Juroren zu entkräften, in diesem Jahre ein umständlicheres Abstimmungsverfahren eingeführt worden, das eine sichere Gewähr gegen Laune und Willkür zu geben schien. Der Schmerz der Zurückgewiesenen ist darum nicht geringer gewesen; aber sie fanden in ihrem gerechten Schmerze einen Trost. Sie konnten sich darauf berufen, daß sie die Opfer einer übertriebnen Auslandliebe geworden waren, und hier wurde auch schließlich der Haken eingesetzt, an dem sich eine Protestbewegung halten konnte. Eine beträchtliche Anzahl von Mitgliedern des Vereins Berliner Künstler vereinigte sich zu einer Forderung, die der nächstjährigen großen Ausstellung, die wiederum als eine internationale geplant ist, eine andre Richtschnur geben sollte. Man hatte berechnet, daß in der diesjährigen Ausstellung nach Abzug der in den

Sonderausstellungen enthaltnen Werke auf Berlin und Umgebung nur 376 Werke der Malerei von 212 Künstlern, auf das übrige Deutschland und das Ausland dagegen 1044 von 556 Künstlern entfallen. Das ist allerdings ein Mißverhältnis, das auch der anerkennen wird, dem die Sonderinteressen der Berliner Künstlerschaft gleichgiltig sind. Der Ausstellungspalast bietet einen solchen Überfluß an Raum, daß man das eine thun kann, ohne daß man das andre zu lassen braucht. Es wäre möglich gewesen, eine viel größere Anzahl von Gemälden Berliner Künstler zuzulassen, ohne daß mehr als zwei Reihen übereinander gehängt zu werden brauchten. Denn man will einem Geschlecht, das sich in der Ausübung des Sports die größten Anstrengungen zumutet, bei der Betrachtung von Kunstwerken selbst die kleine Mühe ersparen, den Kopf zeitweilig in eine etwas unbequeme Lage zu bringen.

Das allgemeine Niveau der Ausstellung wäre durch ein größeres Maß von Nachsicht gegen die Arbeiten der Berlinischen Künstler kaum wesentlich herabgedrückt worden. Auch in den auswärtigen Sammelausstellungen, besonders in der französischen und in der der Münchner Luitpoldgruppe, fehlt es nicht an Werken, die über die Mittelmäßigkeit nicht hinausreichen. Zum mindesten können also die einheimischen Künstler verlangen, mit gleichem Maße gemessen zu werden wie die ausländischen. Das Gute geht auch in der Masse nicht verloren, wenn sich nur jemand die Mühe giebt, es zu suchen. Man nimmt überhaupt in Berlin viel zu viel Rücksicht auf die Eilfertigen, die für eine Kunstausstellung kaum einen halben Tag übrig haben und dann, nachdem sie sich durch die Ausstellungssäle müde gelaufen haben, unter dem Eindruck der Übersättigung ihr vorschnelles Urteil mit gleicher Emsigkeit unter die Leute bringen.

Die Künstlergruppe, die gegen den internationalen Charakter der nächsten Ausstellung Einspruch erhoben hatte, hatte also wenigstens den Schein des Rechts für sich, und sie war auch klug genug gewesen, ihren Protest nicht auf die Spitze zu treiben. Das Ausland sollte nach ihren Absichten nicht völlig ausgeschlossen werden, Einladungen an auswärtige Künstler sollten aber nur insoweit ergehn, „als es sich um zweifellos bedeutende Werke handelt, und den Berlinern der Platz durch diese Einladungen nicht unnötig beschränkt wird.“ Obwohl diese Forderung unter den Mitgliedern des Künstlervereins eine große Mehrheit fand, hat sie keine Aussicht durchzudringen. In den obern Regionen unsrer Kunstverwaltung scheint vielmehr jetzt eine Strömung vorzuherrschen, die die Beteiligung der fremden Nationen an den Ausstellungen in dem dem Staate gehörigen Gebäude am Lehrter Bahnhof begünstigt. Es ist sogar die bisher unwidersprochen gebliebne Nachricht verbreitet worden, daß man den mißvergnügten „Nationalisten“ unter den Künstlern zu verstehn gegeben habe, daß man entschlossen sei, dem Künstlerverein den erst nach vielen Anstrengungen errungnen Anteil an der Leitung der Ausstellung und damit auch an ihrem Gewinn wieder zu nehmen, falls sich so reaktionäre Gelüste wie die kundgegebnen wiederholen sollten.

Wie berechtigt auch die Klagen der Berliner Künstler über ihre Zurücksetzung sein mögen, so wird doch die große Zahl der Kunstfreunde damit einverstanden sein, wenn den Berliner Ausstellungen fortan ein internationaler Charakter gegeben wird. Es ist nur wenigen vergönnt, sich durch häufige und weite Reisen einen Überblick über die Kunst andrer Völker zu verschaffen, und daß das Bedürfnis danach vorhanden ist, hat der Erfolg der ersten internationalen Kunstausstellungen in München gelehrt. Wer nicht die Mittel besaß, nach Paris und London, nach Brüssel, Antwerpen und Amsterdam, nach Wien, Rom und Mailand zu reisen, der konnte sich ganz gut mit einem Besuch der Münchner Jahresausstellungen behelfen, die ihre Pforten für die ausländischen Künstler immer weit geöffnet hielten. Wie die Münchner Künstler, die anfangs ebensosehr eine Schädigung ihres Erwerbs gefürchtet hatten wie jetzt die Berliner, schnell die aus der Konkurrenz des Auslands erwachsenen Nachteile verwunden haben, so werden es auch die Berliner thun. Wie schwächlich wäre eine Kunst, die durch Aufrichtung von nationalen Schranken in ihrer Existenz gegen die Erzeugnisse des Auslands geschützt werden müßte! Im Grunde genommen handelt es sich aber nicht um die Furcht vor den rein idealen Zielen eines solchen Wettkampfs, sondern um rein materielle Interessen. Man befürchtet eine Verringerung des Absatzes heimischen Kunstguts, wenn dem ausländischen unbeschränkte Einfuhr gestattet wird. Diese Einfuhr wird aber durch die privaten Kunsthändler seit Jahren in so beständig wachsendem Umfange betrieben, daß eine Abschließung der großen Berliner Jahresausstellung gegen das Ausland nur den Umsatz der Kunsthändler vergrößern würde.

Man mag die Sache drehen und wenden, wie man will, man wird immer zu dem Ergebnis gelangen, daß im Kunstverkehr das Nationalitätsprinzip nicht mehr aufrecht erhalten werden kann, vielmehr unbedingte Freizügigkeit gewährt werden muß. Wenn die künstlerische Art eines Volkes darüber zu Grunde geht, so hat sie von jeher auf schwachen Füßen gestanden, und das wollen wir doch von unsrer deutschen Kunst nicht glauben. Wie sie sich freilich jetzt gebärdet, hat sie nur noch so wenig von den traulichen, gemütvollen Zügen unsrer Volksseele, daß man sie fast verloren geben möchte. In den Zeiten der ärgsten politischen Zerrissenheit, der elendesten Kleinstaatswirtschaft hat die deutsche Kunst in voller Kraft gestanden. Je nachdem sie von Fürsten- oder Volksgunst getragen wurde, hat sie diese Kraft in Schöpfungen großen Stils und idealen Inhalts oder in Schilderungen deutschen Volkstums und deutscher Natur gezeigt. Seitdem aber die lange Sehnsucht aller Patrioten gestillt, der Traum der Romantiker in Erfüllung gegangen ist, und ein einheitliches politisches Band alle deutschen Staaten und Stämme umschlingt, hat die deutsche Kunst mehr und mehr ihren romantischen Zug eingebüßt, und allmählich ist auch ihr Zusammenhang mit dem Volke lockerer geworden. Wenn wir uns in der Kunst und in der Litteratur unsrer Zeit umsehen, scheint es fast, als sähen viele deutsche Künstler, Schriftsteller und Dichter eine Ehre darin, durch rasche Aneignung alles Fremdländischen ihr Anpassungsvermögen im günstigsten

Lichte zu zeigen, und ihrer Regsamkeit ist es in der That gelungen, die Fremden auf ihren lange behaupteten Sondergebieten nicht nur zu erreichen, sondern vielfach auch zu übertreffen. Das Auftreten der deutschen Künstler und Kunsthandwerker auf der Pariser Weltausstellung hat dem Auslande und insbesondre den Franzosen die Augen über die gewaltigen Fortschritte geöffnet, die Deutschland im letzten Jahrzehnt gemacht hat. Die von Kaiser Wilhelm II. mit kräftiger Hand begonnene Weltpolitik ist unzweifelhaft nicht bloß dem Handel und der Industrie, sondern auch der Kunst und dem Kunstgewerbe zu gute gekommen. Es fragt sich nur, ob nicht die gebietende Stellung, die wir im internationalen Konzert errungen haben, mit dem drohenden Verlust unsers Volkstums zu teuer erkauft worden ist.

Die Berliner Kunstausstellung bietet in den Sonderausstellungen der einzelnen Nationen, die trotz der Lockungen des großen Völkerjahrmarkts an der Seine auch der Einladung Berlins gern gefolgt sind, reichen Stoff zum Nachdenken über diese Frage. Man möchte danach beinahe den Satz aufstellen: Je kleiner das Land, desto zäher hält es an seiner Nationalität fest, soweit sie sich durch die Kunst zur Anschauung bringen läßt. Es kann sich dabei zumeist nur um den Inhalt der Darstellungen handeln, da die Ausdrucksmittel der Kunst durch die Leichtigkeit des modernen Verkehrs und die erzieherische Einwirkung der internationalen Kunstausstellungen überall so ziemlich gleich geworden sind. Auch der Deutsche, der wegen der Schwerfälligkeit und Pedanterie seiner Technik von jeher das Stichblatt des Witzes der ausländischen, namentlich der französischen Kunstkritiker gewesen war, hat sich diese Ausdrucksmittel, die vornehmlich in Paris, der hohen Schule der Kunst, erfunden und ausgebildet worden sind, angeeignet. Einen Unterschied in ihrer Anwendung macht nur das Temperament des einzelnen Künstlers oder seine persönliche Neigung, je nachdem sie sich gegen Fremdes abschließt oder dieses willig aufnimmt.

Der nationale Charakter einer Kunst kann sich also nur noch im Inhalt, nicht mehr in der Form ihrer Erzeugnisse kundgeben. Am stärksten tritt er uns in der Kunst der nordischen Völker entgegen, denen die Natur ihrer Heimat viel kärglichere Gaben spendet als den Völkern Mittel- und Südeuropas. Mit um so heißerer Liebe sind die Maler bestrebt, die schnell vorübergehenden Reize der Pracht des Sommers festzuhalten. Am liebsten aber verweilen sie bei den eigentümlichen, einem fremden Auge schwer zugänglichen Schönheiten, die die nordische Natur im Winter enthüllt. Die schwedischen Maler sind durchweg Virtuosen der Schneelandschaft. Welche Fülle von Tönen wissen sie bei der wechselnden Beleuchtung des Tages und des Frühabends der Schneedecke abzulauschen, mag sie sich über weite Ebenen strecken oder an Bergabhängen emporsteigen. Die Schweden haben dabei den Vorzug, mit ihrer Kunst einen jungfräulichen Boden zu bearbeiten. Sie sind noch völlig Herren im eignen Hause, während das benachbarte Norwegen seit länger als zwei Menschenaltern von fremden Malern, namentlich von deutschen, nach allen Richtungen aus-

gebeutet wird, freilich zumeist nur auf der Jagd nach sogenannten romantischen Motiven, deren die Fjords mit ihren hochragenden Felsenwänden und die bald lieblichen, bald wilden Thäler des Hochgebirges in unerschöpflicher Fülle zu bieten scheinen.

Die Schweden lassen sich gern die Franzosen des Nordens nennen, und sie haben auch bei jeder Gelegenheit gern mit den Franzosen geliebäugelt und mit ihnen Verbrüderungsfeste gefeiert. Diese Neigung ist auch auf die Kunst von Einfluß gewesen. Im Gegensatz zu den Norwegern, die ihren Schwerpunkt zeitweilig in Düsseldorf fanden, haben die Schweden ihre Kunst immer in Paris zu verfeinern gesucht. In neuerer Zeit soll diese Liebe jedoch sehr erkaltet sein, und dafür scheint auch die Gesamtphysiognomie der schwedischen Ausstellung in Berlin zu sprechen, die verschwindend wenige französische Züge aufweist. Man darf sich freilich nach dieser Sonderausstellung, die offenbar mit großer Sorgfalt ausgewählt worden ist und darum auch ein ungemein harmonisches Gesamtbild gewährt, kein Urteil über die schwedische Malerei im ganzen bilden. Wir haben vor vier Jahren eine Sammelausstellung schwedischer Bilder in Berlin gesehen, die ein andres Gesicht zeigte. Die Mehrzahl der an ihr beteiligten Maler mit einem Prinzen des königlichen Hauses an der Spitze steuerte im Fahrwasser der französischen Impressionisten und Naturalisten. Es wird also mit der Kunst in Schweden ebenso bestellt sein wie bei uns. Zwei Richtungen gehn nebeneinander her, sich gelegentlich wohl auch kreuzend, meist aber einander bekämpfend: die eine, die sich in schlichter Wahrheitsliebe an die Natur hält und sie mit allen Mitteln, die Zeichnung und Malerei bieten, wiederzugeben sucht, und die andre, der die Liebe zum Gegenständlichen nichts gilt, die das Naturobjekt nur zum Tummelplatz von Laune und Willkür macht. Danach möchte man glauben, daß bei der zweiten schwedischen Ausstellung in Berlin die Absicht geherrscht hat, im Gegensatz zu der ersten auch die andre Seite der schwedischen Malerei zu zeigen. Wenn diese Annahme richtig ist, so ist diese zweite Seite unzweifelhaft die bessere. Sie spricht mit noch vielen andern Anzeichen dafür, daß der allmächtige Einfluß der französischen Kunst auf die übrige Europas gebrochen ist, und daß in allen Kulturländern ein Selbständigkeitsgefühl erwacht ist, das sich gegen die übrigens selbstgewählte Vormundschaft der Franzosen auflehnt, und danach wäre auch die schwedische Ausstellung in Berlin gleich der dänischen, belgischen und holländischen, die freilich kleiner und darum weniger maßgebend sind, als der Vorbote einer vollkommnen Umwälzung im nationalen Sinne anzusehen.

Noch etwas kann man bei den Schweden bemerken. Gleich stark wie ihre Liebe zur heimatlichen Natur ist ihre Freude an ihrem Volkstum und an ihrer vaterländischen Geschichte. Die Richtung der Sittenmalerei, die bei uns durch Knaus, Vautier, Defregger und viele andre gepflegt wurde und, wenn auch spärlich, noch gepflegt wird, scheint freilich in Schweden nicht oder nicht mehr vorhanden zu sein. Ein Bild, wie die lustige Bauernhochzeit in Dalekarlien von Olaf Arborelius, der mit dem noch talentvollern Anshelm Schultz-

berg zu den ersten Meistern der Winterlandschaft in Schweden gehört, steht in der schwedischen Ausstellung vereinzelt da. Künstler wie der charaktervolle Norweger Tidemand, der mit starker Hand in die Tiefen der Volksseele griff und uns die herrliche Kraft eines urwüchsigen Volkstums in seinen Bildern offenbarte, mag es in den vereinigten Königreichen nicht mehr geben. Aber die Freude am Volkstum ist noch insofern rege geblieben, als die Maler wenigstens die koloristischen Reize der Volkstrachten zu schätzen wissen und ihre grellen Farben, ohne sich vor Disharmonien zu fürchten, mit sichtbarem Wohlgefallen zum Mittelpunkt ihrer koloristischen Stimmungsbilder machen. So wirkt auch die Hochzeitsgesellschaft in Dalekarlien von Arborelius, die sich eben zu einer fröhlichen Schlittenfahrt anschickt, vornehmlich durch den Gegensatz der farbigen Trachten zu der Symphonie der weißen Töne, und die Innenräume mit Frauen und Kindern, die Emerik Stenberg ebenfalls nach Motiven aus Dalekarlien gemalt hat, haben neben der unerschrocknen Farbenlust ein lediglich ethnographisches Interesse. Das Psychologische tritt bei diesen Darstellungen ganz zurück. Das wird jetzt mehr von den Malern der naturalistischen Richtung in Schweden und Norwegen aufgenommen, die sich mit Leidenschaft in die Nachtseiten des menschlichen Daseins vertiefen und mit Lust im Elend wühlen.

Auch die Neigung der schwedischen Maler zu ihrer vaterländischen Geschichte spricht für die Stärke ihres nationalen Bewußtseins. Wenn man von einem umfangreichen Bilde mit lebensgroßen Figuren absieht, auf dem Graf Rosen, der Direktor der Kunstakademie in Stockholm, einen außerhalb Schwedens wenig bekannten Vorgang aus der ältern Geschichte des Landes, die Auferweckung der im Sarge liegenden Königin Dagmar durch das Gebet und die Glaubensstärke ihres Gatten geschildert hat, beziehn sich alle historischen Bilder der schwedischen Ausstellung auf den Nationalhelden, auf Karl XII. und seine von kriegerischen Abenteuern erfüllte Zeit. Gustav von Cederström und Gustav Ankarcrona sind unablässig bemüht, die Erinnerung an den Heldenkönig, der eigentlich in seiner maßlosen Großmannssucht die von Gustav Adolf begründete Machtstellung Schwedens für immer vernichtet hat, rege zu erhalten und durch ihre glänzende Darstellungsgabe der Bewundrung ihrer Landsleute zu empfehlen. Wir sehen den am Fuße verwundeten König auf einer Anhöhe über einem Flußufer, wie er, zur Unthätigkeit verdammt von seinen Offizieren umgeben, einer Schlacht folgt, die sich unten in der Flußebene entwickelt, wir sehen seine Krieger in kleinen Trupps durch Feindesland streifen, und wir wohnen dem Feldgottesdienst bei, der vor jedem Kampfe abgehalten wird. Die Absicht und der Inhalt dieser Darstellungen sind dem Ausländer gleichgiltig; aber auch er wird gefesselt durch die Kraft der Charakteristik und der koloristischen Schilderung, von der sie durchdrungen sind, vor allem aber durch die Begeisterung der Künstler, die aus ihnen spricht.

Wie sieht es dagegen in Deutschland, einst der Hauptpflegestätte der Geschichtsmalerei und der Malerei großen Stils, aus? Die Erinnerung an den

großen Krieg von 1870 und 1871, dem wir doch die Grundlage zur gegenwärtigen Machtstellung Deutschlands verdanken, ist schon so verblaßt, daß die große Ausstellung unter 1700 Bildern nur noch drei enthält, die Episoden aus den Kämpfen in Frankreich in genrehafter Auffassung schildern. Auf umfangreiche Darstellungen lassen sich die Künstler nur noch auf besondre Aufträge ein, weil die Erfahrung sie gelehrt hat, daß auf einen Verkauf solcher Bilder an öffentliche Sammlungen oder an reiche Privatleute nicht mehr gerechnet werden kann. Die Vorstände unsrer Museen haben schon aus räumlichen Gründen eine heilige Scheu vor dem Ankauf umfangreicher Bilder jeglicher Art, wenn sie sich nicht etwa, was häufig der Fall sein soll, grundsätzlich gegen diese Art von Geschichtsmalerei, überhaupt gegen die Geschichtsmalerei alten Stils ablehnend verhalten.

Die Geschichtsmalerei würde allmählich in Deutschland ganz zu Grunde gehn, wenn sich nicht gelegentlich die Staatsregierungen ihrer Pflicht, die Malerei großen Stils zu pflegen, erinnerten. In neuerer Zeit hat man in Preußen und in Sachsen nach längerer Pause wieder einen energischen Anlauf dazu genommen. Für die Berliner Ausstellungen kommen freilich nur die im Auftrage der preußischen Staatsregierung ausgeführten Bilder in Betracht, da die sächsischen Künstler eine auffallende Zurückhaltung gegen Berlin üben. Sogar die Dresdner Sezessionisten haben die Ausstellung ihrer Berliner Gesinnungsgenossen in diesem Jahre im Stich gelassen.

Es ist erfreulich, daß die preußische Staatsregierung bei der Erteilung von Aufträgen zu Gemälden und Bildwerken nicht bloß die Staatsgebäude, sondern auch die der Gemeinden, insbesondre also die Rathäuser berücksichtigt, und dem Gemeinwohl kommt auch die Errichtung von Monumentalbrunnen zu gute, die die Staatsregierung seit einiger Zeit ebenfalls auf ihren Haushalt für Kunstzwecke gesetzt hat. Im vorigen Jahre ist ein solcher Brunnen auf Staatskosten für Bromberg in Auftrag gegeben worden, und in diesem Jahre ist der schlesischen Stadt Oppeln dieselbe Gunst zu teil geworden.

Zur Gewinnung geeigneter Künstler schlägt das Kultusministerium, zu dessen Ressort die öffentliche Kunstpflege gehört, seit einiger Zeit zwei Wege ein. Entweder sie erteilt einen Auftrag einem Künstler, der sich dieses Vertrauens durch seine bisherigen Leistungen würdig erwiesen hat, oder sie schreibt einen allgemeinen Wettbewerb, freilich immer nur an preußische Künstler, oder einen engern unter einer beschränkten Anzahl von Künstlern aus. Vor Mißerfolgen ist der Besteller in beiden Fällen nicht sicher. Ein allgemeiner Wettbewerb ist schon deshalb kein unbedingt sichres Mittel zur Erlangung des bestmöglichen oder eines auch nur relativ guten Entwurfs, weil sich erfahrungsgemäß nur selten hervorragende Künstler an allgemeinen Wettbewerben beteiligen. Sie wissen meist ihre Zeit nützlicher zu verwenden, und oft werden sie auch durch die Zusammensetzung des Preisgerichts abgeschreckt, dem sie nicht die nötige Unbefangenheit zutrauen. Die überwiegende Mehrheit der Künstler, insbesondre der Architekten, ist freilich den allgemeinen Wettbewerben günstig

gesinnt, weil nur auf diesem Wege ein unbemittelter, durch keinen höhern Schutz geförderter Künstler in die Öffentlichkeit dringen und zu allgemeiner Anerkennung gelangen kann. Das ist ein unleugbarer Vorteil dieser Wettbewerbe, der aber nur unter der Voraussetzung vorhanden ist, daß sich das Preisgericht bei seinen Urteilen der strengsten Objektivität befleißigt. Daß diese jedoch nur selten vorhanden ist, ist bei der Beschaffenheit der menschlichen Natur so begreiflich, daß es keines Hinweises auf besonders drastische Fälle bedarf.

Die Verteidiger der allgemeinen Wettbewerbe pflegen gewöhnlich auf Wallot und sein Reichstagsgebäude hinzuweisen. Aber trotz der unablässigen Anstrengungen gewisser Fanfarenbläser, die von diesem Bauwerk eine neue Periode der Kunstgeschichte datieren wollen, ist die öffentliche Meinung oder, wie man früher sagte, die Volksstimme noch weit entfernt, das Haus des deutschen Reichstags als „den Gipfel der Vollkommenheit" oder gar als eine erhebende Offenbarung der neuern deutschen Kunst zu preisen. Auch die Ergebnisse der letzten vom preußischen Kultusministerium veranstalteten Wettbewerbe, die in der großen Kunstausstellung zu sehen sind, sind keineswegs so befriedigend ausgefallen, daß sie zu Gunsten dieser Einrichtung ins Feld geführt werden können. Schon die Wettbewerbe um eine Tauf- und Hochzeitsmedaille sind hinter den Erwartungen, die man bei der Neuheit und Dankbarkeit der Aufgabe hegen durfte, weit zurückgeblieben. Unsre hervorragendsten Bildhauer hatten es unterlassen, sich den unberechenbaren Wechselfällen der Abstimmung eines Preisgerichts auszusetzen, und unter den jüngern Bewerbern waren genial thuende Willkür, künstlerischer Übermut oder völlige Verständnislosigkeit für den Ernst und die Bedeutung der Aufgaben in der Mehrheit. Ein günstigeres Ergebnis hatte der Wettbewerb um einen Monumentalbrunnen für Bromberg gehabt. Das Preisgericht hatte die Wahl unter einer Reihe tüchtiger Entwürfe. Wenn es den, in dem sich ein hohes Maß von genialer, schwungvoller Erfindung im Verein mit Kühnheit des Aufbaus und der Gruppierung offenbarte, mit dem ersten Preise auszeichnete, so war das sein gutes Recht. Ein Mißgriff aber war es, daß dieser Entwurf, der drei Gruppen aus der Sintflut inmitten eines weiten Wasserbeckens darstellt, also nicht das segenspendende Element, sondern nur die erbarmungslos verheerende Kraft des Wassers schilderte, auch zur Ausführung bestimmt wurde, und noch dazu auf einem Platze vor einer Kirche und in der unmittelbaren Nähe zweier Schulgebäude.

Nach dem Ausfall dieses Wettbewerbs konnte es nicht Wunder nehmen, daß unter den Bildhauern, die sich an dem zweiten Wettbewerb um den Brunnen für Oppeln beteiligt haben, eine völlige Verwirrung und Ratlosigkeit um sich gegriffen hat. Unter zweiundsiebzig eingelieferten Entwürfen war nicht ein einziger, der der Ausführung hätte zu Grunde gelegt werden können. Der gedankenreichste und auch in der plastischen Gestaltung reifste unter ihnen, der von Gustav Eberlein, überstieg schon durch seine Anlage soweit die ausgeworfne Summe, daß an seine Ausführung nicht gedacht werden konnte, auch wenn der Künstler nicht ausdrücklich auf jede Auszeichnung verzichtet hätte,

weil er im Eifer seines Schaffens den im Preisausschreiben vorgesehenen Maßstab überschritten hatte. In der Mehrzahl der Entwürfe trat eine so überaus klägliche Gedankenarmut, ein so erschreckender Mangel an monumentalem Gefühl zu Tage, daß das Preisgericht in seiner Verlegenheit keinen andern Ausweg gefunden zu haben scheint, als zehn der wenigstens in der Form am ernsthaftesten durchgebildeten Entwürfe herauszugreifen, sie mit gleichen Preisen auszuzeichnen und fünf ihrer Urheber zu einem zweiten Wettbewerb aufzufordern. Wenn man von Eberlein und zwei oder drei andern absieht, hatten sich an dem Wettbewerb nur jüngere, zumeist völlig unbekannte Künstler beteiligt. Bewährte Bildner von Ruf und Ansehen, an denen Berlin gerade jetzt ungewöhnlich reich ist, insbesondre die Meister der Brunnenplastik, wie z. B. Otto Lessing und E. von Üchtritz, hatten sich ferngehalten. So abschreckend hatten die überraschenden Urteilsfindungen in den letzten Konkurrenzen, besonders in der Bromberger Brunnenkonkurrenz gewirkt!

Auf dem Wege eines Wettbewerbs, und zwar eines zweimaligen, sind auch die vier Gemälde aus der Geschichte von Altona gewonnen worden, die Ludwig Dettmann im Staatsauftrage für den Saal des Rathauses dieser Stadt gemalt hat. Trotz der schönen Erfolge, die Hermann Prell mit der Erneuerung der Freskomalerei auf Grund langjähriger Studien erzielt hat, ist dieses Verfahren, das nach der klassischen Überlieferung das vornehmste Ausdrucksmittel der monumentalen Malerei ist, unsern Malern nicht sympathisch. Einerseits aus Bequemlichkeit, weil es ihnen schwer ankommt, den gewohnten Dunstkreis ihres Lebens auf ein paar Monate zu verlassen und zugleich die Annehmlichkeiten ihrer Werkstatt aufzugeben, andrerseits, weil sie meinen, daß sie ihre koloristischen Absichten mit den Mitteln der Freskomalerei nicht verwirklichen können. Dieser Grund mag stichhaltig für den sein, der die von den Meistern der Renaissance gegebnen Gesetze der Monumentalmalerei mißachtet und eine architektonisch eingefaßte Wandfläche ebensogut wie eine aufgespannte Leinwand nur als Tummelplatz für seine koloristischen Launen betrachtet. Daß sich ein Vertreter der modernen Richtung dieser Freiheit in vollem Umfange bedienen würde, wenn man ihn einmal mit einer monumentalen Aufgabe betraute, war vorauszusehen. Die „Modernen" haben immer darüber geklagt, daß ihnen niemals Gelegenheit gegeben werde, das wirkliche Maß ihrer Kraft an einer Aufgabe großen Stils zu erproben, und es scheint, daß diese Klagen nicht ohne Einfluß auf die Entscheidung geblieben sind, die nach der zweiten Konkurrenz zu Gunsten der Entwürfe Dettmanns ausgefallen ist, obwohl diese in monumentaler Auffassung hinter nicht wenigen der andern Bewerber zurückblieben und lediglich durch die pikante koloristische Behandlung interessierten. Was in einer kleinen Farbenskizze pikant und fesselnd ist, kann aber leicht bei der Ausführung in kolossalem Maßstabe an diesen Vorzügen verlieren, und diesem Mißgeschick ist Dettmann nicht entgangen. Die geistreiche, skizzenhafte Behandlung, die bei kleinen Staffeleibildern auf empfängliche Gemüter ihre Wirkung selten verfehlt, taugt für einen großen Maßstab schlechter-

dings nicht. Die feinen Lichtwirkungen gewinnen nicht, wenn sie in die Breite gezogen werden. Man braucht dabei nur an ein bekanntes Beispiel aus der Kunstgeschichte zu erinnern, an Gerhard Dous feine Kabinettstücke bei Kerzenbeleuchtung oder Herdfeuerschein, die von seinen Nachahmern, besonders von Schalcken, vergrößert, aber auch vergröbert wurden und schließlich in hohle Manier ausarteten. Bei der Vergrößerung der Dettmannschen Skizzen trat aber auch ihr bedenklicher Mangel an monumentaler Haltung in voller Blöße hervor. Diese kolossalen Bilder sind — darüber kann keine Meinungsverschiedenheit herrschen — nur vergrößerte Illustrationen geschichtlicher Vorgänge, deren politische und ethische Bedeutung nur oberflächlich gestreift ist. Am stärksten tritt dieser Mangel auf dem vierten, den Einzug der Bundestruppen am 23. Dezember 1863 darstellenden Bilde hervor, das auf der Höhe einer rasch hingeworfnen Zeichnung für eine illustrierte Zeitung steht.

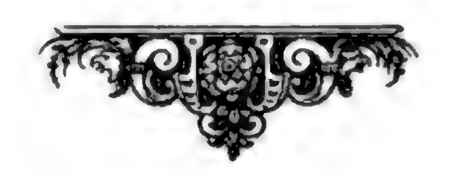
Wenn man, was wir jedoch nicht glauben wollen, die Absicht gehabt hat, die Unfähigkeit der modernen Malerei für die Lösung von Aufgaben großen Stils an einem drastischen Beispiel zu demonstrieren, so ist das jedenfalls in vollem Maße gelungen. Denn Dettmann ist einer der begabtesten unter den Vertretern der modernen Richtung, ein ausgezeichneter Kolorist, der vor den schwierigsten Farbenschauspielen, die die Natur einem scharfen Beobachter bietet, nicht zurückschreckt. Seine Begabung wurzelt auch mehr in der Landschaft als im Figürlichen. Das Zeichnerische und Plastische ist ihm weniger geläufig als das Landschaftliche, worin er seinen koloristischen Stimmungen freien Lauf lassen kann. Um so mehr hätte man sich hüten sollen, ihn vor eine Aufgabe zu stellen, der er nicht gewachsen war. Als Mensch hat er diese Auszeichnung übrigens schwer büßen müssen. Bei der Begründung der Berliner Sezession stand er an der Spitze dieses Unternehmens. Als er aber den berechtigten Wunsch äußerte, seine in Kaseinfarben auf Leinwand gemalten Bilder auch in Berlin zu zeigen, und sich die Räume der Sezessionsausstellung dafür zu klein erwiesen, nahm er die Gastfreundschaft der großen Kunstausstellung in Anspruch, die ihm auch bereitwillig unter Einräumung der einen Hälfte des Ehrensaals gewährt wurde. Dieses Verbrechen an der Sezession wurde damit geahndet, daß Dettmann ausscheiden mußte — ein Beweis mehr dafür, daß bei der Berliner Sezession Machtfragen vor Kunstfragen gehn, daß ihr persönliche Zwecke höher stehn als rein künstlerische.

Daß sich ungeachtet dieses Mißerfolgs die unleugbaren Fortschritte der modernen Malerei, die nicht ungenützt bleiben dürfen, sehr wohl mit den wohlbegründeten Gesetzen der monumentalen Malerei vereinigen lassen, hat Hugo Vogel in den Wandgemälden gezeigt, die er im Auftrage des Kultusministers für den Sitzungssaal des Ständehauses in Merseburg, ebenfalls auf Leinwand in Temperafarben, ausgeführt hat. Vogel hat sich schon auf dem Gebiete der Geschichtsmalerei durch eine Reihe trefflich komponierter, groß aufgefaßter und durch Kraft der Charakteristik ausgezeichneter Bilder bewährt, und dieselben Vorzüge fanden sich auch in einer Reihe von Wandgemälden im Berliner Rathause wieder, die zugleich eine angemessene Unterordnung unter die Architektur

und ein reifes Verständnis für die Forderungen des monumentalen Stils zeigten. Als die Wahl der Kunstbehörde für die Ausführung der Merseburger Bilder auf Vogel fiel, durfte sie von vornherein eines günstigen Erfolgs sicher sein, und in der That hat der Künstler die auf ihn gesetzten Hoffnungen nicht nur in vollem Maße erfüllt, sondern auch den Beweis geliefert, daß die monumentale Geschichtsmalerei, die man längst begraben glaubte, sehr wohl noch einer weitern Entwicklung und damit einer neuen Blüte fähig ist. In weiser Berücksichtigung der Notwendigkeit, daß ein Wandgemälde nicht wie ein auf die Mauer geklebtes Staffeleibild, sondern rein dekorativ, etwa wie ein an der Wand hängender Gobelin wirken soll, hat er die Farben gedämpft und auf eine kühle, lichte Tonart gestimmt, die besonders dem mittlern Bilde zu gute kommt, das die Landung Ottos des Großen und seiner Gemahlin Editha am Elbufer bei Magdeburg im Jahre 943 und ihren Empfang durch Geistliche und Bürger mit einem weiten Blick über den Fluß und seine Umgebung bei hellem Sonnenglanz darstellt. Der Beschauer hat vor diesem Bilde die Empfindung, als ob sich der Raum erweiterte, die Wand sich öffnete und ihm ein Blick in ungemessene Fernen aufgethan würde.

Die „Modernen," die sich gegen die Lehren der Kunstgeschichte hochmütig verschließen, sind immer zu sehr geneigt, solche Erfolge auf die Rechnung der neuen Hell- und Freilichtmalerei zu setzen. In Wahrheit ist diese Art von Hellmalerei aber so alt wie die Wandmalerei selbst. Schon die altrömischen Maler haben sich, wie wir aus den in Pompeji und Rom aufgefundnen Mauergemälden wissen, zu diesen Grundsätzen der Hellmalerei bekannt, und die Italiener des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, zum Teil auch noch die Cinquecentisten, haben, bewußt oder unbewußt, daran festgehalten. Vogel selbst ist von dem vorbildlichen Wert dieser Malereien, die auch dem modernen Künstler noch genug Geheimnisse der Technik enthüllen, so überzeugt, daß er trotz seiner modernen Neigungen erst eine Reise durch Italien zu einem gründlichen Studium der alten Wandmalereien gemacht hat, bevor er an seine Arbeit ging.

Die Ausstellung der Wandgemälde für Merseburg hat dem Künstler den Anlaß geboten, in einer Reihe von Staffeleibildern einen Rückblick auf das letzte Jahrzehnt seines Schaffens zu geben. Ein ungemein vielseitiger Künstler, leistet er auf fast allen Gebieten der Malerei gleich hervorragendes: im Genre, in Innenräumen mit zahlreichen Figuren, in einzelnen Charakterstudien und im Bildnis. Sein erlesener Geschmack in der Anordnung und sein Geschick in der Erfassung des Individuellen haben ihn zu einem unsrer besten Bildnismaler gemacht. Aus allen seinen Bildern spricht ein ungemein fein und reich entwickelter Sinn für das Kolorit und zugleich die Fähigkeit, die schwierigsten koloristischen Aufgaben mit spielender Leichtigkeit zu lösen.





Antikes und Altchristliches in Rom

Von Otto Kaemmel

(Schluß)

Die uralte Verkehrsbedeutung dieser Gegend am Tiberufer, wo der Rindermarkt und der Gemüsemarkt nahe bei einander lagen, beruhte auch auf den beiden hier über den Fluß nach dem Trastevere hinüberführenden Brücken, dem nach der Tiberinsel geschlagnen Pons Fabricius (Ponte Quattro Capi) und dem 114 v. Chr. etwas unterhalb erbauten Pons Ämilius, dessen Pfeiler- und Bogenreste seit der Hochflut von 1598 Ponte rotto heißen. Statt dieser damals zerstörten Brücke führt jetzt der moderne Ponte Palatino (auch Ponte rotto genannt) hinüber, eine überaus charakteristische und malerische Aussicht eröffnend: stromauf- und abwärts zeigen sich die mächtigen Quadermauern der Tiberregulierung, die dem Flusse ein Flutbett durchschnittlich von 100 Metern Breite durch die ganze Stadt hindurch geöffnet haben, aufwärts die hochbebaute Tiberinsel, die jetzt nach dem linken Ufer hin bei gewöhnlichem Wasserstande landfest geworden ist, abwärts die Mündung der uralten Cloaca maxima unter dem Rundtempel Santa Maria del Sole, von der neuen Ufermauer eingefaßt, gegenüber auf dem rechten Ufer das Häusergewirr des Trastevere, darüber die lange grüne Linie des Janiculus mit dem alles überragenden, großartigen Garibaldidenkmal und der am Ende darüber aufsteigenden blaugrauen Peterskuppel, nach rückwärts auf der einen Seite das hier hoch aufsteigende Kapitol, auf der andern die grünbewachsene Steilwand des Aventin, über deren festungsartiger Mauer ein paar einsame alte Kirchen hervorschauen.

Der Aventin trug schon in der Königszeit auf seinem östlichen Teile den Dianatempel, das römisch-latinische Bundesheiligtum, wurde aber von den innern Hügeln Roms am spätesten mit Häusern besetzt. In der ersten Hälfte des Mittelalters war er stark bewohnt und hatte im neunten Jahrhundert mehrere Adelspaläste, zu denen Otto III. gegen Ende des zehnten einen Kaiserpalast fügte. Erst nach dem verheerenden Brande bei der Einnahme der Stadt durch die Normannen im Mai 1084 verödete der Hügel und blieb klösterlichen Ansiedlungen überlassen. Aus diesem Zustande ist er auch heute noch kaum herausgetreten. Wenn man von der Piazza Bocca della Verità durch die Via della Greca die einsame, stille Via di Santa Sabina hinaufsteigt, sieht man auch oben zu beiden Seiten zunächst nur hohe Garten- und Vignenmauern. An ihr liegen rechts drei Kirchen, Santa Sabina, Sant' Alessio e Bonifazio und Santa Maria del Priorato mit der Villa des Malteserordens. Erst ein Bettler, der in der Nähe seinen Standort hatte, machte mich hier auf die berühmte Schlüssellochaussicht aufmerksam. In dem Rahmen eines Schlüssellochs an der Pforte erscheint in der Ferne wie ein Miniaturbild auf Goldgrund die feine Linie der Peterskuppel, denn ein Rebengang führt hier gerade auf die Gartenmauer zu und öffnet den Blick über das Trastevere hinweg genau nach dem St. Peter. Der anmutige Garten enthält die schönste Palme Roms

— sie sind hier noch seltne Ausnahmen —, die auch die schwere Beschädigung bei der französischen Belagerung von 1849 gut überstanden hat, und gewährt von seiner Mauer eine reizvolle Aussicht über die Tiber, das Trastevere, den Janiculus und den St. Peter, namentlich schön im Golde eines Sonnenuntergangs. Bei Sant' Alessio hatte Kaiser Otto III., der erlauchteste aller deutschen Romschwärmer, seinen Palast. Doch die älteste und merkwürdigste Kirche des Aventin ist die Santa Sabina. In der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts erbaut zeigt sie noch völlig die ursprüngliche Anlage einer altchristlichen dreischiffigen Basilika mit dem offnen Sparrendach über dem Mittelschiff und 24 prächtigen antiken korinthischen Säulen, die es stützen. Die Kirche wurde 1222 den Dominikanern überwiesen und somit Santa Sabina das Mutterkloster des Ordens. Der führende Bruder, ein deutschsprechender Slowene, zeigte im Garten noch den Orangenbaum, den der Ordensstifter gepflanzt hat, mußte aber auch berichten, daß das böse Governo das Kloster aufgehoben und die Güter eingezogen habe. Dafür erhebt sich am Westabhange des Aventins der mächtige romanische Neubau des Benediktinerklosters Sant' Anselmo. Von dem antiken Dianatempel stammen vermutlich die Unterbauten, auf denen die uralte Kirche Santa Prisca (aus dem vierten Jahrhundert) steht, und wahrscheinlich auch die Säulen der Santa Sabina.

Von Santa Prisca aus sieht man über das Thal des Cirkus maximus, das jetzt wieder fast in seinen ursprünglichen Zustand zurückgesunken ist, nur daß es die Schlote und die runden Bassins der Gasanstalt trägt, hinüber einerseits nach der Trümmerwelt des Palatin, andrerseits nach dem Cälius, dem Hügel Roms, der in der malerisch-schwermütigen Einsamkeit seiner Gärten, Kirchen und Klöster den Charakter des altpäpstlichen Roms noch am meisten bewahrt hat. Aus den dunkeln Laubmassen und Hecken der Gärten, zwischen Pinien und Cypressen ragt dort San Giovanni e Paolo mit der zierlichen Rundbogengalerie der Apsis, der Renaissancekuppel darüber und dem romanischen Glockenturm auf, etwas tiefer San Gregorio Magno, weiterhin rechts die schlichte Villa Mattei neben der Santa Maria in Domenica. Der bequemste Weg zum Cälius führt von der Stadt aus am Kolosseum und an dem Ziegelstumpf der Meta sudans vorbei durch den Konstantinsbogen und die breite Via di San Gregorio hinauf, die, von schönen Bäumen beschattet, in der Senkung zwischen Palatin und Cälius hinläuft. Dann geht es links eine Nebengasse hinauf, an San Gregorio Magno vorüber nach San Giovanni e Paolo. Das ist eine der ältesten und interessantesten Kirchen der kirchenreichen Stadt. Denn sie ist schon gegen Ende des vierten Jahrhunderts von einem Senator Pammachius nicht an der Stelle, sondern geradezu über dem Hause der beiden Märtyrer, nach denen sie heißt, erbaut worden, der kaiserlichen Palastoffiziere Johannes und Paulus, die auf Befehl des Kaisers Julianus Apostata am 26. Juni 362 in eben diesem Hause im stillen hingerichtet wurden. Schon unter Symmachus (498—514) war die Kirche Kardinalstitel. Das Haus selbst ist durch den Kirchenbau und die Erhöhung des Straßenniveaus davor in eine Art kellerartiger Räume verwandelt, die Kirche nach dem Normannenbrande von 1084, der auch den Cälius verwüstete, mehrfach erneuert und umgestaltet, zuletzt 1718 in eine Barockkirche verwandelt worden. Doch ist wenigstens die Anlage einer dreischiffigen Basilika mit flacher Decke erhalten, und die Granitsäulen des Mittelschiffs stammen wahrscheinlich aus dem Peristyl des Hauses, das unter dem linken Seitenschiff lag. Eine Marmorplatte auf dem schönen Paviment aus dem dreizehnten Jahrhundert bezeichnet die Stelle der darunter liegenden Hinrichtungsstätte, doch sind die Reste der Märtyrer nicht mehr dort, sondern in einem Porphyrsarkophage unter dem modernen Hochaltar beigesetzt. Eine enge Treppe, dieselbe, die aus dem Tablinum des Hauses ins Obergeschoß hinaufführte, verbindet jetzt die Kirche mit dem Hause.

Es sind dreizehn ziemlich ansehnliche und hohe, jetzt natürlich ganz dunkle Räume, neben dem Tablinum die Wohnzimmer, das Triclinium, die Küche, der Weinkeller, noch mit großen Thonamphoren ausgestattet, die meisten Zimmer mit verblaßten Wandmalereien christlichen Inhalts aus dem vierten Jahrhundert. Die Stelle der Enthauptung und des ursprünglichen Grabes, beim Atrium und nicht weit vom Keller, ist ein enger, niedriger Winkel unter der Treppe. Es hat etwas Erschütterndes, einer Thatsache, die sonst immer als Legende in dämmernder, unsichrer Beleuchtung erscheint, hier gewissermaßen unmittelbar in die Augen zu sehen.

Das anstoßende Kloster, im Besitz der Passionisten seit Papst Clemens XIV. (1769—74), steht ebenfalls auf den Grundlagen eines antiken Baues, von dessen Arkadengängen auf dem kleinen Platze vor dem Eingang der Kirche unter dem Glockenturm noch einige eingemauerte Pfeiler und Bogen sichtbar sind. Hier nämlich stand vermutlich der Tempel des vergötterten Claudius, den Vespasianus vollendete. Auf unser Läuten an der verschlossenen Klosterpforte öffnete uns der greise Bruder Pförtner und führte uns zunächst in den ausgedehnten Gemüsegarten, der den ganzen großen Raum zwischen den antiken Umfassungsmauern der Tempelanlage bedeckt. Als ich ihm bemerkte, da müsse doch viel wachsen, und die Ordensbrüder schienen sich ganz wohl zu befinden, schüttelte der Alte traurig den Kopf und erwiderte: „O nein, die Regierung hat uns alles genommen, wir sind Bettler" (mendicanti). Es ist immer wieder dieselbe Klage, die noch nicht so bald verstummen wird. Und doch vermochte das Bedauern bei uns nicht so recht aufzukommen, denn es war eine wundervolle, träumerische Idylle da oben. In dem kleinen geschützten Gärtchen zwischen den Flügeln des Klosters blühte noch alles in üppigem Flor, von dem wir durchaus ein Sträußchen annehmen mußten; fünf herrliche schlanke Palmen schaukelten ihre feinen Wedel leise im Abendwind, und aus der weiten Stadt klangen von ferne die Glocken zum Ave Maria herauf. Aber es war eine Idylle auf dem gewaltigsten epischen Hintergrunde. Denn von der Umfassungsmauer des Gemüsegartens that sich der Blick auf hier nach dem Riesenringe des Kolosseums und den Trümmern am Forum, dort nach Santa Maria Maggiore und dem Lateran, wieder ein echt römisches Bild!

Ein ähnliches Idyll mit epischer Färbung bietet die nahe Villa Mattei an der Ostseite des Cälius, ein Bau aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Hier wechseln auf dem sich leicht senkenden Gelände weite Wiesenflächen mit schönen Baumgruppen, Myrtensträucher und hohe Lorbeerhecken, Citronenbäume und Rosen, Agaven und Kakteen. Daß „die Myrte still und hoch der Lorbeer steht," kann nirgends anschaulicher werden als hier. Da der gegenwärtige Besitzer, Baron von Hoffmann in Leipzig, mit römischer Liberalität die Villa jeden Donnerstag nachmittag dem Publikum öffnet, so sammelt sich hier gern die gute einheimische und fremde Gesellschaft, und man kann wohl auch neben andern Geistlichen einen Kardinal, der dann von allen Seiten respektvoll begrüßt wird, seinen Spaziergang machen sehen, während sein einfaches Coupé draußen vor dem Eingangsthore hält, denn die Zeit der goldstrahlenden vierspännigen Karossen ist für die Kirchenfürsten seit 1870 vorüber. Von dem Oratorium des Filippo Neri aus, des von Nächstenliebe und lebensfreudigem Gottesbewußtsein überströmenden Augustiners (gestorben 1595), der hier an dem stillen, weltfernen, von hohen Hecken abgeschlossenen Plätzchen mit seinen Schülern und Zuhörern gern verweilte, bietet sich der köstlichste Ausblick über den Park, die Wiesen am Fuße des Hügels, auf denen schönes Vieh weidet, die altersbraune Stadtmauer, die ungeheuern Trümmermassen der Caracallathermen, die wellige Campagna mit dem Grabmal der Cäcilia Metella und das ferne Albanergebirge darüber. Kein Wunder, wenn sich Filippo Neri, ein echter Römer, hier „zur Wonne begeistert" fühlte!

Gleich im Osten der Villa Mattei liegt zwischen hohen, einförmigen Gartenmauern ein großer Rundbau, San Stefano rotondo. Eine antike Markthalle (Macellum magnum), etwa aus dem Ende des vierten Jahrhunderts, ist schon vom Bischof Simplicius (468—483) unmittelbar in die Kirche des ersten Märtyrers Stephanus verwandelt worden. Zwei konzentrische Kreise von zusammen 56 meist granitnen Säulen mit sehr rohen ionischen Kapitälen trugen ursprünglich innerhalb des Mauerrings hohe Rundmauern und diese das flach konische Holzdach, sodaß der Durchmesser des ganzen Kreises 65 Meter betrug. Als Nikolaus V. den verfallnen Bau 1453 erneuerte, ließ er die äußere Säulenreihe durch eine Zwischenmauer mit Rundbogenstellungen und kleinen Rundfenstern darüber verbinden und stellte so eine neue, engere Außenmauer von nur noch 45 Metern Durchmesser her; nur einige Seitenkapellen (z. B. der Märtyrer Primus und Felicianus) blieben von dem alten Außenringe übrig. Der an sich auch jetzt noch imposante Eindruck des gewaltigen Runds wird einigermaßen beeinträchtigt durch zwei kolossale Säulen und zwei Pfeiler in der Mittellinie, die rechts und links vom Hochaltar das Dach stützen. Mit geradezu scheußlichen Marterbildern an der Wand, dem Erzeugnis einer brutalen Frömmigkeit und einer unbegreiflichen Henkerphantasie, haben erst die Jesuiten, die Besitzer der Kirche seit Gregor VIII. (1572—85), sie geschändet.

Eine andre Kirche, die Christliches mit Antikem in besonders merkwürdiger Weise verbindet, liegt nordwärts von San Stefano an der vom Kolosseum geradeswegs nach dem Lateran führenden Via di San Giovanni, San Clemente. Die heutige dreischiffige Oberkirche unter offnem Balkendach, der ein weiter Vorhof an der Ostseite vorliegt, stammt erst aus dem Ende des elften Jahrhunderts; die ursprüngliche viel breitere Kirche, die seit dieser Zeit zur Unterkirche geworden ist, ist dagegen schon in der Zeit Konstantins des Großen auf einem noch wesentlich ältern Privathause teils aus republikanischer, teils aus kaiserlicher Zeit, das wahrscheinlich dem Bischof Clemens (um 100 n. Chr.) gehörte, und dessen Reste unter der Apsis und dem hintern Teile der Kirche liegen, errichtet worden. Der eine dieser unterirdischen Räume enthielt ein Heiligtum des Mithras, dessen finstre, ernste Soldatenreligion dem sinkenden Heidentume den letzten sittlichen Halt gegeben hat; an seiner Stelle wurde nach dem Aufhören der Verfolgung eine kleine Kapelle eingebaut. So tritt hier der Kampf zwischen der aufsteigenden und der sinkenden Religion dem Beschauer geradezu leibhaftig, in örtlicher Bestimmtheit entgegen! Die Räume sind jetzt teilweise mit Wasser gefüllt und schwer zugänglich; auch die mit Wandmalereien reich geschmückte Unterkirche ist so dunkel, daß man zwar mit dem üblichen Wachslicht bewaffnet die Fresken einigermaßen, aber die Anlage des Ganzen kaum erkennen kann. Doch sind bei der Erbauung der Oberkirche die marmornen Chorschranken mit dem Monogramm Papst Johanns VIII. (872—882), die beiden Ambonen (Kanzeln) und der Leuchter für die Osterkerze aus der Unterkirche verwandt worden, und San Clemente stellt, auch wie es jetzt ist, das gute Bild einer altchristlichen Basilika dar.

Die ganze Umgegend beherrscht, obwohl ziemlich tief liegend, das Kolosseum, die großartigste Ruine der Welt. Freilich eben eine Ruine. Seit dem elften Jahrhundert erst von den Frangipani, dann von den Annibaldi als feste Burg benutzt, wurde es, als dies 1312 aufhörte, zum Steinbruch, aus dessen prächtigen Travertinquadern seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts die Palazzi Venezia, Cancelleria, Farnese erbaut wurden, und verlor so den ganzen Außenring nach dem Cälius hin, überhaupt fast die Hälfte seines ungeheuern Steinmaterials. Erst Benedikt XIV. schützte es vor weiterer Zerstörung, indem er es am 19. September 1756 mit allem kirchlichen Pomp und unter unermeßlichem Volksgedränge zur Chiesa pubblica, zu einem großartigen Kalvarienberge mit vierzehn Stationen

weihte. Das ist es dann über hundert Jahre lang geblieben, aber dieser kirchliche Schutz kam zu spät.

Auch für die Erhaltung der großartigen Kaiserfora des Cäsar, des Augustus, des Vespasian, des Nerva und des Trajan, die sich in einer wesentlich abweichenden Längsachse auf der Nordseite des Forum romanum und des Kapitols von der Konstantinsbasilika bis beinahe zur Via lata (Corso) erstreckten, hat die Kirche nur sehr wenig gethan, vielmehr sich hier und da zu ihren Zwecken an der Zerstörung beteiligt. So ragen nur dann und wann in den engen Gassen und zwischen den hohen Häusern des römischen Kleinbürgertums, das sich hier im Mittelalter eingenistet hat, vereinzelte Säulen, Säulengruppen und Quadermauern überraschend auf, in ihrer stolzen Wucht sich seltsam abhebend von ihrer jetzigen meist kleinlichen Umgebung. Vom Cäsar- und vom Vespasiansforum (Forum pacis) ist gar nichts mehr übrig, vom Forum des Nerva stehn nur noch zwei schöne korinthische Säulen mit reichem Gebälk und Reliefschmuck, die mit der dahinter liegenden Quadermauer zur östlichen Einfriedigung am Tempel der Minerva gehörten und noch jetzt bis zur Hälfte im aufgehöhten Boden stecken (le Colonnace); vom Augustusforum stehen noch beträchtliche Teile der kolossalen schwarzgrauen Umfassungsmauer, die hier teilweise die Richtung der modernen Straßenfronten bestimmt hat, und von dem es beherrschenden Tempel des Mars Ultor drei hohe korinthische Säulen und ein Pfeiler mit Gebälk von der Ostseite. In diesen Tempel baute schon im fünften Jahrhundert Simplicius I. die Kirche San Basilio hinein, aber wahrscheinlich wurde er dabei auch größtenteils abgebrochen; das Forum selbst verödete und versumpfte und war mit üppiger Vegetation bedeckt, sodaß es im Volksmunde Hortus mirabilis, der Wundergarten, hieß. Im vierzehnten Jahrhundert traten Kirche und Kloster dell' Annunziata an die Stelle von San Basilio, und dieses setzte auf die drei Säulen und die Tempelmauer seinen Glockenturm, der erst 1820 abgetragen wurde.

Am meisten ist noch vom Trajansforum erhalten, Reihen von Säulenstümpfen aus Granit und einzelne umherliegende gewaltige Säulenschäfte aus demselben Stein um die Riesensäule Trajans auf einem Platze, der 6 Meter tiefer als das Niveau der ihn umgebenden Straßen liegt, die traurigen Reste der prachtvollen Basilika Ulpia vor dem Tempel Trajans. Bruchstücke der Umfassungsmauern sind in angrenzende Häuser verbaut. Das war das Werk, vor dem Kaiser Konstantius im Jahre 357 stand „wie betäubt, indem er seinen Geist durch die gigantischen Wölbungen schweifen ließ, die weder mit Worten beschrieben werden können, noch für Sterbliche zum zweitenmal erreichbar sind." Heute würde er höchstens die Trajanssäule wieder erkennen. Obwohl im siebenten Jahrhundert von den byzantinischen Kaisern seines reichen Bronzeschmucks meist beraubt, stand das Trajansforum noch im achten Jahrhundert als Ganzes aufrecht. Erst im zehnten Jahrhundert begann die Verödung, Gärten entstanden hier, und im Jahre 1032 wird eine Kirche S. Nicolai sub columpnam Traianam erwähnt, der die Säule selbst gehörte, bis der römische Senat 1162 beide dem Kloster San Ciriaco (Santa Maria in Via lata) zusprach oder es in ihrem Besitz bestätigte und jede Verletzung der Säule mit dem Tode bedrohte, „damit sie zur Ehre der Kirche und des ganzen römischen Volkes unverletzt und unbeschädigt bleibe, so lange die Welt dauert." Das schützte die Säule vor Zerstörung, aber nicht die Bauten des Forums; deren Baumaterialien sind vielmehr wahrscheinlich für diese Kirche und für ein paar ihr folgende kleinere und wieder verschwundne verwandt worden. Im zwölften Jahrhundert war alles um die Säule herum wüst und mit Schutt bedeckt, und neue Gassen begannen sich auf dem erhöhten Terrain zu bilden, die die Säule fast ganz einschlossen. Erst Sixtus V. ließ die Basis freilegen und 1587 die Bronzestatue des Apostels Petrus hinaufsetzen; daneben entstanden die beiden anmutigen kleinen Kuppelkirchen,

Santa Maria di Loreto bald nach 1500, Santissimo Nome di Maria 1683, beide über den Fundamenten des Trajanstempels, und seit 1812 erhielt der Platz durch Ausgrabungen allmählich seine heutige Gestalt.

Auch die Markussäule, die nicht auf einem Forum, sondern auf einem kleinen Platze an der Via lata, dem Vorläufer der heutigen Piazza Colonna, stand, verdankt ihre Erhaltung vor allem der Kirche. Schon vor 955 war sie im Besitze des Klosters San Silvestro in Capite, dessen malerisches Gebäude in der Via della Vite seitwärts vom Corso heute das Hauptpostamt enthält, und daneben lag eine kleine Kirche, Sant' Andrea. Dann wurden beide verpachtet und drohten dem Kloster verloren zu gehn, bis dieses 1119 jeden mit seinem Fluche belegte, der Säule und Kirche zu entfernen sich unterfange. Die Apostelstatue (des Paulus) gab Sixtus V. auch dieser Säule 1589 zugleich mit einem neuen Postament, denn das antike liegt 7 Meter tiefer.

Hat man sich durch das Gassengewinkel dieses Stadtteils westlich vom Corso nicht ohne Mühe durchgewunden, so findet man sich überrascht auf einem ansehnlichen Platze zwischen hohen Häusern, in dessen Mitte ein Springbrunnen unter einem hohen Obelisken rauscht, und sieht diesem gegenüber ein mächtiges schmuckloses Bauwerk mit flachem Kuppeldach und einer säulengetragnen Vorhalle. Es ist das Pantheon, das besterhaltne Monument des antiken Roms und zugleich sein großartigstes. Nach der einfachen Inschrift am Architrav der Vorhalle, die sich übrigens nur aus den Nietlöchern für die verschwundnen Metallbuchstaben erschließen läßt, hat M. Agrippa, der Feldherr und Schwiegersohn des Augustus, den Bau im Jahre 25 v. Chr. errichtet; allein die Ziegelstempel machen es unzweifelhaft, daß das Pantheon so, wie es jetzt vor uns steht, erst zur Zeit des Kaisers Hadrian, der es auch historischen Nachrichten zufolge nach einem Blitzschlage im Jahre 110 wieder hergestellt hat, mit Benützung älterer Werkstücke erbaut worden ist als eine durchaus original-römische Schöpfung, wenn auch vielleicht unter einem gewissen Einfluß hellenistisch-orientalischer Vorbilder, die auf die Kunst der römischen Kaiserzeit überhaupt sehr stark eingewirkt haben. Denn griechisch ist nur die Tempelvorhalle und die Dekoration; der Rundbau selbst ist ganz und gar römisch, im Grunde die höchste künstlerische Gestaltung des runden uritalischen Hauses, wie es noch jede Rohrhütte der Hirten und Kohlenbrenner in der Campagna zeigt, und die kleinen Rundtempel (z. B. der Vesta, der Göttin des Hausherdes) es zuerst ins Künstlerische übersetzt haben; nur deckt hier eine gewölbte Kuppel, wieder eine original-römische Schöpfung, den Bau, und zwar eine genau abgemessene Halbkugel einen Cylinder von derselben Höhe und demselben Durchmesser (42,85 Meter im Lichten), sodaß ein genaues mathematisches Verhältnis herauskommt, denn der Rauminhalt beider ist wie 2 zu 3, ein Verhältnis, wie es schon Archimedes in seiner bekannten stereometrischen Figur festgestellt hatte. Nach Hadrian hat noch Septimius Severus im Jahre 202 daran gebaut, und im vierten Jahrhundert bewunderte man das „himmelgleiche Gewölbe.“ Pantheum (Pantheion) aber, d. h. das Hochheilige, hieß das Gebäude schon im ersten Jahrhundert, und es war allen Göttern gewidmet. Unter Kaiser Honorius wurde es 399 als Tempel für den heidnischen Kultus geschlossen. Doch etwa zweihundert Jahre später schenkte es Kaiser Phokas dem Bischof Bonifazius IV. (608—615), und dieser weihte es am 13. Mai vermutlich des Jahres 609 der Maria und allen Heiligen. Denn längst hatte sich eine christliche Mythologie gebildet, die das göttliche Licht in tausend Strahlen brach, dafür aber es auch dem Menschen näher brachte. Seitdem schützte die Kirche den herrlichen Bau, ohne ihn freilich vor Verstümmlungen und Unbilden zu bewahren.

Die gewaltige tiefe Vorhalle, von sechzehn mächtigen glatten korinthischen Säulen aus graurötlichem Granit getragen, von denen acht in der Front stehn, enthält weder

die (von Hadrian wieder angebrachte oder erneuerte) Widmungsinschrift Agrippas mehr, noch das Bronzerelief des Giebelfeldes, noch die Bronzebalken, die einst die drei Tonnengewölbe über den Säulen trugen; denn diese ließ Papst Urban VIII. im Jahre 1632 wegnehmen, um aus der kolossalen Metallmasse von mehr als 450000 römischen Pfunden das Tabernakel über dem Hochaltar der Peterskirche und Kanonen für die Engelsburg gießen zu lassen; auf der Vorhalle aber war 1270 ein Glockenturm errichtet worden, den zwar derselbe Papst entfernte, aber durch zwei kleinere, nicht minder geschmacklose Türmchen zu beiden Seiten des Daches, die beiden jetzt glücklicherweise ebenfalls verschwundnen „Eselsohren," ersetzen ließ. Der Rundbau selbst zeigt von außen her nur die obere Hälfte der Kuppel, im übrigen die braunrote, 6 Meter starke Ziegelmauer, von zwei Karniesen und von eingemauerten Bogen gegliedert; die alte kostbare Marmorbekleidung ist ebenso verschwunden wie die Bedachung der Kuppel mit vergoldeten Bronzeziegeln, die Kaiser Constans II. schon 663 entführte, und die dann durch eine Bleibedachung zuletzt unter Martin V. (1417—31) ersetzt wurde. Aber das alles hat die Erhabenheit der „Rotonda" nicht zerstört, denn diese liegt im Innern, und auch diese Bevorzugung des Innenbaus ist etwas Neues, Originelles, was den christlichen Kirchenbau vorbereitet hat.

Wir treten aus der Vorhalle durch die hohe antike Bronzethür und stehn wie gebannt in diesem wunderbaren Raume, dessen Eindruck auf seinen reinen Verhältnissen noch viel mehr beruht als auf seinem Schmuck, unter dieser Kuppelwölbung, die so groß und einfach wirkt wie das Himmelsgewölbe selbst. Noch bedeckt den Fußboden das prachtvolle antike Paviment aus Granit-, Serpentin- und Marmorplatten, den untern Teil der Cylinderwand die kostbare Marmorbekleidung, und die acht großen und acht kleinen Nischen, die die einförmige Wand unterbrechen und beleben, sind mit Marmorsäulen und Pfeilern geschmückt, während der obere Teil der Cylinderwand nur von einfachen, flachen Nischen gegliedert wird. In diesen untern Nischen standen die Götterbilder, wie später die Heiligen, in der großen gegenüber dem Eingange das des Jupiter, wo jetzt der Hochaltar steht. Aber auch noch in anderm Sinne als dem religiösen ist das Pantheon eine Kultstätte geworden. Denn links ruht in einer Nische Raffael, dessen Grab die von ihm in seinem Testament gewünschte betende Madonna von Lorenzetto bezeichnet, und gegenüber auf der rechten Seite birgt ein kolossaler schwarzer Marmorsarkophag mit der einfachen Inschrift al liberatore die sterblichen Reste des ersten Königs von Italien. Die Wand darunter ist beständig mit kostbaren Kränzen bedeckt, und in ein ausliegendes Buch schreiben alljährlich Tausende von Besuchern ihren Namen ein. Von der Attika aus steigt die Kuppel empor, 1747 unter Benedikt XIV. der kostbaren Bronzebekleidung ihrer Kassetten beraubt, aber gerade in ihrer schlichten Wucht unvergleichlich, und oben im Scheitelpunkt öffnet sich das große Auge von fast 9 Metern Durchmesser, durch das der blaue Himmel hereinschaut, die einzige Lichtöffnung des Gebäudes. Da die Sonne nie so hoch steigt, daß ihre Strahlen den untern Teil des Innern erreichen, so wirkt diese Beleuchtung wunderbar gleichmäßig ohne den scharfen Gegensatz von hellem Licht und tiefem Schatten, der bei jeder seitlichen Beleuchtung hervortritt.

Wenig Schritte von diesem erhabnen Bau öffnet sich der belebte schöne Platz der Santa Maria sopra Minerva, deren Name schon verrät, daß sich diese Marienkirche mit ihrem ehemaligen Kloster über einem Minerventempel erhebt, daß die jungfräuliche Gottesmutter also auch hier die Götterjungfrau verdrängt hat. Schon um 800 stand hier die Kirche in Minervio, doch die jetzige, die einzige gotische Roms, hat nichts von antiken Resten, sondern ist ein Neubau des Dominikanerordens aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts. Was von Tempelresten noch im sechzehnten Jahrhundert im Klostergarten zu sehen war, ist längst verschwunden; den

1665 dort aufgefundnen kleinen Obelisken trägt Berninis Elefant auf dem Brunnen vor der Kirche.

Was von Rom Bedeutung hatte, das lag im Altertum auf dem linken Tiberufer; darum findet sich auf dem rechten, im heutigen Trastevere, kaum ein wichtiger antiker Überrest. Nur die Tiberinsel, die den Fluß spaltete und damit den Übergang erleichterte, aber seit der großen Tiberregulierung landfest geworden und nur durch ein gewöhnlich trocken liegendes Flutbett vom linken Ufer getrennt ist, hatte als Heiligtum des Heilgottes Äskulapius (seit 292 v. Chr.) eine größere sakrale Wichtigkeit. Auch an diesen Tempel knüpfte eine christliche Kirche an, denn in und mit ihren Resten baute Kaiser Otto III. im Jahre 1000 seinem schwärmerisch verehrten Jugendfreunde Adalbert von Prag, der im heidnischen Preußen als Märtyrer gefallen war, und dem hl. Bartholomäus eine Kirche. Aus dem Tempel stammen jedenfalls ihre vierzehn Granitsäulen, im übrigen ist sie modernisiert; nur der Glockenturm, die Inschrift über der Hauptthür von 1113 und Reliefs im Innern am Hauptaltar mit der Gestalt Ottos III. erinnern an den Gründer, den einzigen deutschen Kaiser, der in Rom eine Kirche gebaut hat.

Aus den engen, winkligen, kleinstädtischen Gassen des Trastevere, die jetzt vom neuen Ponte Garibaldi her oberhalb der Insel eine breite, gerade Zukunftsstraße, der Viale del Re, durchschneidet, ragt nicht weit vom Flusse eine ansehnliche Kirche empor, Santa Cecilia in Trastevere. Hinter einem weiten Vorhof erhebt sich die von vier antiken ionischen Säulen getragne Vorhalle, darüber ein Renaissancegiebel und der romanische Glockenturm. Sie gehört zu den ältesten Roms, denn sie wurde auf den Wunsch der Märtyrerin bald nach ihrem Tode (22. November 232) über dem Hause ihrer Eltern erbaut und war schon im fünften Jahrhundert Titelkirche eines Kardinals. Die Heilige wurde indes zunächst in den Kallistuskatakomben bestattet und erst im Jahre 822 von Papst Paschalis II., der die Kirche erneuerte, in dieser beigesetzt. Als 1599 der Kardinal Emilio Sfondrato einen modernisierenden Umbau namentlich des Innern vornahm, fand er am 20. Oktober den Cypressensarg und in ihm die Leiche, auf der rechten Seite liegend, in feine, goldgestickte Gewänder gehüllt, zu Füßen die blutgetränkten Tücher, den Kopf mit dem Gesicht zu Boden geneigt, die Hände leicht gefesselt, im Nacken die Spuren der drei Schwerthiebe, die sie nicht sofort getötet hatten (nach römischem Gesetz durfte der Henker nicht mehr als dreimal schlagen). In dieser Haltung bildete sie der junge Stefano Maderna, und diese liegende Marmorstatue schmückt die Nische unter dem Hochaltar über der Konfession, der Märtyrergruft, wird auch in Rom in zahllosen Nachbildungen verkauft. Eine schmale Treppe führt aus dem rechten Seitenschiff in die Räume des antiken Hauses hinunter; hier sieht man noch das Badezimmer mit den wohlerhaltnen Heizungsröhren und die weiße Marmorplatte, auf der Cäcilia die tödlichen Streiche empfangen hatte. Wieder tritt eine Thatsache der ältesten Kirchengeschichte unmittelbar in die Gegenwart herein.

Nördlich vom Trastevere haben erst die Kaiser einzelne Bauten aufgeführt, Cajus Caligula den Cirkus, den später Nero benutzte, Hadrianus sein großartiges Grabmal. Auch dieses ist wie das Pantheon ein niedriger Cylinder von 67 Metern Durchmesser und 22 Metern Höhe auf einem quadratischen Unterbau und war vermutlich von einem kegelförmigen Aufbau gekrönt. Jetzt ist weder von diesem noch von dem reichen Marmor- und Statuenschmuck des Gebäudes das Geringste mehr übrig, sondern nur noch ein mächtiger braungelber Steincylinder aus den unverwüstlichen Travertinquadern, von päpstlichen Wohngebäuden und dem Kolossalstandbilde des Erzengels Michael, der das Schwert einsteckt, überragt, von Festungswerken umgeben, und in dieser verstümmelten und doch imponierenden Gestalt bietet die Engelsburg, ein festes Brückenkastell schon seit dem sechsten Jahrhundert, mit

der Engelsbrücke, dem antiken Pons Älius, und der Peterskuppel im Hintergrunde eines der charakteristischsten und imposantesten Bilder Roms. Freilich hat sich die Gestaltung der Tiberufer durch die mächtigen Quadermauern der neuen Tiberregulierung völlig geändert und den alten malerischen Zug eingebüßt, und neben der wenig veränderten Engelsbrücke überspannt heute eine häßliche neue Eisenbrücke für die Straßenbahn den Fluß, ein Bild, das den Gegensatz zwischen dem antiken Nutzbau, der niemals der Schönheit vergaß, und dem modernen Nützlichkeitsbau, der danach kaum mehr fragt, besonders grell hervortreten läßt.

Wenig verändert hat sich dagegen die alte Leostadt, der Borgo, wie sie mit deutschem Namen frühzeitig genannt wurde, eine früh mittelalterliche, schon um 850 befestigte Schöpfung bei der Peterskirche, seit deren Entstehung der kirchliche Mittelpunkt Roms und der katholischen Christenheit. Einige enge, ziemlich kleinstädtische Gassen bilden ihn noch heute, die einzigen in Rom, deren bescheidne Schaufenster „geistliche Waren“ sehen lassen, Heiligenbilder, Rosenkränze, Porträts des Papstes u. dergl. Sie laufen alle nach dem Petersplatze und der Peterskirche. Doch so imposant das weltbekannte Bild ist, das sich hier auf leise ansteigender Fläche bietet, das riesige Säulenoval Berninis um den Obelisken und die beiden rauschenden Springbrunnen im Vordergrunde, dahinter die stolze, prunkende Fassade der Kirche mit der wundervoll geformten Riesenkuppel darüber, daneben rechts die hohen langen, fensterreichen Fronten des Vatikanischen Palastes, es entbehrt doch im Grunde des tiefen historischen Reizes, der so viele andre Bauten Roms umgiebt, denn alles, was sichtbar ist, gehört der Hochrenaissance und dem Barockstil an. Von der alten Peterskirche sind nur noch in der jetzigen Unterkirche, dem Sagre Grotte Vaticane, einige Reste übrig, von ihrer antiken Grundlage nichts mehr. Einer solchen hat nämlich auch die ursprüngliche, frühchristliche Basilika aus der Zeit Konstantins des Großen nicht entbehrt. Sie entstand auf der Grundlage und aus den Materialien des zerfallnen Neronischen Cirkus, und zwar so, daß ihre Mittellinie nur wenig entfernt von der Nordwand des Cirkus verlief und die Kirche selbst etwa dem vordern Teile der heutigen entsprach. Sie war also eine Grab- und Gedächtniskirche der ersten Blutzeugen, die Rom bei der Christenverfolgung des Jahres 65 an dieser Stelle fallen sah, ein 88 Meter langer, aber nur 27 Meter hoher, fünfschiffiger Bau hinter einem großen Säulenvorhofe. Von der Fassade wenigstens giebt uns noch das Raffaelische Gemälde in der Stanza dell' Incendio des Vatikans, das den Brand von 847 und seine Beendigung durch den Kreuzsegen Leos IV. darstellt, eine Vorstellung; es zeigt eine querliegende Vorhalle mit mosaikengeschmückter Wand über fünf Thüren und über dem nach vorn abfallenden Dache den breiten, dreifenstrigen Giebel des erhöhten Mittelschiffs. An diese alte, ehrwürdige Basilika zu St. Peter knüpften sich große und schmerzliche Erinnerungen der deutschen Nation, denn hier sind fast alle ihre mittelalterlichen Kaiser als Erben der Cäsaren gekrönt worden; die jetzige Peterskirche erweckt uns nur das Gedächtnis an Luthers Kampf gegen den Ablaß, die Kirchenspaltung und die Gegenreformation des erneuerten Papsttums; innere Beziehungen hat die Mehrheit des deutschen Volks so wenig zu ihr, wie der deutsche Geist Anteil hat an dem modernen ultramontanen Katholizismus.

So wird den Fremden in Rom oft die Beobachtung verstimmen, daß hier das Mittelalter die antiken, die Neuzeit die mittelalterlichen Bauwerke nach eignem Bedürfnis und Geschmack rücksichtslos beseitigt oder umgestaltet hat; aber gerade in diesem sozusagen naiven Verfahren spricht sich die Empfindung eines ununterbrochnen Zusammenhangs mit der Vergangenheit aus, deren Denkmäler den Römern eben nicht als etwas Totes, Abgethanes, daher auch nicht als Gegenstände historischer Betrachtung und pietätvoller Schonung erschienen. Was aber auch Mittelalter und Neuzeit in Rom verwüstet haben, sie haben dabei doch immer die künstlerischen

Überlieferungen in ihrer Art festgehalten, und wie die römische Kaiserzeit gebaut, wie sie namentlich die Innenräume gestaltet und ausgeschmückt hat, das sehen wir aus den Kirchen und Palästen vor allem der Renaissance fast besser als aus den gerade von ihr noch arg verstümmelten Resten des Altertums.



Die Kohlennot

Als im vorigen Winter die Klagen über die Kohlennot laut wurden, beschäftigte sich die öffentliche Meinung hauptsächlich mit der Frage, ob und inwieweit den Unternehmerkartellen die Haupt- oder Mitschuld an der Kalamität beizumessen wäre. Wie schnell das Kartellwesen auch in Deutschland zugenommen hatte, zeigte schon eine private Zählung von 1897, wonach damals im ganzen 345 industrielle Kartelle bestanden, von denen unter andern 82 auf die chemische Industrie, 80 auf die Eisenindustrie, 59 auf die Industrie der Steine und Erden, 38 auf die Textilindustrie, 19 auf die Papierindustrie, 18 auf die Holzindustrie und 17 auf die Kohlenindustrie kamen. Von 260 dieser Vereinigungen bestanden vor 1865 nur 5, vor 1870: 6, vor 1875: 8, vor 1879: 14, vor 1896: 260. Seitdem geht, wie das Kaiserliche Statistische Amt Ende 1899 bemerkt hat, die Entwicklung zwar nicht mit derselben „Rapidität" weiter, da die Hauptunternehmungszweige eben schon kartelliert sind, aber doch ist die Zunahme immer noch bedeutend. Die ganze deutsche Kohlenproduktion — sowohl die Steinkohlen- wie die Braunkohlen- und die Koksproduktion — ist heute mit verschwindenden Ausnahmen in der Hand solcher Vereinigungen, die allerdings in verschiednem Umfang die Unternehmerthätigkeit ihrer Mitglieder beherrschen, aber immerhin einen großen Einfluß auf Produktion und Preis ausüben können. Mit das ausgedehnteste und mächtigste aller Kartelle in Deutschland ist das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat, das seit dem 1. März 1893 besteht. Wenn nun diese Kartelle überhaupt fähig sind, sich auch nur für eine kurze Zeit thatsächlich Monopolpreise zu sichern, so werden sie unter Umständen unzweifelhaft auch gemeingefährlich werden können, und wenn vollends die Kohlensyndikate die Macht erlangten und die Tendenz hätten, einen thatsächlichen Monopolpreis rücksichtslos auszubeuten, so würden sie in einem Grade gemeingefährlich werden, daß das schärfste gesetzgeberische Einschreiten berechtigt erschiene. Dann würde die Verstaatlichung des Kohlenbergbaus ernstlich ins Auge gefaßt werden müssen. Schon jetzt sind zum Teil recht ungestüme Wünsche in dieser Richtung laut geworden. Man unterschätzt dabei aber bei weitem die Schwierigkeiten einer solchen Maßregel und die damit notwendig verbundnen neuen Übelstände, und man setzt vor allem ohne jeden Beweis voraus, daß die Syndikate die Schuld an der Kohlennot tragen.

In der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 1. Februar 1900 brachte der Abgeordnete Freiherr von Eynatten die Frage in sehr maßvoller Weise zur Sprache und veranlaßte dadurch den Minister für Handel und Gewerbe zu einigen bemerkenswerten Erklärungen. Der Minister konnte zunächst mit Recht darauf

hinweisen, daß die Kohlennot und die „außerordentliche“ Steigerung der Kohlenpreise nicht auf Preußen und Deutschland beschränkt seien, sondern ebenso im Ausland herrschten. Dann verglich er die neuern Preisbewegungen mit denen in den siebziger Jahren, wo der Einfluß der Kohlensyndikate noch ganz fehlte. Die Durchschnittspreise für die Tonne Kohlen gab er dabei wie folgt an:

Oberschlesien				Dortmund				Saarbrücken			
	Mark		Mark		Mark		Mark		Mark		Mark
1870:	5,12	1894:	5,74	1870:	5,85	1894:	6,37	1870:	7,93	1894:	8,85
1871:	5,95	1895:	5,75	1871:	7,16	1895:	6,66	1871:	9,23	1895:	8,90
1872:	7,64	1896:	5,76	1872:	8,56	1896:	6,77	1872:	11,28	1896:	8,99
1873:	8,26	1897:	5,84	1873:	10,99	1897:	7,03	1873:	16,81	1897:	9,26
1874:	8,03	1898:	6,07	1874:	11,00	1898:	7,31	1874:	15,00	1898:	9,45
1875:	6,49			1875:	7,27			1875:	11,15		

Vergleicht man die Zahlen der siebziger mit denen der neunziger Jahre, so springt der Unterschied in der Bewegung allerdings zu Gunsten der von den Kartellen beeinflußten Periode in die Augen, so wenig auch damit der Beweis für deren Unschuld an der gegenwärtigen Kohlennot, die doch erst im Winter 1899/1900 beginnt, erbracht wird. Der Minister beurteilte die Lage weiter folgendermaßen: Bisher sei die Preisentwicklung ruhig und normal gewesen, und es liege kein Grund zur Klage vor, obgleich zugegeben werden müsse, daß im letzten Jahre die Steigerung der Preise über Erwarten hinausgegangen sei. Man müsse aber berücksichtigen, daß gegenwärtig auch der „Aufschwung der Industrie“ weit über Erwarten hinausgehe, und daß sich bei einem großen Aufschwung der Industrie selbstverständlich auch die Betriebsmittel verteuerten. Etwas „Ungesundes“ liege sonach nicht vor. Man habe also auch keinen Anlaß, „direkt die Syndikate zu beschuldigen, daß sie einen ungesunden Zustand herbeigeführt hätten.“ Bis jetzt könne man ihrem Wirken keinen Vorwurf machen, sie hätten vielmehr im allgemeinen dazu beigetragen, daß die Preisentwicklung sowohl wie die Lohnentwicklung gleichmäßiger, stetiger und ruhiger sei als in frühern Zeiten, und er sei überzeugt, daß, wenn die Syndikate nicht wären, wir ganz andre Preise haben würden, als wir sie thatsächlich gegenwärtig hätten, und daß wir demnächst einen „Rückgang der Preise“ zu beklagen haben würden, der nur in der allerschwersten Weise von der Industrie zu überwinden wäre. Deshalb rate er den Syndikaten, die ja neuerdings „stark geneigt seien zu weitern Preiserhöhungen,“ doch sehr vorsichtig zu sein. Gerade in der jetzigen Zeit sei eine Steigerung der Kohlenpreise ganz außerordentlich gefährlich.

Daß die Gruben durch die Syndikate an einer dem Bedürfnis entsprechenden Steigerung der Kohlenförderung gehindert würden, bestritt am 1. Februar im Abgeordnetenhause namentlich der Abgeordnete Büsing ganz entschieden. Die Gruben würden vielmehr von den Syndikaten gedrängt, zu fördern, was sie nur könnten, aber sie seien „an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt.“ Die „Kohlennot“ sei eben identisch mit der „Leutenot.“

Die gleichfalls schon zu Anfang des Jahres vielfach erhobnen Einwände gegen den starken Export an Kohlen und seine Begünstigung durch ermäßigte Eisenbahntarife wies der Handelsminister am 1. Februar kurz ab, weil der Export unentbehrlich sei. Bald darauf erklärte auch der Minister der öffentlichen Arbeiten dem Landeseisenbahnrat gegenüber, „daß die Kohlenausfuhr eine Notwendigkeit für unsern Bergbau sei,“ denn — meinte er —, „wenn man die Bedeutung der Ausfuhr für die einzelnen Reviere betrachtet und erwägt, daß z. B. Ober- und

Niederschlesien auch heute noch annähernd ein Drittel ihrer gesamten Produktion in das Ausland ausführen, so ist ohne weiteres zu ermessen, daß es ausgeschlossen sein muß, auf einen solchen Absatz zu verzichten, und ähnliche Verhältnisse liegen auch bezüglich der Kohlenausfuhr nach Holland, Belgien usw. vor, bei denen noch besondre Eisenbahn- und andre wirtschaftliche Interessen des Inlands in Frage stehn." Damit war freilich die Ansicht derer, die eine nach Lage des Inlandsbedarfs übermäßige Pflege und Entwicklung unsrer Kohlenausfuhr vermuteten, nicht widerlegt. Einen völligen und dauernden Verzicht auf den Export verlangte ja eigentlich niemand. Der Landeseisenbahnrat gab übrigens dem Minister Recht, ohne daß von einer Frage nach den Preisen, für die die Kohlen ins Ausland verkauft wurden, bis heute etwas verlautet wäre, obgleich es doch gerade darauf ankommt, wenn man ein Urteil fällen will. Ebenso wurden am 1. Februar von der Regierung die Beschwerden darüber, daß die Grubenbesitzer und vor allem auch der preußische Fiskus die gesamte Kohlenförderung für längere Perioden an einige wenige Großhandelsfirmen vergäben, als unwesentlich zurückgewiesen und das Verlangen nach einer Änderung mit einem entschiednen Non possumus beantwortet. Der Handelsminister antwortete am 1. Februar auf die Klage, daß es sogar bei frühzeitiger Nachfrage Genossenschaften von Konsumenten und einzelnen Großkonsumenten nicht gelinge, die nötigen Kohlenmengen von den staatlichen Gruben zu erhalten, mit dem Sprichwort: „Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren"; die Produktion für das laufende Jahr 1900 sei — am 1. Februar — thatsächlich schon verschlossen. Man habe den Händlern die Zusagen gemacht, und eine Kürzung daran sei nicht mehr möglich. Von einer Begünstigung der Einfuhr fremder Kohle zur Linderung der Not war damals unsers Wissens überhaupt nicht die Rede. Thatsächlich verlief die Sache ohne jedes Eingreifen des Staats. Man begnügte sich mit dem Hinweis auf genossenschaftliche Selbsthilfe und mit der Hoffnung, daß sich die Konjunktur ja doch wohl bald ändern werde.

Diese Vorgänge vom Anfang des Jahres muß man sich vergegenwärtigen, wenn man die Bedeutung der Thatsache verstehn will, daß wir jetzt, am Anfang des Winterhalbjahrs, vor einer wesentlich verschärften Kalamität stehn. Der Jammer über übermäßige Kohlenpreise ist, namentlich im Osten, noch lauter als im Januar. Die Landwirtschaft mit ihrem großen Kohlenbedarf, namentlich für die Nebengewerbe, Brennereien usw., die Industrie und die Masse der Kleinkonsumenten von Hausbrandkohle klagen mit Recht über den gegenwärtigen Preisstand und sehen mit Sorge dem Winter entgegen. Die Detailpreise sollen in der letzten Zeit um 40 bis 100 Prozent in die Höhe gegangen, und die Versuche der größern Konsumenten, sich rechtzeitig mit Vorräten zu versehen, sollen vielfach an dem wirklichen oder angeblichen Mangel an Lager bei Zwischen- und Großhandel, auch bei den Gruben selbst gescheitert sein. Auch die Kleinhändler klagen, sie könnten auch für hohen Preis die verlangten Kohlenmengen häufig nicht erhalten. Daß an diesen Klagen sehr viel Wahres ist, steht außer Zweifel. Klar zu sehen ist aber sehr schwer, schon weil es an der ausreichenden und zuverlässigen Preisstatistik für den abgelaufnen Teil des Jahres 1900 fehlt. Die amtliche Statistik des Reichs und Preußens giebt über die Kleinhandelspreise der Kohlen überhaupt keinen Aufschluß. Auch die Großhandelspreise erfahren wir nur für die Steinkohlen, nicht für die in dieser Frage sehr wichtigen Braunkohlen.

Die vorliegenden amtlichen oder „offiziösen" Äußerungen über die neue Kalamität wiederholen mit allem Nachdruck, daß auch nach den neuerdings angestellten Erhebungen „weder von den Produzenten, noch von dem Großhandel eine unzulässige Ausnutzung der gegenwärtigen Lage des Kohlenmarkts erfolgt" sei. Vielmehr verschulde zunächst der „vielgestaltige Zwischenhandel" die übermäßigen Preise,

unter denen heute namentlich der Kleinkonsument leide. Es werde, rät man, sich darum empfehlen, auf dem Wege der Selbsthilfe den Kohlenbezug in der Weise zu organisieren, „daß kreditfähige Genossenschaften, Gemeinden und andre größere Körperschaften für ihre Glieder den Kohlenbezug im großen und direkt von den Produktionsstätten in die Hand nehmen, und durch Verteilung des Bedarfs an die einzelnen den Zwischenhandel ausschalten und die demselben zu bringenden Opfer sparen.“ Ob sie dann aber nicht riskieren würden, wieder das Sprichwort von des Kaisers Recht zu hören, und den Bescheid zu erhalten, daß für 1900 schon alles vergeben sei, darüber wird nichts gesagt. Auch von den privaten Grubenbesitzern und ihren Vereinigungen, die doch nach Büsing schon am 1. Februar 1900 an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt waren, können sie einen solchen Bescheid erwarten. Daß der „Aufschwung der Industrie“ auch nach dem 1. Februar noch weiter über das Erwarten hinausgegangen sei, wird offiziös nicht behauptet. Jetzt liegt nach Ansicht der Regierung die Schuld an dem Zwischenhandel, an den vor sieben Monaten niemand dachte.

Wenn man die Kurse der Industriepapiere seit März verfolgt hat, so wird man freilich nicht gerade ermuntert, an den fortdauernden Aufschwung der Industrie zu glauben; eher an eine Krisis, wenn nicht an einen Krach. Trotzdem scheint bis jetzt noch immer in der Industrie mit Hochdruck weiter produziert zu werden, sodaß der Kohlenbedarf noch nicht nachgelassen haben mag. Die Verkehrsanstalten brauchen wohl auch noch immer mehr Kohlen, und unsre Kriegsschiffe desgleichen. Daß der „vielgestaltige Zwischenhandel“ in Kohlen die Notlage des Kohlenmarkts rücksichtslos ausbeutet, ist leicht wahrzunehmen, wenn man sich etwas Mühe giebt. In den Großstädten kauft der Kleinkonsument seine Hausbrandkohle nur zu oft aus vierter und fünfter Hand, im Gemüse- und Milchkeller. Die Warenhäuser handeln noch nicht damit. Die Krämer haben noch freie Hand, die Kunden mit 50 bis 80 Prozent Aufschlag zu bedienen, getreu dem Mittelstandsgrundsatz: Kleiner Umsatz großer Nutzen. Es ist deshalb sehr gut, daß offiziös jetzt für den Großdetailhandel eingetreten wird zum Besten der Kleinkonsumenten, wenn es sich auch nicht recht mit der Tendenz der Warenhaussteuer verträgt. Aber trotz aller Ausbeutung der Konjunktur durch den Zwischenhandel, darin allein oder auch nur hauptsächlich ist wohl die Kohlennot nicht begründet. Es muß wirklich Mangel an Beständen auf dem Kohlenmarkt herrschen, der namentlich in Rücksicht auf den nahen Winter ernstliche Besorgnis erregen kann. Die Regierung hat denn auch verständigerweise für die preußischen Staatseisenbahnen die Tarife für den Bezug ausländischer Kohlen ermäßigt. Zu der Aufhebung der Tarifermäßigungen für die Kohlenausfuhr hat sie sich dagegen auch jetzt noch nicht entschlossen. Wahrscheinlich wird die ergriffne Hilfsmaßregel wenig und namentlich keinen rechtzeitigen Erfolg haben. Vielleicht rechnet die Regierung mit der traurigen Wahrscheinlichkeit, daß die Industrie bald die Arbeit und damit den Kohlenverbrauch einschränken wird. Die Kohlennot würde dann andern schlimmern Nöten den Vortritt lassen. Es muß ja schließlich zu einer scharfen Krisis kommen, wenn wir aus der Geldnot, der Leutenot, der Wohnungsnot, der Kohlennot heraus zu einem wirklich gesunden wirtschaftlichen Aufschwung kommen wollen. Daß die Krisis Schmerzen macht und vielen Verluste bringt, kann die Regierung nicht verhindern, ebensowenig wie sie es zu verhüten vermag, daß sich unser Wirtschaftsleben einmal in falsche Bahnen verrennt, die zu Krisen führen.

Wenn man versuchen will, sich an der Hand der Statistik die Lage auf dem Kohlenmarkt etwas klar zu machen, so bietet uns die Reichsstatistik zunächst verhältnismäßig zuverlässige Zahlen über die Großhandelspreise der Steinkohlen in den Hauptsorten und den Hauptarten. Wie greifen folgende Angaben heraus.

Es stellten sich die Großhandelspreise für die Tonne (1000 kg) Steinkohlen:

	1900				1899		1898
	April-August	März	Februar	Januar	Dezember	Jahr	Jahr
	Mk.	Mk.	Mk.	Mk.	Mk.	Mk.	Mk.
Berlin, Bahnhof							
Westf. Gaskohlen . . .	23,25	23,00	23,00	22,25	22,25	22,25	21,3
Oberschles. Stückkohlen .	21,00	19,50	19,50	19,50	19,50	19,17	18,8
Breslau, Grubenpreis							
Oberschles. Gaskohlen . .	11,20	10,40	10,40	10,40	10,40	9,80	9,1
Dortmund, Werk							
Gestürzte Stückkohlen . .	14,00	12,00	13,00	12,00	10,00	10,00	9,7
Puddelkohlen	10,00	9,00	10,00	10,00	9,00	9,00	8,7
Düsseldorf, Werk							
Flammkohlen	10,88	10,88	10,88	10,00	10,00	10,00	9,5
Fettkohlen	10,25	10,25	10,25	9,38	9,38	9,38	9,0
Magere Kohlen	9,75	9,75	9,75	9,00	9,00	9,00	8,8
Gaskohlen	12,75	12,75	12,75	11,75	11,75	11,75	10,9

In den fünf Monaten April bis August sind die Monatspreise gleich hoch geblieben, sie weisen aber gegen den Anfang des Jahres fast durchweg eine nicht unbedeutende Steigerung auf. So wenig Sensationelles die Zahlen auch bieten, so ist doch die wesentliche Verschärfung der Kalamität im laufenden Jahre gegen die Lage im Jahre 1899 und vollends im Jahre 1898 klar daraus zu erkennen.

Über die Kohlengewinnung lehrt uns die Statistik, daß im deutschen Zollgebiet an Stein- und Braunkohlen zusammen gewonnen wurden:

in Millionen Tonnen

1899	1898	1897	1896	1895
135,8	128,0	120,5	112,5	104,0

Im Königreich Preußen allein wurden gefördert:

Steinkohlen . .	94,7	89,6	84,3	79,0	72,6
Braunkohlen . .	28,4	26,0	24,2	22,0	20,1
zusammen . .	**123,1**	**115,6**	**108,5**	**101,0**	**92,7**

Für den abgelaufnen Teil von 1900 kann noch keine entsprechende Berechnung gemacht werden. Nur für das erste Vierteljahr liegen Zahlen vor. Im Januar bis März sind in Preußen 25,6 Millionen Tonnen Steinkohlen und 8,2 Braunkohlen gefördert worden gegen 23,3 und 6,7 im ersten Vierteljahr 1899. Im ganzen wies also die Vierteljahrsproduktion 1900 gegen das Vorjahr ein Mehr von 3,8 Millionen Tonnen Kohlen auf. Im ganzen Jahre 1899 sind 7,5 Millionen mehr gefördert worden als 1898. Die Steigerung im ersten Vierteljahr 1900 darf deshalb wohl als eine ganz beträchtliche bezeichnet werden. So ganz am Ende seiner Leistungsfähigkeit war also der deutsche Kohlenbergbau am 1. Februar noch nicht angelangt.

Die tägliche Belegschaft während des Jahres 1899 stellte sich in Preußen durchschnittlich wie folgt:

		Steinkohlenbergbau	Braunkohlenbergbau
Oberbergamtsbezirk	Breslau .	84906 Köpfe	1498 Köpfe
„	Halle . .	38 „	29086 „
„	Clausthal	3388 „	1528 „
„	Dortmund	205106 „	— „
„	Bonn . .	49975 „	4905 „
	zusammen	**343413 Köpfe**	**37017 Köpfe**

Dagegen wird die Arbeiterzahl angegeben für das erste Vierteljahr 1900 im Steinkohlenbergbau auf 363498 gegen 336767 im ersten Vierteljahr 1899,

und im Braunkohlenbergbau auf 40290 gegen 36226; also 1900 zusammen 32795 mehr als 1899. Das erste Vierteljahr 1899 wies gegen dieselbe Periode 1898 nur ein Mehr von 25424 auf. Es scheint danach die Leutenot den Kohlenbergbau bisher noch nicht abgehalten zu haben, die Belegschaften in gesteigertem Maße zu vergrößern. Von ihr zu sprechen hat nur den Sinn, daß die Gruben trotz der zunehmenden Vergrößerung der Belegschaften dem rapiden Wachstum des industriellen Bedarfs schwer haben folgen können.

Beiläufig sei auch der Bewegungen der Arbeitslöhne (Nettolöhne) im Bergbau kurz gedacht. Der Jahresverdienst der Bergarbeiter in den Steinkohlengruben betrug in Mark:

	1899	1898	1897	1896	1895
in Oberschlesien .	801	771	721	697	675
„ Niederschlesien	846	812	787	757	737
„ Dortmund .	1255	1175	1158	1035	968
„ Saarbrücken .	1019	1015	982	966	928
„ Aachen . .	1069	1007	956	988	868
und in den Braunkohlengruben					
in Halle . . .	871	832	805	773	749

Man sieht, daß sich die Kohlenindustrie zu starken Aufbesserungen der Löhne hat verstehen müssen, um leistungsfähig zu bleiben. Der Zug nach der Großstadt wird auch bei der bergmännischen Bevölkerung nicht unverständlich; ob er sich schon fühlbar gemacht hat, ist nicht klar, daran zu denken aber an der Zeit.

Von besondrer Wichtigkeit und viel besprochen sind natürlich die Ein- und Ausfuhrverhältnisse auf dem Kohlenmarkt. Es betrug im deutschen Zollgebiet in den ersten sieben Monaten der genannten Jahre die

	Einfuhr		Ausfuhr		Mehreinfuhr		Mehrausfuhr	
	(In 1000 Tonnen zu 1000 kg)							
	1900	**1899**	**1900**	**1899**	**1900**	**1899**	**1900**	**1899**
an Steinkohle	3957,5	3357,4	8790,9	7765,8	—	—	4833,4	4408,4
an Braunkohle	3915,0	5009,5	38,8	11,9	3876,2	4987,6	—	—
zusammen	**7872,5**	**8366,9**	**8829,7**	**7777,7**	—	**589,2**	**957,2**	—

An Stein- und Braunkohlen zusammen standen also infolge der Aus- und Einfuhrverschiebung rund $1^1/_2$ Millionen Tonnen weniger in den ersten sieben Monaten 1900 dem Inlandskonsum zur Verfügung als in derselben Periode 1899. Wir haben aber gesehen, daß allein in Preußen und allein im ersten Vierteljahr 1900 fast 4 Millionen Tonnen Kohlen mehr gefördert worden sind als im ersten Vierteljahr 1899, sodaß der Fehlbetrag sicher mehrfach wettgemacht worden ist. Der ihn hauptsächlich verursachende Ausfall der Zufuhren böhmischer Braunkohlen infolge des Bergarbeiterausstands hat eigentlich nur in den Monaten Februar und März stattgefunden. Die Mehreinfuhr von Braunkohlen stellt sich nämlich in den Monaten Januar bis Juli 1900 in 1000 Tonnen (zu 1000 kg) wie folgt:

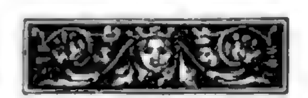
Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli*)
530,8	32,7	219,3	628,1	798,6	792,9	873,9

Diese statistischen Darlegungen ergeben ganz ebenso wie die Äußerungen der Regierung vom 1. Februar und aus neuster Zeit in der Hauptsache ein ganz gehöriges non liquet. Der Minister für Handel und Gewerbe erkannte am 1. Februar die Möglichkeit an, daß aus den Syndikaten für die Zukunft große Gefahren erwachsen könnten. Es seien deshalb, fügte er hinzu, auch schon die „beteiligten Ressorts zusammengetreten, um in kommissarischer Beratung zu erwägen, in welcher

*) August 822,6.

Weise eine bessere, sicherere und zuverlässigere Grundlage geschaffen werden könne, um die Übersicht über die Gesamtheit der Bildung von Syndikaten zu finden, genau zu wissen, welche Syndikate sich gebildet haben, zu welchen Zwecken, in welchen Bezirken, wie ihr geschäftliches Gebaren ist, sodaß man thatsächlich die volle Unterlage hat, um jederzeit beurteilen zu können, ob und wie weit es etwa künftig notwendig sein wird, mit Restriktionen irgend welcher Art solcher Entwicklung entgegenzutreten."

Wir können nur wünschen, daß die neue und verstärkte Auflage der Kohlennot die Herren Kommissarien der beteiligten Ressorts zu einem recht energischen Tempo ihrer Beratungen und Erwägungen veranlaßt, damit der Handelsminister dem preußischen Landtage volle Klarheit über die Beziehungen der Produzentenvereine, der Händlerringe und auch der Kleinhändlerpreise zur Kohlennot zu geben imstande ist. Der Herr Minister wird dabei namentlich auch die Leutenot der Landwirtschaft ernstlich berücksichtigen müssen, an die die neusten „offiziösen" Zeitungsschreiber augenscheinlich nicht denken, wenn sie von der gewaltigen Ausdehnung des deutschen Kohlenbergbaus in nächster Zeit Wunderdinge erzählen. Kohlen genug sind da unter dem deutschen Erdboden, das wissen wir. Aber heute daran zu denken, weitere Tausende und aber Tausende von Landarbeitern in die Kohlengruben zu locken, wäre verkehrt. Da soll man lieber die Kohlenausfuhr, wenn sie nicht besonders hohen Gewinn abwirft, was nicht der Fall zu sein scheint, bleiben lassen und der Kohleneinfuhr die Wege so bequem wie möglich machen. Hoffentlich wird der Stillstand im „Aufschwung" der Industrie früh genug die Lage auch denen klar machen, die den Kurssturz der Industriepapiere noch leicht nehmen, damit nicht die Landflucht noch größere Dimensionen annimmt, und dann um so größere Massen von Industrie und Bergbau auf die Straße gesetzt werden. *β*



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Kalewipoeg. Kalewipoeg, Kalews Sohn, der Riesenknabe, ist eine Figur des esthnischen Volksglaubens. Als die Esthen 1227 von den deutschen Rittern unterworfen waren, brach für sie die Zeit des Würgens und des Leidens herein, sie mußten fronen und zinsen, wurden gehalten wie Haustiere und atmeten erst auf, als sich das Russenvolk auf ihre Peiniger warf und sie unterjochte (1710). Da begann für diese die Leidenszeit, die vielbesprochne Russifizierung der Ostseeprovinzen, für die wir Reichsdeutschen ja noch täglich zur Teilnahme aufgerufen werden, ohne daß sich dadurch an dem eisernen Gange der Geschichte etwas ändern kann. Deutschland hat es keinen Gewinn gebracht, daß einst seine Ritter und Priester auszogen, den Osten zu kolonisieren: das Deutschtum ging uns verloren, in seinem Rücken aber blieb der Katholizismus sitzen, er verbindet sich mit den Polen und bereitet nun dem Reiche Schwierigkeit. Deutschland hat seine eignen Sorgen. Die Nachkommen der deutschen Ritter müssen sich allein mit der stärkern Macht des Russenreiches abzufinden suchen. Es geht ihnen dabei auch zur Zeit noch so gut, daß sie gar nicht zu uns zurück möchten, um mit uns die Lasten unsers weniger behäbigen Lebens zu tragen und in der straffern Organisation unsers Staatswesens aufzugehn, wie kürzlich ein erfahrner Mann in den Grenzboten (Heft 32) überzeugend dargelegt hat. Einzeln kommen sie freilich in nicht geringer Zahl, lassen

sich unter uns nieder und stehn sich nicht schlecht dabei. Eine Statistik über diese Erfolge des Baltentums an Universitäten und in andern bevorzugten Stellungen könnte lehrreich sein. Aber wir wollen zu „Kalewipoeg" kommen. Die deutschen Herren also saßen auf dem Nacken einer unterjochten leibeignen Bevölkerung. Hätten sie diese zu sich herangezogen und an ihrer höhern Kultur teilnehmen lassen, so wären sie stärker gewesen im Kampf gegen die andringenden Russen, die nun den Eingebornen beinahe als Befreier erschienen. Der Fehler war begangen, viele bereuten ihn auch, aber es war zu spät, ihn wieder gut zu machen. Das zeigt uns auch die Geschichte von „Kalewipoeg," aus dem Esthnischen übertragen von F. Löwe, mit einer Einleitung und mit Anmerkungen herausgegeben von W. Reiman (Reval, Franz Kluge). Den Deutschen waren die Esthen in der zwölften Stunde interessant geworden, man wollte ihr untergehendes Volkstum untersuchen, ihre Sagen und ihre Lieder sammeln und retten, aber die Esthen wollten sich nicht untersuchen und retten lassen, sie waren mißtrauisch geworden und verbittert: Haben die deutschen Herren unsern Blutzins genommen, und wollen sie nun auch den Liederzins von uns nehmen? Der singende Mund verstummte, und mehr als einmal ballten sich die Fäuste, um den Sammlern ihr Interesse auszutreiben. Langsam, unter unsäglichen Schwierigkeiten wurde das Werk gefördert, die Arbeit ging von einer Hand in die andre, mehrere Männer haben den größten Teil ihres Lebens darauf verwandt, und nun liegt ein Heldengedicht von zwanzig Gesängen in vierfüßigen allitterierenden Trochäen vor uns. Der Riesenjüngling, Kalews jüngster Sohn, wächst mit seinen Brüdern heran, sieht seinen Vater sterben und erlebt die Entführung der Mutter durch einen Zaubrer. Dann gehn die Brüder die Mutter zu suchen, dabei lädt Kalewipoeg eine Blutschuld auf sich, wodurch er zum tragischen Helden wird. Er erwirbt ein ganz besondres Schwert, erschlägt aber damit den Sohn des Schmieds, sodaß dieser einen Fluch auf die Waffe legt. Nun geht Kalewipoeg auf Abenteuer, thut unendliche Heldenthaten, kämpft auch gegen Eisenritter, Tataren und Russen, aber dann zieht er sich traurig in die Einsamkeit zurück, und ganz zuletzt muß ihm nach dem Verhängnis sein Schwert beide Beine abschneiden. Der vergleichende Sagenforscher kann hier Mythus und Dichtung, der Litteraturkritiker Volkslied, Redaktion und Nachdichtung fein auseinanderlegen, der schlichte Leser aber, den das alles nichts angeht, wird sich am Schluß des Ganzen sagen, daß er ein recht unterhaltendes und an einzelnen Schönheiten reiches Märchen gelesen hat. Das individuelle Leben ist, wie in der nordischen Dichtung überhaupt, kaum entwickelt, die Erzählung deutlich, das Naturbild großartig und schwermütig. Die Einleitung verfolgt die Geschichte dieser Sammlung bis auf Herders „Stimmen der Völker" zurück, und die Anmerkungen belehren uns über die Zusammenhänge der Epopöe mit dem Volkstum der Esthen. A. P.

Zur Beachtung

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 4. Vierteljahr ihres 59. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 9 Mark. Wir bitten, die Bestellung schleunig zu erneuern. Unsre Freunde und Leser bitten wir, sich die Verbreitung der Grenzboten angelegen sein zu lassen.

Leipzig, im September 1900

Die Verlagshandlung

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig





